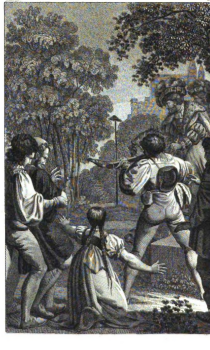
BIBL. FAC. LIBRE THEOL.
Hist. 3705.
LAUSANNE, Ch. d. Cèdres

Digitized by Google

Digitized by Google



MARTYRE DES SAINTS PAUL ET PIERRE, Martyrdom of St. Peter & Paul.

Digitized by Google

Die Weltgeschichte für Kinder

von

Dr Georg Ludwig Jerrer.

Fünfte, durchaus berichtigte und bis zur neuesten Zeit fortgesetzte Auflage.

Mit neuen Stahlstichen von Heideloff und Dalbon.

Zweiter Theil.

Nürnberg, 1833.

Druck und Verlag von Friedrich Campe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Mittlere Geschichte.

Von der großen Völkerwanderung bis zu der Entdeckung von Amerika und der Reformation.

Zweiter Zeitraum der Geschichte nach Christi Geburt.

Von Theodosius dem Großen bis zu Muhamed (400—622).

Arcadius und Honorius 1
Alarich, König der Westgothen 2
Alarichs erster Zug nach Italien 3
Rhadagais in Italien 4
Die Vandalen, Alanen und Sueven in Gallien und Spanien 4
Wie der westgothische König Alarich auf's Neue Italien brandschatzte und Rom plünderte 6
Wie die Westgothen sich endlich in Gallien niederließen 9
Thaten des Vandalen-Königs Genserich 10
Attila, König der Hunnen 12
Fortsetzung. Entstehung der Stadt Venedig. Attila's Tod ... 15
Umsturz des abendländischen Kaiserthums 16
Entstehung des Königreichs England 17

Digitized by Google

Entstehung des fränkischen oder französischen Reichs 19
Wilde Barbarei der Nachfolger Chlodewichs 23
Theodorich, König der Ostgothen 25
Fortsetzung. Die Ostgothen in Italien. Zerstörung des rugischen Reiches. Gründung des ostgothischen. Theodorichs Tod 27
Wie das vandalische Reich von Belisarius, das ostgothische von Belisarius und Narses wieder zerstört wurde 29
Fortsetzung. Untergang des ostgothischen Reiches 30
Reich der Longobarden in Italien unter Alboin 32
Das Innere von Deutschland nach der großen Völkerwanderung 34
Die Päpste im zweiten Zeitraume 35
Zunehmendes Unwesen der Einsiedler und Mönche 38
Mönchsprügeleien und Ascetenunfug 39
Griechische Kaiser im zweiten Zeitraume 43
Zustand der Wissenschaft im zweiten Zeitraume 44
Neue Sprachen 45
Zweikämpfe 46
Ordalien oder Gottesurtheile 47
Die ersten Seidenraupen werden nach Europa gebracht 50
Rückblicke auf die vornehmsten Ereignisse in dem zweiten Zeitraume 51
Zeitfolge der berühmtesten Männer und der vorzüglichsten Begebenheiten in dem zweiten Zeitraume 52

Dritter Zeitraum.

Von Muhamed bis auf Karl den Großen (622—800).

Muhamed 54
Das Kalifat 60

Digitized by Google

Spanien wird von den Arabern oder Sarazenen erobert 63
Wie schlimm es den ersten Kalifen nach Muhameds Tode erging. Almansur verlegt den Sitz seines Reiches nach Bagdad 64
Die Franken im dritten Zeitraume 65
Wie Pipin der Kurze den fränkischen Scheinkönig Childerich III. vom Throne stieß 66
Karl der Große 68
Karl der Große bekriegt die Sachsen 69
Karls des Großen andere Eroberungen 73
Karl der Große wird zum römischen Kaiser gekrönt 75
Wie Karl der Große sich als einen Freund der Aufklärung und Beschützer der Wissenschaften bewies 76
Bekehrung der heidnischen Deutschen. St. Kilian, St. Emeran, Bonifacius, der Apostel der Deutschen 79
Zustand der Deutschen vor Karl dem Großen 81
Wissenschaften, Künste, Handel der Franken und andern Deutschen zur Zeit Karl des Großen 85
Die morgenländischen Kaiser im dritten Zeitraume 87
Schreckliche Gräuel zu Constantinopel 87
Die Bilderstürmer 88
Uebersicht der vornehmsten Ereignisse in dem dritten Zeitraume 90
Zeitfolge der berühmtesten Männer und der vornehmsten Begebenheiten in dem dritten Zeitraume 91

Vierter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf Gottfried von Bouillon.

Die Deutschen im vierten Zeitraume 92
Karls des Großen letzte Regierungsjahre 93

Digitized by Google

Ludwig der Fromme und seine Söhne 94
Wie Deutschland durch den Vertrag zu Verdun auf immer von Frankreich getrennt wurde 97
Ludwig der Deutsche, seine Brüder und Söhne 98
Arnulf und Ludwig das Kind 100
Konrad I. 102
Heinrich der Vogelsteller 103
Otto der Große 107
Otto II. Otto III. und Heinrich II. 110
Neue Kaiserreihe aus dem Hause der Herzoge in Franken 111
Konrad II. 111
Heinrich III. 113
Heinrich IV. 114
Fortsetzung 121
Heinrich V. 125
Sitten der Deutschen in dem vierten Zeitraume (800 bis 1069) 127
Das Faustrecht 131
Das Ritterwesen 133
Die Turniere 137
Wie die deutschen Grafen und Herzoge zu regierenden Herren wurden 140
Die Franzosen im vierten Zeitraume.
Hugo Capet. Entstehung der Städte und des Bürgerstandes in Frankreich 141
Die Normänner 144
Norwegische Edelleute legen den Grund zu dem Königreich Neapel und Sicilien 146
Die Engländer 148
Egbert. Alfred 148
Canut der Große und Wilhelm der Eroberer 149
Gründung des Königreichs Polen 152
Ursprung des Königreichs Böhmen 152
Entstehung des russischen Reichs 153

Digitized by Google

Ursprung des Königreichs Ungarn 153
Die Dänen, Schweden und Norweger im vierten Zeitraume 155
Die Araber im vierten Zeitraume 155
Die spanischen Araber 157
Ursprung des ersten türkischen Reiches 158
Das griechische Reich 159
Zunehmende Macht der Päpste seit Karl dem Großen 159
St. Sebaldus, der Apostel der Nürnberger 161
Wissenschaften und schöne Künste im vierten Zeitraume 163
Rückblick auf die vornehmsten Ereignisse in dem vierten Zeitraume 164
Zeitfolge der berühmtesten Männer und der merkwürdigsten Begebenheiten im vierten Zeitraume 165

Fünfter Zeitraum

Von Gottfried von Bouillon bis auf Columbus und Luther.

Die Kreuzzüge 167
Fortsetzung 171
Entstehung des Johanniter-, des Tempelherren- und des Deutschen Ordens 175
Die Deutschen im fünften Zeitraume 177
Lothar II. 177
Die Hohenstaufen. Konrad III. 178
Friedrich I. 179
Heinrich IV. und Philipp 181
Friedrich II. 183
Konrad IV. Unglückliches Ende des jungen Prinzen Konradin 185
Die sicilianische Vesper 188
Die Minnesinger 190

Digitized by Google

Die deutsche Hanse 193
Das große Interregnum 195
Rudolph von Habsburg 196
Albrecht I. 202
Der Schweizerbund 204
Heinrich VII. 210
Ludwig von Bayern 210
Karl IV. 213
Erfindung des Schießpulvers 215
Wenzeslaus und Rupert 217
Sigismund 219
Johann Huß und Hieronymus von Prag werden lebendig verbrannt 220
Der Hussitenkrieg 222
Albrecht II. 223
Friedrich III. 224
Maximilian I. 225
Erfindung der Buchdruckerkunst 229
Die Franzosen im fünften Zeitraume 232
Philipp August. Ludwig IX. Philipp der Schöne 232
Philipp VI. und seine Nachfolger 234
Karl VI. Karl VII. Das Mädchen von Orleans 236
Die Engländer von Heinrich II. bis Heinrich IV. 239
Die Portugiesen 240
Die Spanier 244
Entdeckung von Amerika 245
Cortez erobert Mexico 249
Entdeckung und Eroberung von Peru durch Franz Pizarro 253
Die Italiener 256
Papst Alexander VI. und Cäsar Borgia 258
Die Ungarn 262
Die Böhmen 263
Die Polen 263

Digitized by Google

Die Dänen, Schweden, und Norweger 264
Die Russen 265
Die Mongolen 265
Die Türken 268
Die Griechen 269
Untergang des griechischen Reichs 269
Wiederherstellung der Gelehrsamkeit 270
Sitten und Lebensart der vornehmsten Völker im Mittelalter . 272
Behandlung des Volkes. Ausschweifungen. Verbrechen und Strafen 274
Fortsetzung. Aeußeres Betragen. Sittlichkeit 277
Fortsetzung. Kleidung und Hausrath 279
Fortsetzung. Lustbarkeiten 281
Die Vehmgerichte 285
Uebersicht der vornehmsten Begebenheiten in dem fünften Zeitraume 287
Zeitfolge der merkwürdigsten Männer und vornehmsten Begebenheiten im fünften Zeitraume 288

Neue Geschichte.

Sechster Zeitraum.

Von Columbus und Luther bis auf die französische Revolution.

Erster Abschnitt.

Von der Reformation bis zu dem westphälischen Frieden.

Die Deutschen im sechsten Zeitraume 292
Die Reformation. Martin Luther 292

Digitized by Google

Luther auf dem Reichstage zu Worms 301
Luther auf der Wartburg 302
Luther legt die Mönchskutte ab und verheirathet sich 304
Zwingli. Ursprung des Namens Protestanten. Augsburgische Confession 304
Luthers Tod 307
Karl V 309
Karls Kriege in Deutschland mit den protestantischen Fürsten 314
Fortsetzung. Schlacht bei Mühlberg 317
Fortsetzung 319
Karls V. Niederlegung der Krone und Tod 322
Ferdinand I. 324
Maximilian II. 325
Rudolph II. 326
Matthias 330
Ferdinand II. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 333
Der König von Dänemark in Deutschland. Wallenstein 336
Gustav Adolph in Deutschland 339
Gustav Adolphs Tod 342
Der westphälische Friede endet den dreißigjährigen Krieg 347
Deutsche Schriftsteller und Künstler von den Zeiten der Reformation bis zu dem westphälischen Frieden (1520 — 1648) 349
Die Franzosen in dem ersten Abschnitte des sechsten Zeitraums 354
Franz I. 354
Heinrich II. 356
Franz II. 357
Karl IX. 358
Die Bartholomäusnacht oder die Pariser Blutbochzeit ... 360
Heinrich III. 363
Heinrich IV. 365
Ludwig XIII. 369

Digitized by Google

Schöne Wissenschaften unter den Franzosen 370
Die Engländer 372
Heinrich VIII. 372
Eduard VI. 374
Maria 376
Elisabeth 377
Elisabeth und Maria Stuart 379
Elisabeth und Graf Essex 381
Jakob I. Die Pulververschwörung 383
Karl I. 386
Fortschritte der Engländer in den Künsten, der Handlung, den Wissenschaften 389
Shakespeare 390
Die Spanier 392
Philipp II. 392
Philipp II. und sein Sohn Don Carlos 394
Philipp III. und Philipp VI. 397
Michael Cervantes 398
Entstehung der vereinigten Niederlande 399
Die Portugiesen 403
Die Italiener 404
Die Päpste 405
Die Florentiner 407
Italienische Künstler 410
Leonardo da Vinci 410
Michael Angelo und Raphael 411
Titian 413
Correggio 414
Die Carracci 415
Italienische Dichter und Gelehrte 417
Ariost. Tasso 417
Galileo Galilei 420
Die Dänen, Schweden und Norweger 422
Die Polen 424

Digitized by Google

Die Ruſſen 425
Die Türken 426
Die Perſer und Mongolen 427
Die Chineſen 427

Zweiter Abſchnitt.

Die Deutſchen 428
Ferdinand III. Leopold I. 428
Die Türken belagern Wien 432
Gräuliche Verheerung der Pfalz am Rhein durch die Franzoſen 434
Der ſpaniſche Erbfolgekrieg 437
Die Schlacht bei Höchſtädt oder Blindheim. Prinz Eugen. Marlborough 439
Joſeph I. Karl VI. 443
Die Könige von Preußen 445
Friedrich I. 445
Friedrich Wilhelm I. 446
Friedrich II. 449
Maria Thereſia. Karl VII. Oeſterreichiſcher Erbfolgekrieg. Erſter ſchleſiſcher Krieg 456
Zweiter ſchleſiſcher Krieg 460
Der ſiebenjährige oder dritte ſchleſiſche Krieg 463
Franz I. 473
Joſeph II. 475
Friedrich der Große in der letzten Hälfte ſeiner Regierungsjahre 479
Deutſche Literatur und Kunſt 481
Die Franzoſen 491
Ludwig XIV. 491
Ludwig XV. 493
Franzöſiſche Literatur und Kunſt 494

Digitized by Google

Die Engländer 498
Oliver Cromwell. Karl II. Jakob II. Wilhelm III. 498
Die Königin Anna. Georg I. Georg II. 500
Georg III. 502
Englische Literatur und Kunst 503
Die Spanier 506
Die Portugiesen 507
Die Italiener und Schweizer 508
Die Türken 510
Die Russen 512
Peter der Große 512
Katharina I. und ihre Nachfolger 517
Die Schweden 520
Christine. Karl Gustav. Karl XI. 520
Karl XII. 521
Karl XII. stößt den König von Polen vom Throne 526
Die Schlacht bei Pultawa 528
Karl XII. auf türkischem Gebiete 530
Fortsetzung der Geschichte der Schweden 535
Gustav III. 536
Die Polen 538
Die Dänen 540
Die Perser 541
Ende des Reichs des Großmoguls 542
Die Chinesen 543
Uebersicht der vornehmsten Ereignisse in den beiden Abschnitten des sechsten Zeitraums 543
Zeitfolge der berühmtesten Männer und der vornehmsten Begebenheiten 545

Digitized by Google

Siebenter Zeitraum.

Von der französischen Revolution und der Auflösung des römisch-deutschen Reichs bis auf unsere Zeiten.

Die Deutschen 550
Leopold II. 550
Franz II. 551
Die Preußen. Friedrich Wilhelm II. 552
Friedrich Wilhelm III. 553
Die Franzosen 555
Ludwig XVI. Ausbruch der französischen Revolution ... 555
Blutscenen am 10. August und 2. September 1792 560
Hinrichtung Ludwigs XVI. 562
Fortgesetzte Revolutionsgräuel. Der Blutmensch Robespierre. Hinrichtung der Königin 567
Revolutionskriege bis zum Baseler Frieden 1795 568
Neue Constitution der Franzosen. Fortsetzung ihrer Kriege bis zu dem Frieden von Campo Formio (1795—1797). Entstehung der cisalpinischen Republik 569
Zweiter Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, verbunden mit Rußland und der Pforte, in den Jahren 1798—1801 571
Napoleon Buonaparte wird französischer Kaiser. Dritter französisch-deutscher Krieg im Jahre 1805 (gegen Oesterreich, verbunden mit Rußland) 573
Der Rheinbund. Vierter französisch-deutscher Krieg (gegen Preußen, in den Jahren 1806 und 1807)..... 575
Fünfter französisch-deutscher Krieg, gegen Oesterreich allein, 1809 577
Französisch-russischer Krieg. Napoleon dringt in das Herz von Rußland ein. Einäscherung der Stadt

Moscau. Vernichtung der ganzen französischen Macht 579
Sechster französisch-deutscher Krieg. Fortsetzung des französisch-russischen. Die große Befreiungsschlacht bei Leipzig, am 18. Oct. 1813 584
Fortsetzung des Krieges auf französischem Boden. Napoleon muß sich ergeben, und wird auf die Insel Elba verbannt 586
Napoleon bemächtigt sich auf's Neue des französischen Thrones. Die Schlacht bei Waterloo. Seine zweite Verbannung nach der Insel St. Helena 588
Frankreich unter der Regierung Ludwigs XVIII. 592
Die Spanier 594
Abfall der spanischen südamerikanischen Colonien 599
Die Portugiesen 601
Die Engländer 604
England unter Georg IV. 604
Die Niederländer 608
Die Italiener 616
Die Schweizer 616
Die Türken 617
Aufstand der Griechen gegen die Türken 618
Die Russen 621
Die Schweden 624
Die Dänen 626
Allgemeine Angelegenheiten der europäischen Staaten seit 1814
Der Wiener Congreß 628
Der heilige Bund (1815) und der Congreß zu Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821) 631
Der russisch-türkische Krieg 633
Die Juli-Revolution 1830 in Frankreich 634
Die Revolution in Belgien 637
Die Revolution in Braunschweig 639
Der Aufstand der Polen 1830 641

Digitized by Google

Neueste Vorfälle in Italien 644
König Otto landet in Nauplia 644
Gray-Broughamsches Ministerium in England 645
Zeitfolge der berühmtesten Männer und der vornehmsten Ereignisse in dem siebenten Zeitraume, von der französischen Revolution bis auf unsere Zeiten 645
Register 650

Digitized by Google

Mittlere Geschichte.

Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung von Amerika und zur Reformation.

Zweiter Zeitraum der Geschichte nach Christi Geburt.

Von Theodosius dem Großen bis zu Muhamed, oder von der großen Völkerwanderung bis zur Einführung der muhamedanischen Religion.

Jahre nach Christi Geburt 395 bis 622.

Arcadius und Honorius mit ihren Regierungsgehülfen, Rufinus und Stilico. (395.)

Ihr werdet euch erinnern, daß Theodosius sein großes Reich unter seine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, so getheilt hatte, daß Arcadius die östlichen, Honorius die westlichen Provinzen beherrschen sollte. Dem Arcadius war zu seiner Residenz Constantinopel, dem Honorius Rom bestimmt.

Als Regierungsgehülfen gab Theodosius dem jungen Arcadius einen seiner Lieblinge, Namens Rufinus, aus der benigen Gascogne gebürtig, einen schlechten, brauchlerischen, habsüchtigen Menschen, der sich bald durch seine Raubsucht und seine Ungerechtigkeiten bei dem Heere und dem Volke verhaßt machte.

Der eilfjährige Honorius erhielt den Stilico, einen klugen und tapfern Vandalen, zum Vormund und Gehülfen. Beide Prinzen waren schwache, unfähige, unwissende Menschen, von denen vom Anfange an nichts Gutes zu hoffen war. Anstatt in schöner Eintracht mit einander zu leben, und sich wider ihre gemeinschaftlichen Feinde treulich beizustehen, waren sie bei etwas reiferem Alter voll Mißtrauen gegen einander; und eine noch größere Spannung herrschte unter ihren Rathgebern.

Die Gothen setzten, nach Theodosius Tod, ihre Feindseligkeiten fort. Stilico wollte mit seinem Heere von Italien aus dem Arcadius zu Hülfe eilen, wie auch sonst ein Kaiser dem andern beigestanden hatte. Dieß wollte aber Rufinus nicht zugeben, denn er traute dem Stilico nicht. Als er daher von der Annäherung des Heeres Nachricht erhielt, schickte er diesem, im Namen des jungen Kaisers Arcadius, einen Befehl zu, nicht weiter vorzurücken.

Der General Gainas, ein Gothe, welcher das römische Heer befehligte, kehrte sich aber nicht an diesen Befehl; er drang vor bis nach Constantinopel, und ließ den Rufinus von seinen Soldaten, im Angesichte des jungen Kaisers, niederhauen, noch im Jahre 395 Nov.

Eudoxia, die Gemahlin des Arcadius, nahm sich jetzt der Regierung an.

Alarich, König der Westgothen. (400.)

Die römischen Heere bestanden damals beinahe ganz aus deutschen Völkern: Westgothen, Ostgothen, Vandalen, Alanen, Sueven. Anstatt braver Soldaten hatten die Kaiser einige hundert tausend Mönche. In Aegypten allein waren siebzig tausend.

Von heimlichen Feinden, die in unsern Diensten stehen, ist nie etwas Ersprießliches zu hoffen. Dieß erfuhr bald der

junge Kaiser Arcadius. Alarich, der Anführer der Westgothen, verlangte, daß er ihn zum Statthalter von Illyrien ernennen sollte. Da dieß nicht geschah, empörte er sich, verwüstete und plünderte mit seinen wilden Schaaren Griechenland auf eine schreckliche Art, und ließ sich zum Könige der Westgothen ausrufen. Den Kaiser von Constantinopel setzte er dadurch in solchen Schrecken, daß derselbe nun gern dessen Wunsch erfüllte, und ihm die Statthalterschaft von Illyrien übergab.

Alarichs erster Zug nach Italien. (403.)

Alarich hatte mit seinen Westgothen in Griechenland so gute Beute gemacht, daß er nun auch sein Glück in dem schlecht besetzten Italien versuchen wollte. — Es fehlte ihm an Schiffen, um über das adriatische Meer zu setzen; er umging aber dasselbe, überstieg die Alpen, und fiel in Oberitalien ein.

Schrecken und Bestürzung gingen vor ihm her; denn seine barbarischen Horden hauseten schrecklich. Der junge römische Kaiser Honorius, der sich damals in Mailand befand, gerieth in solche Furcht, daß er schon nach Gallien entfliehen wollte. Er war freilich noch ein unerfahrner Jüngling von 16 Jahren; ein großes Herz verläugnet sich aber auch in der Jugend nicht.

Desto muthiger ging sein Freund und Vormund, Stilico, mit den wenigen Truppen, kaum 30,000, die er zusammen gerafft hatte, den Feinden entgegen. Alarich wurde zweimal geschlagen; man nahm ihm seine Gemahlin, seine Kinder und beinahe die ganze Beute Griechenlands wieder ab. Am Ende aber gab ihm Stilico noch mehr Geld dazu, bestätete es auch mit goldenen Versprechungen, und so ließ sich der Gothenkönig bewegen, wieder umzukehren.

Rhadagais in Italien. (406.)

Rhadagais, der Anführer der Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder, hörte von dem Streifzuge Alarichs nach Italien. Er hoffte mit einem stärkeren Heere glücklicher zu seyn, als dieser, und nahm sich daher vor, einen Versuch zu machen, das schöne, reiche Land auszuplündern, und sich, wo möglich, ganz darin festzusetzen.

Sogleich machte er seine Anstalten, und zwei Jahre nach Alarich erschien er wirklich an der Spitze eines ungeheuern Haufen Volkes, worunter sich wenigstens 200,000 streitbare Männer befanden. Stilico hatte zwar alle römische Truppen in Italien, am Rhein, und sogar in Britannien, an sich gezogen; allein was wollte er damit in freiem Felde gegen einen solchen Schwarm ausrichten? Er mußte den Rhadagais, ohne ihn aufhalten zu können, bis in das heutige Toscana (damals Hetrurien) vordringen lassen. Er zog ihm aber nach; und während Florenz von den Barbaren belagert wurde, schloß er sie so zwischen den Gebirgen ein, daß aus Mangel an Lebensmitteln die Hälfte davon Hungers sterben mußte. Viele tausende fielen durch das Schwerdt. Rhadagais wollte sich durchhauen; allein umsonst; er wurde gefangen genommen, und auf Stilico's Befehl hingerichtet.

Der übrige Schwarm mußte sich ergeben. Einen Theil davon ließ man dahin zurück kehren, woher er gekommen war, die übrigen wurden als Sclaven, das Stück für einen Dukaten verkauft. — Doch damals gab es noch keine Dukaten; also für eine andere Goldmünze.

Die Vandalen, Alanen und Sueven in Gallien und Spanien. (407.)

Die Vandalen ließen sich durch dieses erste Unglück nicht abschrecken, ihr Heil anderswo zu versuchen. Das Volk, ver-

Bahnen und den Kanälen, Flüssen, Seepassagen, war ein bedeutender Kampf gewesen, der einen großen Widerwillen, und in manchen Gegenden eine Art Haß gegen die Eisenbahnen hervorgerufen hatte. Es schien, daß dieser Haß, dieser Widerwille sich nun auf die Eisenbahnen selbst übertragen würde. Aber es war nicht so. Die Eisenbahnen wurden populär, und wurden es rasch und vollkommen.

Das Mittel dazu war ihre Gunst mit der Masse. Die Eisenbahnen wurden populär, weil sie es machten. Sie machten es, indem sie ihre Tarife für die Masse machten. Sie machten sie, indem sie Wochenkarten und wöchentliche Rückfahrkarten, Arbeiterzüge und noch manche ähnliche Einrichtungen schufen, die sie zu einer wahren Wohlthat für die Massen machten und machen. Sie machten sie, indem sie Tarife machten, die sie zu einer wahren Wohlthat für die Massen machten und machen.

Schnell wagten sie sich dann über die Grenzen des Landes hinaus, und wurden auch in anderen Ländern populär. Sie sind es in manchen Ländern noch nicht, aber sie werden es auch dort, und zwar meist rascher, als sie es hier geworden sind. Sie werden es, indem sie dort dieselben Einrichtungen, dieselben Tarife, dieselben Gunst mit der Masse machen, wie sie es hier gemacht haben.

Die Eisenbahn machte den Anfang; sie machte auch weiter Fortschritte dahin; allein bei ihrer Natur ist sie nie dazu gekommen, sich so zu machen, wie sie es hätte machen können, wie sie es hätte machen sollen. Sie hatte, wie gesagt, ihre Tarife, welche sie machte, ihre Gunst mit der Masse, welche sie machte, ihre Wochenkarten, ihre Arbeiterzüge, ihre Rückfahrkarten, ihre Einrichtungen, welche sie machte, ihre Wohlthat für die Massen, welche sie machte, aber sie hatte nicht alles das machen können, was sie hätte machen können, was sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Tarife machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Gunst mit der Masse machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Wochenkarten machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Arbeiterzüge machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Rückfahrkarten machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Einrichtungen machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen. Sie hatte nicht die Wohlthat für die Massen machen können, die sie hätte machen können, die sie hätte machen sollen.

Sie hatte nicht alles das machen können, was sie hätte machen können, was sie hätte machen sollen, weil sie nicht frei war. Sie war nicht frei, weil sie nicht frei machen konnte. Sie konnte nicht frei mach

ihr hören, daß sie auch noch über das Meer nach Africa hinüber schifften, und dort ein großes Reich gründeten.

Wie der westgothische König Alarich aufs neue Italien brandschatzte, und Rom plünderte.

Stilico, der tapfere Vertheidiger von Italien, war nicht mehr. Er hätte gern seinen Sohn auf den römischen Thron gesetzt, und hatte sich deswegen in ein Bündniß mit den Westgothen eingelassen; die Verrätherei kam aber an den Tag, und er wurde, auf Befehl des Kaisers Honorius, ermordet.

Dieß geschah im Jahre 408. In demselben Jahre erschien auch Alarich wieder mit seinen Westgothen in Italien. Er verlangte 4000 Pfund Gold, die ihm Stilico jährlich versprochen hatte, und die Honorius, der sich jetzt mit seinem Hofe nicht mehr zu Rom, sondern zu Ravenna befand, nicht bezahlen wollte.

Mit Alarichs Heere vereinigten sich auch 40,000 andere Deutsche, ehemalige Gefangene, die den Römern als Leibeigene dienten, und dem Kaiser blutige Rache geschworen hatten, weil ihre Frauen und Kinder auf seinen Befehl waren ermordet worden. Er war vermuthlich so hart mit ihnen verfahren, weil er ihre Männer und Väter für Verräther ansah, die es mit seinen Feinden hielten.

Alarich plünderte erst eine Zeit lang die Städte in Oberitalien, dann ging er auf Rom selbst los. Es war kein Heer da, das ihn auf seinem Zuge hätte aufhalten können. Die Stadt wurde eingeschlossen, und ihr drohete ein schreckliches Schicksal. Um das Unglück abzuwenden, schickte man Abgeordnete an Alarich, und bot ihm viel Gold an, wenn er sich mit seinen Gothen und andern Deutschen wieder entfernen wollte. Er versprach es unter der Bedingung, daß ihm 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 3000

Königl. Schauspielhaus. Königl. Opernhaus.

Direktion: Königliche Generalintendanz der Königlichen Schauspiele. Generalintendant: Graf von Hochberg. Intendant: Freiherr von Putlitz. Oberregisseur: Max Grube. Regisseure: Otto Devrient, Paul Lindau, Dr. Max Martersteig, Dr. Hans Oberländer, Dr. Arthur Wilhelm. Oberregisseur: Max Grube. Regisseure: Otto Devrient, Paul Lindau, Dr. Max Martersteig, Dr. Hans Oberländer, Dr. Arthur Wilhelm. Oberregisseur: Max Grube. Regisseure: Otto Devrient, Paul Lindau, Dr. Max Martersteig, Dr. Hans Oberländer, Dr. Arthur Wilhelm.

Das Königliche Schauspielhaus befindet sich in der Nähe des Königlichen Opernhauses, Ecke Behrenstraße und Charlottenstraße. Die Kassenstunden sind: Von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Mittags und von 3 Uhr Nachmittags bis zum Beginn der Vorstellung. Die Kasse befindet sich an der Ecke der Behrenstraße und Charlottenstraße. Die Kassenstunden sind: Von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Mittags und von 3 Uhr Nachmittags bis zum Beginn der Vorstellung. Die Kasse befindet sich an der Ecke der Behrenstraße und Charlottenstraße. Die Kassenstunden sind: Von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Mittags und von 3 Uhr Nachmittags bis zum Beginn der Vorstellung. Die Kasse befindet sich an der Ecke der Behrenstraße und Charlottenstraße.

Das Königliche Opernhaus, Unter den Linden 7, ist von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Mittags und von 3 Uhr Nachmittags bis zum Beginn der Vorstellung geöffnet. Die Kasse befindet sich an der Ecke der Behrenstraße und Charlottenstraße. Die Kassenstunden sind: Von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Mittags und von 3 Uhr Nachmittags bis zum Beginn der Vorstellung. Die Kasse befindet sich an der Ecke der Behrenstraße und Charlottenstraße. Die Kassenstunden sind: Von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Mittags und von 3 Uhr Nachmittags bis zum Beginn der Vorstellung. Die Kasse befindet sich an der Ecke der Behrenstraße und Charlottenstraße.

Die Direktion ordnet die Vorstellungen an, bestimmt die Preise der Plätze und ernennt die Mitglieder des Personals. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben.

Die Direktion ordnet die Vorstellungen an, bestimmt die Preise der Plätze und ernennt die Mitglieder des Personals. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben. Sie ist verantwortlich für die Aufführungen und für die Einhaltung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, welche hierauf Bezug haben.

Die meisten von diesen, nebst einer Menge anderer Einwohner, die ihre Freiheit nicht mit Gold erkaufen konnten, wurden als Leibeigene fortgeschleppt, und einige Gebäude der Stadt niedergebrannt. Im Ganzen zeigten sich jedoch die Gothen, die damals schon Christen waren, viel milder, als man von einem solchen Volke hätte erwarten sollen. Als die Soldaten in der Stadt plünderten, wurde auch die Thüre eines bejahrten Weibes, die sich dem Dienste des Altars gewidmet hatte, von einem Gothen gesprengt und von ihr alles Gold und Silber, das sie besäße, gefordert. Sie führte ihn mit Bereitwilligkeit zu den heiligen Kirchengefäßen, die sie aufbewahrte, und stellte es ihm frei, wenn er Kirchenraub begehen wollte, sie zu nehmen. Der Gothe, ungewiß was er thun sollte, berichtete es dem König, und Alarich befahl, daß alles Eigenthum der Kirche ohne Verzug und unbeschädigt in dieselbe gebracht werden sollte. So zog denn eine ganze Schaar Gothen, welche die goldenen und silbernen Gefäße trugen, von einer andern Abtheilung ihres Heers in Schlachtordnung begleitet, wie in Procession zu der St. Peters Kirche, und die erstaunten Einwohner, die in ihnen jetzt keine Feinde mehr erblickten, gesellten sich, Loblieder singend, zu dem Zug.

Während dieß alles in dem unglücklichen Rom vorfiel, hatte Honorius zu Ravenna seine Lust an einem schönen, großen Hahn, den er Romanus nannte. Eines Morgens stürzte athemlos der Aufseher seines Vogelgebäudes mit dem Ausruf in das Zimmer: Rom ist dahin! — Der junge Kaiser erschrack heftig über die Nachricht, denn er glaubte, es sey sein schöner Hahn gestorben. Als er aber hörte, daß nur von der Stadt Rom die Rede sey, athmete er wieder freier, und faßte sich! — Seht, ein so erbärmlicher Mensch war dieser Honorius!

Alarich hielt sich nur sechs Tage in Rom auf. Er hatte ganz andere Plane noch vor. Er zog daher mit seinem Schwarme weiter südlich, nach Unteritalien, plünderte die

Städte in Campanien, Apulien, Calabrien, und war schon im Begriff, auch nach Sicilien hinüber zu schiffen, als der Tod ganz unerwartet allen seinen Planen ein Ende machte. Er starb im Jahr 410.

Wie die Westgothen sich endlich in Gallien niederlassen. (412.)

Alarichs Nachfolger war sein Schwager Adolf, (Ataulph), der nicht so gar kriegs- und plünderungslustig schien, wie er. Adolf machte einen Vergleich mit dem Kaiser Honorius, nahm dessen Schwester, Placidia, als Geißel mit, heirathete sie am Ende, und ließ sich mit seinen Gothen im südlichen Gallien, das heißt, in der heutigen Provence, und in Languedoc, auch in einem Theile von Spanien, nämlich in Catalonien, nieder, wo Wallia, einer seiner Nachfolger (416), ein neues Reich stiftete, dessen Haupt- und Residenzstadt Toulouse wurde. Von ihnen stammen eine Menge französischer Familien ab, die heut zu Tag jene Gegenden bewohnen. — Hundert und siebzig Jahre später bemeisterten sie sich der ganzen spanischen Halbinsel, und zerstörten das Reich der Alanen und Sueven, die sich dort niedergelassen hatten; ihr eigenes Reich in Spanien wurde aber 711 von den Saracenen zerstört. In Frankreich war es von noch kürzerer Dauer.

So sehen wir also die Westgothen, die anfangs gegen die Ostsee hin in Polen und polnisch Preußen wohnten, in der Folge erst an der Donau in Ungarn, dann herumplündernd in Italien, und endlich ruhig angesiedelt in dem heutigen Frankreich und in Spanien.

Thaten des Vandalenkönigs Genserich. (428 ff.)

Ihr wisset schon, daß sich die Vandalen brennend, mordend und plündernd bis an die äußersten Grenzen von Spanien durchgeschlagen, und sich daselbst niedergelassen hatten.

Um das Jahr 428 wurden sie von einem heldenmüthigen Könige, Namens Genserich oder Geiserich, beherrscht, der sie sogar über das Meer nach Africa hinüber führte.

Genserich wurde nämlich von Bonifacius, einem römischen Statthalter in Africa, dem man mit Gewalt seine Statthalterschaft nehmen wollte, um Hülfe angerufen, die ihm auch gleich versprochen wurde. Genserich dachte in seinem Herzen: Du sollst mich leichter haben, als du meiner wieder los werden wirst.

Er schiffte sich ein, mit einem 50,000 Mann starken Heere, Vandalen und Alanen, und landete im Jahre 429 glücklich an der Küste von Africa, wo sich auch die Mauritanier, die Bewohner des heutigen Fetz und Marocco, zu ihm schlugen, weil sie mit der Herrschaft der Römer durchaus unzufrieden waren.

Schrecken verbreitete sich bei seiner Ankunft in ganz Nordafrica, denn die Vandalen verwüsteten, verheerten und mordeten, was ihnen aufstieß. Die Einwohner flohen in Wüsten, in Gebirge und Höhlen. Dieß wollte Bonifacius nicht. Er machte Vorstellungen bei Genserich; er bat, er drohete; alles umsonst. Endlich suchte er die Feinde mit Gewalt zu vertreiben; allein er wurde zweimal geschlagen, und Genserich blieb im Besitze des Landes. Endlich (439) eroberte dieser auch die wieder aufgebauete Stadt Carthago, und machte sie zur Hauptstadt seines neuen africanischen Vandalenreichs, über welches er unter dem Titel eines Land- und Wasserkönigs herrschte. Wasserkönig nannte er sich, weil er auch über eine Flotte zu gebieten hatte, mit welcher er auf dem mittelländischen Meere umher streifte, und nach

und nach die balearischen Inseln, auch Sicilien, Sardinien und Corsica eroberte.

Endlich kam er sogar an das feste Land nach Italien herüber. Er wurde von der Kaiserin Eudoxia gerufen, die den Mörder ihres Gemahls, Valentinian's III., der auf Honorius folgte, einen gewissen Maximus, hatte heirathen müssen, den sie von Herzen haßte. Genserich war gleich zur Hand, wo es zu rauben und zu plündern gab. Er erschien (455) mit einer Flotte am Ausflusse der Tiber, und verbreitete Furcht und Schrecken in Italien. Der römische Bischof Leo zog ihm, an der Spitze der Geistlichkeit, mit Kreuzen und brennenden Fackeln entgegen, um Schonung der Hauptstadt von ihm zu erflehen. Genserich bekannte sich, so wie alle seine Vandalen, und die Gothen, zur christlichen Religion. Man hoffte daher, er würde Achtung für das Haupt der Kirche haben, und seiner Mitchristen schonen; auch versprach er wirklich, die Stadt nicht niederzubrennen; vierzehn Tage lang ließ er sie aber plündern. Maximus der Gemahl der Kaiserin Eudoxia, war schon vor seiner Ankunft von dem Volke gesteinigt, und von den Soldaten vollends niedergehauen worden. Jetzt nahm Genserich den kaiserlichen Ornat, den kaiserlichen Schatz, die herrlichsten Zierrathen der Tempel, die schönsten Statuen als Beute weg, und ließ alle diese Kostbarkeiten auf seine Schiffe laden. Zugleich schleppte er mehrere tausend junge Römer, ja die Kaiserin Eudoxia selbst, mit ihren zwei Töchtern, als Gefangene fort, und plünderte auf dem Rückzuge noch alle Städte und Dörfer an seinem Wege.

Bonifacius und Eudoxia hatten ihr Schicksal verdient, denn es ist schändlich, fremde Völker in das Vaterland zu rufen, und es der Willkühr der Feinde preis zu geben.

Noch lange blieb Genserich der Schrecken aller seiner Nachbarn, und selbst der Kaiser von Constantinopel, deren Flotten er wegführte und verbrannte. Nie, so lange er lebte, ließ er seinen Feinden Ruhe, und er starb im Jahre

478, in einem Alter von 84 Jahren. — Seinem Nachfolger hinterließ er ein mächtiges, furchtbares Reich, das aber doch noch in diesem Zeitraume wieder zertrümmert wurde.

Attila, König der Hunnen. (445.)

Ich habe euch schon gesagt, daß die Hunnen ein asiatisches Volk waren, das von den Grenzen von China bis nach Pannonien, dem heutigen Ungarn, gekommen war. Dieses häßliche, aber furchtbare Kalmückengesindel bestand meistens aus Menschen mit dicken, plattgedrückten Köpfen, schwarzen, langen, schmuzigen Haaren, gelblich schwarzen Gesichtern, kleinen, tiefliegenden Augen, platten Nasen. Ueber dem bartlosen Kinn öffnete sich ein großer Mund, der Hals war kurz, der Körper untersetzt, die Glieder fest. Sie ritten sehr schnell auf kleinen, muntern Pferden, machten ihre Angriffe rasch, mit großem Ungestüm, aber regellos. Plötzlich zerstreuten und sammelten sie sich wieder. Ihre Waffen waren Lanzen, Bogen, Pfeile.

Ueber dieses Volk herrschte von dem Jahre 445 an, während Genserich in Africa hauste, und die Westgothen schon in Gallien waren, der König Attila, der sich die Geißel Gottes nannte. — Denkt euch einen kleinen, unförmlichen Mann mit einem dicken Kopfe, einer stumpfen Nase, breiten Schultern, und einer starken, tönenden Stimme, so habt ihr Attila's Bild. Mit einem unternehmenden Geiste verband er Schlauheit, Habsucht und Uebermuth.

Schon seit fünfzig Jahren hauseten die Hunnen in Pannonien, wo sie die Wohnplätze der Westgothen eingenommen hatten. Sie lebten von der Pferd- und Hornviehzucht, von Raub und Plünderung, und machten sich allen ihren Nachbarn furchtbar. Wollten die Kaiser zu Constantinopel Ruhe vor ihnen haben, so mußten sie ihnen einen jährlichen Tribut bezahlen.

Ihr König Attila hatte seine Residenz in der Gegend von Tokai, wo der gute ungarische Wein wächst. Da bewohnte er einen hölzernen Pallast, umgeben von einer Anzahl hölzerner Häuser, die ein ganz ansehnliches Dorf vorstellten. Von hier aus machte er ungeheure Streifzüge nach allen Gegenden. Es hatte sich ein Theil der Ostgothen mit ihm verbunden, und auch die Vandalen in Africa waren seine Bundesgenossen. Die leichtgläubigen Hunnen hatte er überredet, er habe das Racheschwerdt des Kriegsgottes gefunden; dadurch stieg bei ihnen der Glaube an seine Macht. Er tödtete seinen Bruder Bleda, weil er keinen Mitregenten haben wollte, und gab vor, es sey auf göttliche Eingebung geschehen. — So machte er sich kein Gewissen, die dummen und abergläubischen Hunnen zu täuschen, so oft es sein Nutzen erfoderte.

Einer seiner ersten Feldzüge war gegen die Perser gerichtet; allein er kam geschlagen zurück. Hierauf fiel er mit einem furchtbaren Heere über Illyrien und die andern östlichen Provinzen des römischen Reichs her, und verheerte alle Landschaften zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Der orientalische Kaiser, Theodosius II., welcher damals regierte, wollte seine schönen Länder nicht so verwüsten lassen, und ging ihm mit einem starken Heere entgegen; allein er wurde dreimal von den Hunnen geschlagen, und nun wüthete der wilde Schwarm mit desto größerer Erbitterung in Thracien, Macedonien, Griechenland; siebenzig blühende Städte wurden mit Feuer und Schwerdt verwüstet. — Die gefangenen Feinde soll Attila gleichwohl mit Menschlichkeit behandelt haben.

Da gegen einen Mann, wie er, in ehrlichem Kriege nichts auszurichten war, so gerieth Theodosius II. auf den schändlichen Gedanken, ihn von einem Meuchelmörder aus dem Wege räumen zu lassen. Ein gewisser Edekon, ein Diener des Attila, erbot sich dazu; als er aber im Begriff war, die Unthat zu vollziehen, entfiel ihm plötzlich aller

Muth, und Attila's bloßer Blick versetzte ihn in solche Angst, daß er sich ihm zu Füßen warf, und sein schwarzes Vorhaben reumüthig bekannte. Der Hunne hätte sich nun als Sieger schrecklich an dem Mordstifter rächen können; allein er that es nicht, und bewies sich edler als Theodosius. Den Frieden ließ er sich aber theuer genug, mit dreimal 7000 Pfund Gold, und 6000 Pfund für die Kriegskosten bezahlen.

Dafür hatte aber auch Theodosius von nun an Ruhe vor ihm. Attila wollte jetzt einen Streifzug nach Deutschland und Gallien versuchen. Furcht und Schrecken gingen vor seinem wilden Schwarme her; alle Städte und Dörfer, rechts und links an seinem Wege, wurden ausgeplündert. Was da fliehen konnte, entfloh in die Wälder. So drang er unaufhaltsam bis über den Rhein nach dem unglücklichen Gallien hinüber, das schon so viel von den Vandalen und Gothen gelitten hatte.

Er kam bis an die Loire, und belagerte die Stadt Orleans. In jener Gegend stand aber noch ein römisches Heer unter dem Feldherrn Aetius, der sich mit dem Gothenkönige Theodorich wider ihren gemeinschaftlichen Feind verbunden hatte. Sie rückten mit vereinter Macht gegen Attila an, und zwangen ihn, die Belagerung aufzuheben, und sich bis in die Landschaft Champagne, die damals einen andern Namen hatte, zurück zu ziehen. Hier kam es bei der heutigen Stadt Chalons, an der Marne, (451 Herbst) zu einer blutigen Schlacht. Attila's Wahrsager hatte ihm schon voraus verkündet, daß sie unglücklich für ihn ablaufen würde. Er erschrack; verbarg aber seine Bestürzung, und ermahnte seine Soldaten, sich tapfer zu halten, und die Römer zusammen zu hauen, wie Theodosius Heere. Sie waren sämmtlich voll kriegerischen Muths, und ihre ersten Angriffe geschahen mit solchem Nachdrucke, daß die Schlachtlinie der Römer und Gothen durchbrochen wurde. Der Gothenkönig war gefallen. Schon schien der Sieg in Attila's Händen, als schnell und unversehens, wie der Blitz aus den Wolken,

Thorismund, des gothischen Königs Sohn, mit einem Heereshaufen von den nahen Anhöhen über die Feinde herab stürzte, und Tod in ihren Reihen verbreitete. Attila's Heer erlitt eine vollkommene Niederlage, und er mußte sich eilends nach seiner Wagenburg zurück ziehen. Die Sieger konnten sie nicht erstürmen, denn auch sie waren ganz außerordentlich geschwächt. Nie wurde vielleicht eine blutigere Schlacht geschlagen, denn über 150,000 Todte und Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde liegen.

Fortsetzung. Entstehung der Stadt Venedig. (452.) Attila's Tod. (453.)

Attila zog sich nach dem Rheine zurück. Er hatte schon früher einen sehr schmeichelhaften Brief von der Prinzessin Honoria, der Schwester des römischen Kaisers Valentinian, erhalten, die sich ihm zur Gemahlin anbot; da aber der stolze Kaiser sie ihm nicht in der Güte geben wollte, so nahm Attila sich vor, die Braut mit Gewalt abzuholen, und Valentinian für seine Weigerung zu züchtigen.

Im Jahre 452 drang er daher in Italien ein, eroberte und plünderte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, auch Mailand und andere Städte, und hauste fürchterlich mit seinen schrecklichen Hunnen. Allenthalben flohen die Einwohner vor ihm her, und verbargen sich in den Gebirgen und Wäldern. Die am adriatischen Meere wohnten, flüchteten sich auf die Lagunen, das heißt, die kleinen Inseln, auf welchen heutiges Tags die Stadt Venedig steht, die aber damals noch wüste lagen. Sie fanden dort gegen die Einfälle der Hunnen und anderer wilder Schaaren mehr Sicherheit, als auf dem festen Lande. Deswegen nahmen sich viele vor, sich dort anzubauen. Die Gebäude, welche sie errichteten, waren der Anfang zu der großen, in der Folge so mächtigen Stadt Venedig.

Attila raubte und plünderte indessen fort, und ging am Ende auf Rom selbst los. Man hatte ihm kein Heer entgegen zu stellen. Der Bischof Leo aber kam ihm am Gardasee in Oberitalien, in feierlichem Zuge mit seiner Geistlichkeit entgegen, und flehete um Gnade. Es wurde Attila'n zugleich ein großes Lösegeld angeboten, und so ließ er sich bewegen, wieder abzuziehen. Dieß geschah einige Jahre früher, als die Vandalen Rom plünderten, im Jahre 453. Die Mönche erzählten von dort an, es habe der heilige Petrus und Paulus den Barbaren Attila so durch fürchterliche Drohungen erschreckt, daß er allen Muth verloren habe, weiter vorzurücken.

Für den Verlust der Honoria tröstete ihn ein anderes, viel schöneres Mädchen, das er heirathete. Als aber am Morgen nach dem glänzenden Hochzeitfeste die Fürsten der Hunnen lange auf ihren König gewartet hatten, und endlich, durch die ungewöhnliche Stille beunruhigt, in das Schlafgemach drangen, fanden sie die Braut, in ihren Schleier gehüllt und weinend, an dem Bette sitzen, den König aber todt; eine Pulsader war ihm geborsten, und das Blut hatte ihn erstickt.

Dieß war des furchtbaren Attila's, der so viele Völker erschreckt, unterjocht, und sich zinsbar gemacht hatte, unrühmliches Ende. Er wurde, wie man sagt, in drei Särgen, dem ersten von Gold, dem zweiten von Silber, dem dritten von Eisen, der Erde übergeben. (453.)

Nach seinem Tode zogen sich die Hunnen wieder nach ihren ehemaligen Wohnplätzen jenseits der Wolga zurück, und ihre Herrschaft diesseits dieses Stromes hörte ganz auf.

Umsturz des abendländischen Kaiserthums. (476.)

Nach dem Abzuge der Hunnen und Gothen, nach der Steinigung des Kaisers Maximus, und der Wegschleppung

der Kaiserin Eudoxia durch Genserich, herrschte zu Rom die traurigste Unordnung. Es wurde bald dieser, bald jener zum Kaiser ernannt, und wieder verdrängt. Endlich setzte ein römischer Heerführer seinen Sohn, Romulus Augustulus, auf den Thron.

Zu jener Zeit, und schon lange vorher, standen viele deutsche Truppen bei dem kaiserlichen Heere im Sold; besonders befanden sich damals viele Heruler, Rugier, Gothen, auch Scyrren in Italien. Als der junge Romulus Kaiser wurde, verlangten sie, wie das gewöhnlich war, ein großes Geschenk. Man konnte es ihnen nicht geben, weil das ausgeplünderte Rom beinahe ganz verarmt, und der Schatz von Genserich geraubt worden war. Um dieß alles bekümmerten sich aber die unbilligen Deutschen nicht. Sie bestanden auf ihrer Forderung, und verlangten noch dazu ein Drittel der Ländereien von Italien. Da man sie nicht befriedigen konnte, empörten sie sich. Ihr Anführer, Odoacher, erstürmte die Stadt Pavia, schlug den Kaiser, nahm ihn zu Ravenna gefangen, ließ ihn in Verwahrung bringen, eroberte Rom, und machte dem römischen Kaiserthume im Abendlande ein Ende (476). Nun wurde er von seinen Soldaten zum König ausgerufen. Seine Herrschaft und das ganze neu gegründete Königreich war aber von kurzer Dauer, denn schon nach vierzehn Jahren wurde es von Theodorich, einem Könige der Ostgothen, von dem ich euch bald erzählen werde, wieder zerstört.

Entstehung des Königreichs England. (449.)

Schon 27 Jahre vor der Zerstörung des abendländischen Kaiserthums der Römer war das heutige Königreich England entstanden. Gleich sollt ihr hören, auf welche Art:

Die Insel Britannien gehörte nämlich den Römern, wenigstens der südliche Theil davon, den schon Julius Cä-

sar erobert hatte. In den nördlichen, rauhen Gebirgen aber behaupteten die wilden und kriegerischen Picten und Scoten (Schotten) noch ihre Freiheit. So lange die Römer starke Heere in Britannien hielten, wurden die Feinde so ziemlich im Zaume gehalten; als aber die römischen Truppen abgerufen worden waren, weil Stilico ihrer gegen die Einfälle der Westgothen bedurfte, da hauseten sie in Südbritannien, wie sie wollten. Es war Schade für das schöne Land, denn schon blüheten über neunzig Städte, und dreißig oder vierzig Bisthümer in demselben. Die Einwohner waren unter dem Schutze der Römer der Waffen ganz entwöhnt worden, und wußten sich gegen ihre streitbaren Nachbaren nicht zu vertheidigen. Zwar wählten sie sich einen König, allein er schloß sich in seinen Pallast ein, und hatte keinen Muth.

Endlich geriethen sie auf den gefährlichen Gedanken, die Sachsen und Angeln, die sie als tapfere Seeräuber hatten kennen lernen, aus Deutschland zu rufen. Die Sachsen wohnten ursprünglich in dem jetzigen Herzogthume Holstein und Schleswig, bis nach Jütland, die Angeln in dem heutigen Herzogthume Magdeburg. In der Folge hatten sie sich an den Ufern der Nordsee von der Elbe bis an den Rhein ausgebreitet. Mit einander verbunden hießen sie Angelsachsen.

Diese Völker waren gleich bereit, die verlangte Hülfe zu leisten. Erst kamen im Jahre 449 nur drei Schiffe voll, dann noch dreizehn, und endlich noch vierzig, auch nach ihnen viele einzelne, sämmtlich stark bemannt. Von den ersten Anführern sind Hengist und Horst die berühmtesten. Die Angelsachsen schlugen sich tapfer mit den Picten und Scoten herum, vertrieben sie auch glücklich. Nun dankten ihnen die Britannier für ihre geleisteten guten Dienste, belohnten sie, und wollten sie wieder nach Hause schicken. Allein die Angelsachsen machten es, wie die Vandalen in Africa. Es gefiel ihnen in dem Lande, sie waren einmal da, und wollten

bleiben, wo sie waren. So sprachen sie, setzten sich fest, und machten die Britannier zu ihren Unterthanen, gingen auch, wie es scheint, sehr unglimpflich mit ihnen um, denn eine Menge Landesbewohner flüchteten sich in das Fürstenthum Wallis, und auf die nahe gelegene gallische Halbinsel, die von ihnen den Namen Bretagne bekam, den sie noch führt.

Von jener Zeit an nannte man Südbritannien das Angelland, woraus der Name England entsprungen ist.

Entstehung des fränkischen (französischen) Reichs. (486.)

Ich habe euch nun auch die Entstehung des heutigen französischen Reichs zu erzählen. Es erhielt seinen Namen von den Franken, die sich in Gallien festsetzten, und es gründeten.

Diese Franken, ein deutsches Volk, hatten ihre ältesten Wohnsitze nicht etwa in der Gegend, die man heutiges Tages Franken nennt; nein, sie hauseten in Westphalen, und gingen von da über den Rhein (413), eroberten die Stadt Trier, und breiteten sich unter ihrem neuerwählten König Faramund und seinen Nachfolgern, Chlodion und Merwig (Meroväus), bis in die Niederlande und zu dem Gestade der Nordsee aus. Sie bestanden aus einer Menge kleiner Völkerschaften, die unter dem gemeinschaftlichen Namen Franken vereinigt waren, der so viel heißt, als: freie Männer.

In der Gegend, wo jetzt die Städte Brüssel, Mecheln, Antwerpen ꝛc. ꝛc. liegen, herrschte in der Folge um das Jahr 486 ein Fürst, Namens Chlodewich, über die Salischen Franken. Salier hießen sie, weil sie sonst an der Saale wohnten. Dieser Chlodewich, ein junger, kriegslustiger und unternehmender Mann, nahm sich vor, den

Römern den kleinen Theil von Gallien, welchen ihnen die Gothen und Burgunder noch gelassen hatten, vollends abzunehmen. Er suchte daher Streit mit Syagrius, dem Statthalter dieser Provinzen, griff ihn an, und schlug ihn bei der Stadt Soissons so entscheidend, daß Syagrius nach Toulouse entfliehen, und Schutz bei den Westgothen suchen mußte. Chlodewich, stolz auf seinen Sieg, foderte dessen Auslieferung. Der Gothenkönig, der sich vor einem Kriege mit den Franken fürchtete, hatte nicht Muth, sie zu verweigern; er übergab den unglücklichen Syagrius den Händen seiner Feinde, und Chodewich ließ ihn hinrichten. Alle römische Städte um Paris herum wurden von ihm erobert; Paris selbst erlangte er aber erst zehen Jahre später.

Chlodewich bekam jetzt Lust, sich zu vermählen, und warf seine Augen auf die schöne Chlotilde, eine burgundische Prinzessin *), die eine Christin war, und zu Lyon, der Hauptstadt von Burgund, unter der Aufsicht eines grausamen Oheims lebte, der ihren Vater, ihre Mutter und ihre zwei Brüder hatte ermorden lassen. Sie haßte ihn daher, und um aus seinen Händen zu kommen, gab sie gern ihre Hand dem jungen Chlodewich, den sie seiner Thaten wegen liebgewonnen hatte. Sie wurde ihm auf einem saubern, mit Ochsen bespannten Brautwagen zugeführt, denn damals hatten die Königstöchter nicht leicht andern Anspann.

Die schöne Chlotilde wandte alle ihre Beredsamkeit an, ihren Chlodewich, der noch ein blinder Heide war, zur christlichen Religion zu bekehren. Lange wollte er sich nicht dazu verstehen; nun brach aber ein Krieg mit den Allemannen aus, und da gelobte er endlich, ein Christ zu werden, wenn er über sie siegen würde. Dieß gelang ihm, und er schlug sie 496 bei Zülpich im Jülichschen so nachdrücklich,

*) Die Burgunder waren um das Jahr 430 aus Deutschland nach Gallien gekommen, und hatten sich an dem Rhonestrom festgesetzt.

Christophorus Vibo Sue Sanctus, qui Christum portavit.

Digitized by Google

daß sie ihm ihr ganzes Land einräumen mußten. So erlangte er das heutige Elsaß, Lothringen, die Pfalz am Rhein, und noch mehr Provinzen, womit er sein Reich vergrößerte. Jetzt erfüllte er aber auch sein Gelübde, und ließ sich in der Kirche von Rheims taufen, und zugleich als christlicher König der Franken salben. Der heilige Remigius verrichtete die Feierlichkeit, und eine Taube brachte ihm dazu heiliges Oel in einem Fläschchen unmittelbar vom Himmel herab. Wer das nicht glauben will, der kann das merkwürdige Oelfläschchen noch heut zu Tag in der Domkirche zu Rheims sehen, denn es ist noch vorhanden; es werden auch noch immer daraus die Könige von Frankreich gesalbt. Von jener Zeit an führten dieselben den Titel der allerchristlichsten Könige, den Chlodewich von dem damaligen römischen Bischofe wegen seiner Taufe erhielt.

Jetzt, da er ein Christ war, wollte er auch gleich seinen Eifer für die neue Religion durch die Ausrottung seiner Nachbarn, der ketzerischen Westgothen, beweisen, die zu einer besondern christlichen Secte gehörten. Da ihm sein erstes Gelübde so treffliche Dienste geleistet hatte, so legte er ein zweites ab. Er gelobte Gott eine neue, schöne Kirche zu bauen; und siehe da, es gelang ihm wirklich, die Westgothen (507) auf das Haupt zu schlagen, ihren König mit eigener Hand zu tödten, und einen Theil ihres Landes zu erobern.

Der Eifer für die christliche Religion wurde bei ihm immer wärmer. Er fühlte einen heftigen Drang in sich, auch seine Vettern, die übrigen fränkischen Fürsten, mit ihren Völkchen zu unterjochen und zu bekehren, oder zu vertilgen.

Am Rheine wurden die Ripuarier, das heißt, die fränkischen Uferbewohner, von ihrem Fürsten Siegbert beherrscht. Chlodewich beredete einen von den Söhnen dieses Mannes, seinen Vater auf der Jagd zu ermorden. Als die Unthat geschehen war, ließ Chlodewich auch den Sohn als Vatermörder hinrichten, und nahm die Schätze beider in Besitz.

Gegen die Nordsee hin wohnten die Moriner-Franken, die ehedem seinem Oheim Merwig, oder Meroväus, (dessen ich schon erwähnt habe) jetzt dessen Sohn, unterthan waren. Chlodewich ließ ihren Regenten nebst seinen Söhnen erst in ein Kloster sperren, dann tödten. Merket, daß von Chlodewichs Oheim, Meroväus, die ersten fränkischen Könige das Merovingische Geschlecht hießen.

Noch ein anderer fränkischer Fürst und naher Verwandter von Chlodewich hatte seine Residenz zu Cambray. Chlodewich verleitete dessen Heerführer durch einen Schmuck von falschem Golde, womit er sie bestach, ihren Herrn in der Schlacht zu verlassen. Rachnachar, so hieß der Fürst, wurde daher überwunden, und in Fesseln geschlagen vor ihn gebracht. Als Chlodewich ihn sah, ergrimmte er gegen denselben, machte ihm heftige Vorwürfe, daß er, sein Verwandter, sich hatte durch Ketten entehren lassen, und schlug ihn mit eigener Hand todt. — Die Länder aller dieser Fürsten vereinigte er mit seinem Reiche, und so herrschte er am Ende von den Pyrenäen bis zum Rhein. — Er starb in dem Jahre 511.

Was haltet ihr nun von einem christlichen Fürsten, wie dieser Chlodewich? War er nicht ein arglistiger, treuloser, nichtswürdiger Bösewicht, schlechter als alle heidnischen Fürsten, die er besiegte und mordete?

Nach seinem Tode wurde sein großes Reich in Austrasien (den östlichen Theil) und Neustrien (den westlichen Theil) getheilt. Es herrschten darüber Chlodewichs vier Söhne, die ihre Residenzen zu Metz, Orleans, Paris und Soissons hatten. Sie vergrößerten ihre Staaten noch mehr durch die Eroberung des burgundischen Reichs, von dem die französische Landschaft Burgund noch jetzt ihren Namen hat, und durch einen Theil des thüringischen, das sich vom Harzgebirge bis zum Main erstreckte.

Wilde Barbarei der Nachfolger Chlodewichs.

Ich will euch nicht ermüden mit der Schilderung der wilden Kriege, die Chlodewichs Söhne und ihre Nachkommen gegen einander führten; aber einige Beispiele der unmenschlichen Grausamkeiten, die sie bisweilen selbst an ihren nächsten Verwandten ausübten, kann ich euch doch nicht verschweigen.

Einer von Chlodewichs Söhnen, der zu Orleans regierte, war im Kriege umgekommen, und hatte zwei Knaben hinterlassen, die sich unter der Aufsicht ihrer Großmutter, Chlotilde, zu Paris befanden. Das Königreich hätte von Rechts wegen nach seinem Tode den beiden Prinzen gehört, von denen der eine zehn, der andere sieben Jahre alt war. Allein Chlodewichs Brüder dachten, was brauchen die Knaben Könige zu werden? Eine Mönchskutte wird ihnen weit besser stehen, als der Purpurmantel, und in einer Klosterzelle sitzen sie weit ruhiger, als auf dem Throne.

Sogleich eilte Chlotar, so hieß der eine Oheim, nach Paris, wohin ihn sein Bruder Childebert berufen hatte. Sie ließen sich die Prinzen ausliefern, unter dem Vorwande, sie wollten ihnen huldigen lassen. Kaum waren sie aber in ihren Händen, so schickten sie an Mutter Chlotilde eine Scheere und ein bloßes Schwerdt, und ließen ihr die Wahl, ob sie ihre Enkel lieber getödtet, oder zu Mönchen geschoren wissen wollte. Ueberrascht durch diesen schändlichen Antrag, wußte sie nicht, was sie sprach: Ach, lieber sterben, schrie sie in der ersten Bewegung, als lebenslang in einem Kloster eingesperrt seyn! — Kaum hatte man dem Unmenschen Chlotar ihre Antwort hinterbracht, so riß er grimmig den ältern Prinzen zur Erde nieder, zog ein Messer hervor und erstach ihn. Der jüngere siebenjährige Bruder, der es mit ansah, schrie und weinte bitterlich; er warf sich nieder vor des andern Oheims Füße, umklammerte sie mit seinen kleinen Armen und bat flehentlich, daß er ihn doch nicht auch möchte

todt stechen lassen. Die Angst des Kindes, und die Thränen, die ihm über die Wangen rollten, rührten Childebert; er wollte ihn am Leben erhalten; allein der grausame Bruder ergriff den weinenden Knaben bei den Haaren, riß ihn los von den Knieen, die er umfaßt hielt, und bohrte ihm unerbittlich das Messer in die Brust.

Childebert starb einige Zeit nachher. Chlotar nahm Besitz von dessen Königreiche, und vertrieb die Wittwe und Tochter desselben, von allem entblößt, aus dem Lande.

Einer seiner eigenen Söhne empörte sich wider den gefühllosen Vater. Es kam zu einem Treffen. Der Sohn wurde gefangen. Chlotar ließ ihn mit Frau und Kindern in eine Hütte einschließen und lebendig verbrennen.

Ein so teuflicher Wüthrich war Chlotar, der Sohn Chlodewichs, des ersten Königs der Franken. Er überlebte alle seine Brüder und Neffen, und vereinigte das gesammte Frankreich unter sich 558, starb aber schon 41 Jahre alt 561.

Brunehild, eine westgothische Prinzessin, war die Gemahlin Siegberts, eines Sohns dieses Chlotar. Nach dem Tode ihres Mannes wurde sie Regentin von Austrasien, und führte für ihren Sohn und später für ihre Enkel, in Austrasien und Burgund, das nach Guntram's Tod (598) mit Austrasien vereinigt wurde, die Regierung. Sie besaß sehr viel Geist, zugleich aber auch so viel Bosheit, daß ihr Schuld gegeben wurde, es hätten durch ihre Ränke, und auf ihr Anstiften, zehn Könige oder Königssöhne das Leben verloren. Am Ende kam sie in die Gewalt eines von ihren Vettern, des Königs von Soissons, Chlotar II., den sie um einen Theil seiner Länder gebracht hatte, und nun vernehmt, wie er sie für ihre Unthaten bestrafte. Drei Tage lang ließ er sie auf alle ersinnliche Art martern, doch so, daß sie nicht ganz getödtet wurde; halb todt ließ er sie sodann auf einem Kameele vor dem ganzen Heere herum führen, dann an den Schwanz eines wilden Pferdes angebun-

den, über Stock und Stein hinreißen, und endlich, weil immer noch ein Funken Leben in ihr war, sie vollends verbrennen (613). Er vereinigte hierauf das ganze Frankreich unter sich.

Solche Blutmenschen waren Chlotar der erste und Chlotar der zweite. Aber auch die übrige Familie schien nicht viel besser. Man liest da von Brüdern, die sich einander ermordeten, von Bruderskindern, die mit dem Kopfe an die Wand geschleudert wurden, daß das Gehirn herum spritzte, von hundert andern Unthaten, die Grauen und Abscheu erregen. — Genug davon.

Theodorich, König der Ostgothen. (geb. 455.)

Schon 12 Jahre vor Chlodewich, und zwei Jahre nach Attila's Tod, wurde nicht weit von Wien ein anderer großer und unternehmender Heerführer geboren, nämlich Theodorich, König der Ostgothen. Ihr wisset schon, daß die Ostgothen ein nordisches Volk waren, das sich südwärts gegen das schwarze Meer gezogen hatte, und lange auf der Ostseite des Dniepers wohnte, der es von den Westgothen trennte.

Als diese und die Hunnen sich aus Pannonien (Ungarn) entfernt hatten, nahmen die Ostgothen ihre Wohnplätze ein, und raubten und plünderten in der Nachbarschaft herum, wie sie. Besonders waren ihre Streifzüge gegen die Länder des Kaisers von Constantinopel gerichtet. Um Ruhe vor ihnen zu haben, mußte er ihrem Könige Theodemir, Theodorichs Vater, den Frieden mit einem Jahrgelde von 300 Pfund Gold abkaufen. Dagegen erhielt der Kaiser als Geißel, zu seiner Sicherheit, den jungen achtjährigen Theodorich, der an dem Hofe zu Constantinopel gut erzogen, gut behandelt, und in allen Leibesübungen wohl unterrichtet wurde. So ward aus ihm ein feiner, wohl gesitteter Jüngling, auch ein Freund der schönen Wissenschaften und Künste, ob er gleich

selbst ein so schlechter Künstler und Gelehrter geblieben war, daß er nicht einmal seinen Namen zu schreiben wußte.

Im achtzehnten Jahre wurde er endlich Theodemir, seinem Vater, wieder zurück gegeben, der ihn kaum mehr erkannte. Er war zu einer riesenmäßigen Größe, und zu dem schönsten Jüngling, mit schneeweißer Haut und der blühendsten Gesichtsfarbe, heran gewachsen. Theodemir konnte sich nicht satt an ihm sehen; noch mehr aber freuete er sich über seines schönen Sohnes kriegerischen Muth, der sich bald in glücklichen Streifzügen äußerte.

Schon zwei Jahre nach seiner Zurückkunft aus Constantinopel wurde Theodorich durch seines Vaters Tod König der Ostgothen. Er gerieth bald mit einem andern Gothenkönige, der in Thracien herrschte, in Krieg. Der damalige griechische Kaiser Zeno hatte den Theodorich ermuntert, ihn anzugreifen, und ihm Unterstützung an Geld und Soldaten versprochen; allein er hielt ihm nicht Wort, denn seine geheime Absicht war, die Gothen von einander aufreiben zu lassen, daß er ihrer verhaßten Nachbarschaft los würde. Doch seine Treulosigkeit wurde errathen. Die beiden Könige verbanden sich gegen ihn, und nöthigten ihn, statt 300 Pfund Gold, ihnen ein Jahrgeld von 2000 Pfund Gold zu bezahlen. — Bald darauf starb der andere Gothenkönig, und nun wurde Theodorich der alleinige Beherrscher des ganzen Volkes.

Noch eine geraume Zeit machte er sich den Kaisern in Constantinopel furchtbar. Endlich gerieth er im vierzehnten Jahre seiner Regierung auf den Gedanken, nach dem Beispiele Alarichs, nach Italien hinüber zu ziehen, und der Herrschaft des Odoacher ein Ende zu machen. Kaiser Zeno, dem er diesen Plan entdeckte, fand ihn ganz herrlich, und bestätigte ihn darin, denn an nichts war ihm mehr gelegen, als einen so gefährlichen Nachbar so weit als möglich von sich zu entfernen.

Fortsetzung. Die Ostgothen in Italien. Zerstörung des Rügischen Reichs. Gründung des ostgothischen (493). Theodorichs Tod (526).

Im Jahre 489 fing der Zug an. Er ging durch das Land der Gepiden, die im nördlichen Ungarn wohnten, und geschlagen wurden, dann durch das heutige Krain nach Oberitalien. Der Schwarm bestand aus mehr als einer halben Million Menschen. Hundert und fünfzig tausend streitbare Männer zogen voraus, dann kamen auf unzähligen Wagen die Weiber, Kinder und Greise, endlich die Viehheerden, denn das ganze Volk wollte sich in Italien fest setzen

Odoacher erwartete sie mit seinem Heere an der Grenze, und wurde geschlagen; er zog sich zurück gegen Verona, und verlor dort an der Etsch eine zweite blutige Schlacht, in welcher er so übel mitgenommen wurde, daß er seine Zuflucht hinter den Wällen der Stadt Ravenna suchen mußte. Gleichwohl erholte er sich wieder, und siehe da, es kam zu einer dritten Schlacht, die ebenfalls von Theodorich, der noch ein Hülfsheer von den Westgothen an sich gezogen hatte, gewonnen ward.

Jetzt eroberten die Gothen ganz Ober- und Mittelitalien, bis auf die Stadt Ravenna, die wegen der Moräste, von denen sie umgeben war, nicht erstürmt werden konnte, und erst nach zwei und einem halben Jahre durch Hunger bezwungen wurde. Odoacher vertheidigte sie selbst, und ergab sich nicht eher, als bis Theodorich versprochen hatte, ihn zum Mitregenten über Italien anzunehmen. Als aber einsmals die beiden Könige beisammen an der Tafel saßen, erhob sich unter ihnen beim Trunke ein Wortwechsel. Theodorich beschuldigte den Odoacher, er habe ihn wollen ermorden lassen, und ohne seines Tischfreundes Vertheidigung anzuhören, zog er sein Schwerdt, und rannte es ihm vor allen Gästen in die Brust. — Es ist zu bedauern, daß der sonst

so edel gesinnte Theodorich sich durch eine solche That entehrte.

Nun, da er allein unumschränkter Herr über Italien war, ließ er sich von dem Heere zum Könige ausrufen, und das rügische Königreich nahm dagegen ein Ende. Theodorich vertheilte unter seine Ostgothen den dritten Theil aller italienischen Ländereien, und versprach den Soldaten jährlich ein ansehnliches Geschenk.

Italien war nicht unglücklich unter seiner milden Regierung; er änderte nichts an der Eintheilung des Landes, und behielt dieselbe Regierungsform bei; er bewies sich auch als einen eifrigen Beschützer der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, die er liebte. Er verbot die Zerstörung und Beschädigung aller Kunstwerke, und ernannte einen besondern Aufseher darüber, mit dem Titel: Magister nitentium artium (Kunstgraf). Seine Residenz aber nahm er nicht zu Rom, sondern zu Ravenna.

Nun sorgte er auch für die Befestigung und Erhaltung des neuen Reichs durch Verbindungen mit den Nachbarn. Er heirathete eine Tochter des Königs der Franken (Chlodewich), vermählte eine von seinen beiden Töchtern mit Alarich II., König der Westgothen, die andere mit dem Könige der Burgunder; mit dem Kaiser von Constantinopel aber erneuerte er den Frieden. Allein die Kriege hörten darum nicht auf. Er schlug sich siegreich mit seinem Schwiegervater Chlodewich und den griechischen Heeren.

Gegen das Ende seines Lebens beging er einige Unthaten, die ihn in schreckliche Gewissensangst setzten, und seinen Tod beschleunigten. Er ließ nämlich den alten Senator Symmachus, und seinen besten Freund Boethius, auf eine verläumderische Anklage, die sich auf falsche Briefe und Siegel gründete, als Staatsverbrecher in einen Kerker werfen, martern und hinrichten. — Von jener Zeit an hatte er keine Ruhe mehr; allenthalben verfolgte ihn das Bild der gemordeten Unschuldigen, das seiner Phantasie vorschwebte. —

Einst kam ein großer Fisch mit aufgesperrtem Rachen auf seine Abendtafel. Kaum erblickte ihn Theodorich, so fuhr er auf. Es ist Symmachus, schrie er; seht ihr ihn denn nicht mit seinem schrecklichen, kahlen Haupte? seht ihr nicht, wie gräßlich er die Zähne gegen mich grinzt! Fort, fort! Wohin soll ich fliehen, wohin mich vor ihm verbergen? — Zitternd rannte er in der größten Seelenangst zur Thüre hinaus in seine Kammer, wo er sich unter einen Haufen Betten verkroch, und wenige Tage darauf starb er im Jahre 526.

Wie das vandalische Reich (534) von Belisarius, das ostgothische von Belisarius und Narses wieder zerstört wurde.

Ein Jahr nach des ostgothischen Königs Theodorich Tod bestieg der Kaiser Justinian den Thron von Constantinopel. Dieser Kaiser hatte einen großen Heerführer, Namens Belisarius, durch den er sich vornahm die Vandalen in Africa angreifen zu lassen, weil seine Vorgänger keine Ruhe vor ihnen hatten. Es deuchtete ihm jetzt die günstigste Zeit dazu, da die vandalischen Königssöhne mit einander in Uneinigkeit gerathen waren, und sich bekriegten. Ueberdem schienen es nicht mehr die alten tapfern Vandalen zu seyn; sie waren weichlich und üppig geworden, und hatten ihren muthigen Geist beinahe ganz verloren.

Belisarius landete daher ohne Bedenken mit einem ganz kleinen Heere von 15,000 Mann in Africa, und ging dann auf die Hauptstadt Carthago los. Der damalige vandalische König, Gelimer, soll über 150,000 Krieger gehabt haben; allein es herrschte Zwietracht und Muthlosigkeit unter ihnen; deswegen wurden sie auch von Belisarius mehrmals geschlagen, und zwar so nachdrücklich, daß König Gelimer sich seinem Sieger (534) ergeben mußte. Alle seine

Reichthümer gingen verloren, und er wurde von Belisarius im Triumph zu Constantinopel aufgeführt.

Nun war also Genserichs mächtiges Reich wieder zerstört; die griechischen Kaiser blieben Herren von dem Lande derselben, und die Vandalen verloren sich nach und nach unter den übrigen Bewohnern von Africa. Der Kaiser Justinian, hocherfreut über den glücklichen Ausgang dieses Krieges, ließ dem Belisarius zu Ehren eine Denkmünze prägen, auf welcher geschrieben stand: Belisarius gloria Romanorum, das ist: Belisarius, der Stolz der Römer.

Dieß geschah 104 Jahre nach Genserichs Ankunft in Africa.

Fortsetzung. Untergang des ostgothischen Reichs. (553.)

Gut, sagte Kaiser Justinian, weil wir so glücklich gegen die Vandalen gewesen sind, so wollen wir auch unser Heil gegen die Ostgothen in Italien versuchen, die mir längst schon zur Last fallen. Auch sie sind unter dem jetzigen schwachen Theodahat nicht ganz das kriegerische Volk mehr, das sie unter Theodorich waren. Ein Vorwand wird sich leicht zu einem Kriege finden. Wir verlangen einen Theil der Insel Sicilien von ihnen, so weit er sonst den Vandalen gehörte, und geben sie ihn nicht in der Güte heraus, so nehmen wir ihn mit Gewalt.

So sagte Justinian; und da die Ostgothen sich weigerten, des Kaisers Begehren zu erfüllen, so landete Belisarius im Jahre 536 auf Sicilien, schlug die Ostgothen, ging nach Italien hinüber, drang in die Stadt Neapel durch eine alte Wasserleitung und bemächtigte sich derselben.

König Theodahat benahm sich bei dem allen so schlecht, daß die erbitterten Ostgothen ihn absetzten, und statt seiner den Vitiges, einen tapfern Heerführer, wählten. Theo-

dahat entfloh, und wurde auf öffentlicher Landstraße von einem seiner ehemaligen Unterthanen niedergehauen. Bald darauf zog Belisarius ohne Widerstand in Rom ein.

Der Krieg nahm aber noch lange kein Ende. Die Gothen hatten sich nach Oberitalien zurück gezogen, und kamen mit ihrem neuen Könige Vitiges mit einem mächtigen Heere von 150,000 Mann zurück. Es wurde Rom von ihnen belagert. Belisarius vertheidigte die Stadt muthig; aber sein Truppenhäuflein war so schwach, daß er manche Posten, anstatt mit Soldaten, mit Kettenhunden besetzen mußte. Er dachte, wenn die Feinde an solchen Orten eindringen wollten, so würden sie durch das Bellen seiner Bullenbeißer verrathen werden. Wirklich hielt er sich gegen das große Heer der Ostgothen so lange, bis Verstärkung eintraf. Es kam Narses von Constantinopel mit Hülfsmannschaft herüber, und die Belagerer wurden zurück getrieben.

Der Gothenkönig machte nun heimlich Frieden mit dem Kaiser Justinian. Belisarius wollte sich aber nicht daran kehren; er belagerte Ravenna, wo Vitiges sich eingeschlossen hatte, eroberte die Stadt, und nahm ihn gefangen.

Nun wurde aber der tapfere Mann ganz zur Unzeit nach Constantinopel zurück gerufen, und gegen die Perser zu Felde geschickt.

In seiner Abwesenheit erholten sich die Ostgothen wieder so gut, daß sie unter ihrem tapfern König Totilas acht Jahre nach der ersten Belagerung von Rom diese Stadt zum zweitenmal belagern konnten. Belisarius wurde jetzt eilends nach Italien zurück gesandt; allein er vermochte nicht, die Einnahme zu hindern, und nun rief ihn Justinian abermals ab. Nach seiner Zurückkunft klagten ihn arglistige Feinde einer Verschwörung an; allein er wurde unschuldig befunden, und frei gesprochen. In manchen Büchern liest man, es habe ihm Kaiser Justinian die Augen ausstechen, und blind umher irren lassen; es scheint dies aber ein Mährchen zu seyn; denn kein Schriftsteller jener Zeit gedenkt etwas davon.

Nun betrat Belisarius nicht mehr den Kriegsschauplatz. Statt seiner erschien Narses, ein kleiner Mann mit einem großen Geiste, an der Spitze eines Heeres von 30,000 Kriegern, und drang durch Venetien vor. Die Gothen wurden in dem heutigen Toscana von ihm angegriffen, und gänzlich geschlagen. Er rückte hierauf vor Rom, belagerte und eroberte es ungeachtet der hartnäckigsten Gegenwehr. Der König (sein Name war Tejas) fiel; der Ueberrest des Heeres mußte sich ergeben. Narses erlaubte den Ostgothen, sich mit allem ihrem Eigenthume aus Italien zu entfernen; und so nahm ihre Herrschaft, nachdem sie gerade 60 Jahre gedauert hatte, für immer ein Ende.

Jetzt, im Jahre 554, wurden von dem siegreichen Narses auch die Franken aus Oberitalien vertrieben, wo sie sich indessen festgesetzt hatten, und die ganze schöne Halbinsel kam unter die Botmäßigkeit der griechischen Kaiser; Narses aber wurde Exarch, das heißt, Oberstatthalter von Italien, und verwaltete 15 Jahre lang diese Würde.

Indessen (565) starb Kaiser Justinian, und Narses wurde von der Gemahlin seines Nachfolgers, der Kaiserin Sophia, schwer beleidigt. Sie schrieb ihm, er möchte das Regiment in Italien Männern überlassen, und nach Constantinopel zurück kommen, um mit ihren Frauen zu spinnen. Diesen schimpflichen Brief begleitete sie mit einem Spinnrocken, den sie ihm schickte. — Als Narses ihn sah, schrie er, mit den Zähnen knirschend, ich will dir und deinem schwachen Manne einen Handel anspinnen, aus dem ihr euch nie wieder loswickeln sollt.

So sprach er, und rief die Longobarden nach Italien.

Reich der Longobarden in Italien unter Alboin. (568.)

Die schrecklichen Longobarden, (über den Ursprung des Namens weiß man nichts gewisses,) ein deutsches Volk,

das in den ältesten Zeiten an der Niederelbe, von dem Lüneburgischen bis zum Magdeburgischen, wohnte, hatten sich nach und nach bis an die Donau gezogen, und unter dem Kaiser Justinian sich in Pannonien (Ungarn) niedergelassen. Sie nahmen da die christliche Religion an, und ließen sich bei dem griechischen Heere als Miethstruppen gegen die Ostgothen und Gepiden gebrauchen. Auf solche Art lernten sie auch das schöne Italien kennen, das sie in der Folge so schrecklich verwüsteten.

Ihr König Alboin scheint so wild gewesen zu seyn, als seine Soldaten. Er hörte, daß Kunemond, der König der Gepiden (in Siebenbürgen und der Moldau) eine schöne Tochter habe, und verlangte sie zur Gemahlin. Sie wurde ihm abgeschlagen, entweder weil die reizende Rosamunde ihn nicht haben wollte, oder aus andern Gründen. Dieß verdroß den Alboin; er verband sich mit den Avaren, einem mongolischen Volke, das seit wenigen Jahren sich ebenfalls an der Donau niedergelassen hatte, fiel die Gepiden an, und schlug sie. Ihrem gefallenen Könige Kunemond ließ der wilde Longobarde den Kopf abhauen, und aus seiner Hirnschale ein mit Silber eingefaßtes Trinkgefäß bereiten. Hierauf heirathete er seine Tochter Rosamunde, und trank bei der Hochzeit aus dem Schädel ihres erschlagenen Vaters. — War es möglich, einen solchen Barbaren zu lieben?

Jetzt wurde Alboin von Narses aufgefordert, nach Italien zu kommen. Nichts war ihm erwünschter. Er zog mit seinem ganzen Volke, Männern, Weibern und Kindern, nebst allem Vieh, und was sie sonst noch besaßen, über die Alpen. Dieß geschah im Jahre 568. In der Zeit von vier Jahren eroberte er ganz Oberitalien. Seine furchtbaren Krieger, und das Gesindel, welches ihnen folgte, hauseten weit schlimmer, als die West- und Ostgothen. Pavia wurde zu Alboins Residenzstadt gemacht, und die Eroberungen gegen Mittel- und Unteritalien weiter fortgesetzt. Dem grie-

chischen Kaiser blieb nichts als die Stadt Ravenna, der Sitz des Oberstatthalters, nebst wenigen Provinzen, und dem Gebiete von Rom. Ueber jede neue Provinz, die Alboin eroberte, setzte er sogleich einen besondern Herzog, der sie regierte.

Schon sechs Jahre nach seinem Einfalle in Italien (574) empfing aber der Grausame die gerechte Strafe seiner Unmenschlichkeit. Er nöthigte bei einem Gastmahle die unglückliche Rosamunde, aus der Hirnschale des erschlagenen Vaters zu trinken. Alles ihr Sträuben, alle Bitten waren vergeblich. Durch diese neue Barbarei wurde ihr Gefühl so sehr empört, daß der Haß sich in Wuth verwandelte. Sie beredete Alboins Schwerdtträger, den Barbaren zu ermorden, und das geschah. — So wurde denn eine Abscheulichkeit durch eine andere gerächt.

Nach Alboins Tod hatten die Longobarden eine Zeit lang keine Könige. Jeder Herzog raubte und plünderte für sich. Nach zehn Jahren wählten sie sich aber wieder einen gemeinschaftlichen Regenten, Namens Authari; und nun machten sie sich den griechischen Kaisern so furchtbar, daß diese ihnen den Frieden jährlich mit 12,000 Goldstücken abkaufen mußten. — Zweihundert Jahre lang erhielt sich das Reich der Longobarden in Oberitalien, das noch heut zu Tage von ihnen die Lombardei (das longobardisch-venetianische Königreich) heißt.

Das Innere von Deutschland nach der großen Völkerwanderung.

Mit dem Zuge der Longobarden nahm die große Völkerwanderung ein Ende. Ihr seht wohl, daß es mehr Raub- und Plünderungszüge vieler Völkerschaften, als ein eigentliches Wandern war. Die meisten dieser herumstreifenden Völker waren Deutsche; nur die Hunnen und Ava-

ren stammten aus Asien. Deutsche Sitten und Gebräuche, deutsche Gesetze, Kunst und Sprachen verbreiteten sich daher bis nach Italien, über ganz Frankreich und Spanien, ja bis nach Africa. Deutsche wurden die Stammväter unzähliger Familien in allen diesen Ländern. Freilich verloren sich in mehr als 1300 Jahren, die seitdem verflossen sind, wieder die meisten Spuren des deutschen Ursprungs, aber doch hat sich auch manches Denkmal noch erhalten, zum Beispiel viele gothische Gebäude, welchen Namen aber auch viele andere, aus neuern Zeiten, mit Unrecht führen.

Durch diese großen Völkerzüge verlor Deutschland viele Millionen Menschen. Sie wurden aber durch andere Völker ersetzt, besonders Slaven, die vorher in dem heutigen Polen, einem Theile von Rußland und der Moldau, von der Weichsel bis an das schwarze Meer, wohnten. — Böhmen, Mähren, Steyermark, Kärnthen, Krain, auch Preußen, Pommern, Brandenburg, und noch mehr deutsche Länder wurden mit Slaven angefüllt. In dem übrigen Deutschland aber hauseten noch die Thüringer von der Elbe und Saale bis gegen die Donau; die noch übrigen Franken vom Main bis an die Weser; die Allemannen und Schwaben vom Rhein und Main bis an die Donau; die Bayern im heutigen Altbayern; die Sachsen und Friesen von der Ostsee und Nordsee her über die Elbe und Weser bis an den Rhein. Alle erstgenannten Völker waren in diesem Zeitraume noch Heiden.

Die Päbste im zweiten Zeitraume. (395 — 622.)

Es wird in der Folge oft von den Päbsten und von der Gewalt die Rede seyn, die sie über Könige und Fürsten, ja über ganze Völker ausübten. Ich muß euch daher sagen, was sie anfangs waren, und wie sie nach und nach zu ihrer großen Macht gelangt sind.

Ich habe euch schon gesagt, daß die Apostel Bischöfe, das heißt, Oberaufseher über die neuerrichteten Gemeinden setzten. Diese Bischöfe kamen wieder unter die Aufsicht noch höherer Geistlichen, Patriarchen genannt, und solcher Patriarchen waren im ganzen Christenthume fünf. Einer davon hatte seinen Sitz zu Rom, und dieser nahm in der Folge den Titel Pabst an, und eignete sich den höchsten Rang unter ihnen zu. Er sagte: Ich bin der Nachfolger des Apostels Petrus, der in den letzten Jahren seines Lebens sich zu Rom aufgehalten, und die dasige christliche Gemeinde gegründet hat. Er war der erste römische Bischof; wer darf es wagen, sich über ihn zu erheben? — Es ist aber gar nicht erwiesen, daß der Apostel Petrus nach Rom kam; deswegen wollte auch der Patriarch zu Constantinopel dem römischen nie einen Vorzug einräumen, und lebte in immerwährenden Mißhelligkeiten mit ihm.

Die Regenten von Italien gingen auch mit den römischen Bischöfen nicht anders um, als mit den übrigen Patriarchen und Bischöfen; sie behandelten sie als Unterthanen, und oft mit gebieterischer Strenge. Die vorgeblichen Nachfolger Petri mußten vor ihnen zu Gerichte stehen; und wenn sie sich nicht gut benahmen, so wurden sie abgesetzt. Dieß thaten unter andern der Kaiser Justinian und sein Nachfolger mehr als einmal.

Gleichwohl griffen die römischen Patriarchen bei der damaligen Unwissenheit, und der blinden Verehrung, die der gemeine Mann für sie hegte, immer weiter um sich. Es trat einer auf, der behauptete, der geistlichen Macht gebühre der Vorzug vor der weltlichen, und das Oberhaupt der christlichen Kirche könne gar nicht irren. Er verlangte daher, daß die Kaiser und andere Fürsten sich den höhern Einsichten der Päbste unterwerfen, und ihnen gehorsam seyn sollten. Dieß geschah schon zu Ende des fünften Jahrhunderts von Gelasius I. Im sechsten erschien Gregor der Große, der noch weiter ging, und sich die Obergerichtsbarkeit in geistli-

chen Sachen zueignete, auch sich anmaßte, allgemein geltende Gesetze in Kirchenangelegenheiten zu geben.

Jemehr die christliche Religion sich ausbreitete, desto größer wurde das Ansehen und die Macht der römischen Oberbischöfe. Alle deutsche Völker, die nach Italien gekommen waren, die Westgothen, Ostgothen, Vandalen, Longobarden, auch die Franken in Gallien waren Christen geworden. Jetzt wurde auch das Evangelium in England gepredigt, und eine Menge Kirchen und Bisthümer errichtet. Weiterhin kamen von England aus mehrere eifrige Apostel nach Deutschland, aber erst in dem folgenden Zeitraume. Jemehr Völkerschaften die katholische Religion annahmen, desto mehr Unterthanen erhielten die römischen Patriarchen. Durch Heere von Mönchen wurden die neuen Christen in blinder Ehrfurcht und Anhänglichkeit für das Oberhaupt der christlichen Kirche erhalten.

Diese Mönche, und die Geistlichen überhaupt, standen damals in sehr hohem Ansehen, weil sich bei der immer mehr zunehmenden Barbarei noch ein Schein von Gelehrsamkeit unter ihnen erhalten hatte, und sie deswegen bei den wichtigsten Angelegenheiten, selbst in Staatsgeschäften, gebraucht wurden. Hierzu kamen dann noch ihre großen Reichthümer, die von den Geschenken frommer Christen herrührten, welche glaubten, kein besseres und dem Himmel angenehmeres Werk thun zu können, als wenn sie den Klöstern einen Theil ihres Vermögens vermachten. Wer aber reich ist, der steht gemeiniglich in Ansehen, wenn er auch sonst nur wenig Achtung verdiente. Noch mehr als Wissenschaft und Geld kam der Geistlichkeit die Religion zu statten, denn im Namen der Religion setzte sie alles durch. Wer ihr nicht zu Willen lebte, der wurde als ein gottloser Mensch verrufen, verketzert, verfolgt, in den Bann gethan; es wurde ihm die Kirche verschlossen und das Abendmahl nicht mehr gereicht. So ward bald die niedere Geistlichkeit im Kleinen, was die

Bischöfe, die Oberbischöfe, die Päbste, für die sie arbeiteten, im Großen waren.

Zunehmendes Unwesen der Einsiedler und Mönche im zweiten Zeitraume. (395 — 622.)

Ich habe euch schon erzählt, wie bereits im ersten Zeitraume nach Christi Geburt die Einsiedler und Mönche entstanden, wie erstere auf mancherlei Art sich Gott zu Liebe marterten, und letztere sich als Soldaten der Bischöfe gebrauchen ließen, auch wenn es Noth that, mit Prügeln und Schwerdtern auf die Ketzer losschlugen.

Diese Thorheiten und dieser Unfug gingen nunmehr immer weiter. Die ägyptischen Asceten (Einsiedler) verdammten sich entweder in tiefen Klüften zu ewiger Einkerkerung, oder sie warfen ihre Kleider ab, und schwärmten nackt umher mit den Thieren des Feldes, oder sie schnitten sich ganze Glieder vom Leibe ab, und verstümmelten sich.

Moses, ein ägyptischer Abt, warf seinen Mantel von den Schultern, trat mit seinen Füßen darauf, und schrie: Wer sich nicht so zertreten läßt, der wird kein rechter Mönch. Ein anderer Abt, Arsenius, unterhielt in seiner Zelle einen unausstehlichen Gestank durch faule Palmblätter; er hoffte so dem bevorstehenden ewigen Gestank in der Hölle zu entgehen. Der heilige Hilarion baute sich eine Zelle, nur vier Fuß breit, und niedriger als er, damit er nicht aufrecht darin stehen konnte, und wohnte darin von seinem zwanzigsten Jahre an bis an seinen Tod. Johannes der Seher stand in der ägyptischen Wüste drei Jahre nach einander unter einem Felsen, betete immer, setzte sich nie, und legte sich nie, so daß seine Beine aufbrachen und Eiter daraus floß. — Macarius von Alexandrien hatte eine Zelle, worin er die Füße nicht ausstrecken konnte. Hier stach ihn einst eine Mücke

in den Fuß; er tödtete das Thier. Aber diese That machte ihm solche Gewissensangst, daß er in eine scythische Einöde zog, wo er sich sechs Monate lang nackt unter einen entsetzlichen Schwarm von Insekten hinwarf, die so groß waren als Hornissen, und dem heiligen Manne den Ort, worauf man sitzt, ganz durchlöcherten. — Die frommen Einsiedler hatten dabei beständige Kämpfe mit dem Teufel, den ihnen die erhitzte Fantasie vorstellte, und der sie vergeblich zum Bösen zu verleiten suchte.

Zum Glück waren nur ihnen allein ihre frommen Narrheiten schädlich; aber die streitfertigen Mönche stifteten mit ihren Fäusten, Prügeln und Klingen großes Unheil in der Welt, wovon ich nur einige Histörchen zur Probe anführen will.

Mönchsprügeleien und Ascetenunfug.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts lebte zu Constantinopel ein Bischof, Namens Nestorius, der behauptete, man müsse nicht sagen, die Jungfrau Maria sey die Mutter Gottes, sondern die Mutter Christi, denn, sagte er, wie kann Gott von einem sterblichen Weibe geboren werden? Nein, die Gottheit hat sich nur mit dem Fleische Christi verbunden.

Von dieser großen Ketzerei hörte Eutyches, der alte siebzigjährige Abt eines Klosters bei Constantinopel; er machte sich auf, eilte so schnell er konnte, nach der Stadt zum Kaiser, und stellte ihm vor, Nestorius sey ein Erzketzer. Bald wurde aber auch er selbst für einen Ketzer erklärt, weil er nicht glauben wollte, Christus sey Gott und Mensch zugleich gewesen.

Nun entstand über diesen Wortstreit ein Krieg, in welchem förmliche Schlachten geliefert und Ströme Blut vergossen wurden. Alle Bischöfe von Aegypten, und mit ihnen ein

ganzes Heer ägyptischer Mönche, vertheidigten die Meinung des Eutyches. Ihr Oberbischof, Dioscorus, zu Alexandrien, warf die kaiserlichen Statthalter ins Gefängniß, und verwies sie ins Elend, wenn sie sich seinen Unternehmungen widersetzten. Eben so tyrannisch behandelte er die Bürger von Alexandrien, er beraubte sie, wegen Ketzerei, ihres Vermögens, ließ ihre Häuser anzünden, ihre schönen Gärten verwüsten, und ihre Bäume umhauen. So handelte der Heerführer der ägyptischen Mönche.

Jetzt wurde ein Concilium, das heißt, eine Versammlung aller Bischöfe, nach Ephesus in Kleinasien zusammenberufen.

Dioscorus erschien dabei, vertheidigte seine Meinung, und verlangte, daß alle, die ihm beistimmten, zum Zeichen ihres Beifalls, die Hände aufheben sollten. Seine Stimme, sein muthvolles Gesicht, die Gegenwart der Soldaten, die Drohungen der Mönche, die noch weit fürchterlicher waren als die Soldaten, und die in dicken Schaaren den ganzen Platz umgaben, wo die Kirchenversammlung gehalten wurde, dieß alles verursachte bei derselben einen solchen Schrecken, daß beinahe alles die Hände aufhob und schrie, man solle jeden, der anders als Eutyches und Dioscorus denke, verjagen, ermorden, in Stücke zerreißen.

Aber damit hatte der Tumult noch kein Ende. Es sollten einige Bischöfe, die wirklich anderer Meinung waren, abgesetzt werden, und es fanden sich Freunde, die sich ihrer annahmen. Nun befahl Dioscorus, daß die Mönche hereintreten sollten. Dieß geschah auf den ersten Wink. Einige hatten Ketten in den Händen, andere Knittel und Waffen. Alle Bischöfe, die sich der Verurtheilten angenommen hatten, wurden unmenschlich geprügelt, und er selbst prügelte höchsteigenhändig einen Bischof, Flavian, mit solcher Wuth, daß der unglückliche Mann zwei Tage darauf starb.

Dieß waren in Aegypten die schönen Früchte des sanften Evangeliums des Heilandes der Welt!

Eben so wild, ja noch wilder, ging es in Constantinopel zu.

Nahe bei dieser Stadt stand schon viele Jahre lang ein Säulenheiliger auf seiner Säule. Sein Name war Daniel. Er erhielt einmal ein Schreiben aus Constantinopel von einem gewissen Acacius, der ihm klagte, er würde seines reinen Glaubens wegen von dem Kaiser Basiliscus verfolgt, und es habe derselbe schon eben deswegen einen andern Rechtgläubigen in seiner Schlafkammer verbrennen lassen. Deswegen bat er dringend um den mächtigen Schutz des Heiligen.

Der Säulengötze thaute fürchterlich auf, als er diesen Brief las. Mit einem Feuereifer, einer Frechheit, einer Verwegenheit, einer Wuth, die über alle Grenzen gingen, schrieb er an den Kaiser, er sey ein Tyrann, ein anderer Nero, und drohete ihm mit dem Verlust seiner Krone.

Noch nicht genug; er ließ sich bewegen, von seiner Säule herab zu steigen, und sich selbst nach Constantinopel zu verfügen. Da er aber nach sechszehn Jahren, — denn so lange war er da gestanden, — das Gehen ganz verlernt hatte, so mußte er sich tragen lassen. Die ganze Stadt kam bei seiner Ankunft in Bewegung. Aus allen Gassen stürzte man ihm entgegen. Mit lautem Freudengeschrei erscholl die Nachricht: Er ist da! Und nun fing er an zu predigen. Voll Lästerungen, Schmähungen, Schimpf und Hohn gegen den Kaiser, war seine Rede; er nannte ihn einen Feind der Kirche, einen Gotteslästerer, einen Ketzer, und wünschte ihm die Ungnade und das Feuer des Himmels auf den Hals.

Daniels Predigt that die gehoffte Wirkung. Der Pöbel gerieth gegen den Kaiser in die äußerste Wuth. Einige wollten Constantinopel in Brand stecken; andere den Pallast, wo sich Basiliscus mit den Seinigen aufhielt, anzünden. Ihrer Sicherheit wegen mußte die ganze Familie auf das Land fliehen.

Von diesen Unruhen hörte Zeno, ein abgesetzter Kai-

ser, der von Basiliscus verdrängt worden war und sich in Kleinasien versteckt hielt. Er stellte sich an die Spitze eines kleinen Heeres, das seine Freunde in Bereitschaft hatten, und ging damit auf Constantinopel los. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den Kaiser Basiliscus, denn er trauete weder den Soldaten, noch dem Volke. In seiner Angst ging er so weit, daß er in der großen Kirche zu Constantinopel den Acacius und den wüthenden Daniel öffentlich und fußfällig um Verzeihung bat, und sie unter heißen Thränen um Gnade und Schutz anflehete. Allein der starrsinnige Einsiedler blieb hartherzig und unerbittlich. Stolz auf seinen Sieg, schalt er den Kaiser, der wie ein armer Wurm zu seinen Füßen lag, in den härtesten Ausdrücken, und nannte dessen Schicksal verdiente Rache des Himmels.

Zeno rückte indeß immer näher, und der Pöbel wurde jeden Tag heftiger. Der unglückselige, von allen Menschen verlassene Kaiser verließ seinen Pallast, und nahm, nebst seiner Gemahlin und ihren Kindern, seine Zuflucht zu der grossen Kirche, legte seine Krone auf den Altar, und entsagte dem Kaiserthume. Acacius überlieferte den armen Basiliscus, nebst der ganzen kaiserlichen Familie, in die Hände des Zeno, der sie alle zusammen einmauern und verhungern ließ.

Zufrieden entfernte sich jetzt Daniel aus Constantinopel, und stellte sich, wie vorher, auf seine Säule. —

Seht Kinder, aus solchen Auftritten könnt ihr euch erklären, wie die katholische Geistlichkeit in kurzer Zeit zu so großer Macht gelangte, und den Fürsten mit so schamloser Frechheit begegnen lernte.

Griechische Kaiser im zweiten Zeitraume.
(395 — 622.)

Wünscht ihr zu wissen, wie viele griechische Kaiser zu Constantinopel von Arcadius an bis zu den Zeiten des Muhamed regierten, so kann ich euch sagen, daß in diesen 222 Jahren fünfzehn den Thron bestiegen. Ich halte es aber nicht für nöthig, sie euch sämmtlich zu nennen, denn es befanden sich nur wenige weise Fürsten und glückliche Krieger unter ihnen. An ihrem Hofe ging es bisweilen so wild zu, als unter Chlodewichs barbarischen Nachkommen. Viele Kaiser wurden ermordet; manchem wurden die Augen ausgestochen, die Nase abgeschnitten, die Zunge aus dem Halse gerissen. Basiliscus, wie ihr euch erinnern werdet, wurde mit seiner Familie lebendig eingemauert und dem Hungertode übergeben; seinen Nachfolger Zeno ließ dessen eigene Gemahlin lebendig begraben u. s. w. Die meisten Kaiser begingen, wie er, den Fehler, daß sie sich zu viel in die Religionsstreitigten mischten, und den Geistlichen zu großen Antheil an den Staatsgeschäften einräumten.

Wie sehr sie durch die Einfälle der Hunnen und der Gothen geängstigt wurden, ist euch schon bekannt. Dazu kamen jetzt noch blutige Kriege mit den Persern, und die Angriffe der Avaren und der Bulgaren. Erstere waren ein mongolisches, letztere ein slavisches Volk, das sich in der heutigen Bulgarei festsetzte, die von ihnen ihren Namen bekommen hat. Den Frieden mit diesen Völkern mußten viele Kaiser durch starke Jahrgelder erkaufen. Justinian aber, der berühmteste unter ihnen, anstatt seine Feinde durch Geld zu entfernen, schlug sie mit der Schärfe des Schwerdtes durch seine berühmten Feldherren Belisarius und Narses, und zerstörte, wie ich euch schon erzählt habe, das vandalische und ostgothische Reich. Er verschönerte auch seine Städte durch viele herrliche Gebäude, und ließ die ersten

Seidenwürmer aus dem Morgenlande nach Griechenland bringen. Eben so berühmt machte er sich durch sein römisches Gesetzbuch, das Justinianische Corpus Juris, das auch in der Folge von den Deutschen angenommen wurde, und noch heut zu Tage, in allen christlichen Ländern, die keine besondern Landesgesetze haben, als Gesetzbuch beibehalten ist. Der Rechtsgelehrte, durch den er es zusammen tragen ließ, hieß Tribonianus.

Unter die vorzüglichsten Kaiser nach Justinian gehörten Mauritius und Heraclius, welcher letztere von 610 an regierte.

Zustand der Wissenschaften im zweiten Zeitraume der Geschichte nach Christi Geburt.

Ihr werdet leicht einsehen, daß bei den beständigen Einfällen und Verheerungen so vieler barbarischer Völker, die besonders Italien überschwemmten, die Wissenschaften und Künste nicht länger gedeihen konnten. Jedermann war nur bedacht, sein und der Seinigen Leben und Vermögen zu retten. Die Gelehrten verloren bald allen Muth; die Schulen gingen ein; es waren für junge Männer, die Trieb zu den Studien in sich fühlten, weder Bildungsanstalten, noch andere Hülfsmittel vorhanden. Unter den Mönchen und den Weltgeistlichen allein hatte sich ein dürftiger Rest von Gelehrsamkeit erhalten. Doch zeichnete sich noch in Italien der brave Boethius, geb. 470, unter dem ostgothischen Könige Theodorich, durch ein gut geschriebenes Buch, über die philosophischen Trostgründe im Unglück, aus. Ihr werdet euch erinnern, daß dieser edle und gelehrte Mann unschuldig hingerichtet wurde. In jene Zeit gehört auch der Geschichtschreiber Procopius aus Cäsarea, (562 Präfect von Constantinopel) ein Staatsdiener des Kaisers Justinian, der die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Regierung be-

schrieben hat. Auch dürfen wir den gelehrten römischen Abt, Dionysius den Kleinen, nicht vergessen, der anfing, die Jahre von der Geburt Christi an zu zählen, und dem wir also unsere jetzige Zeitrechnung zu verdanken haben. Er lebte im sechsten Jahrhunderte, aber erst zweihundert Jahre darauf wurde diese Zeitrechnung allgemein in dem Abendlande, und noch später im Morgenlande eingeführt. Ihr würdet euch daher sehr irren, wenn ihr glaubtet, gleich nach Christus habe man die Jahre von seiner Geburt an gezählt.

Neue Sprachen.

In Italien, in Gallien, in Hispanien, in Britannien, kurz in allen Ländern, die lange der Herrschaft der Römer unterworfen waren, wurde meistens Latein gesprochen, doch daneben auch, besonders in den untern Ständen, die alten Landessprachen. Nun aber, da durch die Einfälle so vieler fremder, meistens deutscher Völker, die Römer ganz aus diesen Ländern vertrieben wurden, hörte auch im gemeinen Leben ihre Sprache auf, und es bildeten sich aus den Ueberresten derselben, aus der Mundart der alten Landesbewohner, und aus derjenigen der neuen Ankömmlinge mehrere neue Sprachen, wie das Italienische, das Französische, das Spanische; wenigstens wurde in dieser Periode einstweilen der Grund dazu gelegt. Das Lateinische aber gebrauchte man nur noch zu Büchern und andern schriftlichen Aufsätzen. In Italien, wo sonst durchaus Latein gesprochen wurde, entstand die italienische Sprache, die deswegen auch noch die meiste Aehnlichkeit mit der lateinischen hat; in Gallien die französische, die sich schon weiter davon entfernte, und in Hispanien die spanische, die auch sehr davon abwich. Die wenigsten Spuren finden sich in der englischen, weil die römische Sprache dort nicht so lange gangbar war, als in Gal-

lien und Italien, und sich außer den Angelsachsen in der Folge noch mehrere andere Völker in Britannien niederließen.

Zweikämpfe.

Den deutschen Völkern, die sich über den größten Theil von Europa verbreiteten, haben wir auch die berüchtigten Duelle oder Zweikämpfe zu verdanken, von welchen die gesitteten Völker des Alterthums, außer dem Kriege nichts wußten. Wenn sich zwei feindliche Krieger einander bei einem Treffen begegneten, da stürmten sie freilich auf einander los, und ließen nicht eher nach, als bis einer von ihnen auf dem Platze liegen blieb; aber nie fiel es dem Achill ein, den Agamemnon, von dem er beleidigt worden war, zu einem Zweikampfe heraus zu fodern. Ganz anders aber dachten und handelten die Deutschen. Sie glaubten, so wie ganze Völker, können auch einzelne Familien und einzelne Personen Krieg mit einander führen. Die Obrigkeiten bestärkten sie in diesem Gedanken, denn sie verboten die Zweikämpfe nicht; nur verlangten sie, daß dieselben nicht heimlich, sondern öffentlich, vor Kampfrichtern, und nach bestimmten Gesetzen geschehen sollten. Sie gingen noch weiter, denn wenn Einer von dem Andern angeklagt war, und es fehlte an einem hinlänglichen Beweise, so wurde beschlossen, daß beide Theile mit einander kämpfen sollten; derjenige, der seinen Gegner besiegte, wurde für den rechthabenden Theil erklärt. Man glaubte, der Himmel würde sich des Unschuldigen sicher annehmen, und seinen Arm stärken. Deswegen gehörte der Zweikampf auch unter die sogenannten Ordalien oder Gottesurtheile, von denen ich euch sogleich noch mehr erzählen werde, und durch welche eine Menge schuldloser Personen um Ehre und Leben kamen. Diese Gottesurtheile sind — dem Himmel sey es gedankt — schon längst

bei uns abgeschafft; allein der leidige Zweikampf hat sich erhalten, so scharf er auch in ganz Europa verboten ist.

Ordalien oder Gottesurtheile.

Man hatte in den alten Zeiten solcher Gottesurtheile oder Unschuldsproben, außer dem Zweikampfe, gar mancherlei andere, nämlich die Feuerprobe, die Wasserprobe, den geweiheten Bissen, das Abendmahl, das Kreuzgericht, das Bahrrecht.

Wenn ein Laie (einer, der nicht zum geistlichen Stande gehörte) den andern eines Verbrechens beschuldigte, so ließ der Richter den Angeklagten rufen, und ihm die Anklage ins Gesicht wiederholen. Du lügst, schrie dann der Angeklagte, wenn er der That nicht geständig war. — Konnte er nicht überwiesen werden, so verordnete der Richter einen Zweikampf.

Wurde aber ein Weib oder ein Geistlicher angeklagt, oder waren sie selbst die Ankläger, so konnte natürlich nicht auf einen Zweikampf erkannt werden; denn die Frauen wollten, und die Geistlichen durften sich nicht schlagen. In solchen Fällen wurden daher andere Unschuldsproben veranstaltet, bei welchen die zarten Weiber immer viel schlimmer wegkamen, als die derben Mönche und Weltpriester. Sie mußten sich nämlich der Feuer- oder Wasserprobe unterwerfen; die Geistlichen aber hatten ihre Unschuld blos mit dem geweiheten Bissen oder dem heiligen Abendmahle zu beweisen.

Wer die Feuerprobe zu bestehen hatte, der mußte mit bloßen Füßen über glühende Pflugscharen schreiten, oder — oft mit einem in Wachs getauchten Hemd — durch flammendes Feuer gehen, oder sich feurige Kohlen auf die Brust legen lassen. Wurde er davon gebrannt, so war dieß ein Beweis seiner Schuld; blieb er dagegen unversehrt, so wurde er vor allem Volke für unschuldig erkannt. — Man sollte

glauben, es habe niemand eine so gefährliche Probe unverletzt überstehen können; aber nein, es kamen viele Unschuldige und Schuldige recht glücklich durch. Man wußte schon damals so gut, als heutiges Tages, geheime Mittel, sich auf kurze Zeit feuerfest zu machen, und manche Personen verlegten sich mehr darauf, als jetzt, weil sich viel damit verdienen ließ. Ich habe selbst Künstler gesehen, die glühende Stangen in die Hand nahmen, und sich die Füße in geschmolzenem Blei wuschen; dieß beweist genug die Möglichkeit, sich wider die Wirkung des Feuers zu verwahren.

Die Wasserprobe war von doppelter Art, mit heissem oder mit kaltem Wasser. Bei jener mußte der Angeklagte die bloße Hand in siedendes Wasser tauchen, und einige Augenblicke darin lassen. Sie wurde hierauf in einen kleinen Sack eingebunden, den man so sorgsam versiegelte, daß an der kranken Hand nichts gemacht werden konnte. Nach drei Tagen wurde der Sack vor Zeugen geöffnet, und die Hand untersucht. War sie unbeschädigt geblieben, so wurde die Person für unschuldig erklärt; im andern Falle aber erkannte man sie für strafbar. Die Probe mit kaltem Wasser war nicht so gefährlich. Es wurde nämlich die angeklagte Person gebunden auf einen Teich oder einen Fluß gelegt. Sank sie unter, so galt das für einen Beweis ihrer Unschuld, und man zog sie schnell wieder herauf; schwamm sie aber oben, so wurde sie als schuldig verurtheilt. Vermuthlich werden zehn gegen einen gesunken, und also losgesprochen worden seyn. Dieser Prüfung mußten sich gemeiniglich die angeblichen Hexen unterwerfen, deswegen nannte man sie auch die Hexenprobe.

Den geweiheten Bissen schob ein Geistlicher dem Angeklagten unter vielen Verwünschungen in den Mund, der Mensch sollte an diesem Bissen ersticken, es sollten ihn Krankheiten, Schmerzen und Tod treffen, wenn er die That, deren man ihn bezüchtigte, wirklich begangen habe. Ging nun der Bissen leicht hinab, und erfolgte nichts darauf, so war

die Unschuld klar. — Man wird aber nicht ermangelt haben, ihn auch bisweilen zu vergiften, wenn man einem solchen Menschen nicht wohlwollte.

Dieser und der Abendmahlsprobe unterwarf man gemeiniglich die Geistlichen, weil sie nicht Lust hatten, wie die Frauen, über glühende Pflugscharen zu gehen, oder ihre Hände in siedendes Wasser zu tauchen. Man glaubte indeß, sie würden ganz gewiß an der Hostie, wie an dem geweiheten Bissen, erkranken oder sterben, wenn sie dieselben mit dem Bewußtseyn ihrer Schuld genössen.

Bei dem Kreuzgerichte mußten sich der Ankläger und der Beklagte mit ausgestreckten Armen an ein Kreuz stellen. Wer die Arme zuerst sinken ließ, der hatte Unrecht. — Hier wird meistens der Stärkere über den Schwächeren gesiegt haben.

Das Bahrrecht trat ein, wenn ein Mensch war getödtet worden, und der Thäter ausgemittelt werden sollte. Derjenige, der in Verdacht war, mußte sich dem Ermordeten, der auf einer Bahre lag, nähern, und die Wunde, oder auch nur den Leichnam mit der Hand berühren, und dabei seine Unschuld betheuern. Fing nun die Wunde an zu bluten, oder trat der Leiche Schaum an den Mund, oder bewegte sie gar ein Glied, so war die That so gut als erwiesen. Daß aber so etwas aus ganz natürlichen Ursachen geschehe, ist nicht unmöglich. Zum Glück wurde damals bei den Deutschen der Mord nicht mit dem Tode, sondern nur mit einer Geldbuße bestraft, welche die Anverwandten empfingen.

Die Gottesurtheile erhielten sich bis ins vierzehnte Jahrhundert, wo sie anfingen seltener zu werden. Die Hexenprobe aber und das Bahrrecht waren noch im vorigen Jahrhunderte im Gange.

Die ersten Seidenraupen werden nach Europa gebracht. (565.)

Ich habe euch schon gesagt, daß Kaiser Justinian die ersten Seidenraupen nach Constantinopel bringen ließ.

Das Vaterland dieser nützlichen Thierchen ist Ostindien und China, wo sie sich, wie unsere gemeinen Raupen, in großer Menge auf den Maulbeerbäumen im Freien einspinnen. Wer sich da Seide verschaffen will, der hat blos die Mühe, die Kokons von den Zweigen abzunehmen, sie in heißes Wasser zu werfen, und abzuwinden, denn der Seidenfaden ist schon von der Raupe gesponnen, aber so fein, daß man immer acht oder zehn Fäden zusammen nehmen muß, wenn sie haltbar seyn sollen. Durch die Erfahrung lernte man aber, daß die Seide weit schöner wird, wenn man die Raupen nicht sich selbst überläßt, sondern sie zu Hause ordentlich füttert und pflegt. Dieß thaten die Chinesen und Indianer schon tausend Jahre vor Christi Geburt; sie verkauften in der Folge ihre seidenen Gewebe durch die dritte Hand an die Römer und Griechen um einen so hohen Preis, daß sie sich noch 200 Jahre nach Christi Geburt für ein Pfund Seide ein Pfund Gold bezahlen ließen, und daß es noch 2 bis 300 Jahre nach Christi Geburt für einen Beweis großer Ueppigkeit galt, ein ganz seidenes Kleid zu tragen. Reiche Leute gaben ihnen gern dafür, was sie verlangten. Man glaubte damals, es wachse die Seide, wie die Baumwolle, auf gewissen Bäumen; daß sie das Gespinnst einer Raupe sey, wußte in Europa niemand.

Zur Zeit des Kaisers Justinian wurden an seinem Hofe die Seidenzeuge sehr stark getragen. Als aber die Kriege mit den Persern anfingen, blieben die Kaufleute mit ihren Seidenwaaren aus, und bald konnte man sie um keinen Preis mehr bekommen. Der Kaiser Justinian war schon im Begriff, ein Schiff durch den arabischen Meerbusen auslaufen, und

die so beliebten Seidenzeuge unmittelbar aus Indien holen zu lassen; als gerade zu rechter Zeit zwei Mönche von einer Reise aus jenen Gegenden, wo sie gesucht hatten, Heiden zu bekehren, zurück kamen, und einige Kokons als eine Seltenheit mitbrachten. Durch sie erfuhr man erst, was die Seide ist, wie sie von Raupen gesponnen wird, und wie man diese hegt und mit Maulbeerblättern füttert. Nun wurde von dem Kaiser Justinian beschlossen, die Mönche eine zweite Reise machen zu lassen, daß sie Eier von diesen nützlichen Insekten nach Constantinopel bringen möchten, wo es nicht an Maulbeerbäumen fehle. Dieß geschah auch wirklich im Jahre 565. In ihren hohlen Wanderstäben trugen sie glücklich eine erkleckliche Menge Eier nach Griechenland herüber, die im nächsten Frühlinge im Mist ausgebrütet wurden. Von dort an vermehrten sich die Seidenraupen so schnell, daß bald in Constantinopel, Athen, Korinth und Theben Seidenmanufakturen angelegt werden konnten. Aus Griechenland kam der Seidenbau erst nach Italien und Sicilien, dann nach Spanien, nach Frankreich, und über Frankreich endlich vor 135 Jahren auch nach Deutschland. In unsern Gegenden will er aber nicht recht gedeihen, weil das Klima etwas zu kalt für die Seidenraupen ist, und auch die Maulbeerbäume nicht überall gut fortkommen.

Rückblicke auf die vornehmsten Ereignisse in dem zweiten Zeitraume.

Theodosius hatte das römische Reich unter seine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, getheilt, beide waren junge und unfähige Fürsten, die nie in Eintracht mit einander lebten. Daher brachen viele deutsche Völker, auch die Hunnen und Avaren, in das ost- und weströmische Reich ein, ohne großen Widerstand zu finden. Die Westgothen errichteten ein neues Reich in Gallien; ebendaselbst ließen sich

die Burgunder und die Franken nieder, die mächtiger als alle andern wurden. Die Westgothen zogen sich bis nach Spanien; die Vandalen hatten sich schon vor ihnen dort niedergelassen, und gingen von da über das Meer nach Africa hinüber, wo sie ein mächtiges Reich gründeten. Bald darauf wurden die Angelsachsen nach Britannien gerufen, und setzten sich dort fest. Zu gleicher Zeit unternahmen die Hunnen unter Attila ihre furchtbaren Züge nach Gallien und Italien. Nach Attila's Tod ließ sich der deutsche Heerführer Odoacher zum römischen Kaiser krönen, und machte dem abendländischen Kaiserthume ein Ende. Schon nach siebzehn Jahren wurde er aber von Theodorich, König der Ostgothen, verdrängt, der ein ostgothisches Reich in Italien errichtete, welches in der Folge von Narses wieder zerstört wurde. Von diesem Narses wurden die Longobarden nach Italien gerufen, die daselbst ein mächtiges Reich gründeten. — Mit diesen Völkerzügen nahmen die Zeiten der Unwissenheit ihren Anfang, und in denselben wurde der römische Bischof und die Geistlichkeit überhaupt immer mächtiger. Das morgenländische Reich der Römer konnte sich kaum noch gegen die Anfälle der Perser, der Bulgaren und Slaven behaupten. Doch hatte es an Justinian noch einen Regenten, der glückliche Kriege führte, dem Reiche der Vandalen und Ostgothen ein Ende machte, sich Ruhm als Gesetzgeber und Gesetzsammler erwarb, und den Seidenbau in seinem Reiche einführte.

Zeitfolge der berühmtesten Männer und der vorzüglichsten Begebenheiten in dem zweiten Zeitraume.

395. Jahre nach Christi Geburt. Arcadius. Honorius. Stilico. Alarich.
407. Vandalen, Alanen und Sueven in Gallien.
410. Rom wird von Alarich erobert.

412. Weſtgothen in Gallien und Spanien.
413. Burgunder in Gallien.
423. Honorius ſtirbt. Valentinian III.
429. Vandalen in Africa.
445. Attila, König der Hunnen.
449. Sachſen und Angeln (Angelſachſen) in Britannien.
451. Aetius ſiegt über Attila auf den catalauniſchen Ebenen.
452. Attila in Gallien. Venedig gegründet.
461. Der römiſche Biſchof Leo I. ſtirbt.
476. Romulus Auguſtulus. Odoacher. Ende des abendländiſchen Kaiſerthums.
486. Chlodewich, König der Franken in Gallien.
493. Theodorich, König der Oſtgothen in Italien.
496. Chlodewich ein Chriſt.
511. Chlodewich ſtirbt.
526. Theodorich ſtirbt.
527. Juſtinianus.
530. Dionyſius der Kleine. Jahrrechnung von Chriſti Geburt an.
532. Ende des burgundiſchen Reichs.
534. Ende des vandaliſchen Reichs durch Beliſarius.
545. Juſtinians Geſetzbuch. Tod des Tribonian.
553. Ende des oſtgothiſchen Reichs.
565. Juſtinians Tod. Seidenbau in Europa.
568. Die Longobarden in Italien. Alboin. Avaren in Pannonien.
582. Mauritius.
585. Ende des ſueviſchen Reichs in Spanien.
590. Gregor der Große, römiſcher Biſchof.
604. Gregorius ſtirbt.
610. Kaiſer Heraclius zu Conſtantinopel.
612. Muhamed lehrt.

Dritter Zeitraum.

Von Muhamed bis auf Karl den Großen, oder von der Einführung der muhamedaniſchen Religion bis zum Urſprung des neuen abendländiſchen Kaiſerthums der Franken.

Jahre nach Chriſti Geburt 622 bis 800.

Muhamed lehrt (612 — 632).

Etwas über fünfzig Jahre nach Juſtinians Tode trat im peträiſchen Arabien ein ſchwärmeriſcher, ungelehrter aber kluger und verſtändiger Kaufmann auf, nannte ſich einen Propheten Gottes, that Wunder, predigte eine neue Religion, ſammelte in kurzer Zeit ein großes Heer, eroberte viele Länder, und gründete ein mächtiges Reich. Dieſer Schwärmer war Muhamed.

Ihr kennet ſchon Arabien aus eurer Geographie, und der Geſchichte der Iſraeliten. Hier war es, wo die Kinder Iſrael ſo lange umher zogen, ehe ſie das gelobte Land fanden; hier gab ihnen Gott die zehn Gebote auf dem Berge Sinai; hier iſt der Berg Horeb, auf dem ſich der Herr gegen Moſes zuerſt in einem feurigen Buſche offenbarte; hier hatte nun auch Muhamed nach ſeinem Vorgeben Erſcheinungen aller Art, beſonders häufige Beſuche von dem Engel Gabriel, der ihn auffoderte, die Religion des Erzvaters Abraham in ihrer alten Reinheit wieder herzuſtellen.

Muhamed wurde in der Stadt Mekka, auf der Weſtküſte von Arabien, geboren. Er war nicht von geringer Herkunft, denn er ſtammte aus der angeſehenen Familie Haſchem, und ſein Oheim, Abu-Taleb, hatte, als Ober-

herr von Mekka, zugleich die Aufsicht über die Kaaba, ein heiliges Haus, das, einer alten Sage nach, von Abraham dem wahren Gott zu Ehren erbaut worden war. Gleichwohl waren seine Aeltern verarmt, und hatten ihm nur fünf Kameele und eine alte Magd hinterlassen. Deswegen mußte er sich bequemen, die Handlung zu erlernen, und das that er um so lieber, da sein Oheim auf diesem Wege ein reicher Mann geworden war, und auch noch als Oberhaupt der Stadt seinen Handel fortsetzte. Es wurden von Abu-Taleb Waaren nach Syrien, Palästina, Aegypten versandt, und der junge Muhamed führte die Karavanen, und verrichtete die Geschäfte seines Vetters. So lernte er Länder und Menschen kennen.

In seinem fünf und zwanzigsten Jahre kam er in Mekka als Handlungsvorsteher zu einer sehr reichen und vornehmen Fürstenwittwe, Namens Kadidschah. Sie war schon vierzig Jahre alt, aber doch noch ehelustig. Der junge Muhamed gefiel ihr. Er war nicht groß, aber gut gewachsen, hatte einen edeln, sprechenden Blick, eine schmeichelnde Beredsamkeit und ein sehr gewinnendes Benehmen. Sie heirathete ihn also, und hatte es nicht zu bereuen, denn er behandelte sie immer mit Achtung und Liebe. Erst nach ihrem Tode erlaubte er sich mehrere Weiber zugleich zu nehmen, wie es die uralte Sitte des Morgenlands verstattet und wie auch er seinen Anhängern erlaubte.

Eine Zeit lang trieb Muhamed seine Handlungsgeschäfte, wie andere arabische Emire (Fürsten), munter und mit gutem Erfolge fort, ob er gleich, wie versichert wird, weder lesen noch schreiben konnte. Daneben grübelte er aber beständig über die Religion. Die Araber verehrten meistens noch die Gestirne; dieß wollte ihm nicht gefallen. Die Christen beteten, nach seiner Meinung, drei Götter an, Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, und schlugen und mordeten sich vieler unverständlicher Lehren willen; dieß gefiel ihm wieder nicht. Die Juden endlich warteten beständig

auf einen Messias, der nicht kommen wollte; auch hatten sie eine Menge kleinlicher Gebräuche und Ceremonien, die unser Muhamed nicht leiden konnte. Er brütete daher unaufhörlich über dem Gedanken, eine neue, bessere Religion, nach dem Willen der Gottheit, und nach ihren Eingebungen einzuführen. Bald ließ ihm dieser Gedanke keine Ruhe mehr, weder bei Tage, noch bei Nacht. Seine feurige Phantasie wurde immer mehr erhitzt. Er hatte Erscheinungen erst im Traume, und am Ende auch wachend. Es kam so weit, daß er seine Handlungsgeschäfte ganz aufgab, und sich in die Höhle Hara zurück zog, um in der Einsamkeit ruhiger sinnen und schwärmen, die Stimme Gottes und seiner Botschafter hören zu können.

Hier erschien ihm zuerst der Engel Gabriel, verkündigte ihm, daß Gott ihn zu seinem Propheten erkohren habe, und gebot ihm zu lesen. Ich kann nicht lesen, erwiederte Muhamed. Da ergriff ihn der Engel beim Schopf, schüttelte ihn, und warf ihn dreimal zur Erde, mit den Worten: Lies im Namen des Herrn, der die Menschen lehrt, was sie nicht wissen. Und von jener Stunde an konnte Muhamed lesen.

Nun bekam er immer mehr Besuche von dem Engel, auch hörte er fremde Stimmen, die zu ihm sprachen, und ihm den Willen der Gottheit offenbarten. Die Erscheinungen wurden von Tage zu Tage häufiger und deutlicher. Endlich kehrte er, vollkommen überzeugt, daß ihn Gott zu seinem Propheten auserkohren habe, nach Haus zurück, erzählte seiner Frau, was ihm in der Höhle widerfahren sey, und überredete sie zuerst von seinem göttlichen Berufe. Bald überzeugte er auch die übrigen Hausgenossen; in kurzem verbreitete sich der Glaube an ihn auch außer dem Hause, und jedermann sprach von seinem Umgang mit Engeln in der Höhle, und seinen Offenbarungen. Er fing nun an, den neuen Glauben zu predigen, und nannte ihn Islam; die Bekenner seiner Lehre aber wurden Moslemin, das heißt

Gläubige, genannt, woraus nachher der Name Muſelmann entſtanden iſt.

Von Mekka aus unternahm, einige Zeit nachher, Muhamed zur Veränderung eine Reiſe durch die Luft nach Jeruſalem, und von dort in den Himmel. Er ließ ſich zu dem Ende den Eſel Borak ſatteln, der trotz dem Pegaſus flog, und ſo langte er bald und glücklich in der heiligen Stadt an, wo ſchon Leitern für ihn in Bereitſchaft ſtanden, auf denen er von einem Himmel in den andern, bis zu dem ſiebenten und höchſten, hinauf ſtieg. Dort ſah er Gott in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Er nahete ſich ehrerbietig ſeinem Throne, und las die mit glänzender Schrift geſchriebenen Worte: Allah allein iſt Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet. Hierauf erhielt er von der Gottheit ſelbſt die Beſtätigung ſeiner Lehren, und weitere Verhaltungsbefehle. — Muhamed erzählte allenthalben dieſe wunderbare Reiſe, und ſein Schwiegervater Abubeker bekräftigte die Wahrheit dieſer Ausſage.

Ihr könnt jedoch leicht denken, daß der neue Prophet nicht überall Glauben fand. Von vielen ſeiner Mitbürger wurde er ausgelacht oder für wahnſinnig erklärt, von andern verfolgt. Der ganze mächtige Stamm Koreiſch ſtand wider ihn und ſeine Familie auf, und nahm ſich vor, ihn zu tödten. Muhamed hielt ſich daher ſeines Lebens nicht mehr ſicher in Mekka, und entfloh (622 Juli 16.) nach Medinah. Er wurde von ſeinen erbitterten Feinden eingeholt; allein er ſtreute ihnen Staub auf das Haupt, und ſiehe da, ſie wurden mit Blindheit geſchlagen, daß ſie, ohne ihn greifen zu können, unverrichteter Sache wieder umkehrten. Dieſe Flucht wird von den Muhamedanern die Hegira (Hedſchrah) genannt, und von dieſem Zeitpunkte an rechnen ſie ihre Jahreszahl. Viele ſeiner Anhänger flüchteten ſich nach Aethiopien und in andere Länder.

Zu Medinah predigte Muhamed, wie zu Mekka, und fand noch weit mehr Glauben. Der Engel Gabriel erſchien

ihm da öffentlich in Gestalt einer Taube, die ihm auf die Schulter flog, und sich mit ihrem Schnäbelchen seinem Ohre näherte. Er hatte sie nämlich heimlich gewöhnt, ihm Erbsen aus dem Ohr zu picken, deswegen fand sie sich fleißig ein, und untersuchte, ob es nichts zu naschen darin gebe? Muhameds Schwiegervater, Abubeker, bewies sich immer als sein treuer Gehülfe.

Mit jedem Tage mehrten sich Muhameds Anhänger, aber auch seine Verfolger, denen er sich jetzt muthig widersetzte. Hieraus entstanden kleine Fehden. Ein Stamm zog gegen den andern zu Felde. Gemeiniglich siegten Muhameds begeisterte Krieger; die überwundenen Feinde mußten sich ihm unterwerfen, und seinen Islam (Glauben) annehmen. Viele thaten es auch freiwillig. Mehrere arabische Fürsten, und einige Könige in Aethiopien, bekannten sich zu seiner Lehre. Muhamed foderte auch den griechischen Kaiser Heraclius, und den damaligen König von Persien auf, Muselmänner zu werden; allein sein Antrag fand nicht den erwünschten Eingang. Der König von Persien, Cosroes der Große, war so unartig, Muhameds Brief zu zerreißen, der Kaiser von Constantinopel aber schloß doch wenigstens einen Handelsvertrag mit ihm.

Mit der Stadt Mekka hatte Muhamed Frieden geschlossen. Da sie aber denselben muthwillig brach, so ging er mit seinen Anhängern darauf los, und eroberte sie mit Sturm. Alles zitterte jetzt, voll Furcht der Dinge, die da kommen sollten. Man glaubte, er würde schreckliche Rache an seinen Verfolgern nehmen; aber siehe da, er begegnete ihnen mit größter Schonung und Milde; dadurch mehrten sich seine Verehrer noch um viel. Bald hatte er ein Heer von 30,000 Mann beisammen, womit er seine Nachbarn bedrohete. Manche schickten Gesandte an ihn, und suchten dem Ungewitter dadurch zuvor zu kommen, daß sie seinen Glauben annahmen; und daran thaten sie recht, denn immer ist es vernünftiger, einen einzigen Gott zu verehren, wie Mu-

hamed lehrte, als die Gestirne oder lächerliche Götzen anzubeten. Fünf Könige in Yemen, dem südlichsten und besten Theile von Arabien, erklärten sich für Muhamed, und nun mußten die schwächern arabischen Stämme sich nothgedrungen ebenfalls unterwerfen.

So machte sich Muhamed endlich zum Herrn über Arabien, und sah sich an der Spitze eines furchtbaren Heeres von 100,000 Mann.

Zwanzig Jahre lang hatte er gelehrt, und vier und sechszig gelebt. Nun aber war er am Ende seiner Laufbahn. Er starb im Jahre 632, wie man glaubt, an Gift, und wurde zu Medinah begraben. Sein Sarg ist noch heut zu Tage in einer Moschee jener Stadt zu sehen.

Die Hauptlehren seiner Religion waren folgende: Es ist nur Ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet. — Fünfmal des Tages soll man zu diesem Gott sein Gebet verrichten, den Armen fleißig Almosen ertheilen, jährlich ein feierliches Fasten im neunten Monate begehen, und einmal in seinem Leben eine Wallfahrt nach Mekka vornehmen. — Dabei behauptete Muhamed ein unvermeidliches Verhängniß, daß z. B. jemand, der bestimmt sey, in seinem Bette zu sterben, von keinem Feinde in einer Feldschlacht niedergeschossen oder niedergestochen werden könne. Er erlaubte die Vielweiberei, verbot aber das Weintrinken, und versprach allen, die seinen Glauben annehmen, und als wackere Moslemin leben würden, ewige Freuden in einem Paradies voll reizender Huris oder verklärter Mädchen.

Ihr sehet, daß Muhamed's Religion nicht so gar leicht und ohne Opfer auszuüben war, wie manche behaupten. Das fünfmalige tägliche Gebet, das Fasten, das Almosengeben, das Verbot des Weintrinkens, und die Pilgerreise nach Mekka, dieß alles wird gewiß nicht einem jeden gefallen haben. Und doch verbreitete sich seine Religion nach und nach viel weiter, als die christliche. Dieß mochte zum Theil wohl daher kommen, daß sie mit dem Säbel in der

Hand gepredigt, und den Völkern aufgedrungen wurde; alle, die sie nicht annahmen, mußten Tribut bezahlen. Doch fand aber auch schon an sich die Lehre von einem einzigen Gott großen Beifall, denn, wie ich euch schon gesagt habe, man glaubte damals in jenen Gegenden, die Christen hätten drei Götter. Auch die Vielweiberei, die aber schon vorher im Gange war, und der Glaube an ein unwandelbares Schicksal, mag vielen behagt haben.

Das Buch, in welchem Muhameds Lehren enthalten sind, heißt der Koran (Alcoran). Er machte diese Lehren aber nicht auf einmal, sondern in einzelnen Suren oder Kapiteln bekannt, die erst nach seinem Tode von Abubeker gesammelt wurden. Ein griechischer Mönch, Namens Nestor, und ein persischer Jude, waren seine Engel Gabriel, denn ihren Eingebungen hatte er sehr viel zu verdanken; sie halfen ihm seine Gedanken in Ordnung bringen, und schrieben ihm die Suren.

Ich könnte euch noch viel von Muhameds Wundern erzählen, wie ihm zum Beispiel einmal ein Stück vom Monde in seinen Aermel fiel, und er es wieder in den Himmel hinauf warf, gerade an den Ort, wohin es gehörte; wie ihm ein andermal Wasser aus den Fingern träufelte, daß viele ihren brennenden Durst damit löschen konnten; wie ihn Steine Bäume und Thiere laut als Gottes Propheten begrüßten; allein ich habe euch wichtigere Dinge von den Heereszügen und Eroberungen seiner Nachfolger zu berichten, die alle von Muhamed lange vorher prophezeiht worden waren.

Das Kalifat. Eroberungen der Araber. (637.)

Muhameds Nachfolger war Abubeker, sein Schwiegervater. Er nahm den Titel eines Kalifen oder Gesandten Gottes und Befehlshaber der Gläubigen an. So entstand

das mächtige Kalifat, das sich bald über einen Theil von Asien, Africa und Europa verbreitete; denn Muhameds Lehre wurde noch nach seinem Tode den benachbarten Völkern mit Schwerdtes Gewalt aufgedrungen. Bekehrung oder Zinsbarkeit war das Losungswort eines zahllosen Heeres, meistens aus freiwilligen Streitern bestehend, aber nicht von dem Kalifen selbst, sondern von klugen und tapfern Feldherren angeführt. Erst eroberten sie Syrien, Phönicien, Palästina und ganz Aegypten, dann Persien, einen Theil von Indien, die ganze Nordküste von Africa, ferner die Insel Cypern, und die Insel Rhodus; sie besetzten Sicilien, entrissen den griechischen Kaisern einen Theil von Kleinasien, und belagerten am Ende sogar Constantinopel, doch ohne es zu erobern. Dieß alles geschah in einer Zeit von 37 Jahren.

Als die Araber auf ihren Feldzügen nach Alexandrien, nach Aegypten kamen, fanden sie in dieser Stadt noch einen Theil der schönen Bibliothek, die von den Ptolomäern angelegt worden war. Der rohe und unwissende Heerführer Amru verdammte die ganze herrliche Sammlung zum Feuer. Entweder, sagte er, stimmen diese Bücher mit dem Koran überein oder nicht; stimmen sie mit ihm überein, so sind sie unnütz; stimmen sie nicht mit ihm überein, so sind sie schädlich. So wurden denn viele tausend schätzbare und unersetzliche Werke des Alterthums in die Badstuben von Alexandrien vertheilt, um Wasser zur Reinigung der schmutzigen Mosleminen damit heiß zu machen.

Auf der Insel Rhodus trafen die Araber noch die Trümmer des berühmten Kolossus an, welche sie als altes Metall an einen Hebräer verkauften, der sie vollends zerschlagen, und 900 Kameele damit beladen ließ. Dieser Kolossus war in den schönsten Zeiten des griechischen Alterthums gegossen und quer über den Eingang des Hafens aufgestellt worden. Er war eine Bildsäule des Sonnengottes, von ungeheurer Größe. Ihre beiden Beine standen ausgestreckt

auf zwei Fußgestellen, an den Seiten des Einganges, und die größten Schiffe konnten zwischen denselben mit vollen Segeln in den Hafen einlaufen. In der einen Hand hielt sie ein Feuerbecken, in welchem, wie auf dem Leuchtthurm zu Alexandrien, in der Nacht Feuer unterhalten wurde, das den heransegelnden Schiffen als Wegweiser diente, und rings umher das Meer bestrahlte. — Durch ein Erdbeben wurde dieses prächtige Kunstwerk umgestürzt und zertrümmert; die Bruchstücke aber blieben liegen, bis die Araber kamen und sie verhandelten.

Ich sagte euch, daß diese wilden Eroberer auch Constantinopel belagerten, doch ohne es einzunehmen. Es geschah das im Jahre 672 mit einer ansehnlichen Kriegsflotte. Die Rettung der Stadt hatte man einem gewissen Callinicus zu verdanken, der das griechische Feuer erfand, das auch unter dem Wasser fortbrannte, und nur mit Weinessig, Urin oder Sand gelöscht werden konnte. Man macht von seinen Wirkungen eine gar fürchterliche Beschreibung, nach welcher dasselbe beinahe ganz mit dem Feuer unsers Schießpulvers überein kam. Es wurde dieses Feuer, oder die Materialien dazu, in metallenen Töpfen und Röhren (wie unsere Bomben) auf die Schiffe geworfen. Sie zersprangen mit einem schrecklichen Knall, zerschmetterten alles, was in der Nähe war, und verbreiteten zugleich einen dicken Schwefeldampf. Die Flamme, welche sich dabei entzündete, konnte nicht gelöscht werden, und in soferne glich dieses Feuer den Congreviſchen Raketen, von welchen die Engländer die Erfinder sind. Zum Glücke der Menschheit blieb die Hervorbringung des griechischen Feuers ein Geheimniß.

Spanien wird von den Arabern oder Saracenen erobert. (711.)

Die Araber wurden auch Saracenen oder Morgenländer genannt; auch hießen sie Mauren, weil sie sich in Mauritanien, auf der Nordküste von Africa, festgesetzt, und sich mit den Landesbewohnern vermischt hatten. Wenn also irgendwo von Saracenen und Mauren die Rede ist, so erinnert euch, daß die Araber damit gemeint sind.

Spanien, das, wie ihr wisset, von Mauritanien nur durch die Meerenge von Gibraltar getrennt ist, stand damals noch unter der Herrschaft der Westgothen. Es waren aber zu ihrem Unglücke Mißhelligkeiten unter ihnen eingerissen. Ein entthronter König rief die Araber zu Hülfe, und sie ließen sich nicht vergeblich rufen. Nur zwölftausend Mann stark landeten sie unter Tarik an der spanischen Küste. Der westgothische König, Roderich, ging ihnen entgegen. Er war voll Muth, und hätte sie vielleicht geschlagen. Aber siehe da, ein Theil seines kleinen Heeres, von Verräthern angeführt, ging zu den Feinden über. So wurde er in der Schlacht bei Xeres de la Frontera nun besiegt, und fiel in derselben mit den Edelsten seines Volkes. Die Araber aber bemächtigten sich der besten Städte, und eroberten beinahe das ganze, schöne Land, nebst dem heutigen Portugal. Anstatt wieder nach Africa zurück zu gehen, setzten sie sich fest. Doch behauptete sich Pelagius, ein Anverwandter des gefallenen Königs Roderich, mit einer Anzahl Gothen, in den Gebirgen von Gallicien und Asturien, wo er ein neues westgothisches Reich stiftete. Dies geschah im Jahre 711, ungefähr 80 Jahre nach Muhameds Tode. — In der Folge werden wir sehen, wie die Gothen nach und nach wieder mächtig wurden, und wie die Araber am Ende doch noch Spanien räumen mußten. Erst nach 781 Jahren konnte man sie wieder vertreiben.

Wie schlimm es den ersten Kalifen nach Muhameds Tode erging. Almansor verlegt seinen Sitz nach Bagdad. (st. 762.)

Muhameds erste Nachfolger hatten ein gar klägliches Schicksal. Indeß ihre siegreichen Heere so viele mächtige Reiche eroberten, wurden einer nach dem andern von ihnen hingemordet. Abubeker starb schon zwei Jahre nach Muhamed an Gift. Omar, des großen Propheten zweiter Schwiegervater, wurde in der Moschee, unter dem Gebete, von einem rachsüchtigen Sclaven getödtet. Osman, der durch seinen Stolz und seine Schwäche viele beleidigte, erwürgte man bei einem Aufstande in seinem Pallaste; Ali, der Schwiegersohn Muhameds, wurde in dem Gotteshause von Meuchelmördern niedergestochen, und nicht besser erging es dessen Sohne Hassan, der an Gift starb (661).

So war nun beinahe Muhameds ganzes Geschlecht schon 41 Jahre nach seinem Tode ausgerottet, und ein Statthalter von Syrien, Moawijah, Sohn des Mannes, der im Jahre 622 Muhamed aus Mekka vertrieben hatte, bemächtigte sich des Kalifats, und brachte es an seine Familie, die Ommajaden, verlegte auch seinen Sitz aus Medinah, wo er bisher gewesen war, nach Damascus, der Hauptstadt von Syrien. Aber schon im Jahre 750 wurde die Familie der Ommajaden durch die Familie Muhameds, die Abbasiden, die Nachkommen des Abbas, seines Oheims, gestürzt und mit der größten Grausamkeit fast ganz ausgerottet. Der zweite dieser Abbasiden, al Mansor oder der Sieghafte genannt, erbaute die Stadt Bagdad, und verlegte dahin den Sitz des Reichs. Er erwarb sich jenen prächtigen Beinamen durch seine Eroberungen in Armenien, Cicilien und Cappadocien. Dabei erlangte er auch den Ruhm eines großen Beschützers der Gelehrsamkeit, der sich jetzt die Araber mit größtem Fleiße widmeten. Sie lernten griechisch, übersetzten die griechischen Schriftsteller ins Arabische, studirten die Arzneikunst,

die Sternkunde, und andere Wissenschaften, und übten sich auch fleißig in der Dichtkunst. Es wurden Schulen und Sternwarten, auf Befehl des Kalifen, angelegt. Auch zu dem Handel wurden die Araber kräftig durch al Mansor ermuntert, und so entstand die Stadt Kairo, die sich zur vornehmsten Handelsstadt im Kalifat erhob. — Dieser große Regent starb (775) auf einer Pilgerreise nach Mekka, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes, den er zusammen gescharrt hatte, denn Geldsucht war sein größter Fehler.

Die Franken im dritten Zeitraume.

Zweihundert Jahre waren verflossen seit dem Tode des Königs Chlodewich, der durch seinen Unternehmungsgeist, seinen Muth und seine Treulosigkeit, die große fränkische Monarchie gegründet hatte. Ich würde euch Langeweile machen, wenn ich euch die Geschichte aller blutigen Kriege, aller Theilungen und Zerstückelungen des fränkischen Reichs in dieser langen Zeit, erzählen wollte. Euch sey es daher genug, zu wissen, daß am Ende seine elenden Nachfolger gänzlich ausarteten, und der Kriegshändel müde, sich ohne Kraft und Muth, in ihre Paläste verschlossen, zu ihren Weibern, oder an die gut besetzte Tafel setzten, und sich um die Regierung so wenig bekümmerten, daß man sie allgemein die königlichen Faulbäuche (Rois fainéans) nannte.

Alle Kriegs- und Regierungsgeschäfte blieben unter diesen Faullenzern ihren Majordomus, das heißt, ihren ersten Ministern überlassen, die da schalteten und walteten, wie sie wollten, und es am Ende so weit brachten, daß die Majordomuswürde in ihrer Familie erblich wurde. Die berühmtesten unter ihnen waren Pipin von Herstall, Karl Martel, und Pipin der Kurze. Der erste war der Großvater, der zweite der Sohn, der dritte der Enkel: alle drei kraftvolle, unternehmende Männer.

Pipin von Herstall hatte die ganze, große fränkische Monarchie unter seiner Verwaltung, und beherrschte sie als Majordomus 27 Jahre lang. Er ließ sich auch zum Herzog, das heißt, Heerführer der Franken, wählen, und führte glückliche Kriege.

Unter seinem muthigen und großen Sohn kamen die Araber von Spanien aus mit einem mächtigen Heere über die Pyrenäen herüber, und suchten sich der fränkischen Monarchie zu bemächtigen. Schon waren sie bis an die Loire und in die Ebenen der Stadt Tours vorgedrungen; allein der tapfere Martel rückte ihnen mit seinen Franken entgegen, und schlug sie erst bei Tours im Jahre 732, und dann noch einmal bei der Stadt Narbonne, fünf Jahre später, so nachdrücklich, daß sie für gut fanden, ganz Frankreich wieder zu räumen, und sich über die Pyrenäen nach Spanien zurück zu ziehen. Von jener Zeit an ließen sie sich nicht wieder sehen.

Martel oder Marteau heißt in französischer Sprache ein Hammer. Der Ueberwinder der Araber erhielt diesen rühmlichen Beinamen, weil er, wie ein Hammer, auf die Feinde losgeschlagen hatte.

Dieser tapfere Krieger hinterließ nach seinem Tode (741) zwei Söhne, von denen der eine, Pipin der Kurze genannt, seines großen Vaters würdig war. Man nannte ihn den Kurzen wegen seiner kleinen Gestalt; Geist und Muth aber waren bei ihm nicht klein. Der andere Sohn, Karlmann, fand mehr Gefallen an dem stillen Klosterleben, als an Regierungsgeschäften. Er ließ sich daher den Kopf scheeren, schlüpfte in eine Kutte, und wurde ein frommer Mönch.

Wie Pipin der Kurze den fränkischen Scheinkönig Childerich III. vom Throne stieß. (752.)

Pipin dachte in seinem Herzen, wenn es meinem Bruder Karlmann so gut in einem Kloster gefällt, so wird es

dort auch nicht an Unterhaltung für meinen faulen König Childerich fehlen. Er ist ja ohnehin schon lange des eingezogenen Lebens gewohnt; kaum sieht man ihn alle Jahre einmal auf seinem mit Ochsen bespannten Wagen zur Reichsversammlung fahren, wo er eine gar erbärmliche Rolle spielt; es wird ihm folglich nicht schwer werden, in einem Kloster ganz eingezogen zu leben; und das Schweigen versteht er ohnehin besser, als das Reden. Also herab von dem Throne in eine Zelle! Ein geschorner Kopf wird ihm weit besser stehen, als seine langen, fliegenden Haare, und eine Kutte kleidet ihn sicher weit schöner, als ein Purpurmantel. Sitzt er einmal unter den Mönchen, so bin ich unumschränkter Herr, und das wird viel besser für mich und für das fränkische Volk seyn.

So dachte Pipin. Da aber schon seinem Vater Martel ein ähnlicher Versuch, sich unabhängig zu machen, nicht ganz gelungen war, weil die Großen des Reichs sich widersetzt hatten, so wollte er behutsam zu Werke gehen, und erst den heiligen Vater in Rom und die Geistlichkeit überhaupt auf seine Seite bringen.

Dazu war ihm der Erzbischof zu Mainz, Bonifacius, den man auch den Apostel der Deutschen nennt, und von dem ich euch bald mehr erzählen werde, gar sehr behülflich, denn er stimmte den damaligen Pabst, Zacharias, zum Besten Pipins. Pipin sandte daher, ohne Bedenken, Abgeordnete nach Rom, mit der Anfrage an den heiligen Vater: Ob derjenige, der sich in dem wirklichen Besitze der Regierung und der königlichen Gewalt befinde, nicht auch des Königstitels würdig sey? Der Pabst bedachte sich nicht lange. Allerdings, war seine Antwort, und es ist daran gar kein Zweifel.

Vergnügt mit dieser Erklärung, kehrten die Abgesandten eiligst nach Hause zurück. Pipin machte solche sogleich in der Versammlung der Großen bekannt, und ließ sich zum Könige wählen. Der Scheinkönig Childerich aber mußte, nebst

seinem Sohne, mit geschornem Kopfe, fünf Jahre nach Pipins Bruder, in ein Kloster wandern. Dort vertrocknete mit ihnen der letzte Zweig des merovingischen Geschlechtes.

Pipin aber ließ sich nebst seiner Gemahlin Bertha von dem Erzbischof Bonifacius 752 zu Soissons zu Königen der Franken salben, und feierlich krönen.

Zum Dank für den wichtigen Dienst, den ihm durch seine Antwort der heilige Vater Pabst geleistet hatte, nahm sich Pipin seiner eifrig gegen die Longobarden an, die ihn ängstigten, zog gegen sie zu Felde, und nahm ihnen den größten Theil des Exarchats, oder den nachherigen Kirchenstaat, ab, den er dem Pabste als einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geschenkt haben soll, doch so, daß er sich die Oberherrschaft darüber vorbehielt. So sagen wenigstens die römischen Bischöfe, und die es mit ihnen halten. Die Schenkung ist aber nichts weniger als gewiß, denn es erwähnt ihrer erst ein Schriftsteller, der 140 Jahre nach Pipin und dem Pabste Zacharias lebte; die gleichzeitigen Autoren aber schweigen davon.

Karl der Große. (768—814.)

In dem Jahre 768 starb der fränkische König Pipin, und hinterließ zwei Söhne, von denen der eine Karl, der andere Karlmann hieß. Sie theilten sich in das Reich ihres Vaters, konnten sich aber nie recht mit einander vertragen. Plötzlich starb Karlmann, und Karl machte sich kein Bedenken, dessen beiden Kindern das väterliche Erbe wegzunehmen. Die erschrockene Mutter, die besorgte, er möchte die ganze Familie in ein Kloster stecken, oder sie wohl gar ermorden lassen, machte sich heimlich mit ihren Kleinen aus dem Staube, und entfloh zu Desiderius, dem Könige der Longobarden, bei dem sie sicher zu seyn hoffte, weil er auf Karl, der seine Tochter Desiderata nicht als Gemahlin behalten, sondern sie dem Vater zurückgeschickt hatte, nicht gut gestimmt war.

Karl ließ sie eine Zeit lang ruhig, und suchte sich erst recht fest zu setzen. Im Herzen aber nahm er sich, wie es scheint, sogleich vor, seinen Schwiegervater für den Schutz, in den er die Schwägerin nahm, zu seiner Zeit zu züchtigen. Vor der Hand hatte er ein nothwendigeres Geschäft. Es war nämlich ein Krieg mit den Sachsen ausgebrochen, die einen Tribut von dreihundert Pferden, und ich weiß nicht wie vielen Kühen, den sie schon an Karls Vater entrichten mußten, nicht länger liefern wollten. Die Geschichte dieses Krieges, der 30 Jahre lang dauerte, will ich euch in der Kürze erzählen.

Karl der Große bekriegt die Sachsen. (772.)

Die Sachsen, von welchen hier die Rede ist, wohnten in dem heutigen Westphalen und in Niedersachsen bis gegen die Elbe hin. Sie waren eben dasselbe Volk, das sich unter dem Namen Katten, Cherusker, Brukterer so tapfer gegen die Römer geschlagen, und die Legionen des Varus unter Hermanns Anführung vertilgt hatte. Zu Karls Zeiten hatten sie keine Könige, sondern nur einen gemeinschaftlichen Feldherrn, wenn Kriege mit den Nachbarn entstanden. Freiheit war ihr Ruhm und ihr Glück. In ihrem Lande waren weder Städte, noch Spuren von Reichthum zu finden; meistens lebten sie von der Jagd und der Viehzucht in Armuth, Unwissenheit und Aberglauben. Ihren Götzen, besonders Wodan, den sie eifrig verehrten, brachten sie bei großen Gefahren Menschenopfer. Christliche Religionsprediger durften sich nicht unter ihnen blicken lassen; sie konnten sie nicht ausstehen, und schlugen sie alle tod, weil sie besorgten, von ihnen verführt und um ihre Freiheit gebracht zu werden.

Karl, der von dem Haß dieser Völker gegen die Religion der Christen hörte, glaubte ein recht gutes Werk zu thun, wenn er sie zwänge, das böse Heidenthum abzuschwören, und den wahren Gott zu erkennen. In diesem Glau-

ben wurde er von seiner Geistlichkeit noch mehr bestärkt. Steht nicht, sagte diese, in der Schrift, Zwinget sie hereein zu kommen? Also nur recht nachdrücklich drein geschlagen mit der Schärfe des Schwerdtes; wenn sie einmal getauft sind, und sehen, wie sanft und gut und selig der christliche Glaube die Menschen macht, so werden sie froh seyn, daß man ihnen denselben mit Gewalt aufgedrungen hat. Außer diesem religiösen Anlaß wollte auch Karl den fortwährenden Räubereien und Einfällen dieser Sachsen dadurch ein Ende machen.

Er zog im Jahre 772 gegen die Sachsen zu Felde. Sie wehrten sich muthig unter ihrem tapfern Anführer Wittekind, wurden aber dennoch geschlagen, und mußten zusehen, wie die ihren Götzen geheiligte Irmensäule umgestürzt, und ihre Priester darauf ermordet wurden. Es stand diese Säule in dem heutigen Fürstenthume Paderborn auf einem großen runden Platze. Vielleicht war sie dem tapfern Hermann zu Ehren errichtet worden, und hieß deswegen ursprünglich Hermannssäule. Wie dem nun sey, Karl machte Frieden mit den Sachsen, ließ sich Geißeln geben, ließ Mönche und Soldaten bei ihnen zurück, jene, daß sie ihnen das Evangelium predigen, diese, daß sie sie im Gehorsam erhalten möchten.

Allein umsonst. Die Sachsen empörten sich dreimal, und zwar das drittemal wieder unter der Anführung ihres Wittekind, der nach dem ersten Frieden für gut gefunden hatte, nach Dänemark zu entfliehen. Jetzt, da er wieder kam, und die Kirchen und Klöster sah, die von den Franken angelegt worden waren, zerstörte er sie alle, verjagte die Priester und Bischöfe, rottete das Christenthum aus, führte seine Götzen wieder ein, und schlug einmal über das andere Karls Feldherrn, bis dieser endlich selbst erschien, und den feindlichen Wittekind in einer blutigen Schlacht, an der Weser, überwand.

Der Sieger verlangte von den geschlagenen Sachsen, sie

sollten ihm seinen Feind ausliefern; allein Wittekind war nicht mehr zu haben, denn er hatte sich sogleich nach dem verlornen Treffen weislich entfernt. Darüber ergrimmte Karl so heftig, daß er 4500 gefangenen Sachsen 784 bei Verden an der Aller die Köpfe abschlagen ließ. Dieß war eine abscheuliche Grausamkeit, die ewig Karls Ruhm beflecken wird. Die wackern Leute kämpften für ihre Freiheit; sie konnten und sollten nicht wie rebellische Unterthanen behandelt werden; aber auch offenbare Rebellen schlachtet man nicht zu Tausenden.

Auf das sächsische Volk machte diese Strenge einen sehr übeln Eindruck. Sie schwuren den Franken blutige Rache, und thaten an ihren Gott Wodan ein Gelübde, dessen Worte noch auf dem Rathhausarchiv zu Goslar zu lesen sind, und das ich euch mittheilen will. Es wird euch Vergnügen machen, aus demselben zugleich zu sehen, was vor tausend Jahren in unserm Vaterlande, und besonders in Niedersachsen, für Deutsch gesprochen wurde.

Hili kroti Woudana (heiliger großer Wodan) ilp osk un osken Pana Uittikin (hilf uns und unserm Fahnherrn Wittikind) ok Kelta (auch dem Unterfeldherrn) of den aiskena Karlevi (gegen den abscheulichen Karl) ten flactenera (den Schlächter). Ik tif ti in our (ich gebe dir einen Auerochsen) un tou skapa (und zwei Schaafe) un tat rofe (und den Raub). Ik flacte ti all fanka; (ich schlachte dir alle Gefangenen) up tinen ilifen Artisberka (auf deinem heiligen Harzberge).

Es wurden also auf dem Harz die Gefangenen geschlachtet, und wahrscheinlich waren die großen Steine, welche noch heutiges Tages auf der höchsten Spitze des Brockens liegen, die Altäre, auf denen sie ihr Leben verbluteten.

Der Krieg fing demnach mit größerer Erbitterung aufs neue an, als vorher. So viel Franken die Sachsen in ihre Hände bekamen, so viele wurden dem Wodan geopfert.

Karl aber durchzog das Land mit seinem Heere, und hauſete fürchterlich. Noch drei Schlachten mußte er gewinnen, ehe er den Frieden erzwingen konnte. Endlich ließ Wittekind, der ſich wieder an die Spitze ſeiner Sachſen geſtellt hatte, ſich zu Unterhandlungen bereden. Er ſah wohl ein, daß ſein muthiges Volk, bei aller ſeiner Tapferkeit, am Ende unterliegen mußte, denn die Franken waren viel beſſer geübt und gerüſtet. Die gepanzerten Feinde ſchienen unverwundbar; wo ſie eindrangen, da floß nur Sachſenblut, und alle Gegenwehr war vergeblich. Karl verſprach dem Wittekind bei ſeiner fürſtlichen Ehre, ihm einen Theil des Sachſenlandes zu Lehen zu geben, das heißt, ihn zum Regenten über Sachſen zu ſetzen, aber ſo, daß er unter Karls Oberherrſchaft ſtehen, ihm Treue geloben, und Hülfe leiſten ſollte, wenn er dazu aufgefordert werden würde. Dieſe Bedingungen wurden angenommen, und erfüllt. Wittekind ließ ſich hierauf taufen, und viele tauſend Sachſen folgten ſeinem Beiſpiele freiwillig. Viele tauſend andere wurden heerdenweiſe mit dem Schwerdte in die Flüſſe getrieben, und empfingen eine wahre Nothtaufe. Dieß geſchah im Jahre 786. Aber erſt 18 Jahre darauf, im Jahre 804, wurde es in dem Lande ganz ruhig, denn noch immer machten die heidniſchen Sachſen dem Könige der Franken viel zu ſchaffen. Um ſie leichter in Gehorſam zu erhalten, ließ Karl 10,000 ſächſiſche Familien nach Flandern, Frankreich und Italien verſetzen, wodurch eine Menge deutſcher Kolonien in dieſen Ländern entſtanden. In Sachſen legte er Burgen und Biſchofsſitze an, aus denen nach und nach Städte wurden, wie Magdeburg, Halle, Bremen, Münſter, Osnabrück ꝛc.

Allen Sachſen wurde nun der Götzendienſt bei ſchwerer Strafe verboten, und um ſie beſſer zu beobachten, heimliche Kundſchafter ausgeſandt, und heimliche Gerichte angelegt, von denen ich euch bald mehr erzählen werde.

PAUL DER DIAKON ERZÄHLT DEN GAUKLERN VON ALBOINS UND ROSAMUNDENS SCHICKSAL

Digitized by Google

Karls des Großen andere Eroberungen.

Der Sachsenkrieg wurde mehrmals durch Friedensschlüsse unterbrochen. Die Zwischenzeit benützte Karl zu andern Eroberungen. Zuerst ging er auf den König der Longobarden los, der das römische Gebiet angegriffen, und ihm die Herausgabe seiner Schwägerin und ihrer Kinder verweigert hatte. Schon vorher aber hatte er seine Gemahlin verstossen, die, wie ich euch schon gesagt habe, eine longobardische Prinzessin war. König Desiderius (so hieß der longobardische Regent) nahm das sehr empfindlich; er beschloß in seinem Herzen, die zwei Kinder des verstorbenen Karlmann wieder auf den Thron ihres Vaters zu setzen; allein das Kriegsglück war ihm nicht günstig; er wurde von Karl so entscheidend geschlagen, daß er sich in seine Hauptstadt Pavia einschließen, und sich nach sechs Monaten zum Kriegsgefangenen ergeben mußte. Karl ließ ihn hierauf in ein Kloster stecken, und machte der longobardischen Regierung ein Ende (774). Er erklärte den Vornehmsten des Volkes, daß er fortan selbst ihr König seyn, und sich in Pavia mit der eisernen Krone zum König von Italien krönen lassen würde. — Dieß geschah wirklich, und Karl nannte sich von dort an König von Italien. Die eiserne lombardische Krone ist aber noch heut zu Tage zu sehen; sie wird in dem kleinen italiänischen Städtchen Monza aufbewahrt. — Wie es Karls Schwägerin, der Wittwe Karlmanns und ihren Kindern erging, weiß niemand.

Vier Jahre nach diesem Kriege, als sich eben König Karl zu Paderborn befand, suchten ihn zwei spanisch-arabische Fürsten auf, die ihn um Hülfe gegen ihren Unterdrücker, den damaligen arabischen Regenten Abderam, ansprachen. Karl, der gar sehr wünschte auch ein Stück von Spanien zu erobern, war gleich bereit, einen Zug dahin zu unternehmen, und unterwarf sich glücklich den östlichen Theil der spanischen Halbinsel bis an den Ebrostrom. Dies war im Jahre 778. Bei seiner Rückkehr aber erging es seinem Nachtrab

in den pyrenäischen Gebirgen gar kläglich. Als nämlich seine Krieger mit ihrem Gepäcke sich gerade in den engsten Pässen befanden, und weder rechts noch links mehr ausweichen konnten, zeigten sich plötzlich feindliche Völker auf den Anhöhen, erhoben ein schreckliches Kriegsgeschrei, warfen und schossen nach den vorüberziehenden Franken, wälzten ungeheure Steine und Baumstämme auf sie herab, und ließen nicht eher nach, als bis sie sie beinahe alle aufgerieben hatten. Nur wenige entkamen; das ganze Gepäcke ging verloren. — Bei dieser Gelegenheit fiel in Roncevalles auch der berühmte Roland, ein Feldherr Karls des Großen, dessen fabelhafte Abentheuer in vielen alten und neueren Heldenliedern sind besungen worden *).

Zehn Jahre darauf wurde von Karln der Herzog von Bayern, Thassilo, ein Schwiegersohn des abgesetzten Longobarden-Königs, mit seiner ganzen Familie in ein Kloster geschickt, denn die Klöster waren damals zugleich die Staats-Gefängnisse. Dann fiel er über die Wilzen, in der heutigen Mark Brandenburg. her, und drängte die Avaren, die im Bunde mit Thassilo von der Save her öftere Einfälle in Deutschland unternommen hatten, bis nach Belgrad zurück. Es waren die Avaren, wie ihr euch erinnern werdet, ein asiatisches Volk, das sich nach dem Abzuge der Longobarden erst in Pannonien angesiedelt, und sich dann zwischen der Enns und der Save, im heutigen Steyermark, Kärnthen, Krain, Croatien und Sclavonien, festgesetzt hatte.

Nun erstreckte sich Karls ungeheures Reich von dem Ebro in Spanien bis zu dem Raabfluß in Ungarn, und es gehörte dazu ganz Frankreich, ganz Deutschland und Holland, die Schweiz, die nördliche Hälfte von Italien, ein Theil von Spanien, und ein Stück von Ungarn.

---

*) Dieser Rückzug erfolgte während der zweiten Empörung der Sachsen.

Karl der Große wird zum römischen Kaiser gekrönt. (800).

Kurz vor dem Jahre 800 entstanden in Rom gewaltige Unruhen. Die Neffen des vorigen Pabstes Hadrian wollten den neuen Pabst Leo III. nicht auf dem päbstlichen Stuhle dulden; sie gaben ihm eine Menge Verbrechen Schuld, hetzten den Pöbel wider ihn auf, und veranlaßten einen Aufstand, in welchem man sich nicht entblödete, den heiligen Vater, bei einer Procession, aus dem Zuge heraus zu reissen, zu prügeln und ins Gefängniß zu schleppen. Er fand aber Mittel zu entfliehen, und flüchtete sich zu König Karl nach Paderborn. Dort wurde er mit großer Auszeichnung empfangen, und wie ein Gott angestaunt und verehrt. So viel Achtung für seine Person und seine Würde that ihm ungemein wohl; noch besser gefiel ihm aber Karls Versprechen, daß er ungesäumt nach Italien ziehen, und die Empörer zu strenger Rechenschaft ziehen wolle. Dieß geschah auch wirklich; er ließ den Pabst voraus gehen, und folgte ihm nach.

Die Unruhen in Rom waren nun bald gestillt, und man konnte ungestört das Weihnachtsfest feiern, mit welchem damals das neue Jahr, und zufällig ein neues Jahrhundert anfing. Dieser Umstand, die Anwesenheit des mächtigen Karl und seiner vornehmsten Heerführer, welche alle die Kirche zu besuchen versprachen, die Stimme des heiligen Vaters, die sich sollte vernehmen lassen, und überdem ein dumpfes Gerücht von einer großen Feierlichkeit, die vorgenommen werden würde, dieß alles zusammen genommen, zog eine ungeheure Volksmenge in den Tempel.

Karl erschien mit seinem Gefolge, und knieete, mit einem prächtigen Purpurmantel angethan, vor dem Altare nieder, um sein Gebet zu verrichten. Als er ausgebetet hatte, wollte er wieder aufstehen, und sich entfernen. Aber siehe da, der Pabst trat zu ihm heran mit einer goldenen

Krone in den Händen, setzte sie ihm auf das Haupt, und rief ihn vor allem Volke als römischen Kaiser im Occident aus. Sogleich schmetterten die Trompeten, hundert andere Instrumente, auch die Orgeln fielen ein, und ein zahlreicher Chor stimmte feierlich einen Krönungsgesang an.

Karl stellte sich höchst erstaunt, und schien von nichts gewußt zu haben. Wahrscheinlich aber war schon alles vorher zwischen ihm und dem Pabste verabredet. Von jener Zeit an führte eine Linie von Karls Nachfolgern in der Regierung, nämlich die deutsche, den Titel römischer Kaiser, der erst in den neuern Zeiten wieder aufhörte, weil Kaiser Franz II. ihn nicht länger führen, sondern lieber Kaiser von Oesterreich heißen wollte.

Ihr werdet vielleicht fragen, was hatte denn dieser Pabst Leo III. für ein Recht, einen fränkischen König zum Kaiser im Occident auszurufen? Ich muß euch antworten: keines. Er maßte sich da eine Freiheit an, die ihm nicht gebührte, wenn die Sache nicht vorher schon zwischen ihm und Karl abgeredet war. Karl konnte sich freilich als Herr und Ueberwinder so gut zum römischen Kaiser als zum römischen Könige erklären; aber der Pabst konnte ihm für sich diesen Titel nicht geben. Auch würde es Karl gewiß nicht zugelassen haben, wenn er hätte voraus sehen können, daß sich von dort an die Päbste das Recht zueignen würden, die deutschen Könige zu römischen Kaisern zu krönen und Kaiser und Könige ein- und abzusetzen, wie das in der Folge mehrmals geschehen ist. — Merkt euch, daß Karl mit dem Jahre 800 den Titel eines römischen Kaisers annahm.

Wie Karl der Große sich als einen Freund der Aufklärung, und Beschützer der Wissenschaften und Künste bewies; wie er war, und wie er lebte.

Karl war in seiner Kindheit so schlecht unterrichtet worden, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte.

Gleichwohl bewies er sich als einen großen Freund der Gelehrsamkeit, und suchte nützliche Kenntnisse, so viel es ihm möglich war, unter seinen Völkern zu verbreiten. Deswegen nahm er auch einen gelehrten englischen Mönch, Namens Alcuin, als Lehrer seiner Söhne an. Er selbst zog den Umgang mit Gelehrten jedem andern vor, und bildete sich auch durch das Lesen vortrefflicher Schriften. Er sprach gut Latein, und verstand leicht die griechischen Schriftsteller. Noch in seinen männlichen Jahren lernte er schreiben, denn er hielt seine Unerfahrenheit in einer so nothwendigen Kunst für eine große Schande. Dabei wollte er seinen Edlen und ihren Kindern mit gutem Beispiele vorgehen. Alle jungen Leute an seinem Hofe mußten auf seinen Befehl die Schulen besuchen. Als Schullehrer ließ er tüchtige Männer aus Italien und Griechenland nach Frankreich kommen, und in allen großen Städten seines Reichs wurden Schulanstalten angelegt, die er öfters selbst besuchte. Er stiftete auch an seinem Hofe eine gelehrte Gesellschaft, in welcher zwischen ihm und andern Gelehrten freundschaftliche Unterredungen über die Wissenschaften gehalten wurden. Karl war in denselben kein Fremdling; er hatte sich mit gutem Erfolge auf die Vernunftlehre, die Beredsamkeit, und die Sternkunde verlegt; er machte auch lateinische Gedichte, die für jene Zeiten nicht schlecht waren. Es wurden von ihm Bücherſammlungen veranstaltet, und die Mönche zum Bücherabschreiben in ihren Klöstern ermuntert. Die Ausbildung der deutschen Sprache lag ihm sehr am Herzen; er ließ daher eine deutsche Grammatik abfassen, und die ältesten Lieder der Deutschen sammeln, die aber wieder verloren gegangen sind. Ferner gab er den Monaten, statt der lateinischen, deutsche Namen. Den Januar z. B. nannte er den Wintermonat, den Februar Hornung, weil da die Hirsche ihr Gehörn (Geweihe) abwerfen, den März Lenzmonat, den April Ostermonat, den Mai den Wonnemonat u. s. w. Um den Predigern gute Muster zu ihren Vorträgen zu verschaffen, ließ er auch

eine Sammlung der besten Predigten aus dem Griechischen in das Fränkische übersetzen.

An Karln gefielen jedermann seine ächt deutschen Sitten, seine Güte, seine Leutseligkeit, und seine Freigebigkeit, deren sich besonders auch die Armen und Kirchen zu erfreuen hatten. Er wollte keine ausländische, nur vaterländische Kleidung tragen, und diese bestand aus einem weiten, leinenen Rock, mit Seide gestickt, und leinenen Beinkleidern, auch einem langen Mantel. Seine Füße aber waren, statt der Strümpfe, mit Binden umwunden. Er trug auch Schuhe, und im Winter waren Brust und Schultern mit einem guten Pelze verwahrt. Immer erschien er mit einem Schwerdte umgürtet. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig, und doch machte er sich viele Bewegungen mit Reiten, Jagen und Schwimmen, wodurch Durst und Eßlust erregt werden mußte. Gemeiniglich ließ er sich von seinen Söhnen begleiten; zu Hause aber mußten sie studiren, so wie seine sehr schönen Töchter Wolle spinnen. Sie ließen sich das gerne gefallen; daß sie aber ihr Vater Karl, aus lauter Liebe, nicht verheirathen wollte, hatte zur Folge, daß sie sich in heimliche Liebeshändel mit jungen Leuten an Karls Hof einließen. Eine bekannte Sage ist das Abentheuer von Eginhard und Emma. Eginhard der Biograph Karls und damals sein Geheimschreiber, soll die Liebe einer Tochter Karls, die Emma geheißen habe, erhalten haben. Einst aber, als sich Eginhard auf Emmas Gemach bis tief in die Nacht hinein aufgehalten hatte, bemerkten sie, als sie sich trennten, daß Schnee lag und man nothwendig die Spuren männlicher Fußtritte aus Emmas Gemach entdecken mußte. In ihrer Verlegenheit fiel Emma auf die List, den Eginhard auf ihre Schultern zu nehmen, und so über den Hof weg zu tragen. Dieß geschah, allein unglücklicher Weise mußte Karl, der gerade an seiner gewöhnlichen Schlaflosigkeit litt, und deswegen vor seinem Gemach sich im Freien befand, sie bemerken. Er sey zwar Anfangs sehr erzürnt gewesen, habe aber des andern

Tages die Liebenden vor sich gerufen, und sie nach kurzem Aengstigen, mit seiner Einwilligung in ihre Vermählung erfreut. In dem Städtchen Seligenstadt wird noch heute der Beiden Grab gezeigt. So lautet die Sage.

Allein Karl hatte unter seinen vielen Töchtern keine mit dem Namen Emma, auch ist nichts bekannt, daß Eginhard, der im Jahre 839 starb, eine Tochter von ihm gehabt hat. Wohl aber war Bertha, Karls zweite Tochter von seiner Gemahlin Hildegard, mit seinem Kaplan Angilbert, einem jungen Mann von vielen Verdiensten und großer Gelehrsamkeit, heimlich vermählt, und es mag dieser zu der Ausschmückung jener Sage, da Eginhard bekannter geworden ist als Angilbert, Veranlassung gegeben haben.

Bekehrung der heidnischen Deutschen. St. Kilian. St. Emmeran. Bonifacius, der Apostel der Deutschen. (718.)

Die Völker im Innern von Deutschland waren zu Anfang dieses Zeitraums beinahe noch ganz dem Götzendienste ergeben. Sie hatten Götzentempel und heilige Eichen, unter denen sie ihren Göttern opferten, und besonders ihrem Kriegsgotte Wodan zu Ehren öfters Gefangene schlachteten.

Wie Karl der Große die heidnischen Sachsen mit dem Schwerdte zur christlichen Religion bekehrte, und sie haufenweise zur Taufe in die Flüsse treiben ließ, habe ich euch schon erzählt. Es traten aber viele fromme Männer auf, die edlere und bessere Mittel anwandten, nämlich den Weg der Ueberzeugung durch Belehrung und Ermahnungen. So predigte der heilige Emmeran, ein französischer Geistlicher, das Evangelium in Bayern, der heilige Kilian aber in Franken. Zu Regensburg ist noch eine Abtei, die den Namen des heiligen Emmeran führt; und dem heiligen Kilian zu Ehren

wird jährlich zu Würzburg, am 8. Juli, eine feierliche Procession nach der Domkirche gehalten, wo derselbe begraben liegt.

Der berühmteste aber unter allen Heidenbekehrern in unserm deutschen Vaterlande war Winfried, ebenfalls ein englischer Mönch, der in der Folge den Namen Bonifacius annahm, und allgemein der Apostel der Deutschen genannt wurde. Im Jahre 718 reisete er nach Rom, wo ihn der damalige Pabst Gregor II. in seinem Vorsatze, das Evangelium im Innern von Deutschland zu predigen, kräftig bestärkte. Darauf fing Bonifacius sein Lehramt erst in Thüringen und Bayern an, bekehrte die Heiden, so viel er konnte, und zerstörte ihre Götzenaltäre. Dann ging er nach Friesland, nach Hessen und Sachsen. Im Hessischen, bei der Stadt Hof Geismar, stand damals noch eine große heilige Eiche, die Donnereiche genannt, unter welcher die heidnischen Bewohner jener Gegend ihren Götzen opferten. Bonifacius wollte diesen Baum nicht länger dulden, und verlangte, daß die neu bekehrten Christen ihn fällen sollten. Allein keiner fühlte Muth dazu, denn die Furcht vor ihren Götzen hatte so tiefe Wurzeln bei ihnen geschlagen, daß sie immer noch glaubten, sie würden auf der Stelle niedergedonnert werden, wenn sie die heilige Eiche verletzten. Als Bonifacius das sah, ergriff er selbst eine Axt, und ließ nicht nach, bis der Baum fiel. Zitternd sahen ihm die erschrockenen Deutschen zu, und jeden Augenblick schauten sie auf, ob nicht ein Blitz durch die Luft zuckte, den Frevler zu zerschmettern; allein kein Gott nahm sich der Eiche an; sie stürzte, und Bonifacius blieb unverletzt. Durch diese muthige That stieg der Glaube an ihn, die Götzen verloren ihr Ansehen, und viele Heiden ließen sich taufen.

Bis jetzt hieß Bonifacius noch Winfried. Nun wurde er aber von dem Pabste Gregor III. 738 zum zweitenmal nach Rom berufen, und zur Belohnung seines Bekehrungseifers zum Bischof ernannt; jetzt erst nahm er den verdienten Namen Bonifacius, das heißt Wohlthäter, an.

Er kehrte zurück nach Deutschland, und errichtete in Hessen viele Kirchen und Klöster. Alle neuen Gemeinden wurden von ihm dem römischen Stuhle untergeordnet. Dafür wurde Bonifacius auch bald darauf zum Erzbischof von Mainz, und zum Oberhaupte der deutschen Geistlichkeit ernannt. Sein Eifer ließ nicht nach. Er errichtete Bisthümer zu Freisingen, zu Regensburg, zu Salzburg, zu Passau, zu Würzburg, zu Eichstädt. Wie er Pipin den Kurzen zum König der Franken weihete, habe ich euch schon erzählt. Noch vorher, 744, stiftete er die Abtei zu Fulda. Hierauf unternahm er eine neue Bekehrungsreise zu den Friesen, von der er aber nicht mehr zurück kommen sollte. In der Gegend der Stadt Leuwarden, wo er Zelte hatte aufschlagen lassen, wurde er mitten unter dem Messelesen, in der einen Hand das Evangeliumbuch, in der andern ein Crucifix haltend, von den rohen heidnischen Friesen überfallen, und mit allen seinen Begleitern erschlagen. So endete Bonifacius sein Leben in dem 75sten Jahre seines Alters, 755. Sein Leichnam wurde erst nach Utrecht, dann nach Mainz, endlich nach Fulda gebracht, wo man noch jetzt auf einem freien Platze sein Grab mit zwei Spitzsäulen verziert sieht.

Zustand der Deutschen vor Karl dem Großen.

Vor Karl dem Großen, besonders unter Chlodewichs ersten Nachfolgern, waren die Franken und andere Deutsche meistens noch rohe Jäger und Krieger. Das so schön angebaute Gallien, wo schon so lange ansehnliche Städte, wie Trier, Marseille, Lyon ꝛc. blüheten, verwilderte beinahe gänzlich wieder unter ihrer Herrschaft; doch lernten auch die Ueberwinder gar manches Gute von den Ueberwundenen.

Erstlich sahen sie die Nothwendigkeit ein, ihre Freiheit, ihr Leben, ihr Eigenthum, durch schriftlich aufgesetzte, bestimmte Gesetze zu sichern. Wie konnte ein friedlich gesinnter

Mensch ruhig bleiben, wenn ihn nicht ein streitlustiger Nachbar ungestraft angreifen und tödten durfte? Was half dem Arbeitsamen sein Fleiß, wenn ihm von den stärkeren Faulen die Früchte seiner Arbeit geraubt werden konnten? Es wurden daher unter der Regierung des fränkischen Königs Dagobert (628—638) die Gesetze der Salischen und Ripuarischen Franken, der Allemannen, Bojoaren, Burgunder, gesammelt und geordnet. Gewohnheitsgesetze hatten sie schon länger; da diese aber unzulänglich waren, und gar leicht von übelgesinnten Richtern verdreht werden konnten, so wollten sie ihnen nicht länger genügen. Die Strafen, welche in diesen Gesetzen für Verbrechen aller Art festgesetzt waren, bestanden meistens in Geldbußen. Da hieß es zum Beispiel: Wer einen Bischof tödtet, zahlt 400 Goldgulden; wer einen Priester ermordet, 200; für einen andern freien Franken eben so viel; wer ihn in einen Brunnen stürzt, gibt 600 Goldgulden; wer einen Schwein- oder Schafhirten tod schlägt, bezahlt 40 Goldgulden. Eine Hexe, die Menschenfleisch isset, büßet dafür mit 200 Goldgulden; eben so eine Giftmischerin. — Ein ausgeschlagenes Auge, ein abgehauener Finger, oder ein Glied eines Fingers, ein zerbrochenes Bein, ein gestohlenes Schaaf, ein Schwein, eine Ziege, ein Hund, ein Vogel, alles hatte seine Taxe. Wer sie nicht bezahlen konnte, der wurde dem Beleidigten als Leibeigener übergeben, und mußte ihm dienen sein Leben lang. — Die Deutschen waren damals so arm, daß solche Geldbußen ihnen höchst empfindlich fielen; und der Verlust ihrer Freiheit, die Schande, zu einem Knechte erniedrigt zu werden, ging ihnen so nahe, als der Verlust des Lebens. — Ihr seht aber wohl ein, daß bei solchen Gesetzen, wo jeder Frevel mit Geld abgebüßt werden konnte, der Arme ganz in der Gewalt des übermüthigen Reichen war, der ihn beleidigen, verwunden, ja sogar tödten durfte, wenn er nur Mittel hatte zu bezahlen.

Die Gerechtigkeit wurde im Namen des Königs von den

Herzogen und Grafen verwaltet. Die Herzoge waren über ganze Provinzen gesetzt, oft auch über mehrere zugleich; die Grafen aber nur über gewisse Gauen (Bezirke). Die Herzoge waren zugleich Heerführer, oder vielmehr es war dieß ihr Hauptamt: die Grafen aber besorgten die Aushebung der Truppen in Kriegszeiten, und kommandirten unter den Herzogen. Die Herzogthümer waren zu jener Zeit so wenig erblich, als zu unsern Zeiten die Statthalterämter oder die Generalswürden; doch gab es schon damals einige mächtige Herzoge, die nach Unabhängigkeit strebten, und dem Könige nur noch mit ihren Völkern Kriegsdienste leisteten. Von der Art waren die Herzoge von Allemannien oder Schwaben, die Herzoge von Bayern und von Thüringen. Die Herzoge von Allemannien hatten eine solche Macht erlangt, daß sie nicht nur über Schwaben, sondern auch über Elsaß, den größten Theil der Schweiz, und ein Stück von Franken herrschten. Deswegen gewöhnten sich auch die Franzosen, alle Deutsche, die am rechten Rheinufer wohnten, Allemands zu nennen. — Doch hörten die Herzoge von Allemannien schon unter Pipin wieder auf.

Zur Berathung über gemeinschaftliche Angelegenheiten des Vaterlandes, über Krieg, Frieden, neue Gesetze und Einrichtungen u. s. w. wurden jährliche Volksversammlungen Anfangs im März zusammen berufen, und von Pipin auf den Monat Mai verlegt. Daher nannte man sie das Maifeld. Zu diesen Versammlungen wurden auch die Bischöfe und Aebte zugezogen, weil man wegen ihres großen Ansehens, ihrer Einsicht, ihrer Gelehrsamkeit, nicht ihres Rathes entbehren wollte. Dieß war der Ursprung der Reichstage, und der reichsständischen Verfassungen.

Auf solchen Reichstagen wurde auch die Kriegsmacht festgesetzt, welche zu Felde ziehen, und wie viel Mann jeder Gau dazu liefern sollte. Gemeiniglich mußten zwölf Maierhöfe einen Reiter mit seinem Pferde, Helm und Harnisch stellen.

Das Fußvolk war nicht gepanzert. Seine Rüstung und seine Waffen bestanden in einem viereckigten Schilde, einem Schlachtbeile, einem Wurfspieße, oder Bogen und Pfeilen, und einem Schwerdte. In ihrem Köcher führten die Bogenschützen gemeiniglich zwölf Pfeile. Bei Belagerungen wurden der Widder (Sturmbock), den ich euch schon beschrieben habe, und alle Kriegsmaschinen der Römer gebraucht. Karl der Große hatte auch Kriegsflotten, das heißt, eine Anzahl großer, gut bemannter Boote, an der Mündung der Hauptströme, um feindlichen Schiffen die Einfahrt zu verwehren.

Im heutigen Deutschland, besonders auch in Bayern und Schwaben, war noch immer die vornehmste Beschäftigung der freien Deutschen Krieg und Jagd. Sie zogen in Friedenszeiten mit ihren Hunden und Stoßvögeln herum, und kümmerten sich wenig um den Feldbau, den sie für eine knechtische Arbeit hielten. Gleichwohl kam derselbe immer mehr in Aufnahme. Besonders war Karl der Große für Emporbringung des Landbaus auf seinen Landgütern oder Villen sehr besorgt, und man sieht, aus seinen darüber noch vorhandenen Verordnungen, daß der Landbau schon damals kunstgerecht betrieben wurde. In Bayern hatte man schon schöne Kohl- und Obstgärten; in Schwaben wurden Weinberge mit edeln Reben angepflanzt. Ueberall trieben die Deutschen mit Eifer die Viehzucht. Sie hatten bereits die Thierfelle, womit sie ehedem ihre Blöße bedeckten, mit einer anständigen, kurzen Kleidung aus Wollenzeug vertauscht, über welcher sie bei feierlichen Gelegenheiten auch einen Mantel trugen. Die Städte waren damals noch selten; beinahe alles lebte auf dem Lande, wo man nicht mehr, wie sonst, mit dem Vieh in einem gemeinschaftlichen Stalle wohnte, sondern sich schon artige Häuser mit bequemen Stuben und Sälen baute. Heu, Korn und andere Feldfrüchte wurden in Scheunen aufbewahrt; für das Vieh hatte man gute Ställe, und sämmtliche Gebäude waren mit einem Zaun oder einer Mauer umgeben. Dieß alles zusammen genommen,

nannte man einen Hof. Zur Lust des Herrn wurden oft in demselben nicht nur Geflügel und Hausthiere aller Art, sondern auch Hirsche und Rehe, ja sogar zahme Bären unterhalten, denn an solchem Wilde fehlte es damals in den dikken deutschen Waldungen nicht. Die Wiesen und Felder, welche zu den Höfen gehörten, wurden, wie immer, von leibeigenen Knechten bestellt, die man entweder wie das Vieh kaufte, oder im Kriege gefangen nahm. Eben so, wie sie, mußten auch ihre Kinder dienen. Dafür erhielten sie, zu ihrem Unterhalte, Früchte, Vieh, und etwas vom andern Ertrage. — Diese traurige Leibeigenschaft besteht noch heutiges Tags im Mecklenburgischen, in Liefland, Kurland und Rußland.

Wissenschaften, Künste, Handel der Franken und andern Deutschen zur Zeit Karls des Großen.

Ihr werdet euch wohl vorstellen, daß in jenen traurigen Zeiten, wo selbst Königssöhne nicht einmal schreiben lernten, für die Wissenschaften nur sehr wenig gethan wurde. Von Studienschulen und Universitäten war noch gar nicht die Rede; nur in den Klosterschulen und in der am Hofe Karls befindlichen Schule konnte man lesen und schreiben lernen, und einige dürftige Kenntnisse erlangen. Wir vermögen es den Mönchen nicht genug zu danken, daß durch sie doch wenigstens ein schwacher Schimmer von Gelehrsamkeit erhalten wurde. Da sie in ihren Klöstern nicht beständig singen und beten konnten, so schrieben sie, zum Zeitvertreibe, eine Menge guter und schlechter Bücher ab, zu welcher löblichen Beschäftigung sie Karl der Große, wie ich euch schon gesagt habe, noch mehr ermunterte. So wurden uns die vorzüglichsten Schriften der Griechen und Römer erhalten, und unter den Stürmen der Zeit in den Klosterbibliotheken aufbewahrt.

Es erschienen auch bisweilen neue Bücher in jenen trüben Jahrhunderten. Sie waren meistens von Mönchen in schlechtem Latein geschrieben, und theils theologischen, theils historischen Inhalts, beinahe durchgehends von geringem Werthe.

Mit den Künsten ging es nicht so ganz schlecht, wie mit den Wissenschaften. Es wurden viele Kirchen und Klöster erbaut, die freilich mit den schönen griechischen Werken der Baukunst nicht zu vergleichen waren, aber doch manchmal nicht übel geriethen. Man verzierte sie mit Bildhauerarbeit, und so erhielt sich auch die Bildhauerei, obgleich auf einer sehr niedrigen Stufe.

Von dem griechischen Kaiser Constantin V. Copronymus wurde (757) dem Frankenkönige Pipin eine Orgel geschenkt, die erste, welche nach Frankreich kam. Sie wurde anfangs nur angestaunt und bewundert; am Ende aber fanden sich sinnende Köpfe und geschickte Hände, die sie nachmachten. Eben so war es mit den Uhren. Karl der Große erhielt eine Schlaguhr von dem Kalifen Aaron al Raschid zum Geschenke, die allgemeine Bewunderung erregte. Sobald sie aber da war, traten fränkische Künstler auf, die sich bemüheten sie nachzumachen, und glücklich ähnliche Kunstwerke zu Stande brachten. Orgeln und Uhren wurden in der Folge (die Kirchenuhren erst in dem vierzehnten Jahrhunderte) im ganzen Reiche gemein, und nach und nach immer künstlicher gebaut. Vorher hatte man nur Sanduhren, mit denen in der Nacht wenig geholfen war. Daher wurden Leute aufgestellt, die zur Nachtzeit die Stunden ausriefen, und mit einem Horne dazu bliesen. Dieß war der Ursprung unserer Nachtwächter.

Schon vor Karl dem Großen verstanden auch die Deutschen die Kunst, Stahl und Eisen mit Gold und Silber einzulegen, Glas zu blasen, und schöne Wollenzeuge zu weben. Zu Lyon, zu Arles, zu Tours waren bereits viele Wollenfabriken angelegt. Seidenzeuge wurden aber noch nicht

gewoben, und das Leinenzeug war sehr selten. Mit jenen Waaren wurde einiger Handel im Innern getrieben; der Seehandel war aber nur in Marseille bedeutend, von wo aus viele Schiffe nach Constantinopel und der Levante gingen.

Die morgenländischen Kaiser im dritten Zeitraume. Schreckliche Greuel zu Constantinopel.

Während sich die Araber durch ihre Eroberungen immer mächtiger machten, und Pipin den fränkischen Thron bestieg, sank das Reich der morgenländischen Kaiser immer tiefer. Die meisten hatten sich durch Empörungen und Mordthaten zu Herrschern aufgeworfen, und wurden eben so geschwind wieder gestürzt, als sie sich erhoben hatten. Man kann nicht ohne Schaudern die Greuel lesen, die in diesem Zeitraume zu Constantinopel vorfielen. Constantin III. wurde von der Kaiserin Martina vergiftet, ihr aber dagegen die Zunge aus dem Halse gerissen, und ihrem Sohne Herakleonas die Nase abgeschnitten. Constans ließ seinen Bruder ermorden, und wurde in der Folge von seinen Dienern in dem Bade todtgeschlagen. Constantinus IV. Pogonatus ertheilte Befehl, seinen zwei Brüdern die Augen auszustechen. Justinian II., sein Sohn, faßte den schönen Vorsatz, die vornehmsten Bürger zu Constantinopel hinrichten zu lassen, und wurde dafür mit abgeschnittener Nase vom Throne gejagt. Gleiches Schicksal hatte nach vier Jahren sein Nachfolger Leontius. Justinian II. bestieg mit seiner abgeschnittenen Nase zum zweitenmal den Thron, nahm schreckliche Rache an seinen Feinden, ließ den Kaiser Tiberius III. hinrichten, und wurde von Bardanes ermordet, dem zwei Jahre darauf die Augen ausgestochen wurden. Die Kaiserin Irene ließ ihren eigenen Sohn der Augen und des Lebens berauben. Nicephorus, ihr Nachfolger, wurde von den

Bulgaren gefangen, enthauptet, den reißenden Thieren vorgeworfen und sein Hirnschädel als Trinkgeschirr gebraucht.

Gleicht diese Erzählung nicht ganz einer Geschichte der Thaten einer Räuber- und Mörderbande? Könnten die rohesten Barbaren grausamer gegen einander wüthen? — So ging es zwischen dem Jahre 622 und 800 in Constantinopel zu.

Unter diesen schrecklichen Unruhen war es wohl kein Wunder, daß die morgenländischen Kaiser ihr Reich gegen die Bulgaren und Araber, die es ängstigten, schlecht vertheidigten. Es gingen viele schöne Provinzen verloren, und Constantinopel selbst wurde erst von den Arabern, dann von den Bulgaren belagert, und von letzteren auch eingenommen, aber wieder geräumt. Wie es von den Arabern durch das griechische Feuer befreit wurde, habe ich euch schon erzählt. Auch habe ich euch gesagt, daß die Bulgaren von der Wolga und dem Don her gekommen waren, und sich in der heutigen Bulgarei festgesetzt hatten, die von ihnen ihren Namen erhielt.

Die Bilderstürmer. (726.)

Auch die heftigen Streitigkeiten über die Verehrung der Bilder in den Kirchen, veranlaßten große Unruhen im griechischen Reiche. Es hatte mit diesen langwierigen Händeln folgende Bewandtniß.

In den ersten drei Jahrhunderten wußte man nichts von Bildern oder Bilderverehrung in den christlichen Kirchen. Da aber den römischen Kaisern öfters Ehrensäulen mit ihren Bildnissen in den heidnischen Tempeln errichtet wurden, so dachten die Christen, es zieme sich wohl auch, das Andenken an fromme Bischöfe und Märtyrer auf gleiche Art zu ehren. Im fünften Jahrhunderte fing man daher an, ihre Bildsäulen

und Gemälde in der Kirche aufstellen zu lassen, damit man sich täglich bei denselben des gottseligen Wandels, des festen Glaubens, der Thaten und des schönen Beispiels dieser heiligen Männer erinnern möchte. Ihre Bildnisse wurden täglich mit größerer Theilnahme betrachtet. Wo werden sie jetzt seyn, die theuern, frommen, ehrwürdigen Männer? fragte man sich. Ohne Zweifel im Himmel, vor dem Throne Gottes, wo sie für uns beten, und mit Liebe auf uns herab schauen! Manches andächtige, hochbegeisterte Weibchen konnte sich nicht enthalten, sie dafür zu küssen. Eine andere brachte eine Lampe mit, und zündete sie vor dem Bilde an; noch eine andere streute Weihrauch auf ein Rauchpfännchen und beräucherte es damit. Alle dachten, der heilige Mann kann dir für die Ehre, die du ihm hier erweisest, im Himmel gar ersprießliche Dienste leisten. Bald fing man auch an, diesen Bildern eine Wunderkraft zuzuschreiben; jedes, bildete man sich ein, heile von einer andern Krankheit. Man ging noch weiter, und brauchte sie auch zu allerlei vermeintlichen Zaubereien.

Von diesem Unfuge hörte Kaiser Leo III. (717—741), auch der Isaurier genannt, weil er aus der asiatischen Provinz Isaurien war. Er ergrimmte über eine solche Abgötterei, und gab (726) Befehl, daß alle Bilder der Heiligen, nur das Bild Christi ausgenommen, aus den Kirchen verbannt werden sollten. Die Verordnung war ein wenig übereilt, denn das Volk läßt sich nicht leicht auf einmal beinahe alles nehmen, was es schon so lange Zeit gewohnt ist göttlich zu verehren. Auch entstand Widersetzlichkeit und Empörung daraus, besonders auf den Inseln des Archipelagus. Durch die römischen Päbste, die den Bilderdienst in Schutz nahmen, wurden die Unruhen noch ärger. Sie behaupteten, wer die Bilder der Heiligen nicht verehre, der sey auch kein wahrer Christ. Dabei unterhielten sie eifrig die Empörung der griechischen Provinzen in Italien, entzogen sich mit der Stadt Rom nach und nach dem Gehorsam der griechischen

Kaiser, und begaben sich, nach der Zerstörung des longobardischen Reichs, unter den Schutz der fränkischen Könige.

Nun waren also zwei mächtige Parteien da, die sich dieser Bilder wegen einander anfeindeten, verfolgten und mordeten: die Bilderverehrer und die Bilderstürmer. Es wurden deshalb mehrere Kirchenversammlungen zusammen berufen. Die erste verwarf den Bilderdienst, die zweite billigte ihn, die dritte, welche Karl der Große zu Frankfurt am Main (794) halten ließ, gab den gemäßigsten Ausspruch, denn sie erklärte, man dürfe wohl Heiligenbilder in den Kirchen aufstellen, nicht aber sie göttlich verehren. — Gleichwohl wurde im neunten Jahrhunderte der Bilderdienst wieder hergestellt, und durch das Ansehen der Päbste auch in der abendländischen Kirche beibehalten.

Uebersicht der vornehmsten Ereignisse in dem dritten Zeitraume, von Muhamed bis auf Karl den Großen.

Wir haben gesehen, wie in diesem Zeitraume das schwache griechische Kaiserthum und die christliche Religion einen neuen gefährlichen Feind an dem Araber Muhamed bekamen. Er machte sich zum Herrn über Arabien, das seine Religion annahm. Seine Nachfolger, die Kalifen, eroberten viele Provinzen des griechischen Reichs, zerstörten das persische, gingen nach Aegypten, und breiteten sich auf der ganzen Nordküste von Afrika aus, setzten nach Spanien über, schlugen die Westgothen, und vertrieben sie in die nördlichen Gebirge. Vergeblich aber war ihr Einfall in Frankreich, wo sie in den Ebenen von Tours durch Karl Martel überwunden wurden. Pipin, ein Sohn dieses Martel, stürzte den letzten König aus dem merovingischen Herrscherstamme vom Throne, und setzte sich selbst darauf. Ihn salbte Bo-

nifacius, der Apoſtel der Deutſchen, durch welchen vorzüglich das Chriſtenthum in einem Theile von Deutſchland verbreitet wurde, zum König. Durch Pipins Sohn und Nachfolger, Karl den Großen, wurde das longobardiſche Reich zerſtört. Schon vor dieſem war, durch eine vorgebliche Schenkung Pipins, der römiſche Biſchof Beſitzer eines anſehnlichen Landes, unter der Schutzherrſchaft der fränkiſchen Könige geworden. Die griechiſchen Kaiſer aber verloren, außer dieſem Stücke Landes, auch Rom. Ihre Hauptſtadt und ihr Reich wurde durch die Bilderſtreitigkeiten, durch Empörungen und Greuel aller Art nicht weniger zerrüttet, als durch auswärtige Feinde. Gelehrſamkeit aber und Religion geriethen in immer tieferen Verfall.

Zeitfolge der berühmteſten Männer und der vornehmſten Ereigniſſe im dritten Zeitraume von Muhamed bis auf Karl den Großen.

Jahre nach Chr. G.

622. Muhameds Flucht. Hegira oder Hedſchra. Kaiſer Heraclius.
632. Muhamed ſtirbt. Kalifen. Abubeker.
637. Eroberungen der Saracenen oder Araber.
640. Aegypten von den Saracenen erobert.
641. Tod des Heraclius. Conſtantin III.
668. Conſtantin IV.
685. Juſtinian II.
695. Leontius.
698. Tiberius III.
711. Spanien von den Arabern oder Saracenen erobert.
714. Karl Martel.
716. Bonifacius fängt zu predigen an.

726. Leo der Isaurier. Bilderstreit.
732. Karl Martel schlägt die Araber bei Tours.
752. Pipin, König der Franken.
755. Tod des Bonifacius.
768. Pipin stirbt. Karl und Karlmann.
771. Karlmanns Tod.
772. Sächsischer Krieg.
774. Ende des longobardischen Reichs.
775. Almansur stirbt.
778. Karls Zug nach Spanien.
782. Alcuin kommt zu Karl dem Großen.
785. Wittekind wird getauft.
797. Constantinus Porphyrogeneta, Sohn der Irene, geblendet. Die Kaiserin Irene.
800. Karl der Große wird zum römischen Kaiser gekrönt. Al Raschid. Alcuin.

Vierter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf Gottfried von Bouillon, oder von der Entstehung des fränkisch-römischen Kaiserthums bis zu dem Anfange der Kreuzzüge.

Jahre nach Christi Geburt 800 bis 1096.

Karls des Großen letzte Regierungsjahre. († 814.)

Noch vierzehn Jahre lang regierte Karl der Große in diesem Zeitraume als römischer Kaiser, König von Italien, und Beherrscher der Franken. Den Umfang seiner Monarchie habe ich euch schon beschrieben. In Italien erstreckte sie sich bis Benevent, wo das Gebiet der griechischen Kaiser anfing, in Deutschland nordwärts bis an die Eider, das heißt, bis an die Grenze von Dänemark.

Erst in diesem Zeitraume nahm der Krieg gegen die Sachsen ein Ende. Nun aber wurden von Karl die Slaven jenseits der Elbe angegriffen und besiegt, und die Normänner zurück geschlagen. Ungeachtet dieser Kriege vergaß Karl nicht, durch löbliche Anstalten aller Art für das Wohl seiner Völker zu sorgen, sie aufzuklären, zu bilden, zu nützlicher Thätigkeit zu ermuntern, und die Künste des Friedens zu beschützen, bis er im Jahre 814 sein rühmliches, obgleich nicht fleckenloses, Leben beschloß.

Er wurde zu Aachen begraben. Auf sein Grabmal setzte man folgende Inschrift: «Hier ruhet der Leib Karls des großen und rechtgläubigen Kaisers, der ruhmvoll das Reich der Franken erweiterte, und es 47 Jahre glücklich beherrschte.» Er wird von seinem Biographen Eginhard als

ein Mann von hohem Wuchs, mit großen und lebhaften Augen, einer gebogenen Nase, und einem offenen, wohlwollenden Gesichte, geschildert.

Ludwig der Fromme († 840) und seine Söhne.

Karl der Große hatte vier Söhne. Der zweite unter ihnen wurde, unter dem Namen Ludwig der Fromme, sein Nachfolger. Ihr sollt sogleich hören, wie dieser fromme Mann seine Regierung antrat, und mit welchem Rechte er diesen schönen Beinamen führte.

Karls des Großen ältester Sohn war gestorben, und hatte einen Prinzen, Namens Bernhard, hinterlassen. Die im Jahre 817 von Ludwig zu Gunsten seiner Söhne getroffene Bestimmung, namentlich die Erhebung Lothars zum Kaiser, verdroß diesen Bernhard, und er ließ merken, daß er diese Verfügungen nicht anerkennen würde. Es kam zu einem Kriege. Oheim und Neffe rückten einander mit einem Heere entgegen. Ludwig stellte sich, als ob er sich mit dem Prinzen vergleichen wollte, und Bernhard, der ihm zu viel traute, ließ sich unbedachtsam zu ihm in sein Lager locken. Jetzt hatte ihn der fromme Ludwig in seiner Gewalt, ließ ihn als Hochverräther verurtheilen, und ertheilte bald darauf Befehl, dem Frevler die Augen auszustechen. Umsonst warf sich Bernhard ihm zu Füßen, umsonst flehete er um Gnade. Der Hartherzige blieb unerbittlich, und sein grausamer Befehl wurde vollzogen. Drei Tage darauf starb der unglückliche Bernhard unter den entsetzlichsten Schmerzen. — Ich möchte kein Kaiserreich um einen solchen Preis.

Nun kam die Reihe an Ludwigs zwei jüngere Brüder; sie wurden zwar nicht geblendet, aber geschoren, und in ein Kloster geschickt.

In der Hoffnung, begnadiget zu werden, hatte sich Bernhard bereden lassen, die Freunde anzugeben, welche ihm

zum Kriege gerathen hatten. Sie wurden festgenommen, und verloren alle die Augen, nur die Geistlichen nicht, die ihn am hitzigsten aufgewiegelt hatten.

Ein solcher Mann war Ludwig der Fromme. Man sagt zu seiner Entschuldigung, er habe sich mehr von andern regieren lassen, als daß er selbst regierte; das ist wahr, und deswegen hätte man ihn Ludwig den Schwachen nennen sollen. Fromm war er nur, in soferne er fleißig Andachtsübungen anstellte, die Geistlichkeit freigebig beschenkte, und durch den Mönch Ansgar einen Theil der Dänen und andere nordische Völker bekehren ließ.

Ludwig handelte gegen seinen Neffen Bernhard zu grausam, gegen seine eigenen drei Söhne bewies er sich zu schwach. Er gab jedem schon zu seinen Lebzeiten ein Königreich. Da ihm aber in der Folge von seiner zweiten Gemahlin Judith noch ein Sohn geboren wurde, so wollte er eine andere Theilung vornehmen, und darüber empörten sich die undankbaren ältern Söhne. Es kam zu einem förmlichen Kriege. Der Pabst und die mehresten Bischöfe hielten es mit den Aufrührern, und verführten durch falsche Vorstellungen, Zureden und Drohungen des Vaters Heer. Ludwigs Truppen, anstatt für ihn zu streiten, gingen auf dem Schlachtfelde, noch ehe der Kampf anfing, größtentheils zu den unnatürlichen Söhnen über. Dieß geschah in der Gegend von Kolmar, im heutigen Elsaß, wo noch jetzt der Platz, wo Ludwig und sein Heer durch Unwahrheiten getäuscht wurden, das Lügenfeld heißt. Der verlassene Vater wurde gefangen genommen, vom Throne gestoßen, und zu öffentlicher Kirchenbuße verurtheilt; dabei mußte er sehen, wie seiner jungen Gemahlin Judith, und ihrem Sohne Karl, die Haare abgeschoren, und beide in ein Kloster gesteckt wurden.

Der schlimmste unter Ludwigs undankbaren Söhnen war Lothar, den er doch zu seinem Mitregenten angenommen hatte. Es wollte sich dieser Unmensch die Freude machen, bei der entehrenden Buße, die seinem Vater auferlegt

war, selbst zugegen zu seyn. Sie sollte in der Kirche von Soissons vor sich gehen. An dem festgesetzten Tage erschien Ludwig, von einer Menge Bischöfe, Domherren und Mönchen umgeben. Ein härenes Gewand, wie die Büßenden es zu tragen pflegten, wurde vor dem Altare ausgebreitet. Ludwig mußte davor hintreten. Der Erzbischof gebot ihm, sein Wehrgehänge, sein Schwerdt und sein Kleid abzulegen, sich mit dem Angesichte zur Erde niederzuwerfen, und um seine Bestrafung zu bitten. Dieß geschah, und nun mußte er auf den Knieen ein schriftliches Bekenntniß aller seiner Sünden ablesen, unter welchen auch angeführt war, daß er einmal sein Heer in der Fastenzeit hatte marschiren, und am grünen Donnerstage ein Parlament zusammen berufen lassen. Nach geschehener öffentlicher Abbitte wurde er verurtheilt, mit einem härenen Kleide angethan, auf Lebenszeit in ein Kloster eingeschlossen zu werden, und dieser Ausspruch wurde vollzogen.

Allein Ludwig blieb nur ein Jahr lang in dem Gefängnisse. Sein zweiter Sohn, Ludwig der Deutsche, (so hieß er in der Folge) und dessen jüngerer Bruder, Pipin, gingen in sich, befreieten wieder den unglücklichen Vater, gaben ihm seine Gemahlin, nebst seinem jüngsten Sohne Karl zurück, und setzten ihn wieder auf den Thron. Schon drei oder vier Jahre darauf erregte aber der alte Ludwig durch eine neue Theilung neue Unzufriedenheit, und eben dieser Ludwig der Deutsche, der ihn aus dem Kloster geholt hatte, vergaß sich so weit, daß er ein Heer sammelte, und gegen seinen Vater zu Felde zog. Ludwig rückte ihm entgegen, starb aber an der Schwindsucht und noch mehr vor Gram in seinem Zelte unweit Ingelheim auf einer Rheininsel (840). Mein Sohn Ludwig, sprach er scheidend zu den Umstehenden, raubt mir, durch den Kummer über seine Empörung, das Leben; sagt ihm aber, daß ich ihm verzeihe.

So starb Ludwig der Fromme, oder der Schwache; so empfing er durch seine eigenen Söhne den verdienten

Lohn für die Falschheit und Grausamkeit, womit er seinen Neffen Bernhard behandelt hatte. — Es ist selten gut, wenn Aeltern das, was sie besitzen, schon zu ihren Lebzeiten unter ihre Kinder vertheilen. — Ludwig soll übrigens leutselig, freigebig, und ein Freund der Wissenschaften gewesen seyn. Er ließ die ganze heilige Schrift in deutsche Reime übersetzen, damit auch Ungelehrte sie lesen und verstehen möchten.

Wie Deutschland durch den Vertrag zu Verdun auf immer von Frankreich getrennt wurde. (843.)

Nach Ludwigs des Frommen Tode entstand ein wilder Krieg unter seinen Söhnen, denn Lothar I., der älteste unter ihnen, machte Anspruch auf alle Länder seines Vaters, und wollte den Brüdern nur einen kleinen Theil davon zu Lehen geben. Mit großer Heeresmacht rückten sie gegen einander an, und so fiel (841 Juni 25.) bei Fontenai, in dem Gebiete von Auxerre, eine gräßliche Schlacht vor, in welcher 100,000 Mann auf der Wahlstatt sollen liegen geblieben seyn. Sie ging für Lothar verloren, und nun mußte er sich bequemen, mit seinen zwei Brüdern, Ludwig und Karl, zu theilen. Der dritte Bruder, Pipin, war indeß gestorben, und dessen Sohn wurde übergangen. Dieß geschah durch den berühmten Vertrag zu Verdun, durch welchen Deutschland ein eigenes, von Frankreich auf immer getrenntes Reich wurde. Merkt euch also den Vertrag von Verdun, denn ihm verdankt das deutsche Reich seinen Ursprung. Lothar erhielt durch denselben Italien mit der Kaiserwürde, und ein großes Stück vom südlichen Frankreich, auch die Schweiz, Lothringen, Elsaß und Flandern. Ludwig der Deutsche bekam ganz Deutschland bis an den Rhein, auch noch einige Städte über dem Rheine, Karl aber das übrige Frankreich. (843.)

Es sind noch jetzt die Worte zu lesen, durch welche sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, zu Straßburg 842 Febr., gegen ihren Bruder Lothar verbanden. Sie lauteten also:

In Godes Minna (in Gottes Liebe) ind durh des Christianes folches (und zu des christlichen Volkes) ind unser bedhero gehaltnißi (und unserer beiden Erhaltung) fon thesemo dage frammordes (von diesem Tage forthin) so fram so mir Got geuizzi indi mahd fürgibit (so weit als mir Gott Wissen und Vermögen dargiebt), so hald ich thesan minan Bruodher (so halte ich dieses meinem Bruder.) u. s. w.

Von jener Theilung an entfernten sich die Deutschen und Franzosen immer mehr von einander in Sprache, Gebräuchen, Sitten und Gesetzen, so daß sie sich am Ende ganz unähnlich wurden. In der Sprache behielt in Deutschland das Fränkische, in Frankreich aber ein verdorbenes Latein die Oberhand, so daß man nicht glauben sollte, daß beide ehedem eine und dieselbe Sprache waren.

Ludwig der Deutsche, seine Brüder und Söhne.

Ludwig der Deutsche herrschte nun seit 843 allein über Deutschland, von dem Rheine an, bis nach Böhmen und Mähren. Die vornehmsten Völker, welche damals dieses große Land bewohnten, waren die Ostfranken, die Allemannen oder Schwaben, die Bayern, die Thüringer, die Sachsen. — Die Böhmen und Mähren waren zwar auch Ludwigs Scepter unterworfen, aber sie bezahlten ihm nur eine jährliche Abgabe, und hatten, wie es scheint, ihre eigenen Befehlshaber und Obrigkeiten.

Ludwigs Regierung war nicht ruhig; er hatte viele Anfechtung von den slavischen Völkern und den Normän-

nern (so nannte man damals die kriegerischen und räuberischen Bewohner von Dänemark, Schweden und Norwegen), die in Deutschland einfielen, und unter andern die Stadt Hamburg zerstörten. Aber er verwahrte sich gegen ihre Angriffe durch Markgrafen, das heißt, Beschützer der Grenzen, und gut gewählte Herzoge und Heerführer. So setzte er einen Herzog in Sachsen gegen die Slaven und Normänner jenseits der Elbe; einen Markgrafen in Thüringen zur Vertheidigung dieses Landes gegen die Sorben, die sich im Meißnischen aufhielten.

Er selbst hatte seine Residenz gewöhnlich zu Frankfurt am Main. Seine Familie bestand aus drei Söhnen: Karlmann, Ludwig dem Jüngern und Karl dem Dicken. Nach des Vaters Tode theilten sich diese Prinzen in sein Reich, und so bekamen die Deutschen, statt eines einzigen großen, drei kleinere Könige.

Ludwig des Deutschen älterer Bruder, Kaiser Lothar, hinterließ (855) ebenfalls drei Söhne, die aber alle nach einander starben. Da kam nun schnell der jüngere Bruder, Karl der Kahle, nahm Besitz von ihren Ländern, und ließ sich vom Pabste, den er gut dafür bezahlte, zum Kaiser krönen. Dieß war um desto schlimmer, da er den römischen Bischöfen dadurch neue Gelegenheit gab, sich das Recht der Kaiserkrönung zuzueignen. Ludwig der Deutsche, der damals noch lebte, ließ es geschehen.

Nach seinem Tode, der 876 erfolgte, bemeisterte sich sein Sohn Karlmann des Königreichs Italien. Allein schon vier Jahre darauf starb er, und zwei Jahre später folgte ihm auch sein Bruder Ludwig. Der dritte Bruder, Karl der Dicke, erbte sie beide, und da er mehr Glück, als Verstand hatte, so fiel ihm kurz darauf auch noch das Königreich Frankreich zu. Nun besaß er alles, was Karl der Große gehabt hatte, nur nicht seinen Kopf. Er war ein so erbärmlicher Regent, daß zuerst die Franzosen, weil er sich ihrer gegen die Normänner nicht annahm, den Grafen Odo von

Paris zu ihrem Könige wählten, dann aber auch die Deutschen den Sohn Karlmanns, Arnulf, zu Tribur 887 wählten. Am Ende mußte er verlassen und im größten Elende umher irren, bis im Jan. 888 der Tod seinem unnützen Leben ein Ende machte.

Arnulf (887—899). Ludwig das Kind (899—912.)

Die Deutschen wählten also jetzt Arnulf, einen Enkel Ludwigs des Deutschen, zum Könige. Sie bekamen an ihm einen klugen und muthigen Fürsten, der nicht, wie der dicke Karl, den Normännern und andern Feinden des Reichs den Frieden mit Gold abkaufte, und ihnen ganze Provinzen abtrat, sondern tapfer auf sie losschlug, und sie von seinen Grenzen entfernt hielt. Er behauptete auch mit gutem Nachdrucke seine Rechte in Italien, eroberte Rom, und zwang den Pabst, ihn zum Kaiser zu krönen.

Schon früher führte er blutige Kriege mit den Mähren, in welchen er einen Fehler beging, der seinen Nachfolgern und dem ganzen deutschen Reiche theuer zu stehen kam. Er rief nämlich die Ungarn wider sie zu Hülfe, ein hunnisches Volk, das sich in Pannonien festgesetzt hatte, und von welchem nachher das heutige Ungarland seinen Namen erhielt. Durch die Feldzüge, welche dieses Volk mit Arnulf gegen die Mähren machte, lernte es Deutschland kennen, und von dort an konnte es der Lust, darin zu rauben und zu plündern, nicht widerstehen. Es erlaubte sich einen feindlichen Einfall nach dem andern, streifte rechts und links, sengte, brannte, mordete, verheerte ganze Provinzen, und machte halb Deutschland zur Wüste. Die Ungarn waren leicht bewaffnet; sie hatten muntere, flüchtige Pferde, mit welchen sie mit unglaublicher Schnelligkeit, in dichten Haufen, bald da, bald dort zum Vorschein kamen. Ehe sich das schwere, deut-

sche Fußvolk, oder die unbehülflichen Küraßreiter bewegten, waren die flinken Ungarn schon über Berg und Thal. Der Schade und die Verwüstungen, welche sie anrichteten, mußten um desto größer seyn, da zu jener Zeit nur wenige Städte und Festungen in Deutschland waren. Alle Orte standen ihnen offen; sie konnten daher ungehindert einbrechen und hausen, wie sie wollten.

Arnulf war auf seinem Rückzuge aus Italien (899) gestorben. Seinem Andenken zu Ehren wurde sein siebenjähriger Sohn, Ludwig das Kind, zum Könige von Deutschland erwählt. Von einem siebenjährigen Knaben war wenig Heil zu hoffen. Den schrecklichen Ungarn mußte nicht ein Kind, sondern ein kräftiger, muthiger Mann an der Spitze eines furchtbaren Heeres entgegen gestellt werden, und daran fehlte es. Man sah sich daher genöthiget, den kühnen Feinden einen jährlichen Tribut anzubieten, um sich mit Gold Ruhe von ihnen zu erkaufen.

Zu dem Uebel, das unter Ludwig des Kindes Regierung die Ungarn über Deutschland brachten, kamen auch die immerwährenden Fehden der mächtigen Großen unter sich. Die berühmteste dieser Fehde ist die der Grafen von Babenberg mit den Grafen von Rotenburg. Der König gebot endlich dem Grafen Adalbert von Babenberg Ruhe, und um sein Gebot nachdrücklich zu unterstützen, zog er mit einem Kriegsheer gegen ihn und belagerte ihn in seiner Feste Altenburg. Da aber die Eroberung der Burg zu langwierig war, versprach der Erzbischof Hatto von Mainz, den Grafen durch eine List in des Königs Hände zu liefern. Er begab sich nämlich unter dem Vorwand, als Friedensunterhändler zu kommen, auf die Burg, und bewog den Grafen, dem er sein Wort gab, er wolle ihn gesund wieder auf die Burg geleiten, selbst mit zu dem König zu gehen. Am andern Morgen machten sich Beide auf und ritten die Burg herab. Sie waren aber noch nicht weit, als Hatto klagte, es sey ihm unwohl, und mit dem Grafen wieder umkehrte, und in

der Burg einen Morgenimbiß zu sich nahm. Darauf begab man sich wieder auf den Weg und kam in das Lager. Hier wurde Adalbert sogleich festgenommen und zum Tode verurtheilt, und obgleich er sich auf Hattos Versprechen berief, so erklärte doch dieser, das sey beim ersten Zurückkehren erfüllt worden, beim zweiten Mal habe er ihm nichts versprochen. Adalbert wurde enthauptet 903.

Zum Glücke starb schon nach 12 Jahren der junge Ludwig, und mit ihm war Karls des Großen Nachkommenschaft erloschen. (Arnulf † 900. Ludwig 911.)

Konrad I. († 918.)

Nun kam ein fränkischer Herzog, Konrad I., zur Regierung. Deutschland war seit Arnulf ein Wahlreich. Konrad wurde aber nicht, wie es hätte seyn sollen, von allen deutschen Völkerschaften, sondern nur von den Franken, Sachsen und Thüringern erwählt; deswegen wollten ihn die andern Deutschen auch nicht recht anerkennen und ihm gehorchen.

Er machte sich überdem eines schnöden Undanks schuldig, der euch nicht gefallen wird, und wodurch er sich sehr schlimme Händel zuzog. Konrad verdankte nämlich die Königswürde dem Herzoge Otto von Sachsen, der ihn dazu empfohlen hatte. Anstatt sich nun nach Otto's Tode dessen Sohns Heinrich väterlich anzunehmen, und sich erkenntlich gegen ihn zu beweisen, suchte er ihm einen Theil seiner Länder zu entziehen. Darüber entstand ein blutiger Krieg, den die feindlichen Ungarn, die immer an der Grenze lauerten, recht gut zu ihrem Vortheile zu benutzen wußten.

Endlich nach sechs Jahren, da Konrad sich seinem Ende nahe fühlte, kam er zur Erkenntniß seines Unrechts, und suchte es auf eine edle Art wieder gut zu machen. Er hatte einen Bruder, Namens Eberhard, der Herzog in Franken

war. Er ließ ihn nach Limburg an der Lahn kommen, wo er krank lag, und sprach zu ihm in Gegenwart mehrerer Fürsten und Herren: Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben muß; laß dir also das Wohl des Vaterlandes empfohlen seyn. Unser Haus ist zwar mächtig, wir können Heere in das Feld stellen; uns fehlen weder feste Plätze, noch Waffenvorrath, noch königlicher Glanz, wohl aber Glück und Geschicklichkeit. Beides besitzt Heinrich in vollem Maaße. Nimm daher diese Kleinodien, den königlichen Schmuck, das Schwerdt, die Lanze und die Krone, und bringe alles in meinem Namen dem tapfern Sachsenherzoge; sage ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe, und mache dir ihn so zum Freunde und Friedensgenossen.

Wie gefällt euch dieser Zug? Ist es nicht etwas Seltenes und Großes, mit solcher Selbstverläugnung den höheren Werth seines Feindes anzuerkennen? Alle Anwesende fühlten das, und wurden von Konrads Worten bis zu Thränen gerührt. Sie versprachen seinen letzten Willen zu erfüllen. Eberhard aber nahm die Kleinodien, und was ihm sonst noch übergeben worden war, und brachte alles treulich, gleich nach seines Bruders Tode, dem erstaunten Heinrich in das Harzgebirge, wo sich derselbe aufhielt, und eben damals mit Jagd und Vogelfang beschäftiget war, weswegen man ihn auch in der Folge Heinrich den Vogelsteller nannte.

Heinrich der Vogelsteller. (919 — 936.)

Viel würdiger könnte man ihn Heinrich den Großen nennen, denn es wurden große Thaten von ihm gethan, und das tief gesunkene und ganz zerrüttete deutsche Reich durch ihn in weniger als zwanzig Jahren wieder hoch gehoben. Er wurde wirklich auf Konrads Empfehlung, und weil er als ein tapferer, gehaltvoller, frommer, leutseliger, thätiger und gerechter Fürst schon allgemein bekannt war, von den

meisten Fürsten zum Könige erwählt. Nach geschehener Wahl nahete sich ihm der Erzbischof von Mainz, um ihn mit geweihetem Oele zu salben, als ob die Salbung durch Priesterhand ihn erst vollends zum Könige machen müßte; allein Heinrich hielt ihn ab. Spart euer heiliges Oel für Würdigere, sagte er; für mich ist eine solche Ehre zu groß. Mir genügt es, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin. (919.)

Heinrich machte jetzt sogleich Anstalt, in dem durch innerliche Kriege, und die Einfälle fremder Völker so sehr zerrütteten Deutschland die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und es in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Während er aber alles Ernstes damit beschäftiget war, siehe da kamen die furchtbaren Ungarn wieder, und droheten mit neuen Verwüstungen. Zum Unglücke lag Heinrich eben damals krank; gleichwohl wurden die Feinde zurück gedrängt. Um Zeit zu besseren Anstalten gegen ihre Angriffe zu gewinnen, bot ihnen Heinrich einen neunjährigen Waffenstillstand an. Wir sind bereit dazu, sagten ihre Anführer, nur aber gegen einen jährlichen Tribut von so viel tausend Pfund Goldes, wie deine Vorgänger ihn schon entrichteten. Das versteht sich, sagte Heinrich, und ich gebe euch mein königliches Wort, daß ihr, so lange der Friede bestehen wird, einen pünktlichen Bezahler an mir haben sollt. Ihr braucht das Geld nicht einmal zu holen; ich werde es euch immer zu einer gesetzten Zeit selbst senden.

Damit waren die Ungarn zufrieden, und zogen wieder ab. Schon ehe dieß geschah, hatte Heinrich die treulosen Franzosen gezüchtiget, und ihnen Lothringen abgenommen. Jetzt benützte er die Muße des Friedens, seine Deutschen in den Waffen zu üben; er lehrte sie in geschlossenen Gliedern marschieren, schnelle Schwenkungen machen, in guter Ordnung anrücken, und sich zurück ziehen. Auch stellte er ritterliche Spiele an, und versah den gemeinen Mann mit Waffen. Damit die Feinde nicht so leicht in das Innere des

MADAME BERTHOUD DANS LES CATACOMBES.
LEAST SUBJECT THAN CHARITY AND

Digitized by Google

Landes eindringen möchten, legte er eine Menge Burgen und Städte, mit guten Mauern umgeben, an. Der neunte Mann mußte vom Lande herein in diese Städte ziehen, und sie vertheidigen helfen; dafür wurde der Krieger, weil er sich selbst seinen Unterhalt nicht mehr verdienen konnte, von den andern ernährt. Die Bewohner und Vertheidiger solcher Städte und Burgen nannte man Burger oder Bürger. So entstand der Bürgerstand. In Kriegszeiten führten die Bürger die Waffen. Wenn ein Feind in das Land eindrang, verließen sie ihre Mauern, waren flink hinter seinem Nachtrab her, tödteten ihm eine Menge Leute, nahmen seine Wagen, sein Gepäck weg, und wenn er mit Macht sich gegen sie umkehrte, zogen sie sich in ihre Städte zurück. In Friedenszeiten, da sie nicht wußten, wie sie ohne Feldbau ihre Zeit besser anwenden könnten, verlegten sie sich auf mancherlei Handwerke und Künste. Durch fortgesetzte Uebung lernten sie bald viel schöner und besser arbeiten, als die Bauern auf dem Lande, die sich bis dahin ihre Zeuge, ihre Kleider, ihr Hausgeräthe, sogar ihre Häuser selbst verfertiget hatten. Deswegen kamen die Landleute von den Dörfern herein in die Städte, kauften ein, was sie nöthig hatten, fanden alles wohlfeiler und besser, als auf dem Lande, und ersparten damit im Sommer viele edle Zeit. Nach manchen Dingen, wie z. B. Messern, Sicheln, Sensen, Mützen, Strümpfen, war bald so starke Nachfrage, daß man sie in großer Menge mußte machen lassen: so entstanden später die Fabriken. Manche Gegenstände wußte man nicht selbst zu verfertigen, oder man konnte sie anderwärts wohlfeiler haben; man ließ sie daher in Menge kommen, und so fing ein Handel an, der in der Folge immer bedeutender und einträglicher wurde. Der Wohlstand nahm zu, und nach und nach erhoben sich in den Städten sehr reiche Häuser.

Bald fand Heinrich Gelegenheit, seine neu abgerichteten Soldaten zu Felde zu führen. Die Wenden, ein Volk, das die Länder an der Elbe, der Saale, der Havel

bewohnte, empörten sich gegen ihn. Er zog gegen sie aus, schlug sie, und um sie besser im Zaume zu halten, ließ er in dem Flecken Braunibor eine Burg erbauen, und setzte einen Markgrafen, einen Beschützer der Grenzen, über das Land. Dieß war der Ursprung der Markgrafen von Brandenburg, die jetzt Könige von Preußen sind. Eben so ernannte er einen Markgrafen von Meißen gegen einen andern Wendenstamm. Von dort aus wurde die ganze Lausitz, auch die Stadt Prag erobert, welche slavischen Völkern gehörte. Später züchtigte er die dänischen Normänner, die Norddeutschland durch ihre Einfälle beunruhigten; sie wurden von ihm über der Eider in ihrem eigenen Lande aufgesucht, wo er ihnen eine ihrer besten Provinzen abnahm, und einen Markgrafen darüber setzte. Damit entstand die Markgrafschaft Schleswig.

Jetzt war der Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende. Es wurde ihnen kein Tribut mehr gezahlt. Sie sandten Abgesandte, ihn abzuholen; allein diese wurden schimpflich abgewiesen. Anstatt der gehofften Säcke voll Gold, gab ihnen Heinrich, wie man sagt, einen räudigen Hund, und verlachte sie mit ihren Drohungen.

Hoch ergrimmt kehrten die Botschafter zurück, und ermunterten ihr Volk, schreckliche Rache an dem Beleidiger zu nehmen. Wirklich brach schon im Jahre 933 ein furchtbarer Schwarm Ungarn — manche Geschichtschreiber behaupten, von 300,000 Mann, — in Sachsen und Thüringen ein, und hauseten fürchterlich. Auch Heinrich hatte ein mächtiges und gut geübtes Heer. Er ließ sie bis Sondershausen (zwischen Leipzig und Cassel) vordringen; und bei Merseburg kam es zu einer Schlacht, in welcher die Ungarn schmählich in die Flucht gejagt, und zu vielen Tausenden niedergehauen wurden. Alle, die man lebendig in die Hände bekam, ließ Heinrich als Räuber und Mordbrenner an die Bäume aufknüpfen. — Vermuthlich hatte sich der Schwarm, nach seiner alten Gewohnheit, bei seinem Eintritte in Deutschland, so-

gleich raubend und plündernd, nach allen Seiten zerstreut, sich dadurch geschwächt, und sich seine schimpfliche Niederlage selbst zubereitet.

Deutschland genoß nun lange Ruhe vor diesem Raubgegesindel. Heinrich überlebte aber seinen glorreichen Sieg nur um zwei Jahre. Er starb 936 im 60sten Jahre seines Alters. Vorher aber ließ er, dankbar gegen die Gottheit, die so augenscheinlich seine Waffen gesegnet hatte, viele Kirchen und Klöster erbauen, legte zwei neue Bisthümer in Brandenburg und Havelberg an, und verordnete, daß die Töchter der edeln Deutschen, die im Kampfe fürs Vaterland gefallen waren, zu Quedlinburg anständig erzogen werden sollten. Dieß war der Ursprung des fürstlichen Damenstiftes zu Quedlinburg, in welcher Stadt auch Heinrich begraben liegt.

Otto der Große. (936—973.)

An Heinrichs Sohne, Otto dem Großen, bekamen die Deutschen nicht einen freundlichen, leutseligen, milden König, wie sein Vater gewesen, sondern einen ernsten, strengen Regenten, der grimmig aussah, wie ein Löwe; aber auch mit Löwenmuth seinen Feinden in Osten und Westen, in Süden und Norden zu Leibe ging, und sie zwang, sich vor ihm zu demüthigen.

Als er zu Aachen gekrönt wurde, rechneten es sich seine vornehmsten Herzoge zur Ehre, ihm persönlich zu dienen, und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, verwaltete das Amt des Kämmerers; der Herzog Eberhard, in Franken, trug die Speisen auf, er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein, und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulf, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer; er verrichtete die

Geschäfte eines Marschalls. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, die sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten, aber nicht mehr von den Fürsten selbst, sondern nur von ihren Gesandten bei der Kaiserkrönung verrichtet wurden.

Otto's ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er züchtigte die Dänen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimgesucht, und seine dasigen Colonien zerstört hatten; dann unterwarf er sich Böhmen, welches Land von dort an als eine Provinz des deutschen Reichs betrachtet wurde; ferner schlug er die Franzosen, und brachte besonders zu Augsburg auf dem Lechfelde den Ungarn 955 eine solche Niederlage bei, daß ihnen auf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen.

Jetzt wurde Otto von einem ausschweifenden Pabst, Johann XII., nach Italien gerufen, wo schreckliche Unruhen ausgebrochen waren. Otto erschien, stellte die Ruhe wieder her, ließ sich (961) zu Mailand zum Könige von Italien, und (962) zu Rom zum römischen Kaiser krönen. Statt eines Beschützers, bekam der Pabst einen strengen Herrn an ihm. Die Päbste waren schon lange gewohnt, die Kaiser und Könige als ihre Untergebenen zu behandeln; Otto aber sprach zu Johann, nein, nicht dir ist der Kaiser, sondern du bist dem Kaiser unterworfen; du bist verbunden, mir den Eid der Treue zu schwören, und es darf künftig kein Pabst mehr anders, als in Gegenwart kaiserlicher Bevollmächtigter gewählt werden. Dieß mußten sich Johann, seine Geistlichkeit und der römische Adel gefallen lassen. Der Eid wurde geschworen, aber bald darauf wieder gebrochen, und Bündnisse mit des Kaisers Feinden geschlossen. Dieß empfand Otto sehr übel. Er kehrte von Pavia, wo er sich damals aufhielt, mit einem Heere nach Rom zurück, bemächtigte sich der Stadt, ließ den treulosen Pabst absetzen, und einen andern, Leo VIII., wählen. Mit diesem Leo wurde festgesetzt,

daß künftig immer die deutschen Könige zugleich Könige und Patricier von Rom seyn sollten.

Kaum hatte sich Otto entfernt, so empörten sich die Römer, sperrten Leo ein, und wählten sich einen andern Pabst. Sogleich stand Otto wieder vor ihren Thoren, setzte ihn ab, nahm ihn mit sich nach Deutschland, und verbannte ihn nach Hamburg. Johann XIII. kam an seine Stelle. Allein die Römer waren noch nicht ruhig. Sie verjagten den neuen Pabst und wollten sich wieder ganz frei machen, wie zu Brutus Zeiten. Otto eilte aber von Deutschland aus schnell mit seinem Heere nach Italien zurück, besetzte die Stadt Rom, ließ einen Theil des römischen Senats hängen, den Präfect aber, der den Brutus hatte spielen wollen, splitternackt auf einem Esel sitzend, in der Stadt herum führen, auf jedem Kreuzwege geißeln, und am Ende in einem Kerker verhungern. — Mit solcher Kraft wußte Otto seine Rechte zu behaupten.

Durch seine Kriege ließ er sich nicht hindern, auch für das Beste der Religion zu sorgen. Er nöthigte die Dänen auf Jütland, sich taufen zu lassen, bereicherte die Geistlichkeit, und legte neue Bisthümer zu Naumburg, Meißen und Merseburg an; sein liebes Magdeburg aber erhob er zum Erzbisthum. Er bauete viele Festungen zur Sicherheit des Landes; auch für die Verwaltung der Gerechtigkeit wurde gut von ihm gesorgt, und zu allen Staatsämtern wußte er die tüchtigsten Männer zu wählen.

Unter Otto's Regierung wurden die reichen Silberbergwerke zu Goslar im Harz zuerst regelmäßig bearbeitet; sie gaben eine erstaunliche reiche Ausbeute, die dem Kaiser bei seinen vielen Kriegen wohl zu statten kam. Von dort an hob sich der Handel auch immer mehr; man fing an, Jahrmärkte in mehreren Städten, z. B. in Leipzig, in Naumburg ꝛc. ꝛc. zu halten, aus welchen in der Folge berühmte Messen wurden. Auch wurden nach und nach immer schönere Gebäude aufgeführt, und noch vor Otto's Tode, der

im Jahre 973 erfolgte, ging schon der Luxus so weit, daß man statt hölzerner, steinerne Kirchen baute.

Otto I. liegt in Magdeburg begraben. Er bewies sich während seiner ganzen Regierung als ein großer, höchst entschlossener Fürst, und als ein gewaltiger Krieger.

Otto II. (973—983.) Otto III. (983—1002.) und Heinrich II. (1002—1024), die drei letzten sächsischen Kaiser.

Otto II. war ein Sohn, Otto III. ein Enkel Otto des Großen, Heinrich II. aber ein Urenkel Heinrich I.

Otto II. mußte sich eine Zeit lang erst mit dem rebellischen Herzoge Heinrich II. von Bayern, dann mit den aufrührerischen Italienern herum schlagen. Er ging nach Rom, und zog von da wider die Griechen und Saracenen in Apulien und Calabrien zu Felde; da es aber zur Schlacht kam, wurde er bei Basantello (982 Juli) von den treulosen Römern und den andern Italienern verlassen; er mußte fliehen, und hatte das Unglück, auf der Flucht von griechischen Seeräubern gefangen zu werden. Zum Glück kannten sie ihn nicht, und er verschwieg ihnen weislich seinen Rang; versprach ihnen aber ein großes Lösegeld, wenn sie ihn in Calabrien, wo sich seine reiche Gemahlin befinde, aussetzen wollten. Dieß geschah. Indeß aber die Schiffer nahe am Lande das Lösegeld in Empfang nahmen, stürzte sich Otto, der ein trefflicher Schwimmer war, in die See, schwamm dem Ufer zu, und entkam ihnen glücklich. Er unternahm dieses Wagestück, weil er Grund hatte, zu besorgen, die treulosen Griechen möchten ihn, ungeachtet des erhaltenen Lösegeldes, nach Constantinopel schleppen, und ihm seine Freiheit nie wieder geben. Er starb zu Rom 983 Dec. 7.

Otto II. regierte nur zehn Jahre. Sein Sohn,

Otto III., der wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse, die er seiner Mutter Theophania von Griechenland, seiner Großmutter Adelheid, und seinen Lehrern, besonders dem Bischof Gerbert, der nachher Pabst Sylvester II. wurde, verdankte, das Wunder der Welt genannt wurde, starb schon in seinem 19ten Jahre. Auf ihn folgte 1002 Heinrich II. oder der Heilige, der sich ganz von seiner übergroßen Achtung vor den Geistlichen beherrschen ließ, und ein rechter wahrer Stiefvater des deutschen Reichs war, dessen Güter und Einkünfte er großentheils an die Klerisei verschenkte. Von ihm wurde 1007 das Bisthum zu Bamberg gestiftet, wo er auch begraben liegt. Er starb im Jahre 1024, und war der letzte sächsische Kaiser. Den Heiligen nannte man ihn wegen seiner Frömmigkeit, und weil er ein großer Priesterfreund war.

Neue Kaiserreihe aus dem Hause der Herzoge in Franken. Konrad II. (1024—1039.)

Da Heinrich der Heilige keine Kinder hinterlassen hatte, so mußte man jetzt zur Wahl eines neuen Regenten schreiten. Zu dem Ende versammelten sich alle deutsche Völkerschaften, die Franken und Sachsen, die Schwaben und Lothringer, die Bayern, die Böhmen und Kärntner, sämmtlich unter ihren Herzogen, in einem Lager zwischen Mainz und Worms, wo die Wahl vor sich gehen sollte. Zum erstenmal wurde dabei auch der hohen Geistlichkeit eine Stimme eingeräumt, und der Erzbischof von Mainz hatte die Ehre, die seinige zuerst abzugeben. Er erklärte sich für Konrad den Salier, einen tapfern und weisen fränkischen Grafen. Die meisten andern Wahlherren pflichteten ihm bei, und so kam nun wirklich die Kaiserwürde an dieses fränkische Haus, das dieselbe hundert Jahre lang behauptete. Konrad II., Heinrich der dritte, vierte und fünfte stammen sämmtlich

aus demselben. Konrad führte den Beinamen des Saliers, weil seine Stammgüter an der fränkischen Saale lagen.

Durch ihn wurde das deutsche Reich sehr bedeutend vergrößert, denn er erbte, vermöge eines Erbvertrags, den schon Heinrich II. abgeschlossen hatte, das Königreich Burgund, das damals aus der Stadt Lyon und ihrem Gebiete, aus Dauphine, der Provence, Savoyen und einem guten Theile der Schweiz, nämlich Bern, Solothurn, Freiburg und Basel bestand. Er dämpfte gleich zu Anfang seiner Regierung die innerlichen Unruhen, ging hierauf nach Italien, und behauptete dort die Kaiserwürde und seine Rechte.

Dieß geschah schon, ehe er jene große Erbschaft machte, die auch der Herzog Ernst von Schwaben, sein Stiefsohn, in Anspruch nahm. Konrad war mächtiger, als sein Gegner; er vertrieb nicht nur den Schwabenherzog, sondern setzte ihn für seine Frechheit auch ab, und behielt dessen Länder für sich selbst. Die Herzoge, als Lehnsmänner der Kaiser, waren ihnen Treue schuldig; sie mußten mit ihnen gegen die Feinde des Reichs zu Felde ziehen, durften sich aber nicht selbst feindlich gegen ihre Herren benehmen, sonst verloren sie, zur Strafe, ihre Herzogthümer. Es ist dieß noch heut zu Tage die Regel bei allen Lehen, in und außer Deutschland. Die Lehnherren sollen aber die eingezogenen Besitzungen nicht behalten, sondern sie wieder an andere verleihen, und dieß that Konrad nicht. Deswegen gab man ihm Schuld, er suche sich auf Kosten seiner Vasallen zu vergrössern, sie nach und nach ganz zu verdrängen, und sich zum unumschränkten Herrn über Deutschland zu machen. Allein wenn dies auch wirklich sein Plan war, so hatte er doch nicht Zeit ihn auszuführen, denn er starb 1039 und regierte im Ganzen nur 15 Jahre.

Heinrich III. (1039—1056.)

Sein Sohn Heinrich III. bewies sich als einen klugen und tapfern Regenten, hatte aber eben so große Neigung als sein Vater, sich zum Alleinherrscher über Deutschland zu machen. So wie Konrad II. den Herzog von Schwaben abgesetzt hatte, setzte er den Herzog von Bayern ab, nahm ihm sein Land weg, und schenkte es der Kaiserin, seiner Gemahlin. Darob murrten die Deutschen laut genug; allein er sagte, er thue es des lieben Friedens wegen, damit er nicht beständig mit Rebellen zu kämpfen habe. Wirklich verdankte ihm Deutschland den ersten allgemeinen Landfrieden, dessen es bei den immerwährenden Fehden der Fürsten unter einander höchst nöthig hatte.

Heinrich benützte die Ruhe, welche er sich dadurch verschaffte, zu andern Unternehmungen. Unter seinen Vorgängern hatten die Ungarn nur allzuoft Deutschland verwüstet; jetzt wurden sie von Heinrich III. mit seinen Tapfern in ihrem eigenen Lande aufgesucht, und Ungarn sogar, obgleich nur auf kurze Zeit, zu einem deutschen Reichslehen gemacht.

Hierauf zog Heinrich III. nach Italien, um Frieden unter den Päbsten zu stiften. Ich sage den Päbsten, denn es waren drei, die sich um den päbstlichen Stuhl stritten, und jeder hatte sich in Röm einer eigenen Kirche bemeistert. Heinrich ließ (1046) zwei davon absetzen, und nöthigte den dritten, selbst abzudanken. Hierauf ließ er einen deutschen Bischof (den Bischof Suitger von Bamberg) kommen, und machte ihn, unter dem Namen Clemens II., zum Pabste. Von ihm ließ er sich auch krönen; und als der brave Mann gestorben war, schickte er den Römern einen andern, und nach diesem noch zwei deutsche Päbste. Wahrscheinlich waren die ersten alle von den abgefeimten Italienern, welche die Deutschen nicht ausstehen konnten, vergiftet worden.

Merkt wohl, daß Heinrich III. die Päbste ein- und

absetzte. Bald werdet ihr sehen, daß es schon bei seinem Sohne anders wurde, und die Päbste sich anmaßten, die Kaiser ein- und abzusetzen. — Unter diesem Kaiser kommt zuerst die Stadt Nürnberg in Urkunden vor, seit 1050.

Dieser kraftvolle und mächtige Regent hätte wohl verdient, länger zu leben. Er regierte nur 17 Jahre, und starb schon in dem 39sten seines Lebens, auf einem seiner Jagdschlösser am Harze. Seinem Sohne, der Heinrich hieß, wie er, und damals erst sechs Jahre alt war, hinterließ er Franken, Schwaben und Bayern als unmittelbare Herzogthümer, die Oberherrschaft über Deutschland, auch ganz Lothringen und Burgund. Die Schwaben und Bayern bekamen aber während Heinrichs IV. Minderjährigkeit wieder eigene Herzoge.

Heinrich IV. (1056—1105.)

Hört nun die Geschichte der tiefen Erniedrigung und des Elendes des unglücklichsten deutschen Kaisers, der bei einer bessern Erziehung vielleicht einer der würdigsten und größten Regenten geworden wäre. — Ich rede von Heinrich IV., dem Sohne Heinrichs III., der uns auch darum merkwürdig ist, weil er sich mehreremale zu Nürnberg aufgehalten hat, und die an diesem Kaiser besonders hängenden Städte, also auch Nürnberg in seine Geschichte vielfach verflochten sind.

Er war, wie ich euch schon gesagt habe, zur Zeit, da sein Vater starb, erst fünf oder sechs Jahre alt; seine Mutter Agnes mußte daher die Regierung führen. Aber, die Erzbischöfe von Köln und Mainz, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Otto von Bayern und der Markgraf Ekbert von Sachsen, hätten gern die Reichsverwaltung, und wo möglich auch den jungen Prinzen in ihrer Gewalt gehabt.

Es ward daher von ihnen insgeheim beschlossen, ihn der Mutter zu entführen. Zu dem Ende wurde sie zu einem Freudenfeste nach Kaiserswerth am Rhein eingeladen. Da sie gar nichts Böses ahnete, so erschien sie auch ohne Bedenken. Aber sieh da, man lockte den muntern Heinrich, der damals 12 Jahre alt war, auf ein prächtiges Jagdschiff, und unter dem Vorwande, ihn auf dem Rheine eine Spazierfahrt machen zu lassen, ruderte man, so schnell es die Arme der rüstigen Ruderknechte vermochten, den Strom hinauf nach Köln. Umsonst schrie die Mutter nach ihrem Sohne, der Sohn nach der Mutter; umsonst versuchte der junge Prinz, als er das Schelmstück merkte, in den Fluß zu springen; der Markgraf Ekbert zog ihn wieder heraus, und er bekam die trostlose Agnes nicht wieder zu sehen.

Anstatt im Freien herum zu springen, zu fahren, zu reiten, zu spielen, wie er es gewohnt war, mußte er jetzt, gleich einem Gefangenen, da sitzen, und sich im Singen und Beten üben, denn Hanno (so hieß der Erzbischof von Köln, in dessen Gewalt er war) hatte im Sinne, einen Pfaffenknecht aus ihm zu machen, der sich ganz nach dem Willen der Geistlichkeit lenken ließe.

Als aber einst Hanno eine Reise nach Rom vorgenommen hatte, kam Adelbert, Erzbischof von Hamburg und Bremen, entführte ihm den jungen Prinzen, und erzog ihn nach ganz andern Grundsätzen. Von Andachtsübungen war jetzt nicht mehr die Rede. Er ließ unserm Heinrich alle erfinnliche Freiheit mit lockeren Gesellschaftern, erlaubte ihm Vergnügungen aller Art, und gewöhnte ihn an ein üppiges, liederliches Leben. Adelbert haßte die deutschen Reichsfürsten, und verachtete die Päbste. Er bemühete sich daher, ihnen an Heinrich einen recht furchtbaren Zuchtmeister zu erziehen, sich selbst aber einen mächtigen Freund an ihm zu machen. Er bestärkte ihn in dem Glauben, ein deutscher Kaiser sey unumschränkter Herr; er könne thun, was er wolle, und habe nicht nöthig, jemand zu schonen, oder ein

gutes Wort zu geben; jede Widersetzlichkeit gegen seinen Willen sey ein Verbrechen, das die schärfste Ahnung verdiene. — Dieß alles merkte sich Heinrich, und nahm sich vor, von den schönen Grundsätzen, die ihm beigebracht wurden, einst nützlichen Gebrauch zu machen. Sein Vater hatte schon die deutschen Fürsten hart genug behandelt; er aber wollte noch ganz anders mit ihnen umspringen.

Heinrichs wüstes Leben und seine gefährlichen Grundsätze wurden bekannt. Er war jetzt 16 Jahre alt. Die Fürsten verlangten, er solle sich von Adelbert entfernen, oder sie würden einen andern König wählen. So bewirkten sie, daß er endlich heraus gegeben wurde, und sich selbst überlassen blieb.

Er setzte nun das gewohnte üppige Leben mit schlechten Gesellschaftern und Buhlerinnen fort, und ließ sich von ihnen und andern übeln Rathgebern zu vielen unbesonnenen Schritten verleiten, suchte den Sachsen ihre alten Vorrechte zu nehmen, wollte die Thüringer mit der Abgabe des Zehenten von ihren Feldfrüchten belasten, und nahm dem Grafen Otto von Nordheim, der im Besitze von Bayern war, im Jahre 1070 sein Herzogthum, das er an dessen Schwiegersohn, Welf, einen nichtswürdigen Italiener, vergab, der ihm am Ende mit schnödem Undank lohnte. Der vertriebene Otto suchte eine Zuflucht bei dem sächsischen Erbprinzen Magnus. Heinrich überzog diesen deswegen mit Krieg, und nahm beide gefangen. Durch so viele Gewaltthätigkeiten machte er sich halb Deutschland zum Feinde. Am lautesten murrten die Sachsen, die ihren Prinzen wieder haben wollten. Um sie besser im Zaume zu halten, und sie, wo möglich, ganz unter seine Botmäßigkeit zu bringen, legte er in ihrem Lande, besonders am Harze, viele feste Schlösser an, die er mit fränkischen Truppen besetzte. Seine Kriegsleute durchstreiften von da aus die umliegenden Gegenden, beraubten und brandschatzten die Landleute, zwangen sie an dem Festungsbau zu arbeiten und zu frohnen. Darüber

gingen den bedrückten Sachsen und Thüringern immer besser die Augen auf. Sie sahen, daß es auf ihre gänzliche Unterjochung abgesehen war, und machten Anstalten zur Gegenwehr. So entstand ein Bund aller sächsischen und thüringischen Grafen und Bischöfe, an dessen Spitze sich der frei gewordene Graf Otto von Nordheim befand. Sie erließen an Heinrich ein ehrerbietiges, aber nachdrückliches Schreiben, worin sie verlangten, er möchte ihnen ungesäumt den Erbprinzen Magnus heraus geben, die festen Schlösser in ihrem Lande niederreißen lassen, seine schlechten Rathgeber entfernen, und die Maitressen abdanken.

Heinrich war ganz außer sich über die Kühnheit, womit sich diese Leute gegen ihn vernehmen ließen, und antwortete den Abgeordneten mit stolzer Verachtung und mit Drohungen. Allein plötzlich sah er ein Heer von 60,000 Sachsen und Thüringern gegen Goslar anrücken, wo er sich damals aufhielt. Er entfloh auf eines seiner Bergschlösser, die Harzburg; allein die Feinde folgten ihm auf dem Fuße nach, und kaum konnte er durch die dicksten Wälder und Bergschluchten ihren Nachstellungen entgehen. Sie liessen ihn fliehen, und thaten jetzt selbst, was er nicht hatte in der Güte thun wollen. Alle festen Schlösser in Sachsen wurden von ihnen geschleift, und der Erde gleich gemacht.

Wüthende Rachgier kochte in Heinrich IV. Herzen. Er wollte ein Heer sammeln, und die erlittene Beleidigung blutig an den Sachsen und Thüringern rächen; aber alles blieb kalt bei seinem Rasen; niemand wollte mit ihm zu Felde ziehen. So sah er sich denn genöthigt, vor der Hand Frieden zu machen, bis es ihm im Jahre 1075 gelang, durch Bitten und Versprechungen die Fürsten zu bewegen, ihn mit einem Heere zu unterstützen.

Die Sachsen wurden jetzt in der Schlacht an der Unstrut (1075) glücklich geschlagen und aus einander gejagt. Ihre Anführer ließen sich von den deutschen Fürsten bereden, persönlich vor Heinrich zu erscheinen, und um Gnade zu

bitten. Heinrich aber, anstatt sich durch eine großmüthige Verzeihung auf immer mit ihnen auszusöhnen, dachte unedel genug, sie alle gefangen zu nehmen, und in ganz Deutschland vertheilen zu lassen.

Durch diese leidenschaftliche Härte empörte und erbitterte er aufs neue alle Gemüther. Die Sachsen, welche sich auf keine andere Art Hülfe zu verschaffen wußten, wandten sich mit ihren Klagen nach Rom.

Zu Heinrichs Unglück saß damals ein ehemaliger französischer Mönch und geborner Italiener, Namens Hildebrand, auf dem päbstlichen Stuhle. Die Deutschen nannten ihn auch den Pabst Höllenbrand, denn wirklich schien er eine Geburt der Hölle zu seyn. Er war von der Rechtmäßigkeit der geistlichen, d. i. päbstlichen Uebergewalt über die weltliche vollkommen überzeugt. Man hatte ihn ohne Heinrichs Einwilligung gewählt; er war aber von ihm bestätigt worden. Eines der ersten Geschäfte dieses Pabstes war, allen Fürsten und allen Laien (Nichtgeistlichen) überhaupt zu verbieten, ein Bisthum, eine Abtei oder sonst eine Pfründe zu verleihen. Er behauptete, dieses Recht stehe den Päbsten allein zu. Dieß wollte sich nun kein Regent, auch Heinrich nicht, gefallen lassen. Er sagte, in meinen Staaten sind die Bischöfe und Aebte zugleich Fürsten, und jeder Fürst muß mir für sein Fürstenthum huldigen, und mich als seinen Oberherrn anerkennen. Er vergab daher nach wie vor, die erledigten Pfründen, und kümmerte sich wenig um das, was der Pabst dazu sagen würde. Die eigentliche Ursache seiner Weigerung aber war, daß er die bedeutenden Geldvortheile, welche der mit dem Verleihen der geistlichen Stellen verbundene Verkauf derselben ihm einbrachte, nicht aus den Händen lassen wollte. Diese Simonie, so nennt man das Erkaufen geistlicher Aemter, wollte Gregor hauptsächlich durch seine Verordnungen aufheben.

Unter diesen Umständen erschienen die Abgeordneten der Sachsen mit ihren Beschwerden zu Rom. Sie konnten zu

keiner gelegenern Zeit kommen. Hildebrand (er hieß als Pabst, Gregor VII.) freute sich nicht wenig, aus ihrem Munde zu hören, wie allgemein Heinrich gehaßt werde, und was für mächtige Gegner er unter den deutschen Fürsten habe. Es wurde von dem Pabste beschlossen, zwei Legaten (Gesandte) an ihn zu senden, und ihn nach Rom vorladen zu lassen, daß er sich vor dem heiligen Stuhle verantwortete. — Einen so frechen Schritt hatte sich vor Gregor VII. kein anderer Pabst gegen ein gekröntes Haupt erlaubt.

Die Legaten wurden von Heinrich mit stolzer Verachtung angehört, schnöde abgefertigt, und den Beschimpfungen seiner Dienerschaft preis gegeben. Bald darauf wurde Gregor in der Kirche, während des Gottesdienstes, von Banditen überfallen, verwundet, fortgeschleppt, und in einen Thurm eingeschlossen. Der Anführer dieser Schurken hieß Cencius; er war, wie man sagte, von Heinrich, der den italienischen Bischof, nach Gewohnheit der italienischen Großen, bestrafen wollte, zu diesem Bubenstücke gedungen worden. Mit Geld erkaufte sich Gregor seine Freiheit wieder. Heinrich aber versammelte im Jahre 1076 eine Kirchenversammlung, und ließ den frechen Pabst absetzen. Diese Art der Rache war eines großen Regenten viel würdiger; aber sie führte zu nichts, weil Heinrich kein Heer hatte, die Entsetzung zu vollziehen. Es wurde an Gregor blos geschrieben, daß er seiner Würde verlustig erklärt worden sey, und dieser antwortete darauf mit einem Bannfluch und einem Briefe folgenden Inhalts: «Im Namen des allmächtigen Gottes, und aus eigener päbstlicher Gewalt verbiete ich dem Heinrich, Sohn unsers Kaisers Heinrich, das deutsche Reich und Italien zu beherrschen; ich entbinde alle Christen von dem Eide, den sie ihm geschworen haben oder noch schwören werden, und untersage allen und jeden, ihm als König zu dienen.»

Heinrich IV. ärgerte sich über dieses Schreiben, aber er kümmerte sich nichts darum. Er wußte noch nicht, was

für Folgen es für ihn haben würde, denn es war das der erste Fall, daß ein Pabst sich erfrechte, einem deutschen Regenten die Krone zu nehmen, und seine Unterthanen von dem Eide der Treue loszusprechen. Ruhig setzte er daher seine Unternehmungen gegen die Sachsen fort. Während er aber beschäftiget war, neue Bergschlösser zu erbauen, benützten seine mächtigsten Feinde, Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnthen, die Bulle (das Schreiben) des Pabstes, eine Verschwörung wider ihn einzuleiten. Als Heinrich bei einer Fürstenversammlung zu Oppenheim erschien, wurde er nicht wenig betreten, als man ihm erklärte, daß er durch den päbstlichen Bannfluch die Krone verwirkt habe. Alle seine Vorstellungen waren fruchtlos; man rieth ihm, sich nach Speier zu verfügen, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt, und aller Regierungshandlungen so lange zu enthalten, bis ihm auf einem Reichstage, der zu Augsburg ausgeschrieben sey, sein Urtheil würde gesprochen werden. Sollte binnen einem Jahre die päbstliche Absolution nicht erfolgen, so sey man entschlossen, einen andern König zu wählen.

Jetzt war dem König Heinrich nicht mehr wohl zu Muthe. Er sah, daß er es mit Feinden zu thun hatte, denen an seiner Absetzung sehr viel gelegen war, weil jeder hoffte, Kaiser zu werden. Leicht konnte er also denken, daß sie solche aus allen Kräften betreiben würden, und das Versprechen des Pabstes, selbst nach Augsburg zu kommen, machte sein Unglück noch viel gewisser. Alles wohl erwogen, glaubte Heinrich, auf keine Art möchte das drohende Ungewitter leichter abgewendet werden können, als durch eine Reise nach Rom, damit er persönlich von Gregor die Lossprechung vom Banne bewirken möchte.

Fortsetzung.

Heinrich IV. machte sich also auf, nur von einigen Dienern und seiner treuen Gemahlin mit ihrem Söhnchen begleitet. Er mußte einen großen Umweg durch Frankreich und Savoyen über den Mont Cenis nehmen, weil ihm alle andern geraderen Pässe nach Italien von seinen Feinden verlegt waren. Sie wollten nicht zulassen, daß er seine Absolution in Rom holte, weil sie ihn nicht so leicht absetzen konnten, wenn er sie wirklich erlangte. Es geschah dieß mitten im Winter (1077); und er hatte mit den Seinigen auf den rauhen und unwegsamen, von Schnee und Eis starrenden Alpen viel auszustehen. Indeß erreichte er doch glücklich die Thäler von Piemont, und seine Ankunft erregte bei den Italienern allgemeine Freude, denn sie glaubten, er komme, den verhaßten Hildebrand zu züchtigen, den besonders in Oberitalien niemand ausstehen konnte. Es wäre hier dem Heinrich ein Leichtes gewesen, einen Haufen Mannschaft zusammen zu bringen, und den Pabst, der schon auf dem Wege nach Augsburg war, damit aufzuheben; allein er besorgte, seine Sache durch einen solchen Schritt zu verschlimmern. Daher ließ er sich mit den Lombarden gar nicht ein, und eilte nach Canossa, einem festen Schlosse, nicht weit von der Stadt Reggio, in dem Herzogthume Modena, wo der Pabst auf seiner Reise bei einer guten Freundin, der reichen Gräfin Mathilde, eingekehrt war. In dieser Gräfin fand er zum Glücke eine nahe Verwandte, denn sein Vater nnd ihre Mutter waren Geschwister gewesen; er hoffte daher durch ihre Vermittelung um so leichter seine Lossprechung zu erlangen. Sie nahm sich seiner auch wirklich nach bestem Vermögen an; allein bei einem stolzen, rachsüchtigen und starrköpfigen Manne, wie Gregor VII., war wenig auszurichten. Doch ohne sie hätte er ihn nicht einmal angehört, und Heinrich hätte unverrichteter Sache wieder nach Hause zurück kehren müssen. Endlich erlangte der un-

glückliche König die Erlaubniß, Buße zu thun. Er wurde eingelassen in den mittlern Schloßhof, aber ohne Gefolge, ohne Freund. Er mußte sein königliches Gewand und sein Schwerdt ablegen. Dafür wurde er angethan mit einem härenen Hemd, wie die Büßenden es zu tragen pflegen, ohne alle andere Bedeckung. So ließ man ihn nun einsam stehen in dem kalten Monate Januar, mit entblößtem Kopfe und bloßen Füßen, auf der gefrornen Erde, die von Reif starrte. Sehnsuchtsvoll sah er dem Abende entgegen, wo er sich wenigstens Hoffnung auf ein Obdach und ein warmes Lager machte; allein schon fing der kalte Abendwind an, durch das dünne Gewand zu dringen, daß der Frost seinen ganzen Körper durchschauerte, und niemand zeigte sich, der sich seiner annahm. So mußte er vom Morgen bis zum Abend drei Tage lang stehen, alles in dem Schloß ward gerührt, und Gregor schreibt selbst, die Anwesenden, die mit vielen Thränen und Bitten für ihn sich verwendeten, hätten alle die ungewöhnliche Härte seines Sinnes bewundert, einige sogar ihm ins Gesicht gesagt, sein Betragen sehe eher einer tyrannischen Wildheit und Grausamkeit, als einer apostolischen Ernsthaftigkeit gleich. Mathilde bat mit heißen Thränen, der Pabst solle sich erweichen lassen, und Heinrich verlangte, man solle ihm wenigstens die Rückkehr verstatten. Endlich wurde ihm, am vierten Tage, das Glück zu Theil, sich dem Barbaren, der ihn so unmenschlich gequält hatte, zu Füßen zu werfen, und um Gnade zu flehen.

Er erhielt nun, unter einem stolzen Verweise, die Absolution, doch mußte er schwören, den gerichtlichen Ausspruch abzuwarten, der auf dem Reichstage zu Augsburg über ihn ergehen würde. — Bloß dieses Gericht abzuwenden, hatte sich Heinrich einer so tiefen Erniedrigung unterworfen; was war ihm nun damit geholfen? — Doch ja, Gregors übermüthige und grausame Behandlung brachte dem beschimpften Heinrich großes Heil, denn sie empörte alle Gemüther wider den unmenschlichen Tyrannen, der sich eine solche Frech-

heit gegen ein gekröntes Haupt erlaubt hatte. Anfangs waren die Lombarder zwar eben so entrüstet über Heinrich, der sich einer so schimpflichen Demüthigung preis gegeben, als über den satanischen Gregor, der sie ihm auferlegt hatte. Als sie aber hörten, wie er durch die Verschwörung der deutschen Fürsten aufs Aeußerste gebracht worden war, und sich nimmermehr einer so schändlichen Behandlung unterworfen haben würde, wenn er sie hätte ahnen können, söhnten sie sich wieder mit ihm aus, und ergriffen die Waffen, ihn zu schützen und zu rächen. Auch in Deutschland fand Heinrich viele theilnehmende Freunde. Gleichwohl wurde, während seines Aufenthaltes in Italien, 1077 im Merz zu Forchheim, ein anderer König gewählt, und zwar Rudolph von Schwaben, einer seiner bittersten Feinde. Päbstliche Abgeordnete waren, ungeachtet der über Heinrich ausgesprochenen Absolution, bei der Wahl zugegen. Jetzt eilte dieser mit einem Heere nach Deutschland zurück. Viele tausend Deutsche schlossen sich an. Es kam zu einem Kriege. Heinrich schlug seine Feinde, und wurde von ihnen geschlagen. In dem letzten Treffen, 1080 an der Elster, fiel Rudolph, sein Gegner. Im Gefechte wurde ihm die rechte Hand abgehauen, die er gegen seinen König aufgehoben hatte, und der berühmte Gottfried von Bouillon, von dem ich euch noch viel zu erzählen haben werde, nahm ihm vollends das Leben. Viele Menschen, die davon hörten, sagten einstimmig: Rudolph hat sein Schicksal verdient, und er soll selbst auf dem Todbette es bereut haben, gegen Heinrich aufgetreten zu seyn.

Nun war Heinrich wieder alleiniger Herr in Deutschland, und mächtig genug, den übermüthigen Gregor zur Rechenschaft zu ziehen. Er ging mit einem Heere nach Italien, und belagerte Rom drei Jahre nach einander. Im Jahre 1083 bemeisterte er sich der einen Hälfte der Stadt. Er drohete dem Pabste, bestach die Vornehmsten im Volke, und machte Anstalt zu einem Sturme. Die Bürger warfen

sich dem unbiegsamen Gregor zu Füßen, und fleheten um Schonung der Stadt durch freiwillige Uebergabe. Vor allen Dingen, sprach der Stolze, muß Heinrich wieder Buße vor mir thun, wie zu Canossa, erst dann kann die Rede von dem Schicksale der Stadt seyn. — Rom wurde nun von den Deutschen vollends erstürmt; Gregor aber hatte sich in die feste Engelsburg geflüchtet, und trotzte da seinem Ueberwinder.

Jetzt ließ Heinrich einen andern Pabst, Clemens IV., wählen, und sich von ihm krönen. Da er aber in Rom nicht länger verweilen konnte, drang Robert Guiscard, Herzog von Apulien, mit einem kleinen Heere von Neapel heran, machte den eingeschlossenen Gregor wieder frei, und brachte ihn in Sicherheit nach Salerno, wo derselbe das Jahr darauf (1085) starb. — Nach seinem Tode wurde Gregor VII. von der Klerisei für einen Heiligen erklärt.

Für Heinrich wurde durch diesen Tod wenig gewonnen, denn er bekam an Urban II. einen neuen gefährlichen Feind, der dessen zwei ungerathene Söhne, Konrad und Heinrich, gegen ihn aufhetzte. Konrad empörte sich zuerst; er wurde aber gedemüthigt, und starb eines plötzlichen Todes. Glücklicher war sein falscher, heuchlerischer und meineidiger Bruder, der sich schon zu des Vaters Lebzeiten zum Könige der Deutschen aufwarf. Unter dem Scheine, als wolle er dem Kaiser wieder gehorsam seyn, und ihn auf einem Reichstage zu Mainz mit der Kirche und den deutschen Reichsfürsten wieder aussöhnen, lockte er ihn an den Rhein, und ließ ihn zu Bingen gefangen nehmen. Dem unglücklichen Heinrich wurde mit dem Tode gedroht, wenn er die Reichsinsignien nicht herausgeben würde. Er lieferte sie ab, und nun wurde er zu Mainz von den versammelten Fürsten förmlich des Reichs entsetzt, und sein schändlicher Sohn als König bestätiget. — Arm und hülflos irrte jetzt Heinrich IV. im Elende umher, und starb im folgenden Jahr 1106, zu Lüttich im 56sten Jahre seines Alters. Gott der Gerechtig-

keit, rief er auf seinem Todtenbette, die Hände gen Himmel hebend, du wirst einst den Vatermord rächen.

Selbst nach Heinrich IV. Tode hörte seine Verfolgung noch nicht auf. Der Bischof von Lüttich ließ ihn zwar anständig in der dasigen Domkirche beisetzen; aber auf ausdrücklichen Befehl der päbstlichen Legaten mußte der Leichnam wieder ausgegraben werden. Unbeerdigt wurde er nun auf eine kleine Insel in der Maas ausgesetzt. In der Folge führte man ihn nach Speier, und wies ihm eine Gruft in Mariä Münster, einer Kirche an, die er selbst gebaut hatte; allein der fanatische Bischof wollte von nun an keinen Gottesdienst mehr darin halten lassen, und ruhete nicht eher, als bis Heinrich zum zweitenmal aus dem Grabe genommen wurde. Nun mußte die Leiche des unglücklichen Regenten noch fünf Jahre lang in einer ungeweiheten Kapelle über der Erde stehen bleiben, bis es endlich dem Pabste gefiel, ihn von dem Kirchenbanne loszusprechen. Jetzt erst durften Heinrichs Gebeine in dem Grabe seiner Väter ruhen.

Heinrich V. (1105—1125.)

Das Schicksal wollte es, daß es Heinrich V., diesem undankbaren und unnatürlichen Sohne, beinahe so schlimm erging, als seinem unglücklichen Vater, dessen Fluch auf ihm lag. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Unruhen, Kriegen und Gefahren. Gleich in dem ersten Jahre zerschmetterte ihm zu Goslar ein Donnerschlag seinen Schild und das Schwerdt an seiner Seite, verwundete ihn auch an dem einen Fußzehen. Jedermann schrie, das kommt von Gott, dem Rächer der Sünden, die ungerathene Kinder an ihren Aeltern begangen haben; den Frevler selbst hätte sein Donner treffen sollen!

Wie sein Vater, hatte Heinrich V. mit mächtigen Fürsten zu kämpfen; wie er, wurde er mehrmals geschlagen,

mehrmals von den Päbsten, sogar von einem seiner eigenen Bischöfe, in den Bann gethan, und wenig fehlte, so wäre auch er unter dem Bannfluch gestorben, und unbegraben geblieben.

Uebrigens aber fehlte es ihm so wenig, als Heinrich IV., an Kraft und Muth. Er zog mit einem Heere nach Italien, nöthigte den Pabst Paschalis II., der sich widerspenstig gegen ihn bewies, zu einem Vergleich, und zwang ihn, ihm die Krone aufzusetzen (1111), was aber gar nicht nöthig gewesen wäre, denn es war ja längst schon, unter Otto dem Großen, festgesetzt worden, daß die deutschen Könige zugleich römische Kaiser seyn sollten. Sie erwiesen den Päbsten zu viel Ehre, wenn sie aus ihren Händen eine Krone annahmen, die jeder sich selbst aufsetzen konnte. — Heinrich V. starb 1125 zu Utrecht, und liegt zu Speier begraben. Es wurde von ihm in dem Jahre 1105 die Stadt Nürnberg belagert und erobert, weil sie seinem Vater, dem unglücklichen Könige Heinrich IV., treu bleiben wollte.

Hier muß ich zugleich bemerken, daß Nürnberg vom Anfange an eine dem Reiche gehörende Stadt war, und zum Krongut oder zur Domaine der Kaiser gerechnet wurde. Die Kaiser hatten in derselben Reichs- oder Landvögte, Burggrafen, Schultheißen und andere Beamte, denen die Gerichtsbarkeit in der Stadt aufgetragen war. Die Reichs- und Landvögte insbesondere waren die Statthalter der Kaiser, und besorgten in dem Namen derselben das Beste des Reichs. — Auch andere Kaiser als Heinrich IV. hielten öfters ihr Hoflager hier, und zwar auf der Burg, die wahrscheinlich erst später erbaut wurde. Kaiser Joseph I. war der letzte, der sich auf der Burg aufhielt.

Sitten der Deutschen in dem vierten Zeitraume. (800 — 1096.)

Immer noch erscheinen die Deutschen in dem Zeitraume zwischen Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen, als ein rohes, ungestümes, aber tapferes Volk. Ihre Nachbaren und Verwandten, die Franzosen, hatten sich in eben dieser Zeit viel feiner gebildet, und waren ihnen in mehreren Stücken ganz unähnlich geworden. Daher entstand auch nach und nach eine merkliche Abneigung unter beiden Völkern, die sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Die Franzosen erklärten die Deutschen für streitsüchtige, dem Trunke ergebene, ungeschliffene Bengel, die Deutschen die Franzosen für leichtsinnige, alberne Gecken und Weiberknechte. Indessen verfeinerten sich doch allmählig die Sitten der Deutschen, theils durch ihre Züge nach Italien, wo sie mit der feineren Lebensart der Italiener, ihrer Art und Kunst bekannt wurden, theils durch den Handel, der sich immer weiter ausbreitete. Durch ihn wurden die meisten Städte am Rheine und an andern schiffbaren Flüssen, besonders Hamburg, Bremen, Magdeburg immer reicher, und wo Reichthum ist, da blühen auch bald Gewerbe und Künste aller Art, und machen die Sitten feiner und milder. Durch die Bearbeitung der Harzbergwerke kam, wie ich euch schon erzählt habe, eine erstaunliche Menge Silber unter die Deutschen. Sie verlegten sich daher mit Eifer auf das Schmelzen, das Schmieden, und Gießen der Metalle. Es wurden auch Münzstätten angelegt, und einheimische Münzen, statt der fremden, geprägt, die bis dorthin im Umlaufe waren. Freilich zeugten sie von wenig Kunst und Geschmack. Es waren sogenannte Hohl- oder Blechmünzen mit unförmlichen Bildern, auf der einen Seite erhoben, auf der andern vertieft, ungefähr wie unsere messingenen gepreßten Rockknöpfe; dafür waren sie aber von desto feinerem Silber, und nicht, wie viele unserer heutigen

Münzen, halb mit Kupfer versetzt. Dadurch wurde der Verkehr sehr erleichtert, und man brauchte nicht mehr, wie vorher, seine meisten Bedürfnisse gegen Getreide oder Vieh einzutauschen.

Seit Heinrich I. fing man auch in den neu angelegten Städten an, viele Wollenzeuge und Leinewand zu weben, auch Kleidungsstücke zum Verkaufe daraus zu verfertigen. Nach und nach trieb man einen immer lebhafteren Handel damit, besonders nach Preußen, wo man Marderfelle und anderes Pelzwerk dagegen eintauschte, denn die Verbrämungen der Kleider mit solchen Pelzstreifen war ein Luxus der damaligen Zeit. Die Hauptbeschäftigung der Deutschen bestand aber immer noch in Krieg und Jagd, in Feldbau und Viehzucht, dann in den nöthigsten Handthierungen, die zur Leibesnahrung und ersten Nothdurft gehörten. Um die Erlangung anderer nützlicher wissenschaftlicher Kenntnisse bekümmerte man sich noch immer sehr wenig. Die Schulen, welche Karl der Große angelegt hatte, waren unter seinen Nachfolgern wieder eingegangen. Otto der Große, der 122 Jahre nach Karls Tode zur Regierung kam, konnte in seiner Jugend weder lesen, noch schreiben; er lernte es erst als Mann, da er schon mit seiner zweiten Gemahlin vermählt war. Deswegen schändeten sich auch in jenen finstern Zeiten die Deutschen auf mancherlei Art durch Unwissenheit und Aberglauben. So wurde z. B. der Mönch Gerbert (nachheriger Pabst Sylvester II.), der zu Magdeburg eine Gewichtuhr sehen ließ, die er verfertiget hatte, für einen Hexenmeister gehalten, der mit Hülfe eines bösen Geistes das Zauberwerk gemacht habe. Man hatte dort noch nie eine solche Uhr gesehen, und das Volk besaß noch nicht so viele Begriffe von der Mechanik, daß es die Möglichkeit eines für sich fortgehenden Uhrwerks hätte begreifen können. Teufel, Hexen und Gespenster spukten überall umher, die albernsten Wundermährchen und Sagen von dem nahen Untergange der Welt fanden Glauben. Als Otto der Große

nach Italien gezogen war, entstand eine Sonnenfinsterniß. Seine Soldaten waren überzeugt, daß dieß der Anfang zu der Zerstörung der Welt sey, und geriethen darüber so sehr in Schrecken, daß sie vor Angst in Weintonnen, Kisten und Wannen krochen, so wie sich noch in unsern aufgeklärten Zeiten manche Leute vor Donner und Blitz unter einen Haufen Betten verstecken.

Aus Büchern hätte damals der gemeine Mann, wenn er auch die Kunst zu lesen verstanden hätte, keine Belehrung schöpfen können, denn sie wurden alle in lateinischer Sprache geschrieben. Schon zu Anfang dieses Zeitraums erschien von Eginhard, dem Biographen und Geheimschreiber Karls, eine gute Lebensbeschreibung Karls des Großen. Unter den andern Schriftstellern jener Zeit zeichnete sich im 10. Jahrhunderte eine gelehrte Nonne, Roswitha, in dem Kloster Gandersheim aus. Sie war eine nicht ungeschickte Dichterin, von der wir noch sechs lateinisch geschriebene Schauspiele haben. Schon vor ihr erschienen des lombardischen Bischofs Luitprand angenehm und freimüthig verfaßte Geschichtbücher. — Wittekind, ein Mönch im Kloster Corvey, schrieb um das Jahr 1000 die Geschichte der sächsischen Könige, und ein Geschichtsbuch gleichen Inhalts wurde beinahe um eben dieselbe Zeit von Ditmar, einem Bischofe zu Merseburg, verfaßt. Lambert von Aschaffenburg, ein Mönch im Kloster Hirschfeld, lebte ungefähr 60 Jahre später (1077). Wir verdanken ihm ein sehr gut geschriebenes Jahrbuch der Weltgeschichte vom Ursprunge des menschlichen Geschlechtes an bis auf seine Zeiten.

Ihr seht, daß alle genannten Schriften von Geistlichen waren. Wirklich beschäftigten sich diese allein noch mit Bücherschreiben und Abschreiben. Sie waren aber nicht blos Gelehrte, sondern auch oft — was euch vielleicht wundern wird — herzhafte Soldaten. Die Bischöfe führten das Schwerdt so leicht, als ihren Hirtenstab. Ein gewisser Bischof Burchard oder Bukko, von Halberstadt, hatte drei-

zehn Feldzüge gegen Kaiser Heinrich IV. mitgemacht. Nach der Schlacht, welche dieser Fürst nach seiner Zurückkunft, aus Italien bei Mellrichstadt 1078 verlor, fanden sich unter den Erschlagenen sehr viele Bischöfe. Als Reichsvasallen (Lehensmänner) hielten sie sich verbunden, gleich den weltlichen Fürsten, sich bei dem Heere einzufinden, und sich mit den Feinden herum zu tummeln. Die niedere Geistlichkeit stellte sich hinter das Treffen, und sang, während des Schlachtgewühls, Psalmen und andere geistliche Gesänge. Sie wurden nicht mehr von ihren Frauen und Kindern abgehalten, sich unnöthigen Gefahren auszusetzen, denn der despotische Gregor VII. hatte ihnen den ehelichen Stand untersagt, und sie gezwungen, unverheirathet zu bleiben, damit sie durch keine Bande fester an das Vaterland, als an ihn und die katholische Kirche gebunden seyn möchten. Vorher waren sehr viele Priester verheirathet; und wollten sich auch lange, besonders in Thüringen, das Recht, sich zu verehlichen, nicht nehmen lassen; es kam darüber sogar zu Gewaltthätigkeiten gegen die päbstlichen Legaten; am Ende mußte man aber doch der furchtbaren Macht der Päbste weichen.

Dieß gereichte den weltlichen Fürsten, besonders den deutschen Kaisern, zu großem Nachtheile. Sie hatten es ohnehin schon schwer genug zu bereuen, daß sie durch übertriebene Freigebigkeit die Bischöfe nach und nach zu Herren großer Länder, und die sonst armen Mönche zu reichen Leuten gemacht hatten. Sie glaubten, durch große Schenkungen sich Gott und den Heiligen wohlgefällig zu machen, sich auch die Geistlichkeit zu treuer Ergebenheit zu verpflichten; allein sie irrten sich in ihrer Erwartung gar sehr: denn immer hielten es die Bischöfe und die Klerisei überhaupt lieber mit dem Pabste gegen ihre Wohlthäter; sie erkühnten sich sogar, wie wir gesehen haben, die Fürsten in den Bann zu thun, die Waffen gegen sie zu ergreifen, ihnen ein christliches Begräbniß zu versagen, und sie selbst wieder aus den Gräbern nehmen zu lassen.

Das Faustrecht.

Zu dem Sittengemälde jener rohen Jahrhunderte gehört auch die Einführung der Befehdungen oder des Faustrechtes, nach welchem jeder, der Beschwerden wider einen andern hatte, mit eigener Faust sich Genugthuung verschaffen konnte. Wer in unsern Zeiten von jemanden beleidiget wird, der geht vor den Richter und findet Hülfe; so war es auch noch bei den Franken unter Karl dem Großen; aber bald nach ihm wurde es anders. Jeder Edelmann wollte sich da selbst mit dem Schwerdte sein Recht erkämpfen, und so entstanden tausend kleine Kriege, denen keine Gewalt der Kaiser mehr Einhalt thun konnte.

Ludwig der Deutsche erlaubte seinen größeren Vasallen, Burgen oder feste Schlösser gegen die Einfälle der Sorben, der Böhmen, und anderer feindlicher Nachbarn anzulegen. Unter den nachherigen schwachen Kaisern mißbrauchten sie bald diese kleinen Festungen zu Kriegen unter sich selbst. Herzoge, Grafen, Edelleute fielen einander feindlich an, und machten ihre Streitigkeiten mit Feuer und Schwerdt, mit Plündern und Gefangennehmen, mit Mord und der Beraubung tausend Unschuldiger aus. Die Ankündigung der offenen Fehde (des offenen Krieges) geschah entweder förmlich durch einen Trompeter, oder wenn Mißhelligkeiten durch einen Wortwechsel entstanden, durch das Hinwerfen eines Handschuhes. Wurde dieser von dem Gegner aufgehoben, so fingen alsbald die Feindseligkeiten an. Sie schlugen sich entweder persönlich, was denn ein bloßer Zweikampf war, oder sie rückten mit Roß und Mann gegen einander zu Felde, belagerten und bestürmten sich in ihren Burgen, zerstampften mit ihren Rossen die Aecker und Saaten des Landmannes, und hauseten gar übel in dessen Wohnungen. Das Unwesen nahm schnell überhand. Jeder Edelmann hatte seine besondere Fehde, sogar die Bischöfe und Aebte schlugen sich durch

ihre Vögte (Güterverwalter) herum, und alle zwei Meilen wüthete ein anderer Krieg.

Die Kaiser hatten so wenig Ansehen, daß sie diesem gesetzlosen Zustande, diesem Zurückschreiten in die Wildheit nicht mehr Einhalt zu thun vermochten. Erst als sich die friedliebende Geistlichkeit darein legte, wurde es etwas besser. Sie nahm anfangs nur den Sonntag als Ruhetag in Schutz, und setzte fest, daß vom Sonnabend um 9 Uhr bis Montags um Mittag keine Feindseligkeiten verübt werden sollten. In der Folge wurde von einigen burgundischen Bischöfen ein Brief bekannt gemacht, der, nach ihrer Versicherung, vor ihren Augen vom Himmel gefallen war, und worin geschrieben stand, daß vier Tage in der Woche, von Mittwoch Abends bis Montag früh, sich Niemand unterstehen sollte, seinen Gegner feindlich anzugreifen: wer diesem Gebote zuwider handelte, der sollte in den Bann kommen. Hier that nun einmal der Aberglaube und die Furcht vor dem Kirchenbanne eine gute Wirkung. Die kampflustigen Ritter behielten nur drei Tage, sich mit einander herum zu tummeln, und der eingerissene Unfug, der unter Ludwig dem Kinde am weitesten gegangen war, ließ etwas nach unter Konrad II., der den Gottesfrieden bestätigte, (so nannte man jenen viertägigen Waffenstillstand in jeder Woche.)

Nach dem Tode Heinrichs V. (1125) wurde aber das Uebel ärger als jemals. Die Edelleute legten Raubschlösser beinahe auf allen Bergen, Hügeln und Felsen an. Sie überfielen die Städte, plünderten die Dörfer, lauerten den vorüberziehenden Kaufleuten auf, und wurden förmliche Strassenräuber. — Noch 150 Jahre lang raseten sie auf solche Weise fort, bis unter den mannhaften Kaiser Rudolph von Habsburg, der eine gute Anzahl solcher Raubgrafen und Edelleute, allen andern zum abschreckenden Beispiele, an hohe Galgen aufknüpfen, und ihre Burgen zerstören ließ, worauf endlich eine Zeit lang Friede wurde.

Das Ritterwesen.

Auch das Ritterwesen gehört noch, seinem Ursprunge nach, zu dem Sittengemälde jener Zeit. Es entstand unter den Unruhen des Faustrechtes, oder gestaltete sich doch bestimmter durch dieselben im eilften Jahrhunderte.

Mehrere gutdenkende Edelleute, welche die Greuel, die damals begangen wurden, nicht länger mehr ansehen konnten, verbanden sich zum Schutze der öffentlichen Sicherheit; sie gelobten einander, sich aller Bedrängten, besonders der Wittwen und Waisen, treulich anzunehmen, den Armen zu helfen, fromm zu seyn, und niemanden Unrecht zu thun. Der Gedanke, sich auf solche Art der Gottheit wohlgefällig zu machen, und den Heiligen nachzuahmen, begeisterte sie bald zu einer schwärmerischen Tapferkeit. Sie glaubten für Gott selbst zu streiten, und sahen ihren Bund für etwas Heiliges an. Deswegen wurde auch festgesetzt, daß die Aufnahme in ihre Zunft nicht ohne fromme Feierlichkeiten und andere Ceremonien geschehen sollte. Wer sich wollte zum Ritter schlagen lassen, der mußte sich erst durch Fasten, Beichten und Communiciren gehörig dazu vorbereiten, und eine Nacht, in voller Rüstung, unter den Waffen zubringen. Man wählte ihm, wie bei der Taufe, einen oder mehrere Pathen, lud eine Menge Zeugen zu der Feierlichkeit ein, und veranstaltete ein glänzendes Fest. Der künftige Ritter durfte aber nicht mit zu Tische sitzen. Es wurde ihm ein besonderes kleines Tischchen gedeckt, an dem er ganz allein saß; auch war ihm nicht vergönnt, während der Mahlzeit zu sprechen oder zu lachen, nicht einmal zu essen. Den Tag darauf führte man ihn in die Kirche. Er hatte das Schwerdt nicht an der Seite, sondern am Halse hangen. Es wurde erst ein Hochamt gehalten, dann segnete der Priester ihn ein. Er knieete nieder vor demjenigen, der ihn zum Ritter schlagen sollte. Gemeiniglich that es ein tapferer Krieger mit drei Schwerdtschlägen, die er ihm im Namen Gottes, des heiligen Michael und des

heiligen Georg, auf den Hals gab. Die Vornehmsten unter den anwesenden Gästen schnallten ihm hierauf die Sporne an die Füße, und legten ihm den Panzer oder das Panzerhemd, die Arm- und Beinschienen, und die Panzerhandschuhe an.

Nun erst begannen die Feste und öfters glänzende Turniere. Noch gewöhnlicher aber wurde der Ritterschlag an den Höfen der Könige bei großen Feierlichkeiten in Gegenwart einer Menge Fürsten, hoher Geistlichen, Ritter und Edelfrauen vorgenommen. War der junge Ritter der Sohn eines Fürsten, so schlug er, um Gebrauch von seinen Rechten zu machen, gleich wieder einige andere Ritter.

Wer den Ritterschlag erlangen wollte, der mußte wenigstens 21 Jahre alt seyn, und vorher als Bube und Knappe die Ritterkünste an dem Hofe eines Fürsten oder Ritters, fern vom väterlichen Hause, erlernt haben. Bis zum 14. Jahre hießen solche Jünglinge Buben, dann wurden sie Knappen, und besorgten als solche die Pferde und die Waffen des Ritters, dem sie dienten; sie wurden seine Stall- und Reitknechte, begleiteten ihn auf seinen Zügen, und führten ihm sein Streitroß nach, bis sie endlich das Alter erreicht hatten, in dem sie selbst Ritter werden konnten. Früher war es ihnen nicht vergönnt, mit andern Rittern die Lanze zu brechen.

Die ersten Ritterzünfte bildeten sich wahrscheinlich in Frankreich oder Spanien. Wer darunter aufgenommen werden wollte, der mußte von gutem Adel, das heißt, ein Schloß- oder Burgbesitzer, oder ein hoher Kronbeamter seyn, oder von einem solchen abstammen, denn von Adelsbriefen wußte man bis zum 12. Jahrhunderte noch nichts. Auch mußte ein unbescholtener Ruf vor ihm hergehen.

Das Ritterwesen fand großen Beifall. Allenthalben standen die Ritter in hoher Achtung. In ihren Burgen lebten sie wie kleine Könige, und als unumschränkte Herren, in Pracht, Reichthum, Liebe und heiterem Lebensgenuß. Rit-

ten sie zur Jagd, oder zu einer Fehde aus, so zogen sie alle Augen auf sich durch ihre guten Waffen und ihre glänzende Rüstung; hauseten sie in ihren Schlössern, so wurde täglich gezecht und geschmauft. Mit dem besten Weine waren ihre großen Humpen bei festlichen Gelagen gefüllt. Man lebte da selig, wie im Himmel. Es wurden im Lande Erzählungen und romantische Gesänge von frommen Helden bekannt, die in der weiten Welt umher gezogen waren, Räuber bestraft, Gefangene befreit, Riesen, Heiden und Zauberer getödtet, und eine Menge Wunderthaten verrichtet hatten. Von der Art war die Geschichte des fabelhaften Königs Artus mit seinen vielen Rittern, mit denen er nach jedem rühmlichen Abentheuer an einer runden Tafel schmauſete und zechte, damit kein Rangstreit unter ihnen entstehen konnte. Auch von Karl dem Großen und seinen zwölf Pairs erzählte man viele ritterliche Thaten, die von den jungen Edelleuten mit Entzücken angehört wurden, und sie mächtig zur Nacheiferung entflammten. Noch höher wurde der romantische Geist, der sie belebte, durch die Gelübde und feierlichen Schwüre gestimmt, die ihnen öfters bei ihrer Aufnahme in den Ritterstand die Geistlichkeit abnahm, und zu deren Erfüllung sie keine Gefahr scheuen durften. Bald wurden junge schwärmerische Köpfe durch die Kreuzzüge noch mehr begeistert. Gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, das heilige Land den Händen der Muselmänner zu entreissen, für Gott und den christlichen Glauben, für Ruhm und Vaterland zu fechten — dieser Gedanke erhob alle Herzen. Man sah den Himmel offen, und die Augen aller Heiligen zur Erde auf die Thaten gerichtet, die Gott zu Ehren verrichtet werden sollten.

Nach den Kreuzzügen, in dem 13. und 14. Jahrhunderte, kamen aus Spanien und Italien neue Erzählungen von andern Rittern, die in der Welt umher gezogen waren, und eine Menge kühner Thaten verrichtet hatten, die ihnen von ihren Damen waren aufgetragen worden. Sie hatten

sich, ihren Schönen zu Gefallen mit hundert andern Rittern, mit Riesen und feuerspeienden Drachen herum geschlagen. Man staunte über ihre Abentheuer, und brannte vor Verlangen, es ihnen nachzuthun. So gesellte sich nun, bei den neuern Rittern, zu Ruhm und Andacht, welche sie bis dahin begeistert hatten, auch noch Galanterie. Hier thaten sich besonders die französischen Ritter hervor, welche sich durch Leichtigkeit, Gewandtheit und feine Sitten vor den Deutschen auszeichneten, die noch größtentheils ihre alte Rohheit und Ungeschliffenheit, aber auch einen höhern Ruhm der Treue, der Tapferkeit und des Glaubens beibehalten hatten. Die Liebe nahm jetzt eine schwärmerische, dichterische Gestalt an. Ehe ein Ritter um ein Fräulein freiete, spielte er vorher einen langen Liebesroman mit ihr; sie ließ ihn viele Jahre über ihre Strenge seufzen, und stellte seine Treue und Standhaftigkeit auf harte Proben. Er mußte auf gefährliche Abentheuer ausgehen, um ihre Gegenliebe zu verdienen, und alle andern Ritter zwingen, zu bekennen, daß sie schöner als deren eigene Liebchen sey. In dieser Absicht beschenkte sie ihn mit ihrem Bilde, das er am Halse trug, und mit einem andern Zeichen ihrer Gunst, einer Leibbinde, einem Federbusche, einem Bande, das ihn an sie erinnern, und in Stunden der Gefahr ihm zur Stärkung und Ermunterung dienen sollte. Auch gab sie ihm einen Wahlspruch mit auf den Weg, den er beständig in dem Munde führte, z. B. Alles für Liebe und Treue u. s. w. Auf solche Art entstanden die sogenannten irrenden Ritter, und die vielen Romane, in welchen ihre Thaten beschrieben sind. Viele hätte man auch bettelnde Ritter nennen können, denn sie zogen blos in der Welt herum, damit sie auf Ritterburgen, wo sie als Gäste einkehrten, oder in reichen Klöstern, mit ihrem Rosse gefüttert werden möchten, weil sie ohne Eigenthum waren, und nicht wußten, wie sie sich anders forthelfen sollten.

Dieses Ritterwesen dauerte bis zur Erfindung des Schießpulvers und der Feuergewehre, von welcher Zeit an die

Kriegskunst eine andere Gestalt annahm. Einige neue Ritterorden aber, die durch die Kreuzzüge entstanden waren, wie z. B. der Maltheser- oder Johanniter-Orden, und der deutsche Ritterorden, haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten.

Die Turniere.

Schon vor der Entstehung der Ritterorden waren Turniere oder Kampfspiele im Gebrauche, in welchen zwei oder mehrere Ritter mit eingelegter Lanze auf einander lossprengten, und sich aus dem Sattel zu heben suchten, oder sich mit dem Schwerdte herum hieben. Schon Theodorich, der König der Ostgothen, soll sie in Italien, statt der abscheulichen Gladiatorengefechte, eingeführt haben; und wenn dieß wahr ist, so verdient er dafür alles Lob, denn wirklich ist das Lanzenbrechen ein weit edleres Spiel, als die blutigen Kämpfe der nackten Fechter; edler auch, als das Ringen und die Faustkämpfe der Griechen bei den olympischen Spielen. — Es finden sich wenigstens Spuren bei den Geschichtschreibern, daß bereits die Söhne Ludwigs des Frommen geordnete Waffenspiele hielten, und Heinrich der Vogelsteller führte ebenfalls ritterliche Waffenübungen bei den Deutschen ein, die man als erste Spuren der Turniere in Deutschland ansehen kann. Von dort an wurden sie immer beliebter; aber im eilften Jahrhunderte kamen sie erst durch die Ritterzünfte recht in Gang.

Sie wurden gemeiniglich zur Feier eines festlichen Tages, z. B. bei einer Krönung, bei der Vermählung einer Prinzessin, bei der Aufnahme eines jungen Ritters veranstaltet, und der dazu festgesetzte Tag lange vorher bekannt gemacht. Von allen Seiten strömten dann prächtig vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischte Ritter in Menge herbei. Nur solche aber, die von gutem Adel waren, und es beweisen

konnten, wurden als Kämpfer zugelassen. Ihre Pferde waren geharnischt, wie die Reiter, so daß es nicht leicht möglich war, sie zu verwunden. Der Platz, auf welchem die Turniere gehalten wurden, waren mit Schranken umgeben. Die Damen standen als Zuschauerinnen auf einem Balkon oder auf hohen Gerüsten. Ihnen kam es zu, vor dem Anfange der Spiele die ausgehängten Waffen der Ritter zu untersuchen, und am Ende die Preise oder den Dank an die Sieger zu vertheilen. Von allen mußte ihnen mit großer Höflichkeit und Achtung begegnet werden. Wer eine Dame lästerte, auf den schlugen die übrigen Ritter los, bis die Frauen selbst um Gnade für ihn baten. Bisweilen ließ man auch solche Lästerer schimpflich auf dem Schrankengebälke reiten.

Die Ritter, welche mit einander kämpfen sollten, wurden durch das Loos, oder auch nach ihrem Range gepaart. Die Trompeten gaben das Zeichen zum Anfange des Spieles. In pomphaftem Aufzuge kamen sie, unter kriegerischer Musik in die Schranken geritten. Ein Herold rief diejenigen, die zuerst sich gegen einander versuchen sollten, namentlich auf. Bisweilen erschienen auch unbekannte Ritter mit geschlossenem Visir, die sich nicht zu erkennen geben wollten, aber doch den Kampfrichtern ihren Stand anvertraut haben mußten. Diese wurden nach den Bildern auf ihrem Schilde aufgefordert, z. B. der Löwenritter, der Drachenritter. Aus den Bildern auf den Schilden sind in der Folge die Wappen der Fürsten und Edelleute entstanden. Den Anfang des Kampfspieles machte das Lanzenstechen. Mit eingelegten starken Lanzen, die immer eine gute stählerne Spitze hatten, und kräftigem Arme, suchten sich die Ritter einander von dem Pferde zu stoßen. Bisweilen gelang dieß einem von ihnen; öfters aber, wenn beide fest im Sattel saßen, zersplitterten die Lanzen an den stählernen Brustharnischen. Beide Kämpfer wurden auch nicht selten zugleich aus dem Sattel auf die Erde geworfen, oder stürzten rücklings, sammt

ihren bäumenden Rossen, die sie fest am Zügel hielten, zu Boden. Hatten sie in solchen Fällen nicht den Hals, oder ein Bein, oder das Rückgrat gebrochen, so griffen sie zu dem Schwerdte, und hieben aus Leibeskräften auf einander los. Die gute Rüstung widerstand den Streichen, und es wurde selten einer gefährlich verwundet. Ging die Hartnäckigkeit so weit, daß sie auf ein gegebenes Zeichen nicht von einander ablassen wollten, so eilten die Grieswärtel (Ruhestifter) herbei, und rissen sie aus einander. Drängte sich aber das neugierige und allzutheilnehmende Volk in die Schranken, so kamen die Prügelknechte heran gerannt, und prügelten es wieder bei Seite.

Nach dem ersten Paare wurde das zweite aufgerufen; oft schlug man sich auch schaarenweise, wie bei einem Handgemenge im Kriege. Nach den Rittern versuchten die Knappen ihre Geschicklichkeit gegen einander, und dieß nannte man ein Gesellenstechen.

Den Beschluß der Feierlichkeit machte die Vertheilung des Dankes, das heißt des Preises, an denjenigen, der in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen hatte. Dieser Dank wurde ihm von einer der schönsten oder vornehmsten Damen überreicht. Er bestand in einer goldenen Kette, oder in einem Schwerdte, oder in einem prächtigen Wehrgehänge, oder einer Leibbinde, u. s. w. Der Ritter empfing ihn auf den Knieen, und küßte dafür züchtig die Dame auf ihren Rosenmund.

Nach dem Turniere setzte man sich zur Tafel. Vorher aber wurden die Sieger von den Frauen und Jungfrauen entwaffnet, und mit prächtigen Feierkleidern angethan. Bei Tische saßen die Ritter zwischen den lieblichsten unter ihnen, und unterhielten sie mit freundlichen Gesprächen.

Die Turniere waren ein schönes und edles, aber zugleich gefährliches Spiel, das oft für manchen Ritter einen traurigen Ausgang nahm. Dem einen wurden dabei ein paar Rippen zerbrochen, dem andern ein Auge ausgestoßen, der dritte

wurde von seinem stürzenden Pferde zerdrückt. Ein Markgraf, Johann von Brandenburg, blieb todt auf dem Platze. Dem Pfalzgrafen Friedrich II. wurde das Rückgrat zerschmettert; der König Heinrich II. von Frankreich hatte das Unglück, auf einem Turniere von dem Grafen Montgommery in das Auge gestochen zu werden, und starb an der Wunde. Bisweilen brach auch auf den Turnieren alter Groll in offenbare Feindseligkeiten aus, und dann halfen keine Griewärtel und keine Prügelknechte mehr. Die Ritter stachen, hieben und schlugen auf einander los, bis der Kampfplatz voll Todter lag. Man hat Beispiele, daß über vierzig auf dem Platze liegen blieben.

Wie die deutschen Grafen und Herzoge zu regierenden Herren wurden.

Ich habe euch erzählt, wie unter Ludwig dem Kinde das Faustrecht in Deutschland zu wüthen anfing, und wie nach Heinrichs V. Tode das Uebel schlimmer wurde, als jemals, wie da Herzoge mit Herzogen, Grafen mit Grafen, Edelleute mit andern Edelleuten, oder mit Städten und Klöstern Krieg führten, auch von ihren Raubnestern aus die Reisenden plünderten. In dieser wilden Unordnung ging das Ansehen der Kaiser ganz verloren; niemand achtete mehr auf ihre Befehle, und wer da konnte, machte sich völlig unabhängig von ihnen. Dieß war zuerst der Fall bei ihren mächtigsten Lehensleuten, den Herzogen und Markgrafen, und endlich auch bei den Grafen, die anfangs nichts als königliche Statthalter und Pächter, keineswegs aber erbliche Regenten waren. Wenn einer von ihnen mit Tode abging, so setzte der Kaiser einen andern an seine Stelle, so wie unser König, so oft ein Kreispräsident abgeht, einen neuen ernennt, und zwar nicht dessen Sohn oder Bruder, sondern wen er will. Unter den damaligen Unruhen in Deutschland ließen sich aber am Ende

die mächtigen Herzoge und Markgrafen ihre Statthalterschaften nicht mehr nehmen, und suchten sie bei ihrer Familie zu erhalten. Wollte sie der Kaiser mit Gewalt absetzen, so verbanden sie sich mit ihren Nachbarn, und stellten seinem Heere ein anderes entgegen. Nur wenn sie besiegt wurden, mußten sie sich in den Willen des Kaisers fügen. Da aber die Kaiser immer ohnmächtiger wurden, so konnten sie es am Ende nicht einmal mehr mit den Grafen aufnehmen, die ihnen auf ihren Burgen trotzten, und jetzt anfingen, die Grafschaften zu ihrem Eigenthume zu machen, und sie, wie die Herzoge, auf ihre Söhne zu vererben. Sie fanden auch für gut, sich nach ihren Burgen zu benennen, und so entstanden die Grafen von Würtemberg, von Hohenzollern, von Habsburg, und viele andere mehr, von welchen die mächtigsten deutschen Regentenfamilien abstammen. Die Könige von Preußen z. B. waren anfangs Grafen von Hohenzollern; die letzten deutschen Kaiser Grafen von Habsburg, die Könige von Würtemberg Grafen von Würtemberg. — In Bayern aber waren schon lange vor Karl dem Großen unabhängige Herzoge.

Die Franzosen im vierten Zeitraume. Hugo Capet (987.) Entstehung der Städte und des Bürgerstandes in Frankreich.

Ihr müßt euch jetzt mit mir zurück versetzen in die Zeiten Karls des Großen, und seines Sohnes Ludwig des Frommen. Nach diesem herrschten noch eilf Könige aus Karls Nachkommenschaft über die Franzosen, aber kein einziger war unter ihnen, der seinem mächtigen Ahnherrn zu vergleichen gewesen wäre.

In Frankreich ging es zu jenen Zeiten eben so zügellos zu, wie in Deutschland. Es wüthete allenthalben das

Faustrecht; die großen Vasallen (nämlich die Herzoge und Grafen) wurden immer mächtiger, die Könige aber mit jedem Jahre schwächer. Eine schöne Provinz ging nach der andern für sie verloren, und am Ende blieb ihnen nichts als die zwei Städte Soissons und Laon.

Das ganze große und schöne Königreich war in den Händen gewaltiger Fürsten, die nur noch dem Namen nach Lehensleute der Könige hießen. Die vornehmsten unter ihnen waren die Herzoge von Frankreich, von Burgund, von der Normandie, von Aquitanien oder Guienne; die Grafen von Paris, von Flandern, von Champagne, von Toulouse.

Einer der mächtigsten, Hugo Capet, Herzog von Frankreich, und Graf von Paris, auch Besitzer großer Ländereien in der Picardie und der Champagne, warf sich endlich zum Könige von Frankreich auf, und verdrängte, nach dem Tode Ludwigs V., dessen Oheim Karl, der Herzog von Nieder-Lothringen war, und nun sein Leben in einem Thurme, als Capet's Gefangener, beschließen mußte. — Merkt euch diesen Hugo Capet wohl. Er bestieg den Thron im Jahre 987, und von ihm stammten alle nachherigen Könige von Frankreich ab.

Jetzt, da wieder ein mächtiger und weiser Regent über die Franzosen herrschte, wurde alles besser und ruhiger. Die Bischöfe gehorchten lieber ihm, als den kleineren Fürsten, und diese durften es nicht mehr wagen, so eigenmächtig zu handeln. Der Bürgerstand hob sich, und das Ansehen des Adels sank. —

Das Entstehen des Bürgerstandes in Deutschland durch die neuen Städte, welche Heinrich der Vogelsteller anlegte, habe ich euch schon erzählt. Etwas anders bildete er sich in Frankreich. Die freien Landbewohner baueten sich, besserer Sicherheit wegen, um die Burg ihres Lehnherrn, oder um eine Abtei, um einen Bischofssitz an, denn vor den umherstreifenden Kriegsleuten und Räuberbanden war in den

Dörfern und in einzeln zerstreuten Hütten niemand seines Eigenthums und seines Lebens mehr sicher. In der Nähe einer Ritterburg hingegen konnten sie gar leicht vertheidiget werden, und die Mauern einer Abtei gewährten ihnen eine sichere Zuflucht. Jemehr sich neben einander ansiedelten, desto weniger hatten sie zu besorgen. Nur noch vor Ueberfällen war ihnen bange. Um sich auch gegen diese zu verwahren, umgaben sie den ganzen Kreis von Häusern um die Burg herum mit einer guten Mauer, und so war die Stadt fertig. Auf solche Weise mögen auch in Deutschland, nach Heinrichs I. Tode, noch viele Städte entstanden seyn. Ihre Bewohner nahmen, wie ich euch schon gesagt habe, von den Burgen den Namen Burger an. Sie beschäftigten sich wenig mit dem Landbaue, viel mit Gewerben, in denen sie es immer weiter brachten. Die Bäcker, die Fleischer, die Maurer, die Zimmerleute, und alle, die einerlei Handthierung trieben, fingen bald darauf an, miteinander in Verbindung zu treten, Vorsteher zu wählen, und Statuten (Gesetze) mit einander zu verabreden, nach welchen sie sich sämmtlich zu richten versprachen. So wurde die Eintheilung der Arbeiter in Meister, Gesellen und Lehrlinge gemacht; es wurde festgesetzt, wie lange letztere lernen, und unter welchen Bedingungen die Gesellen zu Meistern angenommen werden sollten. Die Kundschaft, die Lade, das Meisterstück, das Schild, kurz die ganze Einrichtung des Zunftwesens bei den Handwerksleuten, wie es heute noch besteht, stammt aus jenen Zeiten; auf gleiche Art, wie in Frankreich, wurde es auch in Deutschland damit gehalten.

So war nun ausser dem Adel und der Geistlichkeit noch ein dritter Stand, der Stand der friedlichen, arbeitsamen und nützlichen Bürger entstanden, der später auch das Recht erhielt, wie jene, Abgeordnete auf die Reichstage zu senden.

Man hatte also jetzt Städte in Frankreich und in Deutschland; aber was für Städte? kleine, schmutzige, regellos ge-

baute Nester mit hölzernen Häusern, und krummen, stinkenden Straßen voll Misthaufen. Menschen und Vieh wohnten öfters in einem gemeinschaftlichen Stalle; aller Unrath wurde auf die Straße geworfen; man watete im Schlamme bis an die Kniee, und nicht ohne Lebensgefahr konnte man im Kothe fortkommen. Selbst in den größten Städten, wie Paris, sah es noch 200 Jahre später nicht freundlicher aus. Im Jahre 1189 stürzte das Pferd des Kronprinzen von Frankreich über ein Schwein, das auf der Straße im Koth wühlte, und der Prinz brach darüber den Hals. Nicht besser war es zu jenen Zeiten, und noch lange nachher in den deutschen Städten, wo vor allen Häusern Schweinställe und Misthaufen aufgethürmt waren. Erst als die Polizei anfing, für die Reinlichkeit der Straßen zu sorgen, und sie pflastern zu lassen, wurde es besser.

Die Normänner.

Die gefährlichsten Feinde der fränkischen Könige, und der Bewohner des nördlichen Frankreichs überhaupt, waren die Normänner. Ihr wisset schon, daß die Bewohner von Dänemark, Schweden und Norwegen, von den Deutschen diesen Namen bekommen hatten.

Dieses Seeräubergesindel beunruhigte schon unter Karl dem Großen (800) die Küsten von Deutschland und Frankreich; Karl wußte sie aber durch gut bemannte Flotten in Respekt zu erhalten; unter seinen schwachen Nachfolgern hingegen hatten sie gewonnenes Spiel, und hauseten fürchterlich. Sie kamen auf Ruderschiffen mit zwei Segeln, wovon jedes, nebst dem nöthigen Mundvorrathe an geräuchertem Fleische, Zwieback, Käse, Bier, ungefähr hundert Mann enthielt. Damit fuhren sie an der Seeküste hin, und wo sie glaubten, daß gute Beute zu machen seyn möchte, da stiegen sie aus, und schleppten alles, was ihnen in die Hände fiel, auf ihre Fahr-

zeuge. Schon 30 Jahre nach Karls des Großen Tode liefen sie mit einer kleinen Flotte in die Mündung der Seine ein, und plünderten die Stadt Rouen. Mit einer andern Flotte schifften sie die Loire hinauf, und kamen bis gegen Tours. Ueberall verbreiteten sie Furcht und Schrecken. Sie plünderten Städte und Dörfer, führten die männlichen Bewohner als Leibeigene fort, theilten sich in die Weiber und Mädchen, raubten das Vieh, das Hausgeräthe, alles, was ihnen anständig war, und bepackten damit ihre Schiffe. Jedes Jahr erschienen sie mit größeren Flotten. Rouen wurde 855 zum zweitenmal geplündert; sie drangen die Seine aufwärts bis Paris, und brannten einen Theil davon nieder. Karl der Kahle mußte den Frieden mit Geld von ihnen erkaufen. Hierauf verließen sie die Ufer der Seine, aber sie liefen in die Garonne ein, und kamen bis Bordeaux. So ging es fort bis gegen 885, wo Paris zum zweitenmal von ihnen belagert, aber doch durch Geld gerettet wurde.

Endlich kam es so weit, daß die Normänner unter ihrem Anführer Rollo sich ganz in Frankreich ansiedelten. Dieß geschah im Jahre 912 zur Zeit Karls des Einfältigen. Rollo verlangte von diesem armen Könige die Provinz Neustrien und seine Tochter. Karl gab ihm beides, um nur Ruhe vor ihm zu haben. Nun bat sich Rollo auch noch Bretagne aus, und auch dieß mußte ihm, nach einigem Sträuben, zugestanden werden. Dagegen huldigte Rollo für diese schönen Länder seinem Schwiegervater als Oberlehenherrn, that aber übrigens, was er wollte.

Nach dem Namen der Normänner wurde von dort an die bisherige Provinz Neustrien die Normandie genannt, und Rouen wurde die Hauptstadt davon. Die Fremdlinge heiratheten fränkische Mädchen, und so verschmolzen bald Normänner und Franken zusammen in ein einziges Volk, aus welchem, wie ich euch sogleich erzählen werde, Helden hervorgingen, die England und einen großen Theil von Italien eroberten.

Normänniſche Edelleute legen den Grund zu dem Königreiche Neapel und Sicilien. (ſeit 1036.)

Schon im zehnten Jahrhunderte hatten ſich die franzöſiſchen Normänner in Niederitalien als herzhafte Krieger bekannt gemacht. Auf einer Rückreiſe vom gelobten Lande kam einſt ein fünfzig oder ſechzig Mann ſtarker Trupp nach Salerno (ſüdlich von Neapel), eben in dem Augenblicke, da die Einwohner ihr Gold und koſtbarſtes Geſchmeide zuſammen trugen, um ihre von einem Häuflein Araber geängſtigte Stadt von der Plünderung loszukaufen. Die braven Normänner nahmen Aergerniß an der Feigheit der Salerner, und machten ihnen bittere Vorwürfe. Nicht nach euern Beuteln und dem Schmucke eurer Weiber müßt ihr greifen, ſagten ſie, wenn ihr der trotzigen Muhamedaner los werden wollt, ſondern nach euern Schwerdtern. Wir ſind bereit, euch beizuſtehen; wer will uns folgen? Dieſe Nacht überfallen wir ſie, und hauen ſie zu Stücken, oder jagen ſie wieder auf ihre Schiffe zurück.

Dieſe Rede belebte die Salerner mit neuem Muthe. Sie ſchloſſen ſich an die Normänner an, machten einen Ausfall, hieben einen Theil der Araber nieder, und trieben die andern auf ihre Fahrzeuge zurück. So behielten ſie nicht nur ihr Geld, ſondern machten auch noch große Beute.

Von jener Zeit an ſtanden die Normänner in nicht geringem Anſehen in jener Gegend. Es kamen noch mehrere andere nach, und leiſteten den Chriſten in ihren Kriegen gegen die Araber und unter ſich ſelbſt treffliche Dienſte.

Vor allen andern zeichneten ſich drei Söhne eines Edelmanns aus Coutance in der Niedernormandie aus. Sein Name war Tancred von Hauteville. Sie halfen dem griechiſchen Statthalter von Apulien und Calabrien, die Araber in Sicilien überwinden; allein die Griechen bewieſen ſich undankbar gegen dieſe braven Leute, und deswegen geriethen

sie selbst in Krieg mit ihnen. Tancreds Söhne hatten nicht mehr als drei oder vierhundert andere Normänner zur Seite; gleichwohl eroberten sie beinahe ganz Apulien, und der älteste unter ihnen nahm den Titel eines Grafen von Apulien an. Jeder Anführer bekam wenigstens eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Jetzt schrieben sie eilends an den alten Vater Tancred, sie hätten ein Land erobert, und Städte und Dörfer zu vertheilen, er möchte ihnen so schnell als möglich ihre andern Brüder schicken, und mit ihnen muthige Normänner, so viel in der Geschwindigkeit aufzutreiben seyn möchten.

Dieß geschah. Robert Guiscard und zwei jüngere Söhne des alten Tancred machten sich ungesäumt mit einer zahlreichen Truppe Normänner auf den Weg nach Italien; aber nicht alle zusammen, sondern nur in kleinen Häuflein, und als Pilgrime gekleidet, die nach Rom wallfahrteten. Dieß thaten sie, damit niemand Argwohn schöpfen und sie auf ihrem Marsche aufhalten möchte. So kamen sie glücklich nach Apulien, das sie vollends erobern halfen. Alle umliegenden Gegenden zitterten vor den furchtbaren Normännern, und der Kaiser Heinrich III. mußte sich entschließen, sie als Lehenleute anzunehmen.

Zu jener Zeit regierte der Pabst Leo IX., dem mit so eroberungssüchtigen Nachbarn gar nicht gedient war. Er nahm sich daher vor, sie mit Gewalt aus seiner Nähe, besonders aus dem Gebiete von Benevent, zu vertreiben. Mit einem starken Heere italienischer und deutscher Truppen, die ihm Kaiser Heinrich geliehen hatte, rückte er gegen die Normänner an: allein anstatt sie zu überwinden, wurde er selbst geschlagen, und was noch schlimmer war, er gerieth in Gefangenschaft. Sie nahmen ihm aber nicht — was sie doch leicht gekonnt hätten, — seinen Kirchenstaat weg, sondern eroberten dafür lieber Calabrien, Capua, Neapel, Salerno; und zum Beweise, daß sie sich als gute Freunde gegen ihn verhalten wollten, wurden sie dem deutschen Kaiser untreu,

und nahmen den Pabst als Oberlehenherrn an, leisteten ihm auch mehrmals sehr ersprießliche Dienste. Bald darauf bemächtigten sie sich der Insel Sicilien, die noch halb in den Händen der Griechen, halb in der Gewalt der Araber war, und legten so den Grund zu dem nachherigen Königreiche beider Sicilien. Aber erst im Jahre 1130 nahm Einer ihrer Nachkommen, Roger II., den königlichen Titel an.

Die Engländer im vierten Zeitraume. Egbert. Alfred. (Alfred von 872—899.)

Ihr erinnert euch vermuthlich, wie die Angelsachsen sich im Jahre 449 in Britannien fest setzten, und dort mehrere kleine Königreiche anlegten, als Essex, Sussex, Westsex ꝛc. ꝛc. Einer dieser neuen Regenten, Egbert, König von Westsex und Sussex, bemächtigte sich in der Folge der übrigen kleinen sächsischen Königreiche, und gründete eine große und ansehnliche Monarchie, die aber so, wie Frankreich, an den Normännern, welche sich schon seit 787 dem Lande furchtbar machten, gefährliche Feinde bekam.

Zwar wehrten sich die Angelsachsen lange und muthig gegen diese Feinde, besonders unter dem tapfern Könige Alfred; endlich aber unterlagen sie doch der Uebermacht, und Alfred mußte in der Kleidung eines gemeinen Mannes entfliehen, um nur sein Leben zu retten. Er nahm Dienste bei einem Schäfer, und hütete lange, von niemand gekannt, dessen Schaafe. Als er aber vernahm, daß seine Angelsachsen sich wieder in der Stille gegen ihre Bedrücker rüsteten, ließ er ihnen wissen, daß er noch lebe, und bereit sey, sie anzuführen. Alles jauchzte bei dieser Nachricht, und wurde von neuem Muthe beseelt. Alfred war aber zu klug, um blindlings auf die gefährlichen Normänner loszugehen. Er wollte erst sichere Kundschaft über

sie einziehen; und da er seinen eigenen Augen am meisten trauete, so verkleidete er sich in einen Harfenspieler, und begab sich, keine Gefahr scheuend, in das Lager des normännischen Königs Guthrum, das er von einem Ende zum andern durchwanderte. Als er sah, wie seine Feinde in vollkommener Sicherheit lebten, und durchaus nichts besorgten, eilte er zurück, warf die Harfe weg, ergriff das Schwerdt, stellte sich an die Spitze seiner Angelsachsen, griff die Normänner an, und schlug sie so auf das Haupt, daß sie um Gnade bitten mußten. Er gestand sie ihnen zu, aber nur unter der Bedingung, daß sie das Christenthum annehmen sollten.

Jetzt bestieg er wieder den Thron, und machte sogleich die weisesten Anstalten, sein Land gegen neue Ueberfälle zu schützen. Er ließ Festungen und große Schiffe erbauen, übte seine Krieger fleißig in den Waffen, und suchte sie abzuhärten gegen die Mühseligkeiten des Krieges. Zugleich gab er seinem Volke neue Gesetze, suchte es besser auszubilden in Gewerben, Künsten, Wissenschaften und Religion, und that alles, was von dem weisesten und besten Regenten erwartet werden konnte. Deswegen führte er auch, mit größerem Rechte als manche andere Fürsten, den Beinamen des Grossen. — Er regierte von dem Jahre 872 bis 911, zur Zeit Ludwigs des Deutschen, Karls des Dicken und des Königs Arnulf, eben damals, als die Normänner so übel in Frankreich hauseten.

Canut der Große (1015) und Wilhelm der Eroberer. (1066.)

Hundert Jahre nach Alfreds Tode wurde England von einem dänischen Könige, Canut dem Großen, erobert (1017). Es war aber nichts groß an ihm, als seine Grausamkeit, die Härte und der Stolz, womit er die armen Ueber-

wundenen behandelte. Er begegnete ihnen mit unbeschreiblichem Uebermuthe. Wenn ein Däne vor einem Engländer vorbei ging, so mußte der Engländer nicht nur ausweichen, sondern auch demüthig stehen bleiben, bis der Däne vorüber war. — Er ließ ihnen noch auf hunderterlei Art fühlen, daß sie das Joch eines Tyrannen trugen.

Canuts Nachkommen starben aus, und die Engländer wurden wieder frei. Fünfzig Jahre später (1066), während Robert Guiscard Unteritalien eroberte, kamen sie zum zweitenmale unter die Botmäßigkeit der Normänner, und erhielten einen neuen, eben so harten Herrn, als Canut, an Wilhelm, den mächtigen Herzog von der Normandie. Ohne ein Recht auf die englische Krone zu haben, kam er nach dem Tode Eduards des Bekenners, der keine Leibeserben hinterließ, 1066 aus Frankreich herüber mit einer zahlreichen Flotte, und setzte ein Heer an das Land. Harald, der damalige englische König, rückte ihm mit seiner ganzen Macht entgegen. Es kam zu einer blutigen Schlacht bei Hastings 14. October 1066, die sechs Stunden lang wüthete. König Harald fiel endlich mit seinen Brüdern, und Wilhelm siegte.

Mit einer geweihten Fahne, die ihm der Pabst zum Geschenke gemacht hatte, zog er gegen London. Es wurden ihm die Thore geöffnet, und die Engländer mußten ihn als König anerkennen. — Von den Normännern wurden sie jetzt wieder mit Verachtung, Uebermuth und Härte behandelt, wie unter Canut von den Dänen; deswegen empörten sie sich auch mehrmals, aber sie erschwerten nur dadurch ihr Joch. Wilhelm behandelte sie alle wie Leibeigene, theilte ihre Feldgüter unter seine Soldaten, und ließ drückende Gesetze mit großer Härte an den Ueberwundenen vollstrecken. Wer z. B. einen Hirsch, ein wildes Schwein, oder auch nur einen Hasen tödtete, dem wurden beide Augen ausgestochen. Abends um 8 Uhr wurde eine Glocke geläutet, und von dieser Stunde an durfte in keinem Hause mehr, bei schwerer Strafe, weder

Licht, noch Feuer brennen. — Doch dies war vielleicht ein gut gemeintes Polizeigesetz zur Verhütung der Feuersbrünste, die bei den damaligen hölzernen Häusern sehr gefährlich werden konnten.

Nach der Eroberung von England wäre Wilhelm beinahe von seinem eigenen Sohne, Robert, der sich gegen ihn empört hatte, getödtet worden. Bei einem Ausfalle, den dieser Sohn aus einem Schlosse machte, wo er belagert wurde, traf er mit seinem Vater zusammen. Beide waren geharnischt; keiner erkannte den andern. Sie griffen einander hitzig an; Schlag folgte auf Schlag. Der Vater stürzte verwundet vom Pferde. Eben wollte ihm Robert den letzten tödtlichen Streich beibringen, als er Wilhelms Stimme erkannte, der die Seinigen zu Hülfe rief. Robert erschrack bei dem Gedanken an den Vatermord, den er zu begehen im Begriffe war, schleuderte sein Schwert weit von sich, warf sich tief erschüttert zu des Vaters Füßen, und flehete um Gnade. Wilhelm vergab ihm, und hatte von dort an einen gehorsamen und ehrerbietigen Sohn an Robert. Wilhelm I. starb 1087.

Gründung des Königreichs Polen. (1025.)

So wie die Franzosen und Engländer hartnäckige und gefährliche Feinde an den Normännern bekamen, eben so hatten die Deutschen beständig mit den Slaven zu kämpfen, einer ungeheuern Nation, die sich von der Elbe an östlich über die Lausitz, Böhmen, Schlesien, Polen, Rußland, bis an die asiatische Grenze hin ausdehnte, südwärts aber bis nach Ungarn, wo schon in dem vorigen Zeitraume (640) von ihnen die kleinen Königreiche Slavonien, Croatien, Servien, Bosnien und Dalmatien errichtet wurden. Ihr müsset aber nicht glauben, daß die große slavische Nation von einem einzigen höchsten Regenten beherrscht wurde;

nein, sie führte unter vielerlei Oberhäuptern nur einen gemeinschaftlichen Namen, eben so, wie bei uns die Oesterreicher, Preußen, Bayern, Sachsen, Würtemberger und Hannoveraner Deutsche heißen, obgleich jedes dieser Völker seinen eigenen Fürsten hat. —

Ein Theil dieser Slaven, die Wenden, errichtete im Jahre 840 einen besondern Staat in Polen, unter einem Herzoge, Namens Piast. Dieß geschah gleich nach dem Tode des Kaisers Ludwig des Frommen; und 185 Jahre später, unter Konrad dem Zweiten (1025), nahmen seine Nachfolger den königlichen Titel an. Der erste König von Polen hieß Boleslaw. Schon sein Vater hatte sich taufen lassen; er bekannte sich also ebenfalls zur christlichen Religion.

Dieß war der Ursprung des Königreichs Polen, das aber in der Folge auch wieder bisweilen von Herzogen regiert wurde.

Ursprung des Königreichs Böhmen. (1086.)

Andere slavische Völker hatten um eben dieselbe Zeit, vielleicht schon viel früher, ein mächtiges Reich in Böhmen, Mähren und andern Provinzen gegründet. Da aber ihre Nachbarn, die Deutschen, keine Ruhe vor ihnen hatten, so entstand daraus für sie ein verderblicher Krieg; es wurden, wie ihr schon wisset, vom deutschen Könige Arnulf die Ungarn gegen sie zu Hülfe gerufen, und ihr ganzer Staat wieder zerstört (908). Man ließ ihnen zwar, wie es scheint, ihre eigenen Herzoge, aber sie blieben den deutschen Kaisern unterthan. Unter Kaiser Heinrich IV. erhielt einer ihrer Regenten — Wratislaus war sein Name — den Titel als König (1086); unter Kaiser Friedrich II., siebzig und einige Jahre später wurde aber Böhmen erst förmlich zu einem Königreiche erhoben.

Entstehung des russischen Reichs.

Weiter östlich baueten andere Slavenstämme zwei weit von einander entfernte Städte, Kiew und Nowogorod. Die Nowogoroder lebten in beständigen Kriegen mit den Warägern, einem normännischen Volke, das an der Ostsee wohnte, und von dem sie hart bedrängt wurden. Um sich Ruhe vor ihnen zu verschaffen, und Schutz gegen andere feindliche Nachbaren zu erlangen, die sie ängstigten, hielten sie für das Beste, sich den Warägischen Fürsten freiwillig zu unterwerfen. Dieß geschah. Sie beriefen den Fürsten Rurik und seine zwei Brüder zu Regenten über sich; letztere starben aber bald; Rurik blieb der alleinige Herrscher, und nach seinem Namen wurde das ganze Reich Rußland genannt. Sein Sohn und Nachfolger eroberte Kiew, und machte es zu seiner Hauptstadt (880). Das neue Reich vergrößerte sich schnell, und wurde sogar der Stadt Constantinopel, durch Angriffe zu Wasser und zu Lande, furchtbar. Besonders war Wolodimir der Große ein mächtiger Held, der sich bei dem griechischen Kaiser Basilius II. so sehr in Ansehen setzte, daß er ihm seine Schwester Anna zur Gemahlin gab. Durch sie wurde Wolodimir bewogen, die christliche Religion anzunehmen, und daran that er sehr wohl (988). Einen großen Fehler aber beging er daran, daß er das Reich unter seine zwölf Söhne vertheilte; denn daraus entstanden Bürgerkriege, Unordnung und Entkräftung. —

Wolodimir der Große starb im Jahre 1015, zur Zeit, da in Deutschland Kaiser Heinrich der Heilige regierte, und Canut sich zum Könige über England machte.

Ursprung des Königreichs Ungarn. (gegen 997.)

Ihr wisset schon, wie die Ungarn von König Arnulf als Hülfstruppen, in seinen Kriegen gegen die Mähren, ge-

braucht wurden, und wie übel sie unser armes deutsches Vaterland verheerten, bis ihnen zuerst Kaiser Heinrich I. und in der Folge sein Sohn, Otto der Große, solche Niederlagen beibrachten, daß ihnen die Lust, Streifzüge nach Deutschland zu unternehmen, für immer verging.

Sie blieben jetzt lieber ruhig in Pannonien sitzen, das nach ihrem Namen das Ungarland genannt wurde, oder gaben ihren Kriegszügen eine andere Richtung, und machten sich die Slaven in ihrer Nähe unterwürfig. Bis zu den Zeiten Otto's III. in Deutschland und Hugo Capet's in Frankreich hatten sie keine Könige, sondern nur Herzoge, unter welchen zwei, ihr Name war Giula und Geysa, gegen 950 die christliche Religion annahmen. Ihr erster König hieß Stephan; er bestieg den Thron 997, zu den Zeiten Otto's III. und bemühete sich mit solchem Eifer, die christliche Religion in seinem Reiche auszubreiten, daß er den Beinamen des heiligen, auch des apostolischen Königs bekam. Deswegen nennt man auch noch heut zu Tage den Kaiser von Oesterreich, der zugleich König von Ungarn ist, die apostolische Majestät. Der Pabst Sylvester II. (eben derselbe, der als Mönch Gerbert zu Magdeburg eine Gewichtuhr verfertigte, derenwegen er für einen Zauberer gehalten wurde) sandte ihm auch eine Krone und ein Kreuz zum Lohne seiner Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums. — Einer seiner Nachfolger, Ladislaus, der ungefähr 100 Jahre nach ihm lebte, und ebenfalls der Heilige genannt wurde, erweiterte sein Reich durch die Eroberung der kleinen Königreiche Croatien, Dalmatien und Slavonien, die noch jetzt zu Ungarn gehören, und im vorigen Zeitraume von slavischen Völkern gegründet wurden.

Die Dänen, Schweden und Norweger im vierten Zeitraume.

In dem nördlichen Europa liegen drei Königreiche, die uns allen sehr wohl bekannt sind, nämlich Dänemark, Schweden und Norwegen. Dort wurde schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts von einem sächsischen Mönch, Namens Ansgarius, die christliche Religion geprediget, und nun lernte man diese unbekannten, nördlichen Länder erst etwas genauer kennen. Hundert Jahre früher sollen Dänemark und Schweden unter einem Könige gestanden haben; im neunten Jahrhunderte aber hatten Dänemark, Schweden und Norwegen, ja sogar Jütland, jedes seinen eigenen Regenten.

Aus diesen nördlichen Gegenden, besonders aus Dänemark, kamen die furchtbaren Normänner, die so lange alle nördlichen Küstenländer raubend, mordend und verheerend heimsuchten, und die Normandie (912) und England eroberten (1015). Ihr König Canut der Große, der die Engländer so unfreundlich behandelte, führte durchgängig in seinem Reiche das Christenthum ein, und eben dasselbe that Olaus Skotkonung (Schooskönig) schon um fünfzehn Jahre früher in Schweden. Um jene Zeit verbreitete sich das Christenthum auch nach Norwegen, und von dort aus kam es nach Island.

Die Araber im vierten Zeitraume.

In dem vorigen Zeitraume spielten die Araber unter ihrem Muhamed und den ersten Kalifen die vornehmste Rolle in der Welt; auch zu den Zeiten Karls des Großen, und noch fünf und zwanzig bis dreißig Jahre nach ihm, blieben sie furchtbar unter ihren berühmten Kalifen Al Ra-

schid und Al Mamun, die beide zu Karls des Großen Zeiten lebten.

Al Raschid oder der Gerechte verdiente nicht ganz diesen schönen Namen, denn er ließ seine Schwester und ihren Gemahl, auch einen andern Prinzen ermorden, der ihm den Thron streitig machte; doch bewies er sich menschlich und billig, so lange nicht Leidenschaften sich in das Spiel mischten. Er machte sich den griechischen Regenten furchtbar, und die Kaiserin Irene mußte ihm einen jährlichen Tribut von 70,000 Goldstücken bezahlen. Nicephorus, ihr Nachfolger, wollte sich nicht mehr dazu verstehen; sogleich war ihm Al Raschid mit einem Heere auf dem Nacken, nahm ihm die Insel Cypern weg, und verwüstete Griechenland. Al Mamun, sein Sohn, bemächtigte sich der Insel Creta, und die ägyptischen Araber kamen herüber, und eroberten die Insel Sicilien. Nicht zufrieden damit, schifften sie auch die Tiber hinauf, und drangen bis vor Rom. Man glaubte schon, sie würden ganz Italien unterjochen, aber glücklicher Weise wurden sie wieder vertrieben.

Al Raschid, und sein Sohn, Al Mamun, waren große Freunde und Beschützer der Gelehrsamkeit; durch Liebe zu den Wissenschaften erhöheten sie ihren Ruhm. Unter Al Mamun wurde ihre Macht getheilt. Es herrschte neben ihm ein zweiter unabhängiger Kalife über Aegypten, ein dritter über Nubien und Habesch, ein vierter über Fetz und Marokko, unter dem Namen Miramolin.

Al Mamuns Nachfolger begingen einen großen Fehler, der den völligen Untergang ihrer weltlichen Herrschaft zur Folge hatte. Sie nahmen nämlich türkische Miethtruppen in ihren Sold, und gebrauchten sie zuerst in ihren Zügen gegen die Griechen und Perser. Nach und nach führten sie alle Kriege mit diesen Söldnern, und ließen ihre tapfern Araber in Unthätigkeit und Weichlichkeit verkümmern. Nun ging es ihnen bald mit den Türken, wie den ersten römischen Kaisern, von Claudius an, mit ihren Heeren.

Die türkischen Truppen maßten sich nämlich das Recht an, zum Kalifen zu wählen, wen sie wollten, und jeden, der ihnen nicht mehr gefiel, wieder zu stürzen. Oft setzte auch die eine Partei diesen, die andere jenen ein, darüber entstanden Uneinigkeit und greuliche Unordnungen unter ihnen. Viele Statthalter und Feldherren entzogen sich schon vorher ganz der Herrschaft der Kalifen, und so gelang es endlich einem türkischen Geschlechte, den Buiden, deren Fürsten sich Emirs al Omrah (Befehlshaber der Befehlshaber) nannten, sich der weltlichen Herrschaft zu bemächtigen. — Jetzt blieben die Kalifen nur noch die Oberhäupter der muhamedanischen Religion, und ihre sonst so große Macht, die sie als weltliche Fürsten ausübten, war ganz verloren. Dieß geschah gegen das Jahr 935, zur Zeit, da Heinrich der Vogelsteller in Deutschland herrschte.

Die Araber und die christlichen Könige in Spanien.

Wir haben schon in dem vorigen Zeitraume gesehen, wie die Araber von Afrika herüber nach Spanien kamen, den westgothischen König Roderich schlugen, die andern christlichen Fürsten in die nördlichen Gebirgsgegenden trieben, sich selbst aber in dem bessern südlichen Theile des Landes festsetzten. Die eigentliche Macht der spanischen Araber begann aber erst nach 756, als nach dem Sturze der Ommajaden (750) Abdorrhaman, der einzige ihres Geschlechtes, der am Leben blieb, nach Spanien flüchtete und dort zu Cordova ein Reich gründete, das unter Abdorrhaman III. 912 — 961 zu einem ausgezeichneten Glanze sich hob.

Der erste Sitz ihres Reiches war zu Cordova; bald aber entstand ein zweites Reich zu Toledo, dann noch mehrere andere zu Granada, Sarragossa, Sevilla. Auf solche Weise schwächten die Araber selbst ihre Macht, und diesen Fehler benützten die vertriebenen Christen in den nörd-

lichen Gegenden, und breiteten sich immer weiter aus. Sie errichteten die Königreiche Leon, Castilien, Aragonien, Catalonien und Navarra, und behaupteten sich muthig gegen die Araber. Leon und Castilien wurden unter Alphons VI. mit einander vereiniget; und nun eroberte dieser König auch den größten Theil von Lusitanien, dem heutigen Portugal. Prinz Heinrich von Burgund, ein junger, feuriger Fürst, aus dem Geschlechte der französischen Könige, leistete dabei so ersprießliche Dienste, daß ihn Alphons zur Belohnung dafür, unter dem Titel eines Grafen von Portugal, zum Statthalter über die eroberten Provinzen setzte, und ihm die Hand seiner Tochter gab (1094). — In dem folgenden Zeitraume werden wir sehen, wie aus den Grafen Könige von Portugal werden.

Ursprung des ersten türkischen Reichs.

So ging also ein türkisches Reich aus dem Untergange des Kalifats hervor. Wo kamen denn aber die Türken her, diese furchtbaren Zerstörer, die in der Folge selbst uns Deutsche in unserm Vaterlande aufsuchten? — Werft einen Blick auf die Charte von Asien, und suchet am kaspischen See die Landschaft Turkomanien; dieß ist das Vaterland der Türken, von dort aus streiften sie schon in den ältesten Zeiten nach den umliegenden Gegenden, und dienten bereits im sechsten Jahrhunderte den Römern als Söldlinge in ihren Kriegen gegen die Perser. Auf gleiche Art leisteten sie den Arabern Beistand, und nahmen ihre Religion an, bis sie endlich aus Dienern ihre Herrrn wurden.

Als sie sich einmal der Herrschaft der Kalifen ganz versichert hatten, machten sie noch andere Eroberungen. Sie griffen, hundert Jahre nachher (1048), die asiatischen Länder der griechischen Kaiser an, bemächtigten sich mehrerer Provinzen in Klein-Asien, und schlugen den Sitz ihres Reichs,

unter ihrem Sultan Soliman, zu Nicäa in Bithynien auf. In dem folgenden Zeitraume werden wir aber sehen, wie dieses erste Reich von einem furchtbaren Schwarme anderer Eroberer, den Mongolen, wieder zerstört wurde, und ein zweites, neueres Kaiserthum aus seinen Trümmern hervorging.

Das griechische Reich im vierten Zeitraume.

Was soll ich euch von dem griechischen Reiche in diesem Zeitraume sagen? Der Bilderkrieg, die Verschwörungen, die Ermordungen der Kaiser dauerten fort, und der ganze Staat sank immer tiefer. Auf der einen Seite wurde er von den Türken geängstiget, auf der andern von den Bulgaren. Die guten Regenten waren selten. Leo V., einer der lobenswürdigsten, verlor sein Leben durch eine Verschwörung (820). Eben so Nicephorus (969). Johannes Zimisces, einer der vortrefflichsten Kaiser, wurde von seinen Staatsdienern mit Gift aus dem Wege geräumt. Ein anderer, Romanus Diogenes, gerieth durch Verrätherei in die Gefangenschaft der Türken. Kurz, es ereigneten sich Abscheulichkeiten aller Art, und nirgends geschah etwas Großes, wodurch sich das Reich von seinem Verfall wieder hätte erheben können. Wir werden bald sehen, wie es in dem nächsten Zeitraume endlich den Türken zum Raube wurde.

Zunehmende Macht der Päbste seit Karl dem Großen.

Ihr wisset schon aus der Geschichte der deutschen Kaiser in diesem Zeitraume, welche Gewalt sich bald nach Karls des Großen Tode die römischen Päbste über die mächtigsten

Fürsten und die ganze Christenheit anmaßten; wie sie Kaiserthümer und Königreiche vergaben, die Befehle der Kaiser verachteten, sie in den Bann thaten, mißhandelten, absetzten, zu einer schimpflichen Buße verurtheilten, die Unterthanen von dem Eide der Treue lossprachen, und eine eigene Gerichtsbarkeit in jedem Lande ausübten. In allen ihren frechen Unternehmungen wurden sie von den Bischöfen, den Mönchen und Weltgeistlichen treulich unterstützt. Sie ließen erdichtete Erzählungen und falsche Schriften verbreiten, wodurch sie die Völker zu überreden suchten, es sey ihnen schon von Christo und den Aposteln eine allgemeine Herrschaft über die christlichen Gemeinden übertragen worden. Manche unter ihnen führten ein so ausschweifendes, unzüchtiges, lasterhaftes Leben, daß es nicht zu begreifen ist, wie das Volk, ungeachtet seiner blinden Verehrung für die Geistlichkeit, an solche unwürdige Statthalter Christi glauben, und ihnen gehorsam bleiben konnte. Am höchsten trieb Gregor VII. den Mißbrauch der päbstlichen Gewalt. Alle christliche Fürsten suchte er zu Lehnsleuten und Schutzverwandten des römischen Stuhles zu machen, foderte ihnen jährliche Abgaben ab, lud manche vor seinen Richterstuhl, nahm ihnen die Krone, und vergab sie an Andere. Ihr werdet euch erinnern, wie grausam er den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. behandelte. Zugleich behauptete er, die Aussprüche der Päbste seyen unfehlbar wie Gottes eigene Worte, und müßten demnach mit gleichem Gehorsame, wie diese, erfüllt werden. Zu allen seinen Gewaltthätigkeiten diente ihm die Religion als Vorwand. Durch sie bewog er auch die reiche Gräfin Mathildis von Toscana, der Kirche ihre großen Besitzungen in Oberitalien zu schenken, wodurch der Kirchenstaat ansehnlich erweitert wurde.

So herrschte Gregor beinahe unumschränkt über die abendländische Christenheit. Allein die griechische Kirche wollte diesen neuen Monarchen nicht anerkennen. Sie hatte schon vorher die Gemeinschaft mit der römischen Kirche aufgehoben,

und wünschte sich Glück, diesem geistlichen Despoten nicht unterthan zu seyn. Sie behielt ihren eigenen Patriarchen, und seit jener Zeit blieben beide Kirchen getrennt bis auf den heutigen Tag.

Sanct Sebald, der Apostel der Nürnberger. († 901.)

Im Jahre 901, nach andern schon 801, soll der heilige Sebald, der Apostel der Nürnberger, gestorben seyn. Er war, nach der Legende, der Sohn eines dänischen Königs, und ein sonderlicher löblicher Patron, besonders ein großer Nothhelfer und Fürbitter der Stadt Nürnberg, wo seine Gebeine in der ihm gewidmeten Kirche ruhen.

St. Sebald verließ Weib und Vaterland, und zog aus, das Evangelium zu predigen. Fünfzehn Jahre lang bereitete er sich zu seinem Apostelamte in der Einsamkeit, dann ging er nach Rom, und von da nach Regensburg und Nürnberg. Er nahm seinen Aufenthalt in dichten Waldungen; kam aber doch öfters in die Stadt, predigte das Evangelium, und verrichtete große Wunder. Kranke gesund, und Todte wieder lebendig zu machen, war ihm nur eine Kleinigkeit. Einem Bauer, der seine Ochsen verloren hatte, und sie bei finsterer Nacht nicht wieder finden konnte, machte er die Finger leuchtend, wie Fackeln, daß der Mann so klar, wie am hellen Tage sah. Da dem Heiligen bei dem Rademacher, wo er öfters zusprach, kein eigenes Zimmer geheitzt wurde, so nahm er von dem Dache Eiszapfen, zündete sie an, und machte sich damit Feuer, woran er sich wärmte. Selbst nach dem Tode verrichtete er noch kräftige Wunder. Ein junger Mönch ging zu seinem Leichname, und ergriff ihm beim Barte, mit den Worten: «Ei du alter Kerl, wie manche Menschen hast du in deinem Leben betrogen.» Plötz-

lich hob der Todte die rechte Hand auf, und reichte dem frechen Mönche eine so tüchtige Ohrfeige, daß er ihm das Auge damit ausschlug. Der Frevler schrie, und bat den Heiligen reumüthig um Vergebung; hierauf setzte der versöhnte Todte sogleich dem Mönch sein ausgeschlagenes Auge wieder ein, daß er so gut darauf sah, als vorher. — Noch mehr. Einst opferte eine fromme Person drei Kuchen dem heiligen Sebald, und legte sie auf den Altar in seiner Kapelle. Da kamen einige Tage darauf ein paar lustige Bursche, und nahmen die Kuchen. Der heilige Sebald, sprachen sie, muß nicht sehr hungrig seyn, weil er die Kuchen so lange ungegessen liegen läßt; wir haben besseren Appetit; er wird es uns nicht übel nehmen, daß wir sie, statt seiner, verzehren. Allein der Heilige nahm diesen Frevel sehr hoch auf, und verwandelte die drei Kuchen in Stein. — Wer es nicht glaubt, der kann noch zu dieser Stunde Einen von den versteinerten Kuchen in der Sacristei der Kirche zu St. Sebald sehen.

So lange dieser Heilige lebte, machte er sich hochverdient um die Stadt Nürnberg durch seine Predigten, seine Wunder, und sein erbauliches Leben. Als er alt und schwach geworden war, begab er sich in ein nürnbergisches Mönchskloster, und starb endlich da in einer Klause.

Nach St. Sebalds Verordnung sollte sein Leichnam auf einen mit Ochsen bespannten Wagen gelegt, und an demjenigen Orte begraben werden, wo die Ochsen am ersten stille stehen würden. Dieß geschah; und da die Thiere auf dem Platze stehen blieben, wo jetzt die Sebalder Kirche prangt, so wurde er da beerdigt, und über sein Grab erst eine kleine Kapelle, und in der Folge jene große und schöne Kirche erbaut. So wird diese Legende erzählt, an deren Wahrheit aber zu glauben man sich wohl hüten muß.

Wissenschaften und schöne Künste im vierten Zeitraume.

Man sollte glauben, es hätten bei den traurigen Unruhen in dem griechischen Reiche die Wissenschaften und schönen Künste ganz in Verfall gerathen müssen; allein sie erhielten sich, aller eingetretenen Hindernisse ungeachtet, in ziemlichem Flor. Man hat viele griechische Geschichtschreiber aus jener Zeit. Einige Kaiser, wie Leo der Philosoph und Constantinus Porphyrogenetus, waren selbst Gelehrte und eifrige Beschützer der Gelehrsamkeit. Letzterer (Constantin) schrieb ein belehrendes Werk über die Regierung und Verfassung seines Reichs. Auch ließ er, um die Liebe zu den schönen Wissenschaften zu erhalten, oder wieder anzufachen, Auszüge aus den besten alten Schriftstellern machen; daraus entstand aber ein großes Uebel; denn von dort an wurden ihre Werke selbst viel weniger gelesen, und manche gingen ganz verloren. — Die griechischen Maler, Bildhauer und andere Künstler behaupteten noch immer den Vorzug vor allen übrigen. Aber freilich lebten keine Apelles und keine Praxiteles mehr unter ihnen.

Beinahe noch schöner, als in Griechenland, blühete die Gelehrsamkeit unter den Arabern, besonders in Spanien, wo mit großem Eifer Philosophie, Mathematik, Sternkunde, Geschichte und Arzneiwissenschaft gelehrt und gelernt wurde. Viele junge Leute aus christlichen Ländern reiseten zu den Arabern, um sich unterrichten zu lassen. Sie fanden unter ihnen Gelehrte, wie sie solche vergeblich in ihrem Vaterlande suchten. Zwei der berühmtesten unter letzteren waren Al Rasi und Avicenna, beide Philosophen und Aerzte. — Was die Deutschen um diese Zeit in den Wissenschaften leisteten, ist euch schon bekannt. — Erinnert euch an Eginhard, Otfried, Lambert von Aschaffenburg, Dietmar von Merseburg, Witekind, Roswitha. Auch in England wurde es lichter unter dem großen Alfred.

Rückblick auf die vornehmsten Ereignisse in dem vierten Zeitraume.

Der erste, der größte und berühmteste Regent in diesem Zeitraume, war Karl der Große. Unter ihm stand das fränkische Reich in seiner schönsten Blüthe. Er bezwang die Sachsen und nöthigte sie, das Christenthum anzunehmen. Mit dem ersten Tage des neunten Jahrhunderts wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt, Wissenschaften und Künste hatten an ihm einen großen Freund und Beschützer. Unter seinen Nachfolgern wurde sein mächtiges Reich getheilt, zerrüttet und geschwächt. Frankreich, Deutschland und Italien wurden besondere Staaten. Die Kaiserwürde war mit Italien vereinigt. Durch Heinrich I. Fürsorge erhielt Deutschland eine bessere Verfassung. Er und Otto der Große befreieten es von seinen gefährlichsten Feinden, den Ungarn. Letzterer verband wieder mit Deutschland Italien und die Kaiserkrone. Beide Fürsten fingen auch an, die slavischen Völker in Deutschland zu bezwingen, und zum Christenthume bekehren zu lassen. Durch die Slaven wurde das polnische, das russische und das böhmische Reich gegründet. Die Ungarn bekamen an Stephan ihren ersten König, der das Christenthum unter ihnen verbreitete. Die Normänner beunruhigten das nördliche Europa und machten ansehnliche Eroberungen in Frankreich, England und Italien. In ihrem Vaterlande (Scandinavien) kamen die Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen immer mehr empor. Das Kalifat wurde durch Theilungen und innere Unruhen immer schwächer, und die weltliche Gewalt desselben ging am Ende an seine bisherigen Söldner, die Türken, über, die ein neues Reich stifteten, und den griechischen Kaisern mehrere Provinzen in Asien wegnahmen. Auch durch die fortdauernden neueren Unruhen wurde das griechische Reich sehr zerrüttet. Desto höher stieg die Macht der römischen Päbste, die mit Gregor VII. ihren höchsten Gipfel erreichte. — Ungeachtet

aller Kriege und Revolutionen in dieſem Zeitraume, erhielt ſich unter den chriſtlichen Völkern noch ein geringer Reſt von Gelehrſamkeit; weit ſchöner aber blüheten die Wiſſenſchaften bei den Arabern, beſonders in Spanien.

Zeitfolge der berühmteſten Männer und der merkwürdigſten Begebenheiten im vierten Zeitraume.

800. Jahre nach Chriſti Geburt. Karl wird abendländiſcher Kaiſer. Al Raſchid. Alcuin.
802. Nicephorus.
804. Ende des ſächſiſchen Kriegs.
813. Al Mamun.
814. Karls des Großen Tod. Ludwig der Fromme.
830. Eginhard ſtirbt.
840. Ludwig der Fromme ſtirbt. Lothar. Piaſt. Normänner.
843. Vertrag zu Verdun. Deutſches Reich. Ludwig der Deutſche.
855. Kaiſer Ludwig II. folgt auf Lothar.
858. Photius.
862. Rurik. Entſtehung des ruſſiſchen Reichs.
870. Otfried.
872. Alfred, König der Angelſachſen.
875. Karl der Kahle.
876. Ludwig der Deutſche ſtirbt.
877. Karl der Kahle ſtirbt.
879. Burgundiſches Reich.
887. Abſetzung Karls des Dicken. Arnulf.
893. Die Ungarn in Pannonien.
899. Alfred ſtirbt.
900. Arnulf ſtirbt. Ludwig das Kind.
908. Ende des großmähriſchen Reichs.
911. Tod Leo des Weiſen und Ludwigs des Kindes.

912. Konrad I. Rollo. Herzogthum Normandie.
914. Königreich Leon.
918. Konrad I. ſtirbt. Heinrich I. (der Vogelſteller.)
928. Markgrafſchaft Meißen.
930. Markgrafſchaft Nordſachſen.
933. Niederlage der Ungarn.
936. Heinrich I. ſtirbt. Otto der Große.
959. Conſtantinus. Porphyrogen ſtirbt.
962. Luitprand.
973. Otto der Große ſtirbt. Otto II.
976. Johann Zimisces ſtirbt.
980. Roswitha.
983. Otto III. (ſtirbt 1002).
987. Hugo Capet.
994. Olaus Skotkonung.
997. Stephan, König von Ungarn.
1000. Witekind und Dietmar, Geſchichtſchreiber.
1002. Heinrich der Heilige.
1003. Sylveſter II. ſtirbt.
1017. Canut der Große.
1024. Konrad II. folgt auf Heinrich II.
1025. Polen wird ein Königreich.
1033. Königreich Caſtilien. Avicenna.
1039. Heinrich III. (ſtirbt 1056.)
1056. Heinrich IV. (ſtirbt 1106.)
1059. Robert Guiscard, Herzog von Apulien.
1066. Die Normänner erobern England. Wilhelm der Eroberer.
1071. Die Türken in Kleinaſien.
1073. Gregor VII.
1077. Lambert von Aſchaffenburg. Heinrich IV. in Canoſſa.
1085. Gregor VII. und Robert Guiscard ſt.
1086. Königreich Böhmen.
1094. Heinrich von Burgund, Graf von Portugal.
1096. Erſter Kreuzzug.

Fünfter Zeitraum.

Von Gottfried von Bouillon bis auf Columbus und Luther, oder von dem Anfange der Kreuzzüge bis zur Entdeckung von America, und zur neuen Kirchenverbesserung.

Jahre nach Christi Geburt 1096 bis 1520.

Die Kreuzzüge (von 1096 an).

Schon vor Karl dem Großen pflegten häufig fromme Christen nach Palästina zur Stadt Jerusalem zu wallfahrten, und dort auf dem heiligen Grabe ihre Andacht zu verrichten. Sie wollten das Land sehen, wo der Heiland der Welt geboren war, wo er gewandelt, gelehrt, gelitten und so viele Wunder verrichtet hatte. Die Orte, die von seinem Fuße betreten worden waren, sollten sie lebendiger an ihn erinnern, und sie zu höherem Glauben und neuer Andacht entflammen. Die Araber, welche im Besitze des heiligen Landes waren, ließen das gerne geschehen, denn sie fanden ihren Vortheil bei dem Gelde, das ihnen die Pilgrimme zubrachten. Sie duldeten sogar einen christlichen Patriarchen zu Jerusalem. Ganz anders aber wurde es unter den rohen und wilden Türken, von denen die Ortokiden auf eine kurze Zeit eine unabhängige Herrschaft zu Jerusalem sich angemaßt hatten, während welcher Zeit sie die in Jerusalem wohnenden und die hinpilgernden Christen mit großer Härte behandelten.

Unter denen, die theils einzeln, theils schaarenweise zum heiligen Lande wallten, befand sich auch ein frommer, französischer Schwärmer, Peter der Einsiedler genannt. Er war aus Amiens in der Picardie gebürtig. Als er

nach Jerusalem kam, waren schon die Türken im Besitze der Stadt, und er mußte es mit ansehen und selbst erfahren, wie unfreundlich sie den Christen begegneten, wie sie sie mißhandelten, verspotteten, ihre Andacht störten, und die heiligen Orte entweiheten. Sein Innerstes empörte sich bei diesen Greueln, und mit blutendem Herzen verließ er das Land, wo sie begangen wurden. Seine glühende Fantasie war wachend und im Traume damit beschäftiget. Ihm war, als ob der Herr Christus vor ihm stände, und ihn ermahnte, die ganze Welt aufzubieten, sein Andenken an den Ungläubigen zu rächen.

So schiffte er hinüber nach Italien, und erschien wehklagend vor dem heiligen Vater, Pabst Urban II. Er sprach mit solcher Beredsamkeit, und machte eine so lebendige und rührende Schilderung von der Entweihung der heiligsten Orte, der Grausamkeit der Türken, dem Elende und der Schmach der Pilger, daß Urban ihn mit großer Aufmerksamkeit anhörte. Schon sein Vorgänger, Gregor VII., hatte den Gedanken gehabt, die christlichen Fürsten gegen die Ungläubigen zu Felde zu schicken, und diese aus Palästina vertreiben zu lassen; seine Zeiten waren aber nicht ruhig genug dazu. Nun aber, da sein Nachfolger den hochbegeisterten Peter reden hörte, dachte er in seinem Herzen, jetzt sey der Augenblick gekommen, und dieß sey ein Mann, wie er ihn brauche. Er lobte seinen Eifer, und versprach ihm Unterstützung. Gehe hin, mein Sohn, sagte er, und wandele von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf; erzähle was du gesehen hast, erwärme die kalten Herzen mit deiner glühenden Beredsamkeit, und der Himmel wird seinen Segen zu unsern Bemühungen geben.

Da setzte sich Peter der Einsiedler barfuß und mit entblößtem Haupte auf einen Esel, umgürtete seinen von Hunger und Strapatzen ausgetrockneten Leib mit einem Stricke, nahm ein Crucifix in die Hand, und ritt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, wie ihm der heilige Vater geboten

hatte, erzählte von seiner Reise nach Jerusalem, schilderte die Lage der Christen in dem gelobten Lande, und predigte mit flammenden Augen und hinreißender Beredsamkeit Krieg und Rache gegen die Türken. Alles horchte aufmerksam seiner Rede, und entbrannte in heiligem Grimm gegen die Muselmänner.

Bald darauf versammelte Pabst Urban (1095 März) bei Piacenza auf freiem Felde eine Kirchenversammlung, bei welcher über 30,000 Menschen zugegen waren. Alle wurden gerührt von den Reden, die da gehalten wurden, aber niemand zückte das Schwert. Eine zweite solche Versammlung schrieb er 1095 Aug. nach Clermont, in der französischen Landschaft Auvergne, aus. Hier ging es anders. Die Italiener hatten bei der Rede des Pabstes geweint; die feurigen Franzosen ballten die Faust. Alle schrien: Deus lo vult! (Gott will es! Gott will es!) Da versprach der heilige Vater jedem, der in den Krieg ziehen würde gegen die Ungläubigen, Vergebung der Sünden, einen offenen Himmel, Gnade bei Gott, und reiche Beute auf Erden. Eine Menge müssiger und kampflustiger Edelleute waren sogleich entschlossen. Schon hatte der Pabst einen Gesandten ernannt, der den Heereszug begleiten sollte. Er ließ ihn niederknieen, und heftete ihm eigenhändig ein rothwollenes Kreuz auf die Schulter. Alle die gesonnen waren ihm zu folgen, zeichneten sich eben so mit einem Kreuze, deswegen erhielten sie den Namen Kreuzfahrer. Die bedeutendsten Theilnehmer am ersten Zuge waren, Graf Raymund von Toulouse, Graf Hugo von Vermandois, Bruder König Philipps I. von Frankreich, Herzog Robert von der Normandie, Graf Robert von Flandern, Graf Roger von Foix und der Graf Gottfried von Boulogne oder Bouillon, nebst seinen Brüdern Balduin und Eustachius, und von Tage zu Tage mehrte sich ihre Zahl. Dies war im Jahre 1095. Wer kein Geld hatte zu der weiten Reise, der verkaufte sein Schloß, seine Feldgüter, seine fahrende Habe an

die Klöster und Abteien, die sie für einen Spottpreis an sich brachten, und sich auf solche Weise ungemein bereicherten. Wer zu arm war, den Zug auf eigene Kosten zu unternehmen, der schloß sich als Stallmeister oder Waffenträger an einen reicheren Ritter an.

Das ganze Heer sollte in dem Augustmonate 1096 aufbrechen. Peter der Einsiedler konnte aber die Zeit nicht erwarten. Er ging mit einem besondern Schwarme, anfangs von 15,000, in der Folge von mehr als 80,000 Mann voraus, umgürtet mit seinem Stricke, und mit Sandalen auf den Fußsohlen. Da ihm der Haufe zu groß war, so übergab er das Commando über einen Theil davon seinem Freunde, einem wackern Ritter, Walther Habenichts, der diesen Beinamen seiner Armuth wegen erhalten hatte. Ihren Marsch nahmen sie über Deutschland und Ungarn nach Constantinopel, wo der allgemeine Sammelplatz seyn sollte; unterwegs aber hauseten sie wie Straßenräuber, und wo man ihnen nicht gutwillig Lebensmittel genug brachte, da raubten, plünderten und mordeten sie. Die Deutschen gaben ihnen freiwillig, was sie bedurften; die Ungarn aber, und besonders die Bulgaren (die kriegerischen Bewohner der Bulgarei), wollten sich diese Ungebilde nicht gefallen lassen, und schlugen viele Tausende tod. Kaum brachte Peter den vierten Theil von seinem Schwarme nach Constantinopel.

Noch schlimmer erging es einem deutschen Priester, Namens Gottschalk, der einen zweiten Haufen deutscher Schwärmer nachführte, denn er wurde mit seiner ganzen Rotte geschlagen.

Bald kam ein drittes Heer, von mehr als 200,000 Menschen, nach. Es waren Priester, Mönche, Bauern, Schüler, Weiber und allerlei anderes Gesindel. Da der Zug gegen die Ungläubigen ging, und die Juden auch unter die Ungläubigen gerechnet wurden, so glaubte dieser Schwarm seinen heiligen Eifer zuerst an den armen Hebräern bethätigen zu müssen. Alles, was Jude hieß, wurde von ihm zu

Stücken gehauen, und besonders in Speyer, Worms, Mainz und Köln wurde eine große Menge niedergemacht. Die Strafe für ihre Grausamkeit fanden diese Würger in Ungarn, wo auch sie größtentheils niedergemacht wurden.

Zu Constantinopel war indessen auch ein Zug italienischer Landstreicher angelangt. Es herrschte damals in jener Stadt der Kaiser Alexius Comnenus. Um seiner ungebetenen Gäste so schnell als möglich wieder los zu werden, gab er ihnen Schiffe, die sie über die Meerenge nach Asien übersetzten.

Nun war also der regellose Haufe in Feindes Land. Ihr könnt euch leicht denken, wie übel da gehauset wurde. Sie zerstreuten sich rechts und links, plünderten und mordeten, und zwar nicht nur die Türken, sondern auch sich selbst unter einander; denn sie waren in verderbliche Mißhelligkeiten gerathen. Indem sie so im Lande umher wütheten, und sich einander anfeindeten, wurden sie plötzlich von Soliman, dem Sultan von Nicäa, der auch Kilidsche Arslan heißt, mit einem gut geübten Heere überfallen, und beinahe gänzlich aufgerieben. Kaum blieben dem unerfahrnen Peter 3000 Mann, mit welchen er nach Constantinopel zurück floh.

Fortsetzung.

Indessen war auch das bessere Heer unter Gottfried von Bouillon aufgebrochen. Es bestand aus 70,000 Mann zu Fuß, und 10,000 gepanzerten Reitern. In guter Ordnung zog es durch Deutschland und Ungarn; und da es keine Ausschweifungen beging, so erreichte es ohne Unfall Constantinopel. Ein anderer Zug unter dem mächtigen Grafen Raimund von Toulouse, rückte aus dem südlichen Frankreich über die Alpen heran. Auch Hugo, ein Bruder Königs Philipp I. von Frankreich, kam über Italien. Boemund, ein Sohn des Robert Guiscard, brach, beglei-

tet von seinem Vetter Tancred, mit 10,000 Reitern und etwas Fußvolk von Neapel auf, und richtete seinen Marsch nach Constantinopel, dem allgemeinen Sammelplatze sämmtlicher Kreuzfahrer. Unterwegs schlossen sich noch viele tausend andere Schwärmer, und der Ueberrest von Peters Heere an sie an.

Kaiser Alexius erschrack über diese ungeheure Menschenmenge. Er begegnete ihnen mit großer Artigkeit, um sie zu Freunden zu behalten; suchte ihrer aber so schnell als möglich los zu werden. Seine Schiffe führten sie über das Meer. Glücklich erreichten sie das Land, und zogen gegen Nicäa. Dort wurde Musterung gehalten, und siehe da, es bestand das ganze Heer aus 100,000 Reitern und 200,000 Fußgängern, ohne Weiber, Kinder, Knechte und Mönche. Soliman konnte einer solchen Macht nicht widerstehen. Es wurde von den Kreuzfahrern Nicäa eingenommen, und sein Sohn zweimal überwunden. Die leicht bewaffneten Türken erschracken vor den eisernen Rittern, vor den großen geharnischten Schlachtpferden, und den starrenden Lanzen, bis sie nach und nach des Anblicks gewohnt wurden, und sie mit Vortheil angreifen lernten. Nun ging der Zug gegen Jerusalem. Aber rechts und links von Feinden geängstiget, von Hunger und Krankheiten aufgerieben, durch zahlreiche Besatzungen geschwächt, die sie den eroberten Städten zurücklassen mußten, verloren sie auf dem weiten Marsche eine solche Menge Menschen, daß kaum 60,000 Mann bis vor die heilige Stadt kamen. Sie war stark besetzt, und wurde herzhaft vertheidiget. Fünf Wochen lang blieben alle Angriffe vergeblich. Endlich am 15. Juni 1099 wurde sie erstürmt, unter dem Kriegsgeschrei: Gott will es! Gott will es! Alle Muhamedaner wurden niedergehauen; selbst Frauen und Kinder blieben nicht verschont. Eine Anzahl Mütter mit ihren Säuglingen hatten sich in unterirdische Gewölbe versteckt; sie wurden verrathen, aufgesucht, und ohne Barmherzigkeit ermordet.

JERUSALEM TAKEN BY THE CHRISTIANS UNDER GODFREY.

Niemand achtete auf ihr Flehen, auf das Schreien der unschuldigen Kinder. —

Nach dieser Greuelscene zogen die Barbaren in feierlicher Procession zu dem Grabe Jesu, warfen sich nieder in brünstiger Andacht, beteten, stimmten Lobgesänge an, und feierten ein glänzendes Dankfest. Hierauf wurden alle Juden in Jerusalem zusammengetrieben, in eine Synagoge gesperrt, welche die Türken ihnen eingeräumt hatten, und in derselben sammt Frauen und Kindern lebendig verbrannt.

Was sagt ihr zu allen diesen Abscheulichkeiten? Glaubt ihr, daß Christus für Unmenschen gestorben sey, die so ganz den schönen Spruch vergassen: Ich habe keinen Gefallen an dem Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe!

Gottfried von Bouillon wurde nun zum Könige von Jerusalem erwählt; hielt sich aber für unwürdig, König zu heißen, und da eine Krone zu tragen, wo der Sohn Gottes nur eine Dornenkrone getragen hatte, und nannte sich nur den Vertheidiger und Baron des heiligen Grabes. Nach seinem Tode folgte ihm, 1101, Balduin, sein Bruder, bisher Graf von Edessa.

Die Christen befanden sich nun im Besitze der heiligen Stadt; allein es war schwerer, dieselbe zu behaupten, als zu erobern. Rings umher lauerten Feinde; und Krankheiten rafften eine Menge Menschen dahin. Um den Verlust zu ersetzen, predigte in Frankreich und Deutschland ein heiliger und beredter Mann, der französische Abt Bernhard, einen neuen Kreuzzug, und brachte es wirklich dahin, daß 1147 zwei große Heere Franzosen und Deutsche, letztere mit König Konrad III., jene mit König Ludwig VII. an ihrer Spitze, nach Palästina zogen; allein sie kamen größtentheils auf dem Marsche, und die übrigen im heiligen Lande selbst durch Hunger, Pest und Strapatzen um. Die Anführer kehrten beinahe ganz allein zurück.

Dreißig Jahre darauf 1187 erschien der mächtige Sul-

tan von Aegypten, Saladin, vor Jerusalem, und belagerte die Stadt. Die Christen waren zu schwach, sich zu vertheidigen. Sie mußten sich ergeben, und die Frucht so vieler Mühen ging wieder verloren.

Als die Nachricht von diesem Unfalle sich im Abendlande verbreitete, wurde ein dritter Kreuzzug beschlossen. Kaiser Friedrich I. stellte sich an die Spitze eines deutschen, Richard Löwenherz an die Spitze eines englischen, und Philipp August an die Spitze eines französischen Heeres. Allein auch dieses Unternehmen hatte nicht den erwünschten Erfolg. Friedrich, der die besten Anstalten getroffen hatte, weil er aus Erfahrung die Beschwerden eines solchen Zuges kannte, kam 1190 im Juni im Flusse Seleph in Cilicien um, sein Heer führte zwar sein Sohn Friedrich nach Palästina, allein Seuchen rafften ihn mit dem Heere schon 1191 weg; die später von der See her angekommenen Franzosen und Engländer nahmen zwar Acre halb durch Vertrag halb durch Gewalt ein, allein das war der ganze Erfolg. Es herrschte Uneinigkeit und Eifersucht zwischen den Franzosen und Engländern, zwischen den Engländern und Deutschen; man beschimpfte, man haßte, man verließ sich einander. Der englische König, Richard Löwenherz, hielt sich am längsten. Von allen andern Fürsten verlassen, sah er sich am Ende gezwungen, mit Saladin Frieden zu machen, und mit dem Ueberreste seines Heeres nach Europa zurück zu kehren. Dieß geschah im Jahre 1192. Saladin starb 1193. Es erfolgten aber neue Kreuzzüge, und der Kampf um das heilige Land dauerte fort, bis am Ende des 13ten Jahrhunderts, 1291, den Christen der letzte Ort, den sie noch besaßen, die Stadt Acre oder Accon oder Ptolemais abgenommen wurde. Von dort an blieb Palästina bis auf den heutigen Tag in der Gewalt der Türken.

Das Leben so vieler hundert tausend Menschen wurde also umsonst geopfert, insoferne nämlich der zuerst beabsichtigte Zweck, die Befreiung Jerusalems, nur auf kurze Zeit

erreicht wurde, dafür sind aber die für das ganze Abendland aus dieser nahen Berührung mit dem Morgenland entstandenen Vortheile, namentlich die Erweiterung des Handels, von der größten Wichtigkeit.

Entstehung des Johanniter-, des Tempelherren- und des deutschen Ritterordens. (1190).

Zur Zeit der Kreuzzüge entstanden drei berühmte Ritterorden, die in der Welt großes Aufsehen machten: der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutsche Ritterorden.

Schon im eilften Jahrhunderte bauten christliche Kaufleute zu Jerusalem, in der Nähe des heiligen Grabes, eine Kirche und ein Mönchskloster, das sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, die in diesem Kloster aufgenommen wurden, mußten sich verpflichten, die kranken und nothleidenden Pilgrime zu verpflegen, und sie gegen die Ungläubigen zu schützen. Was für Schutz war aber von den armen Johanniterbrüdern (so nannten sie sich) zu erwarten, die selbst des Schutzes bedurften? Zu einer solchen Bestimmung eignete sich viel besser eine Gesellschaft tapferer Ritter. Deswegen traten im 12ten Jahrhunderte die Johanniterritter an ihre Stelle. Wie alle fromme Klosterbrüder legten sie das dreifache Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit, und der Armuth ab, und verpflichteten sich noch überdem zur Vertheidigung der christlichen Kirche gegen die Ungläubigen. Sie waren also im Grunde nichts anders, als Mönche zu Pferd, leisteten aber viel bessere Dienste als das gemeine Mönchsvolk; deswegen wurden sie auch reichlich mit Geld und liegenden Gütern von vielen frommen Christen beschenkt. Ungeachtet ihres Armuthgelübdes, nahmen sie alles, was man ihnen gab, sehr bereitwillig an, und gelangten so zu großem Reichthume. Lange schlugen sie sich in Palästina herzhaft mit

den Türken herum; am Ende aber mußten sie doch der Uebermacht weichen, und sich zurück ziehen. Dieß geschah am Schluße des 12ten Jahrhunderts. Zu Anfang des vierzehnten setzten sie sich in Besitz der Insel Rhodus, auf der sie sich 200 Jahre behaupteten. Da sie aber auch hier von den Muhamedanern verjagt wurden, so räumte man ihnen im Jahre 1530 die Insel Maltha ein, und von jener Zeit an hießen sie Maltheserritter. Johanniter- und Maltheserritter sind also einerlei. Zu unsern Zeiten wurde ihnen von den Franzosen auch die Insel Maltha weggenommen, und von den Engländern, die solche in der Folge eroberten, nicht wieder zurück gegeben. Jetzt leben sie daher zerstreut, und bemühen sich vergeblich um eine andere Niederlassung am mittelländischen Meere. Billig sollte man ihnen auf der Insel Sicilien oder Majorca, oder anderswo in der Nähe von Algier einen festen Standpunkt einräumen, von wo aus sie, zur Erfüllung ihres Gelübdes, das Meer von den türkischen Seeräubern reinigen könnten.

Auch der deutsche Ritterorden entstand bei Gelegenheit der Kreuzzüge im Jahre 1190. Er hieß der deutsche Orden, weil nur deutsche Edelleute darin aufgenommen wurden. Man nannte sie auch deutsche Herren, oder Kreuzherren. Auch sie hatten die Bestimmung, die christliche Religion zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu verpflegen; sie legten aber keine Mönchsgelübde ab. In der Folge machte dieser Orden große Eroberungen in Polen und Preußen; es wird daher noch mehr von ihm die Rede seyn.

Die Tempelherren hatten ihren Namen von dem Tempel Salomons: denn auf dem Platze, wo dieser ehemals stand, wurde ihnen von König Balduin zu Jerusalem ihre Wohnung angewiesen. Auch sie waren eine Art reitender Mönche, welche die gewöhnlichen Klostergelübde ablegten, und sich erst zur Beschützung der Pilger auf den Straßen von Palästina, dann überhaupt zur Vertheidigung des christlichen

Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Saracenen verbanden (1118). Sie wurden, wie die Johanniterritter, freigebig beschenkt, und gelangten zu großen Reichthümern und ansehnlichen Gütern, besonders in Frankreich. Dieß war aber ihr Unglück; denn von einem habsüchtigen, französischen Könige Philipp IV. oder dem Schönen, wurden sie deswegen grausam verfolgt, und endlich ganz ausgerottet. Man klagte sie unschuldig der entsetzlichsten Vergehungen an, man beschuldigte sie, unsern Heiland verläugnet und den Teufel angebetet zu haben, und folterte sie so lange, bis sie Thaten eingestanden, die sie nie begangen hatten. Sie wurden gemißhandelt, eingemauert, lebendig verbrannt, alle ihre Güter wurden eingezogen, und der ganze Orden aufgehoben. — Dieß geschah im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Sie hatten sich also nur 200 Jahre behauptet. Diese geistlichen Ritterorden, zu denen auch noch die spanischen Ritterorden von Alcantara, St. Jago und Calatrava, und der portugiesische Avis-Orden gehören, wurden das Vorbild der weltlichen Ritterorden, von denen der älteste der des heiligen Georgs oder vom Hosenbande ist, gestiftet von König Eduard III. von England im Jahre 1349.

Die Deutschen im fünften Zeitraume. Lothar II. (1125.)

Mit Heinrich V., von dem ich euch bereits erzählt habe, war das fränkische Kaiserhaus erloschen, und es wurde jetzt wieder ein sächsischer Herzog, Lothar II., erwählt.

Um sich in jenen unruhigen Zeiten einen mächtigen Fürsten zum Freunde zu machen, vermählte er seine Tochter mit dem damaligen Herzoge von Bayern, Heinrich, aus dem Geschlechte der Welfen, und übergab ihm zugleich sein eigenes Herzogthum Sachsen, denn zu jenen Zeiten war es gewöhnlich, daß die Herzoge ihre Länder einem andern aus ih-

rer Familie übertrugen, wenn sie Kaiser wurden. Dadurch erwarb sich Lothar einen mächtigen und treuen Bundesgenossen wider seine Feinde, die Herzoge von Schwaben, aus dem Hause der Hohenstaufen. Da aber Lothar II. ohne Söhne starb, so gelang es den Hohenstaufen, sich in der Person Konrads II. auf den deutschen Königsthron zu schwingen, und nun hatte Herzog Heinrich von Bayern ihren Druck schwer zu empfinden.

Die Hohenstaufen. Konrad III. (1137.)

Sechs Könige aus dem schwäbisch Hohenstaufischen Hause herrschten nach einander über Deutschland. Merkt euch ihre Namen; sie hießen Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Friedrich II. und Konrad IV.

Der erste dieser Könige war also Konrad III.; Herzog Heinrich von Bayern wollte sich ihm nicht gänzlich unterwerfen. Er war unwillig, daß Konrad ihm war vorgezogen worden, denn er hatte sich selbst Hoffnung auf die Kaiserwürde gemacht. Seine Widerspenstigkeit wurde ihm aber von Konrad sehr hoch angerechnet. Er nahm ihm zur Strafe seine beiden Herzogthümer, und gab Bayern dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, Sachsen aber dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Bären. Als aber Albrecht Besitz von dem Lande nehmen wollte, ließen ihn die treuen und tapfern Sachsen nicht ein. Selbst nach Heinrichs Tode nahmen sie keinen fremden Regenten an, und hoben das Land seinem unmündigen Sohne, Heinrich dem Löwen, auf. Auch Heinrichs Bruder, Herzog Welf, suchte dessen Rechte zu vertheidigen, und so entstand zwischen ihm und dem Kaiser ein Krieg, in welchem die Weiber von Weinsberg die berühmtesten Thaten verrichteten. Ihr Städtchen nämlich, in welchem Welf eine Besatzung hatte, wurde vom König Konrad belagert, und so hart geängstiget, daß

es sich endlich ergeben mußte. Ehe es aber so weit kam, erschien eine Gesandtschaft schöner Weiber in des Königs Zelt, und flehete um Gnade, denn Konrad hatte in seinem Grimme beschlossen, alles in der Stadt niederhauen zu lassen. So schön und süß sie aber auch baten, so sehr sie weinten und flehten, so konnten sie doch nichts weiter erlangen, als daß die Frauen Abzug haben sollten mit ihren besten Schätzen, so viel sie deren tragen könnten.

Da nahmen die Weiber ihre Männer auf den Rücken und zogen so aus der Burg. Der König war zwar über diese Auslegung und Anwendung der gegebenen Erlaubniß anfangs sehr erstaunt, gab aber dann auch den Männern Verzeihung. So erzählt wenigstens die Sage. Dieser Kampf um Weinsberg fiel in das Jahr 1140. Ein deutscher Dichter (Bürger) hat diese Begebenheit in einem Gedichte: die Weiber bei Weinsberg, verewigt, und die bei Weinsberg gelegene Burg, die jetzt eine Ruine ist, führt noch den Namen: Weibertreue.

Es entstand also durch Heinrichs von Bayern Entsetzung ein langer Streit zwischen zwei Parteien, der kaiserlichen und bayerischen. Die bayerische wurde die Welfische genannt; die kaiserliche die Ghibellinische, von der Stadt Weiblingen, die dem Hohenstaufischen Hause gehörte, und woraus die Italiener, nach ihrer Aussprache, Ghibellinen machten.

Ihr werdet euch erinnern, daß sich Konrad III. von dem heiligen Bernhard zu einem unglücklichen Zuge nach dem heiligen Lande bereden ließ. Er kam 1149 siech von der Reise zurück, und starb wenige Jahre (1152) darauf. Seines Bruders Sohn wurde unter dem Namen Friedrich I. zu seinem Nachfolger erwählt.

Friedrich I. (1152.)

An Friedrich I., auch Friedrich der Rothbart, oder Barbarossa genannt, bekam Deutschland einen vor-

trefflichen, tapfern und einsichtsvollen Fürsten, der seine Rechte gegen den Pabst und die aufrührerischen lombardischen Städte mit großem Nachdrucke zu behaupten suchte.

Zuerst übte er eine schöne Handlung der Gerechtigkeit aus, indem er dem jungen sächsischen Prinzen, Heinrich dem Löwen, die Länder seines Vaters, Sachsen und Bayern, zurück gab. Dann zog er nach Oberitalien, wo die wichtigsten Städte sich der Herrschaft des deutschen Reichs zu entziehen suchten. Mailand, Genua, Venedig, Florenz, Siena, Pisa, und viele andere waren reich geworden durch ihren Handel, und betrachteten sich als Freistaaten, wählten sich ihre eigenen Obrigkeiten, schützten sich durch starke Festungswerke gegen feindliche Angriffe, und wollten von der Herrschaft der deutschen Kaiser nichts mehr wissen. Unter allen war Mailand die mächtigste. Sie führte Krieg mit den benachbarten Städten Como, Pavia, Lodi, Cremona ꝛc. und machte sich dieselben, mit vielen andern, unterwürfig. Diese aber riefen Friedrich I., ihren rechtmäßigen Herrn, zu Hülfe. Er erschien mit einem Heere, und alsbald nahm die Sache eine andere Wendung. Mailand wurde (1162) erobert, und da diese stolze Stadt durch eine freche Rede seinen Zorn gereizt hatte, ließ er sie beinahe gänzlich zerstören. Ihre Abgeordneten unterstanden sich nämlich, zu sagen, sie hätten dem Kaiser wohl Treue geschworen, sie hätten aber nicht geschworen, sie ihm zu halten. Für diese Aeußerung, und andere übermüthige Reden und Unternehmungen, wurden sie so schwer gezüchtiget. Ein Theil der übrigen aufrührerischen Städte verloren ihre Mauern, und andere ihre Rechte und Freiheiten. Allein nach und nach erholten sie sich wieder, und die Unruhen fingen aufs neue an. Dazwischen war auch Friedrich abwechselnd in Deutschland, belehnte hier (1156) seinen Oheim Heinrich Jasomirgott, der auf Leopold in der herzoglichen Würde von Bayern gefolgt war, nachdem er sich zur Abtretung dieses Landes an Heinrich den Löwen bewegen lassen, mit Oesterreich, das bisher eine Markgrafschaft

gewesen war, als einem eigenen Herzogthume mit außerordentlichen Vorrechten. Aber sechs Züge mußte Friedrich nach Italien unternehmen, und zweimal wurde von den Päbsten, die es immer mit seinen rebellischen Unterthanen hielten, der Bannfluch über ihn ausgesprochen. Der letzte Zug lief besonders deswegen unglücklich für ihn ab, weil er von Heinrich dem Löwen, dem er doch so großmüthig die Länder seines Vaters wieder verschafft hatte, verlassen worden war. Dafür wurden aber auch dem Undankbaren seine beiden Herzogthümer aufs neue (1180) entzogen, und Bayern an Otto von Wittelsbach vergeben. Von seinen sächsischen Besitzungen behielt Heinrich nichts, als seine Erblande Braunschweig und Lüneburg.

Merket, daß von Friedrich die zwei ersten Städte, Lübeck und Regensburg, zu Reichsstädten erklärt wurden, das heißt, zu solchen, die nicht unter einem andern Fürsten, sondern unmittelbar unter Kaiser und Reich stehen sollten. Auf solche Weise erhob sich ein Mittelstand zwischen dem Kaiser und den Fürsten, wodurch die kaiserliche Macht vergrößert, und der Bürgerstand bedeutender wurde.

Friedrichs letzter Kriegszug ging nach dem heiligen Lande, wo er nach einem Bade in dem Flusse Cydnus oder Seleph, dem nämlichen, in welchem sich auch Alexander der Große eine Krankheit zuzog, an einer Erkältung dahin starb. Andere Nachrichten sagen, es sey das Bad kein freiwilliges Bad gewesen, und er sey mit seinem Pferde, das auf dem schlüpfrigen Ufer ausgleitete, in das Wasser gestürzt. — Auf diesem Kreuzzuge wurde (1190) von seinem Sohne Friedrich, Herzog von Schwaben, der deutsche Orden gestiftet.

Heinrich VI. (1190.) Philipp und Otto IV. (1197.)

Friedrich I. Sohn, Heinrich VI., erbte durch seine Gemahlin, die sicilianische Prinzessin Constantia, das Königreich beider Sicilien, wurde aber dadurch mit den Italienern

in neue Kriege verwickelt, die vielen tausend Deutschen das Leben kosteten, und wenig Gewinn brachten. Nach seinem Tode (1197) entstanden fürchterliche Unruhen. Die Welfen wählten Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, zum Kaiser, die Ghibellinen aber Philipp, einen Bruder Heinrichs VI. So hatte also Deutschland zwei Kaiser, wovon einer den andern in einem eilfjährigen Kriege aufzureiben suchte. Endlich wurde Philipp zu Bamberg, in Gegenwart seines ganzen Hofes, von dem Pfalzgrafen, Otto von Wittelsbach, getödtet, den er angeblich mit schändlicher Falschheit hintergangen hatte. Der Wittelsbacher, sagt man, beschwerte sich nämlich, daß Philipp ihm seine Tochter zur Gemahlin versprochen, und sein Wort nicht gehalten habe. Um den Fehler wieder gut zu machen, erbot sich Philipp, um eine schöne polnisch-schlesische Prinzessin für ihn zu werben. Er beredete ihn, selbst nach Schlesien zu ziehen, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Herzog mit. Dieses Schreiben aber war ein wahrer Uriasbrief. Anstatt Gutes von Otto zu rühmen, wie er es wirklich verdiente, warnte er den Herzog vor ihm, als vor einem unruhigen und gefährlichen Menschen, und forderte ihn auf, denselben verhaften zu lassen. Der Freier trat wohlgemuth und nichts Böses ahnend, seine Reise an; unterwegs aber bekam er durch treue Diener Nachricht von den feindlichen Gesinnungen des Königs, und wurde dadurch bewogen, das Schreiben zu erbrechen, und sich vorlesen zu lassen, denn er konnte nicht selbst lesen. Hoch ergrimmt über die Treulosigkeit Philipps, lenkte er sogleich nach Bamberg um, wo damals der königliche Hof war (1208). Mit bloßem Schwerdte stürzte er in den Saal, machte dem König bittere Vorwürfe über seine Falschheit, und da dieser ihm eine trotzige Antwort gab, spaltete er ihm vor allen Hofschranzen den Kopf. In der ersten Bestürzung entkam er glücklich. Bald darauf starb Philipp; Otto von Wittelsbach aber wurd in die Acht erklärt, und das Jahr darauf von einem Marschall von Pappenheim ermordet. Die

Veranlassung zum Mord wird wohl hie und da so erzählt, verdient aber wenig Glauben, und der König Philipp hatte großes Recht, seine Tochter ihm nicht zu geben, da dieser Otto ein roher und gewaltthätiger Mensch war.

Otto IV. blieb eine Zeit lang allein König; noch vor seinem Tode bestieg jedoch wieder ein Hohenstaufen, nämlich Friedrich II., Heinrich VI. Sohn und Erbe von Schwaben, Neapel und Sicilien, den Thron. Otto IV. aber kam in den Kirchenbann, und wurde von allen Fürsten verlassen.

Friedrich II. (1212.)

Friedrich des Zweiten Name muß mit hoher Achtung ausgesprochen werden, denn er war einer der muthigsten, geistreichsten, hochherzigsten und zugleich gelehrtesten Fürsten, die jemals auf dem deutschen Throne saßen.

Schon 1212 kam er zur Regierung, aber erst im Jahre 1220 wurde er zu Rom von dem Pabste als Kaiser gekrönt, nachdem er 1215 die Krönung zu Aachen erhalten hatte. Er mußte dagegen versprechen, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Zu Hause aber hatte Friedrich viel nöthigere Geschäfte, deswegen unterließ er ihn vor der Hand. Dieß wurde ihm erst von dem Pabste Honorius III., dann von Gregor IX., der beinahe so gewaltthätig war, als Gregor VII., sehr hoch aufgenommen. In seinem Zorne sprach dieser (1227) den Bannfluch gegen ihn aus, und drohete, ihn der Kaiserwürde zu entsetzen.

Friedrich hatte den vorigen Pabst Honorius so lange als es möglich war, durch Ausreden hingehalten. Gregor IX. aber sah wohl ein, daß es dem Kaiser kein Ernst war, und sprach daher gleich den Bann über ihn aus, den er auch dann nicht zurück nahm, als Friedrich sich endlich 1228 im September wirklich zur Fahrt nach Palästina entschloß, und

ſie auch glücklich ausführte. Die Verbindungen, in denen er mit dem Sultan Kamel von Aegypten, einem Neffen des großen Saladin, ſtand, kamen ihm dabei beſonders zu Statten. Er ſchloß einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre mit den Ungläubigen, während welcher Zeit Jeruſalem und die heiligen Orte in den Beſitz der Chriſten blieben. Zwar ſuchte der Patriarch von Jeruſalem, und die Meiſter der Tempelherren und der Johanniter, vom Pabſt, der dem Kaiſer ſeine Diener, die Bettelmönche, nachgeſchickt hatte, aufgereizt, ihm alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen; allein Friedrich, durch ſeine eigene Größe und die Treue ſeiner Freunde, beſonders des Meiſters der deutſchen Ritter, Herrmann von Salza, unterſtützt, zernichtete alle ihm gelegten Fallſtricke, und ſetzte ſich ſelbſt in der Kirche zu Jeruſalem 1229 die Krone auf, da er durch Heirath auch den Titel eines Königs von Jeruſalem erworben hatte. Indeſſen ſuchte Gregor Unruhen in Neapel anzuſtiften, und ein päbſtliches Heer, unter Friedrichs eigenem Schwiegervater, Johann von Brienne, war in Apulien eingefallen.

Nun landete aber Friedrich II., den ſeine Feinde für todt ausgegeben hatten, zu jedermanns Erſtaunen wohlbehalten wieder in ſeinen Landen an; und plötzlich wurde alles anders. Er ging den Schlüſſelſoldaten mit einem muthigen Heere zu Leibe, ſchlug ſie und ſchloß 1230 mit dem Pabſte Frieden. Strenger verfuhr er gegen ſeinen eigenen älteſten Sohn Heinrich, der ſich (1235) zum Oberherrn in Deutſchland hatte aufwerfen wollen, zur Strafe ſeiner Empörung aber in der Gefangenſchaft auf einem Schloſſe in Apulien ſterben mußte.

Auch die Städte in Oberitalien hatten ſich ſeine Abweſenheit zu Nutzen gemacht, und ſich ſeinem Gehorſam zu entziehen geſucht. Dafür wurden ſie nunmehr hart gezüchtigt. Friedrich eroberte Mailand, und nahm blutige Rache an den Aufrührern. Er eroberte auch Urbino und Toscana. Nun aber erfolgte ein dritter Bannfluch von dem erbitterten Gre-

gor, der es immer mit den rebellischen Städten hielt. Zur Antwort zog Friedrich, anstatt wie Heinrich IV. Buße zu thun, an der Spitze seines Heeres nach dem mittleren Italien, und belagerte Rom. Der Pabst aber schrieb an die deutschen Fürsten, und ermahnte sie, statt des abscheulichen Friedrichs, des Ungläubigen, des Gottesverächters, einen andern christlichen Kaiser zu wählen, der mehr Achtung für die Kirche Jesu und ihre Diener habe. Allein die Fürsten regten sich nicht, und Gregor IX. starb darüber vor Ingrimm und Verdruß (1241). An seine Stelle kam 1243 Innocenz IV., der nicht friedlicher dachte. Da Friedrich sich nicht vor ihm demüthigen wollte, setzte er (1245) den Kaiser förmlich ab, und brachte es wirklich dahin, daß Heinrich, mit dem Beinamen Raspe oder der Raube, ein Landgraf in Thüringen, von einer Partei deutscher Fürsten zum Gegenkaiser erwählt wurde. Friedrich behielt die Oberhand; einige Zeit darauf starb er aber in Apulien, wahrscheinlich an Gift. (1250.)

Dieser große Mann war nicht nur Krieger, sondern zugleich ein eifriger Beschützer der Wissenschaften und der Schulen. Mit seinem Tode sank der Glanz des deutschen Reiches und das kaiserliche Ansehen, sowohl in Deutschland, als in Italien. Die Befehdungen und das Faustrecht nahmen aufs Neue überhand und veranlaßten unbeschreibliche Zerrüttungen.

Konrad IV. (1250.) Unglückliches Ende des jungen Prinzen Konradin. (1268.)

Auf Friedrich II. folgte zwar sein Sohn Konrad IV., allein er starb nach vier Jahren. Seine kurze Regierung war sehr unruhig, denn Pabst Innocenz IV. sprach über ihn, wie über seinen Vater, den Kirchenbann aus, und suchte ihn des Königreichs Sicilien zu berauben.

Bei seinem Tode hinterließ er einen jungen hoffnungsvollen Sohn, den die Italiener Konradino oder den kleinen Konrad nannten, weil er erst drei Jahre alt war, als der Vater starb. Dieß kam den Päbsten erwünscht. Jetzt, dachten sie, sey der Zeitpunkt da, wo sie dem verhaßten hohenstaufischen Hause, von dem sie besonders unter Friedrich I. und Friedrich II. so viel Herzeleid zu erfahren hatten, seine italienischen Besitzungen aus den Händen winden könnten. Konradin war noch ein Kind, und der Sohn eines im Kirchenbann gestorbenen Vaters; er konnte und durfte also, ihrer Meinung nach, nicht sein Erbe seyn. Sie suchten daher das Königreich Neapel und Sicilien an einen andern Fürsten zu vergeben; und wer am besten dafür bezahlte, der sollte es haben. Im Vorbeigehen muß ich bemerken, daß unter diesen Päbsten auch ein französischer Schuhflicker war, der sich zu der päbstlichen Würde erhoben hatte; er hieß Urban IV. Vor ihm kam Innocenz IV. und Alexander IV.; nach ihm Clemens IV. Vier waren es also, und immer die vierten ihres Namens, die sich bemüheten, den Sohn Konrads IV. seines väterlichen Erbes zu berauben.

Sie boten das Königreich Neapel und Sicilien, auf das sie Lehnrecht besaßen, mehreren Fürsten an. Endlich übernahm es Karl von Anjou, Graf von Provence, ein Bruder des damaligen französischen Königs, Ludwig des Heiligen. Dieser Karl aber war nichts weniger als ein Heiliger, sondern ein gewissenloser, stolzer und grausamer Mann. Er kam mit einem Heere, und setzte sich mit Gewalt in den Besitz eines Landes, das eines Andern Eigenthum war; sein ganzes Recht gründete sich auf 8000 Unzen Gold, die er versprochen hatte, jährlich an den Pabst zu bezahlen. Manfred, ein Oheim des jungen Konradin, der mit Einwilligung des ganzen Landes sich zum König hatte krönen lassen, suchte vergeblich das Recht seines Hauses zu behaupten; er wurde überwunden und getödtet (1265).

So behielt denn der beraubte Kaiſerſohn nichts, als ſein Herzogthum Schwaben. Den deutſchen Fürſten war von den Päbſten, bei Strafe des Bannes, verboten worden, ihn zum Könige zu wählen. — Als er aber ſechszehn Jahre alt war, ließ er ſich von den Freunden ſeines Hauſes in Italien, die den Druck der Franzoſen nicht länger dulden wollten, bereden, ein kleines Heer zu ſammeln, und damit nach Italien zu ziehen, um ſein väterliches Erbe dem unrechtmäſſigen Beſitzer zu entreißen. Es ſchien das nicht ſo gar ſchwer, denn Karl von Anjou hatte einen Schwarm anmaßender Franzoſen mitgebracht, die ſich durch ihren brutalen Uebermuth, ihre Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen, bei dem Volke allgemein verhaßt machten.

Wirklich wurde der junge Konradin in ganz Italien, beſonders von den Römern, mit Frohlocken empfangen. Ueberall kam man ihm mit Liebe und Theilnahme entgegen; jeden Tag mehrte ſich ſein Heer durch muthige Krieger, die ſich an daſſelbe anſchloſſen, und der Pabſt, der aus ſeiner Hauptſtadt nach dem nahen Viterbo entflohen war, ſchleuderte vergeblich ſeine Bannſtrahlen nach ihm.

Konradin rückte in das Königreich Neapel ein, begleitet von ſeinem Herzensfreunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, und vielen ältern erfahrnen Rathgebern und Freunden. Am 23. Auguſt 1268 kam es zu einer entſcheidenden Schlacht. Sie ſchien anfangs eine glückliche Wendung für die Deutſchen zu nehmen; ſchon neigte ſich der Sieg auf ihre Seite; allein weil ſich die Deutſchen in der Meinung, es ſey ſchon Alles gewonnen, zum Plündern zerſtreuten, ging er wieder verloren. Konradin mußte fliehen; ſein Heer war zerſtreut; verkleidet irrte er mehrere Tage umher, und ſuchte einen Ort der Sicherheit zu erreichen. Umſonſt! er wurde erkannt, von einem alten Anhänger der Hohenſtaufen verrathen, mit ſeinem jungen Freunde gefangen genommen, und vor ein Blutgericht geſtellt.

Vergeblich waren die gerechteſten unter den Richtern

der Meinung, es könne Konradin nicht anders, als jeder andere Kriegsgefangene behandelt werden; sie wurden überstimmt von Karls Creaturen, die Befehl hatten, den Prinzen als einen Majestätsverbrecher und Volksaufwiegler zum Schwerdte zu verurtheilen. Ein gleicher Spruch traf seinen jungen Freund Friedrich. Karl glaubte ihnen noch eine große Gnade zu erweisen, da er sie nicht beide an den gemeinen Diebsgalgen aufhängen ließ, wie ihre Gehülfen.

Zu Neapel, der Hauptstadt von Konradins rechtmäßigem Reiche, auf öffentlichem Marktplatze, wurde das Bluturtheil mit kalter Grausamkeit vollzogen. Der gefühllose, mordgierige Karl fand sich selbst dabei als Zuschauer ein. Konradin zeigte viele Fassung; nur der Gedanke an den Eindruck, den die Nachricht von seinem Tode auf seine Mutter machen würde, ängstigte ihn. Auch bei dem Abschiede von seinem Freunde Friedrich, der zuerst die Blutbühne besteigen mußte, flossen bitter seine Thränen. Mit Wehmuth und Entsetzen sah er das unschuldige Haupt fallen; er hob es auf, drückte es an seine Wangen, küßte es, und benetzte es mit seinen Thränen. Hierauf entkleidete er sich selbst, und legte gelassen sein eigenes Haupt auf den blutigen Block (29. Oct. 1268). — Mit ihm erstarb das edle Hohenstaufische Haus, das 116 Jahre lang über Deutschland geherrscht hatte.

Die sicilianische Vesper. (1282.)

Konradins Tod wurde an den Franzosen fürchterlich gerächt; aber nicht auf der Stelle, sondern erst nach dreizehn Jahren, und nicht zu Neapel, sondern auf der Insel Sicilien.

Karl von Anjou wurde mit seinen Anhängern wegen ihrer Härte, ihres Uebermuths, ihrer Habsucht, und ihrer

Erf-ſungen allgemein gehaßt und verabſcheut. Hierzu kam noch ihr unverſchämtes Benehmen gegen die Frauen, wodurch ſie die eiferſüchtigen Italiener auf das Aeußerſte erbitterten. Unverſöhnlicher Groll gährte daher in allen Herzen, beſonders in Sicilien. Noch mehr wurde derſelbe durch einen Arzt aus Salerno, Johann Procida, angefacht, den die Franzoſen ſeiner Güter beraubt hatten. Man ſagt, er ſey nach Sicilien übergegangen, habe in Franciskanerkleidern die ganze Inſel durchreiſt, und die Einwohner aufgefordert, alle Franzoſen in einer und derſelben Stunde, nämlich am dritten Oſterfeiertage 1282 beim Veſperläuten zu ermorden; die Sache iſt aber nicht gewiß. So viel iſt jedoch ſicher, daß er die Sicilianer immer mehr gegen die Franzmänner aufzuwiegeln ſuchte, und ſogar ein Bündniß des griechiſchen Kaiſers und des Königs von Spanien gegen ſie zu Stande brachte.

Durch die Frechheit der Franzoſen wurde die Stunde ihres Untergangs ſchneller herbei geführt, als man dachte. Am Oſtermontage 1282 waren die Bewohner von Palermo in zahlreichen Haufen vor den Stadtthoren verſammelt, wo ſie ſich mit mancherlei Spielen beluſtigten, bis die Veſperglocke ſie zur Kirche rufen würde. Die Franzoſen miſchten ſich in ihre Vergnügungen, und veranlaßten ſchon dadurch manches Gezänke. Als endlich die Stunde ſchlug, und beim Veſperläuten alles nach den Kirchen ſtrömte, unterſtand ſich ein ausgelaſſener Franzoſe — Drouhet war ſein Name — eine junge und ſchöne Sicilianerin unanſtändig zu betaſten, unter dem Vorwande, er wolle nur unterſuchen, ob ſie keine verborgenen Waffen bei ſich führe. Er ſagte das lachend. Allein der Mann und der Vater der jungen Frau lachten nicht. Es entſtand ein heftiger Zank unter ihnen, und Drouhet wurde erſtochen. Nun war der erſte Schritt gethan. Alle Straßen wimmelten von Menſchen, Tod den Franzoſen, war das Loſungswort! In einem Augenblicke wurden tauſend Dolche gezückt; wo ein Franzmann zu ſehen

war, wurde er niedergestoßen. Man suchte sie in den Häusern auf, zog sie aus den Winkeln hervor, Männer, Weiber, Kinder, niemand wurde verschont. Selbst Priester zückten den Stahl gegen ihre Beichtkinder. Wie ein Lauffeuer entzündete Mordlust die ganze Insel. In Catania allein wurden 8000, in Messina 3000 Franzosen getödtet. Keiner fand Gnade; die Sicilianer wollten sich durchaus aller ihrer Feinde auf einmal entledigen.

Karl von Anjou befand sich eben bei seinem guten Freunde, dem Pabste, als die Nachricht von diesem Blutbade einlief. Hätte er sich lieber in Sicilien befunden, daß auch ihn der rächende Stahl getroffen hätte! Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf, und schwur den Sicilianern die entsetzlichste Rache. Sein treuer Freund, der römische Bischof, war auch sogleich mit seinen Bannflüchen bereit. Allein man lachte ihrer, und als Karl mit einer Flotte erschien, um sich der Insel wieder zu bemächtigen, war schon eine spanische Flotte in der Nähe, von der die französische geschlagen, und beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Die Sicilianer wählten den spanischen König, Peter III. von Aragonien, dessen Gemahlin Constanze, eine Tochter Manfreds, eine Enkelin Friedrichs II. war, zum Könige, und wirklich blieben die Spanier im ununterbrochenen Besitze der Insel. Bald nachher starb Karl von Anjou, der doch wenigstens das Königreich Neapel behielt.

Die Minnesänger.

Sollte man glauben, daß unter dem Waffengetöse zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser auch Lieder zarter Liebe unter den Deutschen ertönten, und nicht ungehört verhallten? Sollte man es für möglich halten, daß Heinrich VI., Friedrich II. und Konrad IV. bei ihrer so stürmischen Regierung noch so viel Zeit und Sinn für die Dichtkunst

behielten, daß sie selbst als Minnesänger, das heißt, als Sänger der Liebe, auftreten konnten? Und doch war es so. Seit den Kreuzzügen regte sich unter den Franzosen und den Deutschen allgemein der Trieb zur Poesie, und es ist dieß eine der erfreulichsten Erscheinungen jener Zeiten. Die Züge durch Griechenland nach Palästina, die Feldzüge nach Italien, das Ritterwesen, die Turniere, der Antheil, der den Frauen dabei eingeräumt wurde, die Welt von neuen Kenntnissen, Sitten, Bildern und Ausdrücken, welche sich von dort an vor den Augen der Deutschen aufthat, ihre Bekanntschaft mit den provençalischen Dichtern, den Troubadours, dieß alles zusammen genommen, begeisterte sie mächtig zur Dichtkunst, besonders in der Periode der schwäbischen Kaiser. Man dichtete kleine Lieder der Liebe, niedliche kleine Geschichtchen in Versen, Fabeln, Heldenlieder, worunter das Lied der Nibelungen vor allen andern gehört, das durch Meister Konrad von Würzburg, gest. 1287, in die jetzige Ordnung gebracht und herausgegeben, aber wohl schon hundert Jahre früher von einem unbekannten Dichter verfaßt wurde, auch geistliche Gedichte. Am eifrigsten wurde die Minne, die Liebe, besungen. Daher nahmen jene Dichter den Namen Minnesänger an. Die Anfangs harte schwäbische Mundart erlangte durch sie Weichheit, Biegsamkeit und Wohlklang. Der Geschmack an der Dichtkunst theilte sich bald der ganzen Nation mit. Alles was Kopf und Herz hatte, wollte dichten oder Gedichte hören. Kaiser, Herzoge, Fürsten und Grafen, gingen mit ihrem Beispiele voran, Edelleute und Bürgerliche folgten nach. Und so brach denn freundlich, in ihrem ersten Schimmer, die Morgenröthe des guten Geschmacks an, die sich nach und nach über unser ganzes Vaterland verbreitete.

Ich kann nicht umhin, euch eine kleine Probe von den Gedichten der Minnesänger mitzutheilen:

Aus «Deutschlands Ehre» von Walther von der Vogelweide, gest. zu Würzburg zwischen 1220—1227.

1. Jr sult sprechen willekomen;
Der iu Märe bringet daz bin ih.
Allez daz ir habt vernomen,
Daz ist gar ein Wint: nu fraget mich.
Ich will aber Miete; Wirt min Lohn iht gut,
Ich sag iu vil lihte daz iu sanfte tut:
Seht was man mir Eren biete.

2. Ich wil Tiutschen Frouwen sagen
Solhiu Märe daz si deste baz
Al der Werlt suln behagen;
Ane groze Miete tun ich daz.
Waz wold' ich ze Lone? Si sint mir ze her;
So bin ich gefüge und bite si nichtes mer,
Wan daz si mich grüzen schone.

3. Ich han Lande vil gesehen,
Unde nam der besten gerne war:
Uebel müze mir geschehen,
Kunde ich ie min Herze bringe dar
Daz im wol gevallen wolde frömder Site!
We, waz hülfe mich ob ich unrechte strite?
Tiutschiu Zuht gat vor in allen.

4. Von der Elbe unz an den Rin,
Und her widere unz an Ungerlant,
Sie mugen wol die besten sin,
Die ich in der Werlte han bekannt.
Kan ih rehte schouwen Gut, Gelaz und Lip
Sem mir Gott so swür' ich wol, daz da diu Wip
Bezzer sint dannen ander Frouwen.

5. Tiutsche Man sint wol gezogen,
Rehte als Engel sint die Wip getan.
Swer sie schildet derst betrogen;
Ich en kan sie anders niht verstan.
Tugend und reine Minne, Swer die suchen wil
Der sol komen in unser Lant, da ist Wunne vil;
Lange müge ich leben darinne.

Jr, Ihr. sult, sollt. iu, euch. Märe, Mähre, Lieder. daz, das. ih, ich. Miete, Belohnung. min, mein. lihte, leicht. Tiutschen, deutschen. Frouwen, Frauen. Solhiu, Solche. deste, desto. baz, baß, besser. Werlt, Welt. suln, sollen. Ane, ohne. tun, thue. ze, zu.

her, hehr, erhaben. gefüge, bescheiden. Wan, als. grüzen, grüßen. schone, schön. han, habe. müze, müsse. bringe dar, dazubringen. wol, wohl. im, ihm. gevallen, gefallen. wolde, wollte. We, Wehe. ob, wenn auch. unrehte, unrecht. Tiutschiu, Deutsche. Zuht, Zucht. gat vor, geht voran. unz, bis. schouwen, schauen. Gelaz, Lassen. Sem mir Gott, so wahr mir Gott helfe. swür, möchte schwören. Lip, Leib. diu, die. Wip, Weib, Weiber. Bezzer, Besser. Rehte als, recht wie. Swer, Wer. schildet, schilt, lästert. derst, der ist. en, niht, nicht. Wunne, Wonne. vil, viel.

Die deutsche Hanse. (1241.)

In die Zeiten der letzten schwäbischen Kaiser fällt auch der Ursprung der deutschen Hanse, das heißt, des Städtevereins im nördlichen Deutschland, zum Schutze des Handels gegen Land- und Seeräuber, auch gegen den Druck feindlicher Nachbarn.

Der deutsche Handel stand damals, der unruhigen Zeiten ungeachtet, in hohem Flor. Durch die Kreuzzüge waren den Kaufleuten eine Menge neuer, sehr beliebter Waaren bekannt geworden, womit sich großer Gewinn machen ließ, wie Zucker, Gewürze, Baumwolle, und eine Menge anderer indianischer Erzeugnisse, die sie über Italien bezogen, wohin sie dagegen ihre deutschen Handlungsartikel versandten. Eine große Handelsstraße ging von dem südlichen Deutschland aus über Braunschweig nach Hamburg und Bremen. In den Ritterburgen lauerten aber beständig raubsüchtige Edelleute mit einem Schwarme Knappen und Knechte auf die vorüberziehenden Wagen. Diese mußten daher stets ein starkes, bewaffnetes Gefolge bei sich haben, und sich beinahe täglich mit Feinden herum schlagen, von denen sie nicht selten überwältigt und geplündert wurden. Eben so war es zur See und auf den großen Strömen mit den Seeräubern, durch welche besonders Lübeck und Hamburg viel zu leiden hatten. Noch überdem wurden diese Städte von den feindlichen Dänen in ihrem Handel nach Norden und Westen gehindert.

Um solchen Plackereien ein Ende zu machen, schlossen beide Städte 1241 einen festen Bund mit einander, rüsteten eine Flotte aus, gingen damit den Seeräubern zu Leibe, schlugen die Dänen, verwüsteten einen Theil von Dänemark, und erzwangen sich Ruhe. So viel Glück zu Land und zur See bewog bald noch andere Handelsplätze, dem Bündnisse beizutreten. Im Jahre 1247 wurden auch Braunschweig, und in einer Zeit von 25 Jahren noch über sechszig Städte dazu aufgenommen. Die vornehmsten waren, außer den schon genannten, Berlin, Frankfurt an der Oder, Königsberg, Danzig, Stettin, Wismar, Magdeburg, Köln und Nimwegen. So wurde nun die deutsche Hanse in Kurzem ein sehr mächtiger Bund. Zur Zeit seiner größten Stärke bestand er aus 85 Städten, die auf gemeinschaftliche Kosten Flotten von mehr als 200 Schiffen ausrüsteten, es mit den mächtigsten Fürsten aufnahmen, Städte eroberten, Heere schlugen, und sogar Könige vom Throne stießen. Wirklich verlor ein König von Schweden, Magnus, durch die deutsche Hanse seine Krone, und dem Könige Christian von Dänemark wurde von einem Danziger Bürgermeister der Krieg angekündigt. — Andere Staaten bewarben sich eifrig um die Freundschaft dieses Bundes, und räumten ihm große Vorrechte ein. So gelang es ihm, Waarenniederlagen für seine Kaufleute zu Nowgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in den Niederlanden, zu London in England, zu erlangen. Er hielt auf strenge Ordnung unter seinen Gliedern. Wenn sich eine Stadt nicht gut benahm, so wurde sie verhanset, das heißt, in die Acht erklärt, und dann erging es ihr sehr übel, denn ihre Schiffe wurden weggenommen, und der Handel ihrer Bürger zerstört. — So lange die Hansestädte fest zusammen hielten, blieben sie reich und mächtig.

Dreihundert Jahre lang erhielt sich die Hanse in ihrem Ansehen. Nach und nach trat aber eine Stadt nach der andern ab, und endlich blieben nur Hamburg, Lübeck und

Bremen, die noch im Jahre 1630 ihren Bund erneuerten, und demselben treu blieben, bis sie im Jahre 1810 dem französischen Reiche einverleibt wurden. Sie haben seitdem ihre Freiheit wieder erlangt, und führen noch heutzutage den Namen Hansestädte.

Neben der Hanse bildete sich am Rheine noch ein anderer Städteverein, zu welchem Mainz, Frankfurt am Main und Worms den Anfang machten, und dem nach und nach gegen 40 Städte beitraten. Auch ihr Zweck war die Erhaltung ihrer Freiheit, der Sicherheit der Wege und des Handels. — Dieß war das rheinische Städtebündniß, gestiftet 1247, das aber bald wieder einging.

Das große Interregnum. (1250—1273.)

Nach Friedrichs II. Tode wüthete das Faustrecht zügelloser, als jemals; das deutsche Reich gerieth in unbeschreibliche Zerrüttung, die eine Parthei wählte diesen, die andere jenen Fürsten zum Kaiser; niemand wußte, wie das gemeine Sprichwort sagt, wer Koch oder Kellner sey. Kaiser Konrad IV. kam niemals nach Deutschland, denn er war immer mit Kriegen in Italien beschäftigt. Sein Sohn Konradino durfte nicht zum Könige gewählt werden, und starb zu Neapel auf dem Blutgerüste. Der englische Graf Richard, der von einigen Fürsten zum Könige ernannt worden war, erschien nur auf kurze Zeit, so lange er nämlich Geld hatte; König Alphonsus von Kastilien, den eine andere Partei wählte, kam gar nicht. Eine dritte Partei kümmerte sich weder um Alphonsus, noch um Richard, und erkannte viele Jahre lang gar kein Oberhaupt an, deswegen nennt man auch jenen Zustand des deutschen Reichs das große Interregnum (Zwischenreich), das heißt, die große Lücke in der Regierung des Reichs. Fürsten, Grafen, Edelleute und Städte benutzten jene Zeit, so gut sie konnten, zu ihrem

Vortheile, und jeder that, was er wollte. So wurden die großen und mächtigen Herzogthümer Franken und Schwaben, zum Theil auch Bayern und Sachsen, in kleine Herrschaften zerstückelt. Die ansehnlichsten Städte in Italien entzogen sich ganz der Herrschaft des deutschen Reichs; die deutschen Edelleute machten sich frei; dieß war der Ursprung der Reichsritterschaft; viele deutsche Städte wollten niemanden, als dem Kaiser unmittelbar gehorchen, und so entstanden die deutschen Reichsstädte. Eine gewisse Anzahl deutscher Erzbischöfe und Fürsten eigneten sich allein das Recht zu, einen Kaiser zu wählen, und so nahmen die Kurfürsten ihren Anfang. Die ersten waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der Pfalzgraf am Rhein. Alle andern Fürsten blieben von der Wahlversammlung ausgeschlossen, konnten aber doch zu Kaisern erwählt werden. Dafür aber machten sie sich vollends zu freien Herren in ihren Ländern, so daß ihnen über die innere Regierung ihrer Lande kein Kaiser mehr etwas einzureden hatte. Auf solche Art erlangten sie die Landeshoheit, die aber doch durch die Reichs- und Landtagsgesetze immer etwas eingeschränkt blieb.

Rudolph von Habsburg. (1273 — 1292.)

Mit Rudolph von Habsburg nahm das große Interregnum ein Ende. — Behaltet den Namen dieses merkwürdigen Mannes, denn er wurde der Stammvater vieler deutscher Kaiser; auch machte er sich hochverdient um unser deutsches Vaterland.

Rudolph von Habsburg war Anfangs nichts weiter, als ein reicher Graf, der seine Güter theils im Elsaß, theils in den heutigen Schweizercantonen Bern und Aarau hatte, wo noch die Ruinen des Schlosses Habsburg zu

sehen sind. Schon unter dem Heere Friedrichs II. hatte er sich durch Muth und Tapferkeit hervorgethan. Während des großen Zwischenreichs hielt er sich einen ansehnlichen Haufen Kriegsvolk, zum Schutze gegen seine unruhigen Nachbarn, und zur Vertheidigung der friedlichen Landbewohner und Bürger. Wer von einem Raubritter ausgeplündert wurde, der kam zum Grafen Rudolph, welcher ihm mit bewaffneter Hand Genugthuung verschaffte, und an dem Räuber das Vergeltungsrecht ausübte. Dadurch machte er sich hochbeliebt bei dem gemeinen Manne, der zugleich in ihm den herablassendsten, gütigsten, gesprächigsten Herrn verehrte, dem jeder sich mit Zutrauen zu nähern wagte.

Einmal reisete der Erzbischof Werner von Mainz durch Rudolphs Gebiet, und bat ihn um sicheres Geleite. Der Graf bewilligte es ihm nicht nur, sondern begleitete ihn mit ritterlicher Höflichkeit weiter, als er es verlangt hatte, unterhielt ihn auch während der Reise mit so viel Verstand und Einsicht, daß der Erzbischof eine sehr hohe Meinung von ihm faßte. Beim Abschiede drückte ihm Werner freundschaftlich die Hand. Nehmt meinen Dank, Herr Graf, sprach er zu ihm, und mit demselben zugleich die Versicherung, daß ich mich Eurer stets mit Achtung und Liebe erinnern werde.

Als nun der Scheinkaiser, Richard von England, mit Tode abging, und ein neuer tüchtiger Regent gewählt werden sollte, trat Erzbischof Werner auf, rühmte den übrigen Kurfürsten den edlen Grafen von Habsburg mit allem Feuer seiner Beredsamkeit, und brachte es, von andern Fürsten unterstützt, glücklich dahin, daß Rudolph zum Kaiser gewählt wurde.

Er war eben damals beschäftiget, die Baseler zu züchtigen, weil die patricische Gesellschaft der Sterner von der bürgerlichen der Sitticher, die es mit dem Bischof Heinrich, dem Feinde Rudolphs, hielt, war vertrieben worden. Die deutschen Fürsten, welche abgeordnet waren, ihm die Nachricht von seiner Wahl zum römischen Kaiser zu bringen, tra-

fen ihn vor den Mauern der Stadt Basel an, die er belagerte. Denkt euch nun, wie angenehm es ihn überraschen mußte, sich plötzlich, ganz ohne sein Zuthun, und ohne irgend darauf vorbereitet zu seyn, auf den hohen Kaiserthron erhoben zu sehen. Er machte sogleich Anstalt, ihn zu besteigen, stellte seine Fehde ein, und eilte nach Aachen, wo damals die deutschen Kaiser gekrönt wurden, und wo auch er im Jahre 1273 die Krone empfing. Die Reichsfürsten näherten sich ihm, um sich mit ihren Fürstenthümern neu belehnen zu lassen. Dieß mußte mit dem kaiserlichen Scepter geschehen. Da aber derselbe nicht aufzufinden war, ergriff Rudolph an dessen Statt ein Crucifix auf dem Altare, mit den Worten: Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können.

So empfing er die Huldigung aller Fürsten; nur der Mächtigste unter ihnen, König Ottocar von Böhmen, der zugleich Mähren, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain besaß, wollte sie ihm nicht leisten, denn er hatte sich selbst Hoffnung auf die Kaiserwürde gemacht, und war zu stolz, seine Kniee vor Rudolphen zu beugen, der ehedem eine Zeit lang unter seinem Heere gedient hatte. Dreimal beschied ihn der neue Regent vor seinen Thron zum Leheneide, und jedesmal vergeblich. Dieser Ungehorsam mußte bestraft werden. Plötzlich rückte ihm Rudolph mit einem guten Heere zu Leibe, und drang bis Wien vor. Ottocar war ganz unvorbereitet; er sah sich genöthigt, um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn; allein nur unter der Bedingung, daß er der Herrschaft über Oesterreich entsagen, Rudolphen als Kaiser anerkennen, und wegen Böhmen und Mähren den Huldigungseid leisten sollte. Ottocar versprach alles, nur bat er sich aus, daß die Huldigung nicht öffentlich geschehen möchte. Sie wurde daher in Rudolphs Zelt vorgenommen. Während aber Ottocar vor dem Kaiser auf den Knieen lag, und die Belehnung empfing, siehe da fielen plötzlich die Umhänge des

Gezeltes herab, daß das ganze Heer ihn in dieser erniedrigenden Lage sehen konnte. Wenigstens erzählt man so.

Eine solche Demüthigung mochte dem stolzen Könige sehr wehe gethan haben; auch konnte er den Verlust des schönen Herzogthums Oesterreich nicht verschmerzen. Deshalb brach er wieder den Frieden, und es kam zu einer mörderischen Schlacht auf dem Marchfelde 1278, in welcher Rudolph verwundet wurde, Ottocar aber todt auf der Wahlstatt liegen blieb. Nun verlangte Kaiser Rudolph, außer Oesterreich, auch noch Steiermark und Krain zur Entschädigung; und der Vormund von Ottocars jungem Prinzen, Wenzel, Markgraf Otto von Brandenburg, mußte ihm diese Fürstenthümer abtreten. Rudolph aber belehnte damit seinen ältern Sohn Albrecht, mit Bewilligung der Kurfürsten, und von jener Zeit an blieben sie bei seinem Hause.

Rudolph hatte, außer zweien Söhnen, auch sechs Töchter, die er mit den vornehmsten Reichsfürsten und mit mächtigen Nachbarn vermählte, welche er sich dadurch zu Verwandten und Freunden machte. So verstärkte er um ein Großes seine Macht und sein Ansehen.

Jetzt war des Kaisers angelegentlichste Sorge die Beruhigung von Deutschland. Er konnte und wollte den Unfug, der mit Befehdungen, Rauben, Morden und Plündern noch immer verübt wurde, nicht länger dulden. Die Reichsfürsten mußten ihm daher schwören, den Landfrieden zu halten, und wenn sie sich gegen einander zu beschweren hätten, bei ihm zu klagen, und sich nicht selbst Hülfe zu verschaffen. Er reisete persönlich in ganz Deutschland umher, hielt selbst Gericht, suchte feindselige Parteien zu vergleichen, und die Unruhen zu dämpfen. Mit den ungehorsamen Edelleuten machte er wenig Umstände. Er ließ ihre Raubschlösser zerstören, und sie selbst aufknüpfen. In einem einzigen Jahre wurden einmal siebenzig Burgen auf seinen Befehl niedergerissen, und er selbst verurtheilte dreißig von ihren

Besitzern zum Tode. Im Ganzen kann man wohl über 180 Schlösser in Thüringen, Franken und Schwaben rechnen, die er schleifen ließ. Ein Graf von Würtemberg hatte den schönen Wahlspruch: Gottes Freund, aller Welt Feind, und lebte in beständigen Kriegen mit seinen Nachbarn. Da er sich, selbst auf des Kaisers Gebot, nicht ruhig verhalten wollte, nahm ihm Rudolph seine Schlösser, ließ die Mauern der Stadt Stuttgart niederreissen, und ihm so empfindlich fühlen, was aller Welt Feind zu erwarten hat, daß er sich demüthigen und zum Ziele legen mußte. — Auf solche Art wurde Rudolph der Wiederhersteller der Ruhe und der gesetzlichen Ordnung in Deutschland.

So strenge aber auch Rudolph die Vergehungen gegen den Staat ahnete, so nachsichtig war er bei Beleidigungen, die seine eigene Person betrafen. Einst da er sich mit seinem Hoflager in der Gegend von Mainz aufhielt, ging er in schlechter Kleidung ganz allein durch die Straßen der Stadt. Da es ein kalter Morgen war, so blieb er vor einem Bäckerhause stehen, und erwärmte seine erstarrten Hände an einem Haufen Kohlen, die eben aus dem Backofen genommen worden waren. Allein die Bäckerfrau, die eine böse Sieben war, und ihn für einen alten gemeinen Soldaten hielt, wollte es nicht zugeben. Marsch, sagte sie, troll dich fort zu deinem Bettelkönig, der mit seinen Rossen und Knechten das ganze Land aufzehrt, oder wenn du nicht gleich gehst, so gieße ich dir diesen ganzen Kübel Wasser über den Kopf. Dabei war sie unerschöpflich an den niedrigsten Schimpfworten, und da Rudolph Vorstellungen machen, und sie besänftigen wollte, goß sie ihm wahrhaftig das eiskalte Wasser über das Gesicht und den ganzen Körper, das er über und über triefte. Dieß war ein wenig stark. Hätte das böse Weib einen gemeinen Mann vor sich gehabt, so wäre es ihr vielleicht übel ergangen; allein Rudolph sagte nichts, entfernte sich so schnell er konnte, und ging in seine Herberge zurück, wo er sich schnell umkleidete. Bei Tische gab er ei-

nem seiner Diener eine Flasche Wein, und befahl ihm, sie mit einer Schüssel voll der besten Speisen, dem unfreundlichen Weibe zu bringen, nach deren Namen er sich erkundigt hatte Sag ihr, sprach er zu seinem Diener, es schicke ihr das der alte Landsknecht, dem sie diesen Morgen den Kübel Wasser über den Kopf gegossen hat, und lasse sich schön bedanken. — Als die Bäckerfrau hörte, wer der alte Kerl gewesen sey, wollte sie vor Schrecken in den Boden sinken. Sie eilte in die Herberge, und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Er aber lachte nur, erzählte der Tischgesellschaft sein Abentheuer, und legte dem Weibe keine andere Strafe auf, als daß sie vor allen anwesenden Herren wiederholen sollte, wie sie ihn geschimpft habe. Sie durfte kein Wort vergessen; wo sie sich nicht mehr recht erinnerte, da half ihr Rudolph nach, und so entstand eine Scene, bei welcher sich alle Gäste vor Lachen den Bauch halten mußten.

Bisweilen machten Rudolphs Leute ihm seine allzugroße Güte zum Vorwurf; allein er antwortete ihnen: Kinderchen, es hat mich schon sehr oft gereuet, daß ich zu strenge war, niemals aber wird es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin.

War es ein Wunder, daß ein Fürst, wie dieser, allgemein geehrt und geliebt wurde? Wenn man von einem Menschen mit Verachtung sprach, so sagte man: Dieser hat auch Rudolphs Redlichkeit nicht. — Gleichwohl konnte er es nicht bei den Reichsfürsten dahin bringen, daß sie seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger erwählten, vermuthlich, weil sie schon wußten, daß dieser Albrecht kein Rudolph war, und auch von ihm gesagt werden konnte: Dieser hat Rudolphs Redlichkeit nicht.

Adolph von Nassau (1292—1298) und Albrecht I. (1298—1308.)

Nach Rudolphs Tode bestieg Adolph, ein Graf von Nassau, den kaiserlichen Thron; bald aber machte er sich so verhaßt im ganzen Reiche, daß die Kurfürsten, was ohne Beispiel war, ihn vor Gericht forderten, und absetzten. Dieß wollte sich aber Adolph nicht gefallen lassen. Er suchte sich vielmehr gegen Albrecht, Rudolphs Sohn, den man ihm als Gegenkaiser gesetzt hatte, mit Gewalt zu behaupten. Nun sollte eine Schlacht zwischen beiden entscheiden. Ihre Heere trafen zwischen Worms und Speier zusammen. Adolph wurde von Albrecht selbst angegriffen. Er hatte schon vorher einen schweren Sturz mit dem Pferde gethan, hatte das Treffen verlassen, war aber, da er hörte, wie die Heere hart aneinander seyen, ohne Helm wieder in das Treffen geeilt. Als er mit Albrecht zusammentraf, rief er: Du wirst nicht entkommen, hier wirst du das Reich lassen. Albrecht antwortete: das steht in Gottes Hand, und hieb ihm mit dem Schwerdte über das Haupt, daß er vom Pferde sank. Die Begleiter Albrechts tödteten ihn, Albrecht selbst wollte es nie gethan haben (1298 Juli 2.).

Nun war also Albrecht Alleinherrscher über Deutschland. Er hielt seinen ersten Reichstag in Nürnberg mit unbeschreiblicher Pracht. Von dem Könige von Böhmen, und den übrigen Kurfürsten wurde er bei der Tafel bedient. Das kaiserliche Ansehen hob sich immer mehr. Da sich aber Albrecht durch Einziehung der Reichsgüter die geistlichen Kurfürsten zu Feinden machte, so schwärzten sie ihn bei dem damaligen Pabste Bonifaz VIII. an. Unvermuthet erschienen daher päbstliche Abgeordnete, die sich erdreisteten, Albrecht vor seinen Richterstuhl zu laden, um sich über seine unrechtmäßige Wahl zu verantworten, Vergebung zu erbitten, und Buße zu thun. Bonifaz behauptete nämlich, nur er, der Pabst allein, habe das Recht, die Kaiserwürde zu verge-

ben; keineswegs aber die Kurfürsten. — Wäre Albrecht mächtig genug gewesen, so würde er nach Rom gezogen seyn, und Bonifaz für seine Anmaßung gezüchtiget haben; allein er fühlte sich nicht stark genug zu einer solchen Unternehmung, und blieb zu Hause.

Ich übergehe die Geschichte der vielen ungerechten Kriege, die Albrecht gegen Holland, Seeland, Friesland, Ungarn, Böhmen und Thüringen führte; in allen war er unglücklich, wie er es verdiente.

Im Jhre 1307 brach in der Schweiz ein gefährlicher Aufstand aus, den Albrecht selbst recht absichtlich durch seine Bedrückungen veranlaßte, um Gelegenheit zu finden, das ganze Land zu unterjochen. Um die Aufrührer zu züchtigen, rückte er mit einem starken Heere gegen sie an; allein durch eine neue Ungerechtigkeit, die er an seinem Neffen, dem jungen Prinzen Johann von Schwaben, beging, verfehlte er seinen Zweck, und bereitete sich einen schmählichen Tod.

Dieser junge Fürst foderte nämlich von Albrecht vergeblich sein väterliches Erbe zurück. Der Kaiser spottete nur seiner, und als Johann seine Ansprüche erneuerte, gab er ihm, statt seines Herzogthums, einen Blumenkranz: dies, sprach er, ziemt deinem Alter, die Regierung deines väterlichen Landes aber muß mir überlassen bleiben. Ueber diesen Bescheid ergrimmte der junge Prinz, und verschwor sich, während er Albrecht auf seinem Zuge gegen die Schweiz folgte, mit einigen Freunden zum Tode des ungerechten Oheims. Sie führten ihren schrecklichen Anschlag aus, wie unser Schiller es in seinem Wilhelm Tell so schön und genau erzählt:

Der Kaiser ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn;
Mit ihm die Fürsten Hanns und Leopold,
Und ein Gefolge hochgeborner Herrn.
Und als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff.

Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hanns den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Daß er herunter sinkt in seinem Blut,
Gemordet von den Seinen auf dem Seinen.
Am andern Ufer sehen sie die That,
Doch durch den Strom geschieden konnten sie
Nur ein unmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber saß ein armes Weib;
In ihrem Schooß verblutete der Kaiser.

So starb Albrecht I. (1308 Mai 1.) als ein Opfer seiner Ungerechtigkeit, zur Warnung aller Regenten, die nicht auf Recht und Billigkeit achten. Johann von Schwaben aber irrte, vom bösen Gewissen geängstigt, traurig in der Welt umher, und fand nirgends eine bleibende Stätte. Seine und seiner Mitschuldigen Verwandte und Freunde mußten schrecklich für eine Missethat büßen, an der sie unschuldig waren. Unter den entsetzlichsten Martern wurden sie hingerichtet, ihre Burgen zerstört, und die Einwohner derselben zu Hunderten niedergemacht; alles auf Befehl Agnesens, der Tochter Albrechts, und seiner Söhne Leopold und Friedrich.

Der Schweizerbund. (1308.)

Zur Zeit Kaisers Albrecht I. war die Schweiz noch nicht ein eigenes geschlossenes Land, das sich selbst regierte, wie zu unsern Zeiten; nein, es gehörte theils zu Schwaben, theils zu Burgund, theils zu Italien. Es befanden sich darin nur wenige Städte; Zürich, Bern, Luzern waren die

vornehmsten. Kleine Gebiete gehörten zu den Klöstern und Abteien; andere wurden von den Grafen von Habsburg, von Savoyen u. s. w. besessen; noch andere Landschaften, wie Schwiz, Uri, Unterwalden standen unmittelbar unter dem deutschen Reiche. Die Landesbewohner lebten in zerstreuten Hütten unter der Oberaufsicht eines kaiserlichen Schirmvogtes.

So lange Rudolph von Habsburg über Deutschland herrschte, ging alles gut, denn er liebte die Schweizer, und achtete ihre Rechte und Freiheiten; sein Sohn Albrecht aber hätte sie gerne zu seinen Unterthanen gemacht, und sich selbst zum unumschränkten Herrn über sie. Dazu wollten sich die guten Leute nicht verstehen, und von jener Zeit an wurden sie auf alle Weise gedrückt und geplagt. Anstatt eines Schirmvogtes bekamen sie zwei schlimme Landvögte, die es ganz besonders darauf anzulegen schienen, sie durch die übelste Behandlung zur Empörung zu reizen. Der eine von ihnen hieß Geßler, der andere Landenberg; Geßler bewohnte einen Thurm in der Landschaft Uri, Landenberg ein Habsburgisches Schloß in Unterwalden. Beide übten große Gewalt aus, und ahndeten mit unerbittlicher Strenge das kleinste Vergehen, erhöheten willkührlich die Abgaben, nahmen den Landleuten ihr Vieh weg, ließen sie gefangen in Thürme schleppen, und behandelten alle mit dem schnödesten Uebermuthe. Geßler gerieth unter andern auf den Einfall, einen Hut, das Zeichen des Hauses Oesterreich, auf eine Stange aufzustecken, und zu verlangen, daß jeder Vorübergehende sein Haupt vor demselben entblößen sollte. Nicht besser machte es Landenberg; er nahm einem wackern Landmanne, Namens Melchthal, zur Strafe für ein kleines Vergehen seine Ochsen weg; und als dieser vorstellte, er könne sie zum Ackern seiner Felder nicht entbehren, erwiederte der harte Vogt: Ihr Bauernvolk seyd selbst nicht zu gut, den Pflug zu ziehen. Melchthals Sohn, Arnold, entrüstet über die Mißhandlung, die seinem Vater widerfuhr,

prügelte einen Diener des Landvogts — vermuthlich den, der die Ochsen abholte — tüchtig aus, zerschlug ihm einen Finger, und floh zu einem Freunde seines Hauses, Walther Fürst, der im Urithal wohnte. Zur Strafe für das Vergehen des Sohnes wurden dem Vater, mit unmenschlicher Härte, die Augen ausgestochen. Während Arnold bei Walther Fürst das Unglück seines Vaters bejammerte, kam von dem andern Ufer des See's ein dritter Landmann, Werner von Stauffach, herüber gerudert. Er hatte harte bedenkliche Worte von dem Landvogte Geßler gehört, und war gekommen, sich darüber mit Walther zu besprechen, und ihm seine Besorgnisse mitzutheilen. Alle stimmten darin überein, daß eine solche Tyrannei nicht länger fortdauern dürfe; über die Mittel aber, ihr Einhalt zu thun, konnten sie sich nicht sogleich vereinigen; sie mußten noch weiter darüber nachdenken, und sich öfter und ungestörter sehen. Deshalb verabredeten sie nächtliche Zusammenkünfte in einem einsamen Thale. Nach und nach wurden einige geprüfte Freunde, und dann immer mehrere, ins Geheimniß gezogen. In einer feierlichen Nacht, im Jahre 1307, erschien endlich jeder der drei Freunde, begleitet von zehen rechtschaffenen Männern, die alle fest entschlossen waren, für ihre Freiheit zu leben und zu sterben. Sie versprachen sich das einander mit einem Handschlage. Dann hoben die drei Anführer die Hände auf gen Himmel, und schwuren mit einem heiligen Schwure, den die übrigen nachsprachen, ihre Freiheit standhaft zu behaupten, und sich loszumachen von den Fesseln, in die man sie zu schmieden gedachte.

Dabei aber kamen sie überein, alles Blutvergießen so viel als möglich zu verhüten, und dem Habsburgischen Hause jedes gegründete Recht zu erhalten.

Ehe sie weiter gingen, ereignete sich ein Vorfall, der die Ausführung ihres Planes beschleunigte. Einer von den Verschwornen, Wilhelm Tell, ein junger, kräftiger Mann und trefflicher Bogenschütze, ging vor Geßlers aufgestecktem

Hute trotzig vorüber, und wollte sich nicht bequemen, die Mütze vor demselben abzunehmen. Darüber ließ Geßler ihn vor sich fordern; und da Tell die That nicht läugnen konnte, wurde er zum Tode verurtheilt. Lange flehete man für ihn vergeblich um Gnade; endlich sprach Geßler, ja, er soll leben. Man rühmt mir den Mann als einen trefflichen Bogenschützen; er schieße mir einen Apfel von dem Kopfe seines Söhnchens herab, dies sey die Bedingniß seiner Begnadigung. Tell schauderte bei dem Gedanken an die Gefahr, der sein Sohn ausgesetzt wurde, und sein Herz sträubte sich lange gegen ein so gewagtes Unternehmen. Endlich faßte er, voll Vertrauen auf Gott, und die Sicherheit seiner Hand, den kühnen Entschluß. Dem Knaben wurde der Apfel auf den Kopf gesetzt, und glücklich schoß ihn der Vater, in Gegenwart Geßlers, herunter. Gut getroffen! sprach hämisch der Tyrann, der lieber gesehen hätte, wenn, statt des Apfels, das Kind gefallen wäre; aber warum hast du noch einen zweiten Pfeil in deinem Köcher? Dieser zweite Pfeil, antwortete Tell entschlossen, war dir bestimmt, wenn der erste meinen Sohn verwundet hätte, und sey versichert, daß er dich nicht verfehlt haben würde. — Hoch ergrimmt über diese trotzige Rede, ließ Geßler den Frevler sogleich wieder in Ketten schlagen, ihn in einen Kahn werfen, und nach dem andern Ufer des See's führen, wo er in einem finstern Thurm gefangen sitzen sollte. Geßler selbst begleitete ihn auf der Ueberfahrt.

Noch nicht lange waren sie gefahren, so erhob sich ein gräßlicher Sturm. Die wenigen Ruderknechte waren zu schwach, der Gewalt des Windes und der Wellen zu widerstehen. Wir sind verloren, sprachen sie, wenn Tell nicht losgefesselt wird, daß er uns beistehe, und uns das Ufer erreichen helfe. Aus Furcht unterzugehen, ließ Geßler Tells Bande lösen. Mit rüstigem Arme führte der starke und entschlossene Mann das Ruder; kaum aber war das Fahrzeug dem Gestade nahe genug, so sprang er ins Was-

ser, ließ das Boot treiben, und entfloh landeinwärts nach dem Schweizergebiete. Geßler eilte ihm nach mit seinen Leuten, aber Tell, der sich auf seiner Flucht eine gute Armbrust verschafft hatte, erwartete ihn in einem Hinterhalte, und schoß dem Tyrannen einen Pfeil durch das Herz. Dieß geschah im Jahre 1307, wenige Tage vor Neujahr.

Glücklich war man nun des einen Landvogts entledigt. Jetzt kam es nur darauf an, auch eben so rasch den andern zu entfernen. Dazu gab der Neujahrstag die gewünschteste Gelegenheit. Zwanzig der Verschwornen stellten sich in Landenbergs Schloß mit den gewöhnlichen Geschenken an Schafen, Ziegen, Kälbern, Hasen und Hühnern ein. Er war eben im Begriffe, sich in die Kirche zu begeben, und hieß sie indessen nur alles in die Burg bringen. Dies war es, was sie wollten. Kaum sahen sie sich allein, so zogen sie spitzige Eisen hervor, die sie im Busen verborgen hatten und befestigten solche an ihre starken Stöcke. Mit diesen Waffen gingen sie rasch den Burgleuten zu Leibe, und machten sie alle zu Gefangenen. Auf ein verabredetes Zeichen mit einem Hirtenhorn, eilten schnell sämmtliche Einwohner von Unterwalden mit ähnlichen Waffen herbei, und besetzten die Burg. Sogleich wurden Eilboten nach allen Gegenden ausgeschickt, den Landesbewohnern die gelungene That zu verkünden. Lärmfeuer loderten in der Nacht auf den Bergen. Hoch begeistert von Freiheitsliebe griff alles nach den Waffen, überfiel die kaiserlichen Unterbeamten, und nöthigte sie, sich zu ergeben. Kein einziger wurde getödtet, nicht ein einziger Tropfen Blut befleckte den Ruhm dieser schönen Tage. Landenberg, der zu entfliehen suchte, wurde auf der Flucht eingeholt, und mit allen seinen Untergebenen über die Grenze geschafft. Vorher aber mußten sie eidlich versprechen, das Land nie wieder zu betreten.

König Albrecht suchte zwar die Schweizer für ihren Aufruhr zu bestrafen und zum Gehorsam zurück zu bringen; ich habe euch aber schon erzählt, wie er auf seinem Zuge

von seinem Vetter Johann von Schwaben ermordet wurde. Sein Nachfolger, Heinrich VII. bestätigte den Schweizern im Jahre 1310 alle ihre Freiheiten. Allein die Schweizer haben bis gegen das Ende dieses Zeitraums für ihre Freiheit zu kämpfen gehabt. Erstlich suchten die Habsburgischen Fürsten die Waldstädte wieder zur alten Unterthänigkeit zurückzubringen; Herzog Leopold wurde aber 1315 bei Morgarten von ihnen gänzlich geschlagen. Darauf stärkten sie sich unter der Luxemburgischen und Bayerischen Herrschaft so, daß, als Herzog Leopold der Schöne von Oesterreich mit der Blüthe seiner Ritterschaft in die Schweiz einfiel, nach dem Sieg bei Sempach 1386, in dem Herzog Leopold selbst blieb, und bei Näfels 1388, die Schweizer für unbezwinglich galten. In dem folgenden Jahrhundert sah Kaiser Friedrich III. nicht ungern, wie der Dauphin Ludwig mit den Aemagnaten in die Schweiz einfiel. Bei St. Jakob an der Birs 1444 kämpften aber die Schweizer gegen die Franzosen mit solcher Tapferkeit, daß Ludwig, obgleich Sieger, es für vortheilhafter hielt, solche Leute zu seinen Freunden als zu seinen Feinden zu haben. Die ärgsten Kämpfe aber hatten sie gegen die ungeheure burgundische Uebermacht Herzogs Karl des Kühnen zu bestehen, der im Jahre 1476 bei Granson seine Schätze, bei Murten, in demselben Jahr, sein Heer, bei Nancy, im Jan. 1477, sein Leben ließ. Als gegen das Ende des Jahrhunderts 1499 Kaiser Maximilian die alten Plane des Habsburgischen Hauses auf die Schweiz mit der Macht des Reichs unterstützen wollte, ward es den Schweizern leicht, mit diesem Heer fertig zu werden, und erst seit dieser Zeit ist die Selbstständigkeit der Schweiz nie mehr bestritten worden.

Heinrich VII. (1308—1313.)

Heinrich VII., ein Graf von Luxemburg, herrschte nur fünf Jahre über Deutschland. Er starb auf einem Zuge nach Italien, wo er (1313) von einem Dominicanermönche, der ihm das Abendmahl reichte, durch eine Hostie vergiftet wurde. Heinrich spürte sogleich, daß er Gift bekommen hatte; durch Brechmittel hätte ihm vielleicht geholfen werden können; allein er machte sich ein Gewissen, den genossenen Leib des Herrn wieder auszuspeien. Die Italiener frohlockten über seinen Tod. Er hatte sich bei ihnen verhaßt gemacht, weil er mit Kraft das Ansehen der deutschen Kaiser in Italien wieder herzustellen suchte. Man wollte keine Deutschen zu Regenten haben, deswegen mußte er sterben. — Einige Jahre vor seinem Tode hatte er das Glück, seinem Sohne Johann durch eine Heirath das Königreich Böhmen zu verschaffen.

Ludwig V. von Bayern, und Friedrich der Schöne von Oesterreich. (1314—1347.)

Wer sollte nunmehr Kaiser werden? Ein Theil der Fürsten wählte zu Frankfurt am Main 1314 den Herzog Ludwig von Bayern; ein anderer Theil, zu Sachsenhausen, Frankfurt gegenüber, den Herzog Friedrich von Oesterreich. Ein siebenjähriger Krieg war die traurige Folge dieser Doppelwahl. Beide Könige suchten sich zu behaupten. Das Glück schien sich Anfangs auf die österreichische Seite zu wenden, und Bayern wurde barbarisch verwüstet. Allein die Schlacht bei Mühldorf, unweit Oettingen, 1322 Sept. 28., in welcher Friedrich von Oesterreich gefangen wurde, gab der Sache eine andere Wendung. Diesen Sieg verdankte Ludwig seinem weisen und tapfern

Heerführer Schweppermann, einem Nürnberger Ritter. Nach einer so sauren Schlacht fanden die Ueberwinder kaum etwas mehr, als ein Gericht Eier zu ihrer Labung, und zwar so wenig, daß nur ein einziges auf den Mann kam; doch blieb nach der Vertheilung noch eines in der Schüssel liegen. Da sprach König Ludwig lächelnd: Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann zwei. Und so wurde denn, wie billig, das übrige Ei dem frommen (biedern) Schweppermann vorgelegt.

Friedrich von Oesterreich wurde, nach einiger Zeit, wieder aus der Gefangenschaft entlassen; aber er mußte vorher schwören, dem Kaiserthume zu entsagen, und seinem Befreier, Ludwig, wider den Papst Johann XXII. beizustehen, der sich unterstanden hatte, ihm (Ludwig) zu befehlen, sich ganz der Reichsverwaltung zu enthalten, bis er von ihm in seiner Würde bestätigt seyn würde. Dieß gelobte ihm Friedrich, und freute sich, seine Freiheit um diesen Preis wieder erlangt zu haben. Als er aber nach Hause kam, machte ihm sein stürmischer Bruder, Leopold, bittere Vorwürfe über diese Nachgiebigkeit, und verlangte, daß er sich von dem Pabste seines Schwures sollte entbinden lassen. Allein der edle Friedrich dachte, wie Kaiser Konrad vor Weinsberg: Ein Wort, ein Mann; und da Leopold durchaus nicht zugeben wollte, daß er der Kaiserwürde entsagte, kehrte Friedrich freiwillig wieder in sein Gefängniß zurück. Von diesem Beweise echt deutscher Redlichkeit wurde Ludwig von Bayern so gerührt, daß er ihn wie einen treuen Freund umarmte, aus Einer Schüssel mit ihm aß, in Einem Bette mit ihm schlief, ihn zum Mitregenten annahm, und ihm einerlei Ehre und Gewalt einräumte. So suchten die beiden edlen Männer einander an Biederkeit zu übertreffen. Wie ein solcher Wettstreit an Tugend das Herz erhebt, wird Jeder an seinem eigenen fühlen.

Ludwig bauete so fest auf Fredrichs Treue, daß er ihm unbesorgt die Regierung seines Landes übergab, während

er einen Feldzug erst nach Brandenburg, und dann nach Italien machte. Auf letzterem Zuge ging es Ludwigen sehr übel. Die deutschen Fürsten wollten ihn nicht mit bewaffneten Haufen begleiten, weil sie sich vor dem Pabste fürchteten; deswegen war Ludwig zu schwach, sich Ansehen zu verschaffen. Gleichwohl brachte er es dahin, daß er in Rom zum Kaiser gekrönt wurde; allein mit genauer Noth kam er wieder lebendig aus der Stadt. Das Volk warf von den Dächern herab Steine nach ihm und seinen Leuten, unter dem wilden Geschrei: Es sterben die Ketzer! Die Leichname der Deutschen, die wirklich während ihres Aufenthaltes in Rom den Tod gefunden hatten, wurden wieder ausgegraben und in die Tiber geworfen. Warum setzten sich aber die deutschen Könige solchen Mißhandlungen aus? Warum machten sie sich abhängig von den römischen Bischöfen? Blos der eitlen Ehre wegen, von ihnen als Kaiser gekrönt zu werden, gleich als ob sie sich die Kaiserkrone nicht selbst hätten aufsetzen können. Doch jetzt wurde es anders. Die Kurfürsten, die sich durch die Anmaßungen der Päbste ebenfalls in ihren Rechten gekränkt fühlten, faßten zu Reuse am Rhein 1338 Juli 15. den Beschluß, daß künftig der erwählte deutsche König durch die bloße Wahl zugleich römischer Kaiser werden, und seine Krönung in Rom nicht mehr nöthig seyn sollte. Man nennt dies den ersten deutschen Kurverein.

Von dort an nahm das Ansehen der Päbste immer mehr ab. Ludwig aber wurde doch von ihnen geängstigt sein Leben lang. Von falschem Wahne bethört, besorgte er, ihr Bann möchte seiner Seele schaden, wenn er nicht vor dem Tode davon losgesprochen würde; deswegen demüthigte er sich vor ihnen auf die schimpflichste Art, und machte sich dadurch bei den deutschen Fürsten verächtlich. Er erregte auch noch durch unvorsichtige Handlungen ihr Mißvergnügen, und so kam es endlich dahin, daß noch zu seinen Lebzeiten ein anderer Kaiser, Karl IV., ein Sohn des Königs Johann

von Böhmen, erwählt wurde. Ludwig behauptete sich zwar gegen ihn; aber schon ein Jahr darauf, 1347, starb er eines plötzlichen Todes auf einem Ausritt zur Jagd in der Nähe von München. Sein Nebenbuhler, Friedrich von Oesterreich, hatte schon im Jahre 1330 sein Leben beschlossen.

Karl IV. (1347 — 1378.)

Von Karl IV. als deutschem Kaiser, ist leider nicht viel Rühmliches zu erzählen. Zwar handelte er väterlich an seinem Königreiche Böhmen; gegen das deutsche Reich aber bewies er sich als einen wahren Stiefvater. Er verpfändete viele Reichsstädte an Fürsten, riß ganze Provinzen davon ab, und vereinigte sie mit dem Königreiche Böhmen, kam sehr selten nach Deutschland, und nahm sich so wenig um dasselbe an, daß Befehdungen und Räubereien, wilder als jemals, überhand nahmen. Kriege schienen nicht seine Sache, denn er war etwas blutscheu, und das Geld, welches sie kosteten, wußte er weit besser und sicherer zur Vergrößerung seines Hauses anzuwenden. Durch Gold, List und Heirathen brachte er die Mark Brandenburg, die Lausitz, Schlesien, einen Theil von Meißen, das Voigtland, Thüringen und die Oberpfalz, bis an die Thore von Nürnberg an sich. Um sich die baaren Mittel dazu zu verschaffen, machte er Wechselgeschäfte, wie ein Jude, und verkaufte vielen italienischen Städten ihre Freiheit für Geld.

Obgleich durch die Kurfürsten festgesetzt worden war, daß die deutschen Könige, schon durch ihre Wahl, zugleich römische Kaiser werden sollten, so hielt Karl es doch für nöthig, sich in Rom krönen zu lassen. Er verweilte aber nur einen einzigen Tag daselbst, und eilte wieder nach Hause zurück. Die Städte in Oberitalien verschlossen ihm und seinen Reitern auf dem Rückwege die Thore, weil sie ihm nicht

trauten. In Pisa wäre er beinahe todt geschlagen worden; vor Cremona mußte er zwei Stunden lang am Thore betteln, ehe er eingelassen wurde.

So übel es ihm auch ergangen war, so ließ er sich doch, 13 Jahre später, auf Einladung des Pabstes bewegen, einen zweiten Zug nach Rom zu unternehmen, um die dort ausgebrochenen Unruhen stillen zu helfen. Da sah man ihn nun bei Feierlichkeiten demüthig vor dem heiligen Vater hergehen, und dessen Pferd am Zügel führen. Selbst von den Römern wurde er, einer solchen Herabwürdigung wegen, verachtet; aber was kümmerte ihn das, da er auf diesem Zuge Gelegenheit fand, seine Taschen mit dem Golde vieler italienischer Städte zu füllen, und mit großen Schätzen nach seinem lieben Böhmen zurück zu kehren?

Schon vor seinem zweiten Zuge nach Italien, im Jahre 1355 und 1356 hatte er in Nürnberg, mit Zuziehung der Kur- und anderer Reichsfürsten, das Gesetz der goldenen Bulle gegeben, wodurch bestimmt wurde, nach welchen Regeln die Kaiserwahl geschehen sollte. Es wurden auch alle Rechte der Kurfürsten darin festgesetzt, die Stadt Frankfurt zur Wahl, und Aachen zur Krönung bestimmt. So hörten denn die Streitigkeiten bei der Kaiserwahl für die Zukunft völlig auf, und dieß war das größte Verdienst, welches Karl sich um das deutsche Reich erwarb. — Unter einer Bulle versteht man eine Urkunde, eine Verordnung mit einem erhabenen Siegel von Wachs oder Metall. Diese nannte man vorzugsweise die goldene Bulle, von dem großen mit Wachs ausgegossenen Siegel, das daran herab hing. — Viel mehr verdankten ihrem Könige Karl die Böhmen, denn dort beförderte er den Bergbau, die Handlung, die Schifffahrt, den Nahrungsfleiß überhaupt; auch legte er 1348 die Universität zu Prag an, und brachte sie in solchen Flor, daß in den ersten 60 Jahren 30,000 Studenten eingeschrieben wurden.

Unter Karl IV. erhielt die Stadt Nürnberg ihre jetzige Gestalt, und ihren gegenwärtigen Umfang. Sie wurde mit

ihren gefütterten Gräben, ihren Mauern, Brustwehren und Ecken umgeben, und mit vielen Thürmen versehen. Die letzte Erweiterung der Stadt ist aber erst im Jahre 1427 vollendet worden. Die vier runden Thürme an den Hauptthoren wurden im 16ten Jahrhunderte vollendet.

Erfindung des Schießpulvers unter Karl IV. (1350.)

Gegen das Jahr 1350, oder wie andere behaupten, schon 1340, wurde von Berthold Schwarz, einem Franciskaner-Mönche, zu Freiburg in Breisgau, eine höchst wichtige Erfindung gemacht. Dieser Mönch war ein Scheidekünstler. Einst stieß er Kohlen, Schwefel und Salpeter, man weiß nicht zu welcher Absicht, in einem Mörser, und deckte ihn mit einem Steine zu. Gleichwohl fiel von Ungefähr ein Feuerfunke hinein. Alsbald entzündete sich die Masse mit einem Knalle, und der Stein wurde mit schrecklicher Gewalt an die Stubendecke geschleudert. Der Mönch erschrak darüber, wiederholte seine Versuche, und machte sie bekannt. Sie erregten große Aufmerksamkeit, weil man bald einsah, daß die Gewalt des Pulvers zu gar manchen Dingen, besonders auch im Kriege, trefflich zu benutzen seyn würde. Man konnte z. B. damit untergrabene Mauern, Thürme, Brücken sprengen; und wenn man große Mörser schmiedete, sie mit Pulver und Steinen füllte, und gegen Thore richtete, so war es leicht, diese damit einzuschmettern. Das geschah wirklich, und so entstanden die sogenannten Bombarden oder Donnerbüchsen, in welche Steine von 50, 70, ja 100 Pfund geladen wurden. Diese großen, schweren und unbehülflichen Maschienen waren aber kaum zu bewegen, und von der Stelle zu bringen; sie konnten daher nicht sonderlich benützt werden. Viel bessere Dienste leiste-

ten die kleinen gegossenen Kanonen, die in der Folge von den Franzosen gebraucht wurden. Sie schossen aus denselben eiserne Kugeln von 10, 20, 30 Pfund ab, die weit zerstörender wirkten, als die Steine aus den Donnerbüchsen. Die Flinten wurden erst nach den Kanonen erfunden. Lange nach der Erfindung des Schießpulvers zog man noch mit Schwerdt, Lanze und Schild, mit Bogen und Pfeile zu Felde. Die ersten Flinten hatten keine Schlösser, sie wurden aus freier Hand mit Lunten losgebrannt; in der Folge schraubte man die Lunten in Hähne, welche sie gerade nach der Zündpfanne leiteten. Die Nürnberger gingen einen Schritt weiter, sie brachten Räder und Flintensteine dabei an, und endlich erfanden die Franzosen das noch jetzt übliche Flintenschloß.

Die große Veränderung, welche die Erfindung des Schießpulvers in der ganzen Kriegskunst hervor brachte, könnt ihr euch leicht denken. Alle älteren Kriegsmaschinen wurden abgeschafft; für das neue Geschütz war keine alte Festung mehr stark genug, sie mußten sämmtlich anders gebaut und eingerichtet werden. Muth und Tapferkeit trugen fortan viel weniger, als sonst, zur Entscheidung der Schlachten bei; von nun an wurde aber auch viel weniger Blut vergossen, als ehedem, da Mann gegen Mann stand.

Schon vor dem Pulver machte ebenfalls ein Deutscher die weit glücklichere Erfindung des Lumpenpapiers. Vorher schrieb man auf Pergament, oder auf theures Baumwollenpapier, das über Italien aus Asien und Aegypten kam. Gegen das Jahr 1300 gerieth ein erfinderischer Kopf — sein Name ist unbekannt — auf den Gedanken, klein zerschnittene, leinene oder baumwollene Lappen zu einem Brei zu zerstampfen und Papier daraus zu verfertigen. Der Versuch gelang auf das Glücklichste, und schon zu Ende des 14ten Jahrhunderts waren in dem betriebsamen Nürnberg Papiermühlen im Gange.

Eine dritte, eben so nützliche Erfindung, war der Com-

paß. Sie gehört in die ersten Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts. Man weiß nicht mit Gewißheit, wem man sie zuschreiben soll, dem Flavio Gioja, oder einem gewissen Giri im Königreiche Neapel. Die Chineser kannten schon lange vor uns die Magnetnadel.

Die Formschneidekunst wurde ebenfalls im vierzehnten Jahrhunderte, wahrscheinlich von einem Mönche, erdacht, und von andern weiter ausgebildet. Zuerst benutzte man dieselbe zu dem Drucke der Spielkarten, die in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erfunden worden waren. In der Folge versuchte man auch Schrift in Holz zu schneiden, und Bücher damit zu drucken; auf die eigentliche Buchdruckerkunst mit gegossenen, beweglichen Lettern, verfiel aber erst hundert Jahre später ein anderer Deutscher, Johann von Guttenberg, von dem ich euch in der Folge erzählen werde.

Wenzeslaus (1378 — 1400) und Rupert. (1410.)

Kaiser Karl IV. hatte es durch Geld und schöne Worte bei den Kurfürsten dahin gebracht, daß sein Sohn Wenzel schon zu des Vaters Lebzeiten unter dem Titel eines römischen Königs zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Im Jahre 1378 bestieg er, nach Karls Tode, den Thron. Ein träger, sorgloser, der Ueppigkeit ergebener Regent, wie er, schickte sich aber schlecht für die damaligen verwilderten Menschen, und für Zeiten, wo noch immer das Faustrecht galt, und starke Räuberbanden ohne Scheu das Land durchzogen, und Städte, Dörfer und Klöster plünderten. Anstatt dem Unwesen zu steuern, blieb Wenzel ruhig in seinem Böhmen sitzen, und kümmerte sich so wenig, als Vater Karl, um das deutsche Reich. Aber auch dort schien niemand mit ihm zufrieden, denn er war ein schlechter Wirth, beging Ausschweifungen aller Art, und drückte mit seinen Gelderpressungen Bürger, Adel und Geistlichkeit. Weil er sehr oft, wenn

ihm die Böhmen nicht nach seinem Willen thaten, den kürzesten Weg ging, und ihnen ohne Prozeß den Kopf vor die Füße legen ließ, so ließen ihn (1393) die Prager durch sechzehn Männer von dem Kloster Beraun, wo er sich gerade aufhielt, abholen, und verwahrten ihn fünfzehn Wochen lang auf dem Altstädtischen Rathhause in einem engen und gemeinen Gefängniß.

Er erhielt jedoch die Erlaubniß, sich in dem nah gelegenen Bade reinigen, und später auch in der Moldau baden zu dürfen, von wo er mit Hülfe einer Bademagd Susanna über den Fluß und in ein nahes Schloß entkam. Allein schon im folgenden Jahre (1394) warfen ihn die Böhmen wieder ins Gefängniß. Die Kurfürsten verwendeten sich zwar bei den Böhmen für seine Befreiung, allein von mehr Nachdruck war die Thätigkeit seines jüngsten Bruders, Herzogs Johann von Görlitz. Dieser setzte dem Herrn von Rosenberg, auf deren Schlösser eines er gebracht worden war, so sehr zu, daß schon am 13ten Juli 1394 Wenzel wieder in Freiheit war.

In Deutschland stieg aber die Unzufriedenheit mit seiner Regierung immer höher. Er hatte das Herzogthum Mailand verkauft, und vertrunken. Am Ende kam es im Jahre 1400 so weit, daß die rheinischen Kurfürsten, von dem Pabste aufgehetzt, ihn absetzten. Statt seiner wurde erst ein Herzog von Braunschweig, dann Rupert von der Pfalz gewählt; und da nach zehn Jahren auch dieser starb, so kam Wenzeslaus Bruder, Sigismund, auf den Thron. Wenzel, der immer noch lebte, kümmerte sich wenig um die deutsche Kaiserkrone, und begnügte sich mit seinem Königreiche Böhmen. Er starb im Jahre 1419.

Sigismund. (1411 — 1437.)

Durch Wenzels Tod wurde Sigismund ein mächtiger Regent, denn er erbte von ihm auch das Königreich Böhmen. Schon früher war er Kurfürst von Brandenburg, und durch seine Gemahlin König von Ungarn geworden. Die Mark. Brandenburg verkaufte er in der Folge an den biedern Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, den Stammvater der Könige von Preußen; denn Sigmund, der eben so sehr ausschweifte, wie sein Bruder Wenzel, konnte, wie er, des Geldes nie genug bekommen. Um welchen Preis glaubt ihr wohl, daß er die Kurmark als freies Eigenthum hingab? Er bekam nicht mehr dafür, als 400,000 Ducaten; allein zu jener Zeit hatte das Geld einen ungleich höheren Werth, als jetzt. — Die Gelehrten fanden an diesem Kaiser, nach dem Ausdrucke eines alten Schriftstellers, einen gar sonderbaren Patron.

Als Sigmund den deutschen Thron bestieg, stritten sich nicht weniger als drei Päbste um die Tiara (die dreifache päbstliche Krone). Jeder behauptete, der rechtmäßige Pabst zu seyn. Um dieser Ungebühr und den Unordnungen, die daraus entstehen mußten, zu steuern, berief Sigmund nach Costnitz eine große Kirchenversammlung, wobei über 100,000 Fremde erschienen. Es befanden sich darunter 18,000 Geistliche, 2300 Herren und Ritter, eine Menge Gelehrte, eine noch viel größere Menge Neugierige und liederliches Gesindel. Auf diesem Concilium, das über drei Jahre lang dauerte, wurden die drei Päbste abgesetzt, und dafür ein neuer, unter dem Namen Martin V. erwählt. Man hatte sich auch vorgenommen, eine Menge anderer Mißbräuche abzuschaffen, und eine allgemeine Kirchenverbesserung vorzunehmen; allein es geschah nichts von dem allen; die edle Zeit ging mit unnützen Streitigkeiten verloren, und anstatt die Kirche gründlich zu läutern, verbrannte man die redlichsten Kirchenverbesserer, den braven Johann Huß und Hieronymus von Prag, wie

ich euch sogleich erzählen werde. Vorher aber muß ich bemerken, daß von diesem Kaiser Sigmund auch die Reichskleinodien und Reichsheiligthümer der Stadt Nürnberg zur Verwahrung übergeben wurden.

Johann Huß und Hieronymus von Prag werden lebendig verbrannt. (1415.)

Diese beiden wackern Männer waren Professoren der Theologie zu Prag. Schon vor ihnen hatte ein aufgeklärter Engländer, Namens Wiklef, sehr freimüthig über den Unfug der Geistlichkeit, ihr lasterhaftes Leben, und besonders ihre Neuerungen in der Religion geschrieben. Sie lasen seine Schriften, und da sie ganz eben so dachten, so predigten und schrieben sie dreist, wie er, wider die Seelenmessen, den Bilderdienst, die Ohrenbeichte, das Fasten, das Mönchsleben, und die verwilderten Sitten der Geistlichkeit. Sie behaupteten, alle jene Lehren seyen Erfindungen des Aberglaubens. Seit 150 Jahren hatte man auch den Nichtgeistlichen den Kelch beim Abendmahle entzogen. Huß zeigte, wie ganz schriftwidrig dies sey. Hieronymus ging noch weiter; er donnerte wider die Reliquien, trat sie mit Füßen, verbrannte die päbstlichen Ablaßbriefe: kurz, beide Männer thaten alles, was statt ihrer die Kirchenversammlung zu Costnitz hätte thun sollen, wenn ihr wirklich an einer gründlichen Religionsläuterung gelegen gewesen wäre.

Die Päbste bekamen Nachricht von dieser Vermessenheit, und Huß wurde erst von Alexander V. und in der Folge von Johann XXIII. nach Rom gefodert, sich zu verantworten. Da er aber nicht erschien, ward der Bannfluch wider ihn ausgesprochen. Er achtete nicht darauf, berief sich auf die Kirchenversammlung, und predigte heftiger als jemals wider den Glauben an den Pabst, und die Mißbräuche in der Religion.

Endlich, da sich das Concilium zu Costnitz versammelt hatte, erging an Huß eine Einladung, sich dabei einzufinden. Man warnte ihn; da er aber das Bewußtseyn in sich trug, nur Wahrheit gelehrt zu haben, und Sigmund ihn zu seiner Sicherheit mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe versehen hatte, so reisete er ohne Bedenken ab, und kam am 4. November 1414 zu Costnitz an. Gleich nach dem ersten Verhöre vor einigen Cardinälen wurde er verhaftet. Als er ein halbes Jahr darauf seine Lehren öffentlich vor den versammelten Vätern vertheidigte, achteten sie gar nicht auf seine Gründe; er wurde überschrieen; man erklärte alles ungehört und ungeprüft für Ketzereien, und verlangte unbedingten Widerruf. Huß aber widerrief nichts; er blieb fest bei seinem Glauben, und so wurde er dann am 6. Juli 1415 zum Feuer verurtheilt, und noch an demselben Tage lebendig verbrannt, seine Asche aber in den Rhein gestreut. Vergeblich erinnerte er den treulosen Sigmund an seinen kaiserlichen Geleitsbrief. Nichts konnte den keines Irrthums überwiesenen Mann vor dem Tode retten. Auf dem Wege zum Scheiterhaufen wurde er vor dem Orte vorbei geführt, wo vor ihm seine Schriften verbrannt wurden. Lächelnd sah er darauf hin, denn er dachte bei sich selbst, ihr vernichtet sie vergeblich, denn ihr Inhalt wird in den Herzen meiner Schüler ewig leben. Unter freudigen Gebeten starb er den Tod des Gerechten.

Eben so erging es seinem Freunde Hieronymus, der aber nicht ganz dieselbe Standhaftigkeit bewies. Er kam erst freiwillig zur Kirchenversammlung, schlich sich aber, als er sah, wie es mit Huß stand, heimlich wieder davon. Auf der Rückreise ließ ihn jedoch ein Herzog von Sulzbach zu Hirschau gefangen nehmen, und schickte ihn in Ketten nach Costnitz zurück. Hieronymus ließ sich bewegen, seine Lehren zu widerrufen, nahm aber seinen Wiederruf in der Folge zurück, und so wurde auch er am 30. Mai 1416 den Flammen über-

geben. Er nahete sich dem Scheiterhaufen, geistliche Lieder singend, und das apostolische Glaubensbekenntniß aussprechend, und gab, wie Huß, unter Gebeten seinen Geist auf.

Der Hussitenkrieg.

Die Nachricht von Huß grausamen Tode und der Treulosigkeit, die man an ihm begangen hatte, war das Losungswort — noch nicht zu einem allgemeinen Aufstande — aber zur engsten Vereinigung aller seiner Anhänger. Damals regierte noch in Böhmen König Wenzel. Sie verlangten von ihm Kirchen zur Ausübung ihres Gottesdienstes, und zur Communion mit dem Kelche; er mußte sie ihnen einräumen. Im Jahre 1419 starb Wenzel; Sigmund, der treulose Sigmund, der ein erklärter Hussitenfeind war, sollte nun König von Böhmen werden. Alle Herzen wurden beklemmt bei diesem Gedanken; niemand ahnete Gutes. Man suchte Vorkehrungen zu treffen; man bewaffnete sich, die Unruhen wurden immer bedenklicher. Unter einem tapfern Anführer, Johann Ziska, sammelten sich mehr als 40,000 streitfertige Männer auf dem steilen Berge Tabor in Böhmen, wo sie eine gut befestigte Stadt bauten, und sich in den Waffen übten. Sigmund wollte die Ketzer und die Ketzerei mit Gewalt ausrotten. Er ließ einen Utraquisten oder Kelchvertheidiger, seines Glaubens wegen, viertheilen; er kam mit päbstlichen Bannbullen, einem päbstlichen Legaten, einem Executionsheere; die Hussiten ergrimmten immer mehr; sie sahen, daß sie nur mit Gewalt der Waffen sich würden behaupten können; es wurden Feindseligkeiten mit Feindseligkeiten erwidert, und so entzündete sich der schrecklichste Verwüstungskrieg, der sechszehn Jahre lang fortwüthete, und durch welchen Böhmen, die Lausitz, Kursachsen, Brandenburg, auch die Umgebungen von Nürnberg, besonders die Stadt Erlangen, unsäglich viel zu leiden hatten. Die Pfaffen wur-

den beraubt, die Klöster ausgeplündert und zerstört, viele hundert Mönche, auch eine Menge friedlicher Bürger erschlagen. Johann Ziska, Nicolaus Hussinecz und die beiden Procope siegten allenthalben; einmal über das andere wurden die Kaiserlichen von ihnen geschlagen; alle ihre Forderungen mußten ihnen am Ende bewilligt werden, früher durfte Sigmund sich nicht nach Böhmen zurück wagen, aus dem er 17 Jahre lang vertrieben geblieben war. —

Nach Ziska's Tod (1424) bequemten sich die Hussiten oder Kelchgesinnten (Calixtiner), mit dem Concil zu Basel sich in einen Vertrag einzulassen, der, nachdem (1433) Hussitische Gesandte mit dem großen Procop selbst zu Basel erschienen waren, endlich (1436) eine Aussöhnung mit dem Kaiser zur Folge hatte. Dazu konnte es aber erst dann kommen, als die fanatische Partei unter den Hussiten, die eigentlichen Taboriten, an deren Spitze die beiden Procope selbst standen, (1434) von der andern Partei, welche Mainhard von Neuhaus befehligte, ganz geschlagen und fast aufgerieben wurde, Dann erst kam es zu dem Vertrag, und (1436) im August hielt Sigmund seinen feierlichen Einzug in Prag. Die calixtinische Partei, der es nur um den Genuß des Kelches zu thun war, behauptete sich eine geraume Zeit gegen die katholische, wurde aber von dem Pabste nie anerkannt, und verschwand endlich gänzlich.

Ich habe über diesen Kaiser nur noch zu bemerken, daß auch er einen unnöthigen Römerzug unternahm, und von ihm Kursachsen als heimgefallenes Reichslehen an den Markgrafen von Meißen verkauft wurde, nachdem der letzte Kurfürst ohne Kinder gestorben war.

Albrecht II. (1437 — 1439.)

Sigmund war der letzte Luxemburgische Kaiser; ihm folgte der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, der Ge-

mahl seiner Tochter Elisabeth, durch welche er König von Ungarn und Böhmen wurde. Das Reich hatte also wieder österreichische Beherrscher aus dem Hause Habsburg. Es bekam an Albrecht einen tapfern, einsichtsvollen und wirthschaftlichen Regenten, der es aber nur zwei Jahre lang beherrschte. Er starb auf einem Feldzuge wider die Türken in Ungarn, nicht an einer Wunde, sondern an einer Unverdaulichkeit, verursacht durch die trefflichen ungarischen Melonen, die er sich zu gut schmecken ließ. So gab man wenigstens vor; nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß er, wie andere behaupten, auf Anstiften seiner bösen Schwiegermutter vergiftet wurde.

Friedrich III. (1439 — 1493.)

Friedrich III. war nicht ein Sohn, aber ein naher Anverwandter Albrechts II. Nicht mit Unrecht nannten ihn Viele die kaiserliche Schlafmütze. Er war eine träge, ruheliebende, kleinmüthige Seele, ganz das Gegentheil des mannhaften Albrecht. Wirklich schlief er öfters in den Versammlungen des Staatsraths ein, so, daß sich einmal ein barscher Reichsritter in seinem Unwillen darüber erdreistete, ihm zuzurufen: «Erwacht doch einmal von eurem Schlafe, Herr Kaiser, und höret!» — Regierungsgeschäfte waren gar nicht seine Sache. Viel mehr Vergnügen fand er am Bücherlesen, an der Mathematik, Chemie, Botanik, Gartenkunst. Man erzählt von ihm, daß er einmal einen Landtag entließ, um seine Blumentöpfe gegen den Frost in Sicherheit zu bringen. Zu seiner Zeit eroberten die Türken Constantinopel; er weinte bittere Thränen darüber, und regte sich nicht. Sie streiften bis nach Krain, und schleppten eine Menge Einwohner fort; er weinte wieder, und suchte es nicht zu hindern. Dagegen ließ er im Jahre 1487, wo er sich hier in Nürnberg befand, in der Nähe der Burg eine Menge Kinder

versammeln, ergötzte sich an ihren Spielen, an ihrer Munterkeit, und theilte unter sie Lebküchlein aus, welche daher noch heutiges Tags Kaiserlein genannt werden. Er ließ es geschehen, daß die Hälfte von Preußen, welches damals den deutschen Rittern gehörte, an Polen überging, weswegen es auch in der Folge Polnisch-Preußen hieß. Sogar sein eigenes Erbland Oesterreich, und seine Hauptstadt Wien, ließ er sich von dem Könige von Ungarn, Matthias Corvinus, wegnehmen. Noch vieles Anderes wurde unter seiner Regierung verschleudert, und zum Unglück für Deutschland mußte dieser unwürdige Kaiser über 50 Jahre regieren. Dagegen hatte er das Glück, durch die Vermählung seines Prinzen Maximilian mit der burgundischen Prinzessin Maria die Niederlande an sein Haus zu bringen. Sie wurden mit Deutschland vereiniget, und es entstand in der Folge ein besonderer Reichskreis daraus, der Burgundische genannt.

Unter einer Regierung wie diese, mußten die Befehdungen nothwendig zunehmen. Wirklich wurde das Uebel so arg, daß die schwäbischen Reichsstände suchen mußten, ihm durch ein Bündniß Einhalt zu thun. Und so entstand der schwäbische Bund. Dieser stellte eine Kriegsmacht auf, womit er die Raubschlösser zerstörte, und nöthigte die Edelleute, ihre Streitigkeiten in der Güte auszumachen. Auf solche Art wurde die Ruhe, wenigstens in jenen Gegenden, einstweilen hergestellt, bis unter der folgenden Regierung, durch den Landfrieden, das Faustrecht ganz abgeschafft wurde.

Maximilian I. (1493 — 1519.)

Diesen langerwünschten, ewigen Landfrieden hatte Deutschland Maximilian I., dem Sohne Friedrichs III. zu verdanken, der im Jahre 1493 den Kaiserthron bestieg. Er war ganz das Gegentheil von seinem Vater: unternehmend, staatsklug, edeldenkend, und persönlich tapfer. Mit Unwillen hatte

er schon längst die Verwirrung und Kraftlosigkeit angesehen, in welche Deutschland aufs Neue unter der schwachen Regierung seines Vaters gerathen war. Um der alten Unordnung auf immer ein Ende zu machen, versammelte er zu Worms einen Reichstag, auf welchem (1495) festgesetzt wurde, daß künftig niemand mehr den andern befehden, berauben, oder beschädigen sollte, und zwar bei Strafe der Reichsacht, d. h. bei Strafe, im ganzen Reiche verfolgt, gefangen genommen, und mit dem Verluste aller bürgerlichen und menschlichen Rechte bestraft zu werden. Gleiche Strafe sollte denjenigen treffen, der einen solchen Geächteten aufnehmen und beherbergen würde. Wer sich über einen andern zu beschweren, oder etwas von ihm zu fordern habe, der sollte sich an das Reichskammergericht, einen neuen höchsten Gerichtshof, wenden, der erst zu Frankfurt am Main errichtet, und in der Folge nach Worms, Nürnberg, Augsburg, Speyer und Wetzlar verlegt wurde. — Wie aber, wendete man ein, wenn nun widerspenstige Fürsten, Edelleute und Städte dem Ausspruche dieses Gerichtes nicht gehorchen wollen, wie soll man sie zwingen? Gerichtsdiener helfen da nichts; dazu werden Heere erfodert. — Auch dafür suchte Maximilian zu sorgen, indem er das ganze deutsche Reich in eine gewisse Anzahl Kreise, und die mächtigsten Fürsten in einem jeden zu Obersten setzen ließ. Diesen kam es dann zu, gute Ordnung jeder in seinem Kreise zu erhalten, die Steuern einsammeln zu lassen, die Geschäfte zu leiten, und die Erkenntnisse des Reichskammergerichts zu vollstrecken. — Diese Eintheilung erfolgte wirklich; Anfangs (1500) wurden nur sechs Kreise bestimmt, in der Folge aber (1512) kamen noch vier hinzu, und so erhielt sich das Kreiswesen mit dem besten Erfolge von dort an bis zur Französischen Revolution, und der Auflösung des deutschen Reichsverbandes. Die Fehden nahmen nun nach und nach gänzlich ein Ende, und jeder, der es wagte, sich mit bewaffneter Hand selbst Recht zu verschaffen, der wurde mit unerbittlicher Strenge bestraft.

Kaiser Maximilian errichtete noch ein zweites Reichsgericht, den Reichshofrath, anfangs blos für seine Erbstaaten; bald aber erstreckte derselbe seine Gerichtsbarkeit über das ganze deutsche Reich. Erst unter dieses Kaisers Regierung wurde auch das Postwesen in unserm Vaterlande eingeführt. Zugleich bewies sich Maximilian als einen eifrigen Freund der schönen Künste und der Gelehrsamkeit. Das Kriegswesen verdankte ihm wichtige Verbesserungen, denn er nahm in seine Heere, die vorher beinahe blos in Reiterei bestanden, viel Fußvolk, unter dem Namen Lands- oder Lanzknechte auf, und ließ sie von seinem berühmten Feldherrn, Georg von Frondsberg in Regimenter eintheilen. Mit diesen gut geübten Truppen schlug er die Türken, und hielt sie von den Grenzen ab. In seinen übrigen Kriegen aber war er nicht glücklich. Er konnte nicht verhindern, daß sich die Schweiz vom deutschen Reiche losriß. Die Franzosen nahmen ihm von dem Erbtheile seiner ersten Gemahlin Maria, der Tochter des Herzogs von Burgund, Karl des Kühnen, Flandern, Burgund, Artois; sie bemächtigten sich der Stadt Mailand und ihres Gebiets, und behielten stets in ihren Streitigkeiten mit ihm die Oberhand.

Maximilian hatte einen großen Fehler, durch welchen er oft in nicht geringe Verlegenheit gerieth, und sich sogar Beschimpfungen zuzog — er war nämlich ein schlechter Wirthschafter, und daher fast nie bei Geld. Mit Jagden, Mummereien, und andern Lustbarkeiten, kostbaren Rüstungen, u. s. w. wurden von ihm ungeheure Summen verschwendet. Auf einem Reichstage zu Augsburg erschien er 1511 mit einem Waffenschmucke, der über 200,000 Gulden gekostet hatte, was zu jener Zeit mehr als eine halbe Million, nach dem heutigen Werthe des Geldes, war. Dagegen fehlte es ihm nicht selten an Baarschaft zu den dringendsten Ausgaben. Er blieb seinen Truppen den Sold, und oft auf seinen Zügen den Wirthen die Zeche, den Handwerksleuten den Arbeitslohn schuldig. Dagegen hatte er auch durchaus keinen Credit. Als er, sagt

man, nach einem Hoflager in Nürnberg wieder aus der Stadt wollte, ließen ihn die Bürger nicht zum Thore hinaus, und verlangten, daß er erst seine hinterlassenen Schulden an sie bezahlen sollte. Den Inspruckern war er bei einer andern Gelegenheit die Zehrungskosten schuldig geblieben. Als er daher gegen das Ende seines Lebens in ihre Stadt zurück kam, wollten sie durchaus sein Gefolge nicht aufnehmen, und Menschen, Wagen und Pferde mußten bei der rauhesten Witterung auf der Straße stehen bleiben. — Sehet, mit so wenig Achtung begegnet man einem schlechten Zahler, wäre er auch ein gekröntes Haupt. — Aus Mangel an Geld, wozu auch noch Mangel an Beharrlichkeit kam, mußte er gar manches Unternehmen aufgeben, das vielleicht unter andern Umständen durch den glücklichsten Erfolg gekrönt worden wäre. Deswegen vermochte er auch nicht die Kirchenverbesserung zu Stande zu bringen, wozu er aufgefordert wurde. Scherzend sagte er daher: Wenn Gott nicht besser für seine Kirche sorgt, als ich armer Jäger und der versoffene Julius, so wird ihr wenig geholfen werden. Er meinte den damaligen Pabst Julius II.

Seine Geldarmuth verleitete ihn auch zu mancher ungerechten That. Mit 100,000 Ducaten ließ er sich bestechen, dem jungen Bruder seiner Gemahlin, welcher der rechtmäßige Erbe von Mailand war, sein Herzogthum zu nehmen, und es dessen Oheim zu geben. Für 200,000 Ducaten verkaufte er die Stadt Verona an Venedig. — Ein Heirathsgut von 300,000 Ducaten bestimmte ihn, sich mit jener Mailändischen Prinzessin zu vermählen, was wir ihm aber keineswegs zum Vorwurfe machen wollen.

Maximilian I. romanhafte Lebensbeschreibung von ihm selbst diktirt, wurde im achtzehnten Jahrhunderte zu Gräz entdeckt, und im Jahre 1775 zu Wien in Folio herausgegeben. Sie führt den Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I. von Marx Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen,

nebst den von Hannsen Burgmaier dazu verfertigten Holzschnitten.

Zur Zeit Kaisers Maximilian I., und schon im 15. Jahrhunderte, stand der Handel der Stadt Nürnberg in dem schönsten Flor. Die Bevölkerung war auch so ansehnlich, daß im Jahre 1505 an einem Tage 48 Brautpaare in den beiden Pfarreien, St. Sebald und St. Lorenz, eingeläutet wurden. — Schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts handelten die Nürnberger mit Muskatennüssen, Gewürznelken, Zimmet, Pfeffer, und andern indischen Waaren, die über Venedig ankamen, und dieser Handel wurde immer ansehnlicher, bis zur Entdeckung des neuen Weges nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, von welcher Zeit er wieder abnahm.

Erfindung der Buchdruckerkunst. (1440.) Andere Erfindungen und Kunstfleiß jener Zeit.

Um das Jahr 1440, zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrich des Dritten, wurde zu Straßburg von einem deutschen Edelmanne, Johann von Guttenberg, die Buchdruckerkunst erfunden. Schon 1428 hatte der Harlemer Bürger, Lorenz Köster, Schrift auf hölzerne Tafeln eingeschnitten und abgedruckt, was aber noch theurer und mühevoller war, als das Abschreiben selbst. Guttenberg gerieth auf den Einfall, erst hölzerne, dann bleierne, dann Lettern anderes Metalles zu schneiden, sie an Fäden an einander zu reihen, mit Lampenruß oder Dinte einzuschwärzen, und auf Papier abzudrucken. Die Sache hatte aber noch immer sehr große Schwierigkeiten, denn es war ein mühsames Ding, jeden einzelnen Buchstaben zu stechen; auf den Gedanken, die Lettern zu gießen, gerieth er noch nicht. Er brachte es daher in Straßburg nie so weit, daß er ein ganzes Buch drukken konnte.

In der Folge (1445) zog er nach Mainz. Hier verband er sich mit Johann Faust, einem dortigen Bürger; auch Peter Schöffer, Fausts Schreiber, trat dazu, und als erstes Werk erschien eine nun überaus seltene lateinische Bibel, wahrscheinlich im Jahre 1450, allein Guttenberg entzweite sich mit Faust, kehrte nach Straßburg zurück und starb dort 1468 in Dürftigkeit.

Faust trieb das Geschäft mit seinem Schreiber, Peter Schöffer, fort; dieser erfand endlich die rechte Kunst, Buchstabenbunzen oder Stempel von Stahl zu schneiden, sie in Blei oder Kupfer abzuschlagen, und in diese Formen Buchstaben in Menge, von gleicher Stärke und Größe, abzugießen. Zu Mainz wurde auch bald darauf die bessere Druckerschwärze, aus Kienruß und Leinöl, erfunden.

Die ersten so gedruckten Bücher erregten nicht geringes Erstaunen; sie wurden für ungemein schöne, mit einer neuen, noch geheimen Kunst verfertigte Abschriften gehalten, und weil sie unbegreiflich wohlfeil waren, reissend aufgekauft. Die gewöhnlichen Abschriften der Mönche hingegen fanden beinahe gar keinen Abgang mehr. Sie rächten sich dafür an Faust dadurch, daß sie ihn für einen Schwarzkünstler ausschrieen; und das war er vermöge seiner Druckerschwärze wirklich, doch hatte er dabei durchaus keinen Verkehr mit bösen Geistern. — Dieß soll der Ursprung des bekannten Mährchens von Doctor Faust seyn, der in so vielen Schriften und Schauspielen als Zauberer vorgestellt wurde.

Der Psalter war das erste von Faust und Schöffer herausgegebene vollständige Buch. Er erschien im Jahre 1457. Die Bibel soll aber noch älter seyn. Im Jahre 1462 folgte eine neue Auflage derselben. Noch wurden aber die Abdrücke sehr theuer, um 60 Gulden und noch mehr verkauft, das Ganze als Geheimniß betrachtet, und durch Eid der Gesellen und Arbeiter gesichert. Als aber 1462 in dem Kriege der beiden Erzbischöfe von Mainz, Diether von Isenburg und Adolph von Nassau, der letztere siegreich die Stadt

einnahm, zerstreuten sich die Kunstgenossen überall hin, und bald waren in den bedeutendsten Städten Buchdruckereien angelegt.

Wie unglaublich, theuer vorher die geschriebenen Bücher waren, erhellt daraus, daß einst ein italienischer Bücherfreund ein hübsches Landgut zu Geld machte, und den ganzen Kaufschilling für einen Livius hingab.

In Nürnberg wurde das erste Buch, auf welchem der Druckort angegeben ist, im Jahre 1470 von einem gewissen Johann Sensenschmidt gedruckt.

Die Oelmalerei soll ungefähr 30 Jahre früher, als die Buchdruckerkunst, von Johann van Eyk, einem Niederländer, erfunden worden seyn; man will aber auch schon böhmische Oelgemälde aus dem 14. Jahrhunderte gesehen haben.

Um die Erfindung der Kupferstecherkunst streiten sich die Deutschen, die Italiener und die Holländer. Der erste namhafte Kupferstecher ist ein Deutscher, Martin Schön, Goldschmidt und Maler aus Kulmbach, von welchem noch viele Blätter vorhanden sind. Er starb im Jahre 1486. Aber es gibt noch eine Menge anderer Kupferstiche, die älter als Schöns Blätter zu seyn scheinen.

Unter den Erfindern aus dem fünfzehnten Jahrhunderte thaten sich besonders auch die Nürnberger rühmlich hervor. Schon in den ersten Jahren desselben hatte Rudolph, ein Bürger dieser Stadt, das Drahtziehen erfunden. Andere Nürnberger Arbeiter erdachten eine Menge niedlicher Sachen zum Spiel und zur Bequemlichkeit. Selbst die Taschenuhren sind eine ihrer Erfindungen; man nannte sie Anfangs Nürnberger-Eier. Ueberhaupt blüheten hier im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, auch schon früher, mehr als in andern deutschen Städten, Betriebsamkeit, Kunstfleiß und Handel. Baumeister, Maler, Bildhauer und Künstler aller Art zeichneten sich aus. Im vierzehnten Jahrhunderte wurden schon für den Handel, Hüte, Würfel, Nadeln, Blattgold,

Glasspiegel, Fingerhüte, Spielkarten, Saiten, Bürsten, Puppen, Drechslerarbeiten, Gewichte, Büchsen, Schellen, Paternoster, Laternen, Sporen, Teppiche, Trompeten, Lauten, Haspel, Brillen, Sammet, Sackuhren, Compasse ꝛc. gemacht. Im Jahre 1390 findet sich die erste Papiermühle zu Nürnberg, welche aus Leinenlumpen Papier verfertigte.

Schon im 13. Jahrhunderte hatte man daselbst Goldschmiede und Gürtler, Kannengießer, Klingenschmiede und Schwerdtfeger. Nur die Stadt Augsburg allein wetteiferte an Kunstfleiß mit Nürnberg.

Die Franzosen im fünften Zeitraume. Philipp August (st. 1223.) Ludwig IX. (st. 1270.) Philipp der Schöne (st. 1315.)

Wir versetzen uns jetzt zurück in die Zeiten der Kreuzzüge, und sehen, wie es von dort an bis zum Ende des 15. Jahrhunderts den Franzosen erging.

Die Herzoge und andere Reichsstände wurden in Frankreich, wie in unserm Teutschland, immer mächtiger; die Könige hingegen verloren immer mehr von ihrem Ansehen. Die furchtbarsten Vasallen hatten sie an den Herzogen der Normandie, denn diese waren zugleich Könige von England, und gar nicht geneigt, den Königen von Frankreich, ihren Lehnherren, den schuldigen Gehorsam zu leisten. Letztere hingegen suchten sie, als eingedrungene Fremdlinge, wieder aus dem Lande zu vertreiben, und so entstanden unter ihnen eine Menge blutiger Kriege, die dreihundert Jahre lang fortwütheten. Im Jahre 1180 bestieg den französischen Thron ein junger König, Philipp August, der mit vieler Kraft und Klugheit regierte. Er war schlau, geschäftig und glücklich, aber nicht sehr gewissenhaft in seinen Unternehmungen. Niemand wird es loben, daß er sämmtliche Juden unter dem Vorwande, es sey ein gottloses Volk, das allerlei Gräuel-

thaten begangen habe, eigentlich aber blos, um sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen, aus dem Reiche vertrieb. Noch schändlicher war es, daß er den Päbsten gestattete, einen Kreuzzug wider seine eigenen Unterthanen, die als Ketzer verschrieenen Albigenser, in dem Lande des Grafen von Toulouse, zu predigen, wodurch viele tausend gute und arbeitsame Bürger grausam umkamen. Ihr Hauptverbrechen war, daß sie das Ansehen des Pabstes nicht anerkennen wollten, und gegen die Unwissenheit und Unduldsamkeit der Geistlichen eiferten. Die meisten sahen sich genöthigt, ihr Vaterland zu meiden, und einen Zufluchtsort in den Gebirgen und Wäldern von Piemont zu suchen. — Wahren Ruhm hingegen erwarb sich Philipp August dadurch, daß er den Räubereien der Großen Einhalt that, und die Engländer mit Waffengewalt aus der Normandie vertrieb.

Ludwig IX. oder der Heilige, sein Nachfolger, verdankte diesen Beinamen einer ungeheuchelten, freilich oft abergläubischen Frömmigkeit, wodurch er sich verleiten ließ, zwei unglückliche Kreuzzüge, den ersten gegen Aegypten (1248—1254), den andern gegen Tunis (1270) zu unternehmen. Auf dem letzten starb er im Jahr 1270 an der Pest. Frankreich verlor an ihm einen weisen, edelgesinnten, muthigen und liebenswürdigen Fürsten. Er vergrößerte seine Staaten, aber nicht durch Kriege und Ungerechtigkeiten, auch nicht durch Benutzung der Uneinigkeit unter seinen Nachbarn; er suchte im Gegentheile ihre Streitigkeiten in der Güte beizulegen, und erwarb sich durch seine Mäßigung allgemeines Zutrauen.

Philipp der Schöne (1285) wurde, durch sein Benehmen gegen die Päbste, ein wahres Muster für die andern Regenten. Auch ihm wollten sie Gesetze vorschreiben; sie suchten ihn mit dem Bannfluch zu erschrecken und zu unterjochen; allein er lachte ihrer Drohungen, sagte ihnen ganz den Gehorsam auf, ließ den übermüthigen Bonifaz VIII. gefangen nehmen, und züchtigte ihn, wie er es verdiente. Die folgenden Päbste wußte er schlau nach Avignon zu ziehen,

damit er sie mehr in der Nähe und in seiner Gewalt haben möchte, und so blieb er immer Herr über sie. Unter diesem Philipp nahmen die Tempelherrn, denen eine Menge Laster und unter andern heimlicher Abfall von der christlichen Religion Schuld gegeben wurde, ein trauriges Ende. Ihr Großmeister wurde 1314 verbrannt, und der Orden überall mit Gewalt aufgehoben. Philipps Andenken wurde auf ewig durch seine Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen sie gebrandmarkt. Er starb im Jahre 1315, zur Zeit, da Ludwig der Bayer und Friedrich von Oesterreich in Deutschland regierten.

Philipp VI. (1328) und sein Nachfolger.

Bald nach Philipps des Schönen Tode starb die Capetingische Hauptlinie aus, und die Valois, eine Seitenlinie, kamen mit Philipp VI. auf den französischen Thron. Allein der englische König, Eduard der Dritte, behauptete, durch seine Mutter, eine Tochter Philipps des Schönen, ein näheres Recht daran zu haben. Hieraus entstand ein Krieg, der für Philipp eine sehr unglückliche Wendung nahm. Er verlor den größten Theil seines Reichs. In den nördlichen Provinzen blieb ihm kaum noch die Stadt Calais. Auch diese wurde von den Engländern enge eingeschlossen, und durch eine lange Belagerung so ausgehungert, daß sie sich genöthigt sah, Abgeordnete in Eduards Lager vor die Stadt zu schicken, und um Gnade zu bitten. Er gewährte sie ihnen unter sehr harten Bedingungen. Sechs der vornehmsten Bürger sollten barfuß, in bloßem Hemde, mit einem Strick um den Hals vor ihm erscheinen, und zu seinen Füßen ihr Schicksal erwarten. Der Zorn, der bei diesem Ausspruche aus des Königs Augen leuchtete, versprach nichts Gutes. Die Abgeordneten schlichen traurig zurück, und ihre Bothschaft verbreitete in der Stadt allgemeine Bestürzung.

Ein edler Bürger, Eustach von St. Pierre, stand aber auf, und erklärte, er sey bereit, dem Vaterlande sein Leben zum Opfer zu bringen. Fünf andere Bürger folgten seinem Beispiele, ließen sich den Strick um den Hals legen, und gingen barfuß, im blanken Hemde, und mit entblößtem Haupte, hinaus zu König Eduard, und warfen sich vor ihm nieder. Alle Edeldenkende hofften, er würde, gerührt von dem Gehorsam und der Vaterlandsliebe dieser biedern Männer Gnade an ihnen ergehen lassen; allein der König wollte nichts als aufrührerische Unterthanen in ihnen sehen, die sich weigerten, ihn als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen, und ertheilte Befehl, sie vor seinen Augen aufzuknüpfen. Umsonst waren die Fürbitten der Großen seines Hofes, und selbst seines eigenen Sohnes; doch wurde endlich sein hartes Herz noch durch die rührenden Vorstellungen seiner Gemahlin Philippa erweicht. Das Leben der edlen Männer war geborgen, alle Einwohner aber mußten, ohne Gnade, die Stadt verlassen.

Um jene Zeit herrschte über das Dauphiné Humbert, Graf von Viennois. Er war der Vater eines liebenswürdigen Kindes, das die Freude und Lust seines Lebens war. Einst, da er mit demselben sorglos an dem Fenster seines Schlosses spielte und lachte, entschlüpfte der muntere Knabe den Armen des Vaters und stürzte in den vorbei strömenden Rhone-Strom. Trostlos verlebte nun der unglückliche Graf seine übrigen Tage; und da ihm kein anderer Sohn geboren wurde, vermachte er sein Land, ob es gleich dem deutschen Reiche angehörte, dem Könige von Frankreich. Ueberdem brachte Philipp VI. Champagne, Brie, die Grafschaft Montpellier an sein Haus. Dagegen verlor sein Sohn Johann viel andere schöne Provinzen, die aber unter seinem Nachfolger Karl V., wieder gewonnen wurden.

Karl VI. († 1422.) Karl. VII. Das Mädchen von Orleans. (1429.)

Nach Karl V. wurden die Franzosen 30 Jahre lang vom Himmel mit einem wahnsinnigen Könige, Karl VI., gestraft. Frankreich gerieth unter ihm in die schrecklichste Zerrüttung. Es entstanden Bürgerkriege; die Engländer benützten sie, und eroberten den größten Theil von Frankreich. Als im Jahre 1422 der wahnsinnige Karl starb, blieb seinem Sohne Karl VII., nur noch ein Stück davon übrig. Zum Glücke fehlte es ihm nicht an Muth und Standhaftigkeit, und zu noch größerem Heile für ihn, erweckte der Himmel zu seiner Hülfe das berühmte Mädchen von Orleans.

Dieses Mädchen hieß Johanna D'Arc. Sie war aus Domremy in Champagne gebürtig, und damals nicht 18 Jahre, wie man vorgibt, sondern schon 27 Jahre alt. Auf dem Lande aufgewachsen, hatte sie von Kindheit an gelernt, die härtesten Arbeiten zu verrichten, mit Pferden umzugehen, sie zu satteln und zu reiten. Trotz ihrer rauhen Erziehung, besaß das Mädchen ein tieffühlendes Gemüth, und einen merklichen Hang zur Schwärmerei. Das Unglück ihres jungen liebenswürdigen Königs, und ihres Vaterlandes überhaupt, schmerzte sie außerordentlich. Täglich liefen die schlimmsten Nachrichten ein, die ihr Innerstes bewegten. Stunden lang brütete sie in der Einsamkeit, und sann auf Mittel, wie etwa geholfen werden könnte. Bald hatte sie keinen andern Gedanken mehr. Es erschienen ihr im Traume viele himmlische Gestalten: Gott der Vater, die Jungfrau Maria, und die Schutzheiligen des Landes. Sie wurde von ihnen ermahnt, sich aufzumachen, und zur Vertheidigung ihres Königs das Schwerdt zu ergreifen. Johanna hatte keine Ruhe mehr; sie mußte gehorchen. Auf ihr Begehren wurde sie dem Könige vorgestellt. Ihre begeisterten Reden, ihre rollenden Augen, die Schilderung ihrer Erscheinungen, dies alles machte in jenen abergläubischen Zeiten tiefen Eindruck

auf Karln VII. und den ganzen Hof. Nicht geringeres Aufsehen erregte das Wundermädchen in der Stadt, und bald im ganzen Lande. Es wurde beschlossen, ihre Erscheinung zu benützen. Sie erhielt männliche Kleidung, eine vollständige Rüstung, ein gutes Pferd. Muthig schwang sie sich hinauf, und tummelte es, unter dem Zujauchzen des ganzen Volkes, trotz dem geübtesten Reiter. Man erinnerte sich nicht, daß sie zu solchen Uebungen erzogen worden war, und hielt sie für ein übernatürliches Wesen.

Die Stadt Orleans wurde damals von den Engländern belagert; Johanna erhielt den Auftrag, eine Zufuhr an Lebensmitteln hineinzubringen. Sie stellte sich an die Spitze des Zugs; ihr Ruf war schon vor ihr hergegangen. In der einen Hand eine Fahne, in der andern ein Schwerdt haltend, näherte sie sich dem Lager der Engländer, und befahl ihnen auszuweichen. Erschrocken traten sie ihr aus dem Wege, und blieben wie versteinert stehen. Kein Aufruf ihrer Anführer fand Gehör, kein Arm regte sich. Der ganze Wagenzug kam glücklich in die Stadt. Noch nicht zufrieden mit dieser ersten Heldenthat, wagte sie es, die festesten Posten der Feinde anzugreifen, und nahm ihnen alle ihre Verschanzungen weg. Der bloße Ruf: die Jungfrau kommt! jagte alle Engländer in die Flucht. Die Franzosen hingegen fühlten sich unter einer solchen Anführung mit hohem Muthe belebt; in ihren Augen war das Mädchen ein Engel Gottes, in den Augen der Engländer eine unwiderstehliche Zauberin. Schon nach neun Tagen mußte die Belagerung aufgehoben werden.

Das erste Werk war vollbracht. Nun wartete ihrer noch ein zweites größeres. Johanna hatte sich nämlich vorgenommen, den König, wie ihr von der Gottheit war eingegeben worden, mitten durch seine Feinde zur Krönungsstadt Rheims zu führen, und ihn dort salben zu lassen. Der ganze Weg dahin war mit Feinden besetzt, aber sobald sie sich blicken ließ, sobald der Ruf: die Jungfrau! erscholl,

stäubten sie auseinander, und ließen sie mit ihren Schaaren ziehen. Alle Städte öffneten die Thore und schickten ihr die Schlüssel entgegen. Rheims wurde glücklich erreicht, und die Krönung vollzogen. (1429.)

Von nun an hatte Johanna keine Eingebungen mehr. Sie wünschte zu ihrer ländlichen Ruhe zurück zu kehren, und wohl ihr, wenn ihr Wunsch erfüllt worden wäre! Allein man wollte sie nicht ziehen lassen, man wollte den Schrecken, den ihre Gegenwart verbreitete, noch länger benützen. Doch die erste Furcht konnte nicht Jahre lang anhalten; man erholte sich nach und nach davon; man fing an Widerstand zu leisten; ein einziges verlornes Gefecht mußte sie ganz um ihr Ansehen bringen. Dieß geschah wirklich im Jahre 1430 bei einem Ausfalle, den sie aus der Stadt Compiegne machte. Ihre Kriegsschaar wurde zurückgeschlagen, und sie selbst von den Belagerern, den Burgundern, gefangen genommen, und an die Engländer ausgeliefert.

Hoch erfreut über diesen glücklichen Fang, ließen sie in allen Kirchen ein Te Deum singen; das arme Mädchen aber mußte zu Rouen ein ganzes Jahr lang in einem tiefen dumpfigen Kerker in Ketten schmachten, und am Ende ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigen. Sie wurde 1431 auf dem Marktplatze zu Rouen als eine Hexe und Ketzerin verbrannt.

Karl hatte Zeit, aber nicht Streitkräfte genug, die Bedauerungswürdige zu retten. Sechs Jahre nach ihrem Tode, erhob er aber, zur Ehre ihres Andenkens, die ganze Familie in den Adelstand; und als im Jahre 1449 die Engländer vollends aus der Normandie vertrieben waren, wurden ihr zu Rouen und Orleans Bildsäulen errichtet, und jährliche kirchliche Feierlichkeiten zu ihrem Andenken angeordnet.

Die Engländer von Heinrich II. bis Heinrich VI. (1154 — 1485.)

Erst in diesem Zeitraume unterwarf sich ein englischer König, Heinrich II., aus dem französischen Hause Anjou, die Insel Irland. Eben dieser König hatte ungeheure Besitzungen in Frankreich. Ihm gehörte die Normandie, Anjou, Maine, Touraine, Guienne und Poitou. Sein Sohn, Richard Löwenherz, (1189—1195) der zu den Zeiten Kaisers Heinrichs VI. lebte, wurde berühmt durch seinen Kreuzzug in das heilige Land, durch seine Tapferkeit und sein Unglück. Auf seiner Rückreise aus Palästina 1192 ließ ihn nämlich der Herzog von Oesterreich, der von ihm beleidigt worden war, gefangen nehmen, und verkaufte ihn an Kaiser Heinrich VI., der ihn erst über ein Jahr darauf 1194 gegen ein Lösegeld von 100,000 Mark Silber wieder in Freiheit setzte. Er hatte alles Mißgeschick, das ihn traf, an seinem allzugütigen Vater verschuldet, den der Undankbare von dem Throne zu stoßen gesucht hatte, und der sich darüber zu Tode grämte. Richards schwacher und niederträchtiger Bruder, Johann, wurde (1199) sein Nachfolger. Er machte sich aber bald verächtlich und verhaßt bei seinen Unterthanen. Da er auch die Geistlichkeit zu drücken suchte, so belegte der Pabst das Land mit einem Interdict, das heißt, er erließ ein Verbot, den öffentlichen Gottesdienst zu halten. Zugleich sprach er den Kirchenbann wider Johann aus, entband dessen Unterthanen von dem Eide der Treue, und verschenkte sein Land an den König von Frankreich. Deswegen hieß dieser englische König: Johann ohne Land. Bald darauf kam ein päbstlicher Legat nach England. Der muthlose Johann demüthigte sich, kniete vor ihm nieder, bekannte sich, zur Büßung seiner Sünden, für einen Lehensmann des heiligen Vaters, und versprach ihm eine jährliche Geldsteuer zu entrichten. Durch diese Herabwürdigung erlangte er die Krone wieder, die kein Pabst ihm hätte rauben

können, wenn nicht die Liebe und die Achtung seiner Unterthanen von ihm verscherzt worden wären. Seine Regierung ist übrigens dadurch wichtig, daß er im J. 1215. Jun. auf der Wiese Runemede zwischen Staines und Windsor den Engländern in der Magna Charta ihre uralten Rechte und Freiheiten bestätigen mußte, welche Acte bis auf diesen Tag die Grundlage der englischen Freiheit ist.

Ich übergehe die Geschichte einiger anderer englischer Könige. Im Jahre 1327 bestieg Eduard III. den Thron, der nämliche, der den französischen König Philipp VI. schlug, und Calais eroberte. Von seinem Sohne Eduard, (wegen seiner Rüstung der schwarze Prinz genannt) wurde der König von Frankreich, Johann gefangen genommen. Durch Heinrich V. wurden in Frankreich sehr große Eroberungen gemacht, und im Jahre 1420 mit den Franzosen ein Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen er nach dem Tode Karls VI., des Wahnsinnigen, König von Frankreich werden sollte; allein Heinrich starb früher als Karl, und unter seinem Sohne Heinrich VI., der damals noch ein Kind von neun Monaten war, gingen alle seine Eroberungen wieder verloren. Das Mädchen von Orleans ergriff das Schwerdt gegen die Engländer; die Folgen sind euch schon bekannt.

Die Portugiesen.

Erst in diesem Zeitraume wurde Portugal durch Alphons, den Sohn Heinrich von Burgund, ein Königreich (S. Seite 158). Lange hatte dieses kleine Reich keinen großen Einfluß auf die andern Staaten; desto wichtiger machte es sich aber im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte durch seine Schifffahrt, und die wichtigen Entdeckungen seiner Seefahrer in Africa, Ostindien und America.

Ein portugiesischer Prinz, Heinrich, ein Sohn Königs Johann I., der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhun-

derts lebte, zur Zeit, da in Teutschland Kaiser Sigmund regierte, war ein großer Freund der Schifffahrt. Er glaubte, es möchten an der Westküste von Africa noch viele wichtige Entdeckungen zu machen seyn, und konnte sich nicht überzeugen, daß der heiße Erdstrich zwischen den beiden Wendekreisen ganz von der Sonne durchglüht, und von Menschen unbewohnt seyn solle, wie man es sich zu jener Zeit einbildete. Auf jeden Fall wollte er wissen, wie weit zu kommen sey. Er ließ daher Schiffe ausrüsten, und sandte sie auf Entdeckungsreisen aus. Eines davon wurde im Jahre 1418 durch widrige Winde nach der Insel Porto Santo getrieben, die man damals noch nicht kannte. Schon eine neue Entdeckung! Es wurden portugiesische Colonisten hingesandt, die das Land mit dem besten Erfolge anbauten. Von dieser Insel aus sah man bei hellem Wetter gegen Süden einen Nebelberg. Es wurde beschlossen, darauf loszusteuern, und siehe da, es fand sich (1419), daß es eine zweite große, ganz mit Wald bedeckte Insel, das jetzt allen aus der Geographie so wohl bekannte Madera war. Die Waldungen wurden größtentheils niedergebrannt, und die mit seiner Asche gedüngte Erde mit Weinreben, Zuckerrohr, Getreide, und andern europäischen Gewächsen bepflanzt. — Bald wurde der edle Maderawein in der ganzen Welt berühmt.

Hoch erfreut über den glücklichen Erfolg der ersten Versuche, ließ Prinz Heinrich die Entdeckungsreisen fortsetzen. Es wurde von seinen Seefahrern erst das Vorgebirge Bojador, dann auch das grüne Vorgebirge umschifft. Sie befanden sich jetzt in dem heißen Erdgürtel, den sie so sehr gefürchtet hatten, und wurden nicht von der Sonnengluth verbrannt. Dagegen erschreckte sie an der Küste von Guinea eine andere furchtbare Erscheinung. Sie sahen an dem Strande ganze Schaaren von Teufeln, alle schwarz, wie Kohle, mit krausen Haaren, flachen Nasen, dicken Lippen, schneeweißen Zähnen; nur Schwanz, Hörner und Bocksfüße fehlten ihnen. — Ihr merket schon, daß es guineische Neger

waren, dergleichen sie noch nie gesehen hatten. Nach und nach machten sie sich mit ihnen vertraut; es wurden sogar einige eingefangen, und nach Lissabon geführt, wo man sie mit dem größten Erstaunen betrachtete. — Prinz Heinrich hielt es jetzt für nöthig, von dem Pabste den Portugiesen alle Länder schenken zu lassen, die sie schon entdeckt hatten, und noch entdecken würden; und der heilige Vater, der so gerne hingab, was ihm nicht gehörte, ließ ihre Bitte nicht unerfüllt. — Die Entdeckungsreisen wurden fortgesetzt; man fand im Jahre 1448 die azorischen Inseln, und später die Inseln des grünen Vorgebirges.

Nach Heinrichs Tode, der 1463 erfolgte, ließ eine Zeit lang der Entdeckungseifer nach, denn König Alphons V. war zu sehr mit seinen Kriegen gegen die Mauren beschäftigt. Desto wärmer nahm sich der Schifffahrt sein Sohn Johann II. an, der von 1481 bis 1495 regierte. Unter ihm wurde die Gold- und Sklavenküste entdeckt und seine Schiffe kamen bis über die Linie hinaus zum Königreiche Congo. König Johann hatte sich vorgenommen, ganz Afrika umschiffen, und zur See einen neuen Weg nach Indien suchen zu lassen. Er hielt das für möglich, weil, allen Nachrichten zu Folge, die Aegypter bereits zu Nechos Zeiten von dem rothen Meere aus um Africa herum geschifft, und durch das mittelländische Meer wieder nach Hause gekommen waren.

Schon seit den Kreuzzügen wurde nach Teutschland, von Italien aus, ein sehr starker Handel mit indianischen Waaren getrieben. Sie kamen auf ostindischen Schiffen bis an das rothe Meer; von da aus wurden sie auf arabischen Fahrzeugen nach der Stadt Suez, und dann weiter, auf Kameelen oder Wagen, nach Alexandrien in Aegypten gebracht. Dort holten die Venetianer sie mit ihren Schiffen ab, und versendeten sie um ungeheure Preise in die umliegenden Länder. Dadurch gelangten diese Handelsleute zu außerordentlichem Reichthume, und ganz Europa war ihnen tribut-

bar. Gelang es den Portugiesen, einen Weg zur See nach Indien zu finden, und den einträglichen Handel an sich zu ziehen, so war aller dieser Gewinn ihnen, und er mußte noch viel bedeutender werden, da sie die Waaren aus der ersten Hand bezogen. Es lohnte daher wohl der Mühe, einen solchen Weg, was es auch kosten möchte, ausfindig zu machen. Der Seefahrer Bartholomäus Diaz kam wirklich so weit, daß er das Vorgebirge der äußersten Spitze von Africa schon vor sich liegen sah; allein er wußte nicht, wie nahe er seinem Ziele war. Entsetzliche Stürme, die sich erhoben, Mangel an Lebensmitteln, und eine allgemeine Empörung des Schiffsvolks, das ihm nicht weiter folgen wollte, nöthigten ihn, wieder umzukehren. Er gab jenem Vorgebirge den Namen des Stürmischen, allein König Johann, höchst vergnügt über die neue Entdeckung, sprach: Nein, nicht das Vorgebirge der Stürme, sondern das Vorgebirge der guten Hoffnung soll es heißen. Endlich im Jahre 1498 umschiffte ein portugiesischer Edelmann, Vasco de Gama, wirklich das merkwürdige Cap, segelte an der Südküste von Africa hin, und erreichte glücklich die indianische Stadt Calicut, auf der malabarischen Küste. Dieß geschah unter der Regierung des Königs Emanuel. Johann der Zweite war schon einige Jahre früher gestorben.

Nun bemüheten sich die Portugiesen, den Arabern den einträglichen Handel mit Zimmet, Gewürznelken, Pfeffer, Ingwer, Seide, Baumwollenzeugen und Edelsteinen aus den Händen zu winden, und dieß gelang ihnen. Sie gewannen dabei ungeheure Schätze, wodurch sie zur See immer mächtiger wurden; die Venetianer aber verloren nach und nach ganz jenen einträglichen Handel, weil sie mit den Portugiesen nicht mehr Preis halten konnten. Aus den Entdeckungen der letzteren entstanden aber auch langwierige Kriege mit den Indianern und den europäischen Seemächten. Die Portugiesen baueten in Vorderindien die Stadt Goa, und die Festung Diu; sie nahmen die Stadt Malacca in Hinter-

indien weg, besetzten die Insel Ceylon, die Maldivischen Inseln, die Gewürzinseln, und drangen nach und nach bis nach China.

Durch einen glücklichen Zufall machten sie noch eine andere große Entdeckung. Einer ihrer Seefahrer, Namens Cabral, der um Africa herum nach Ostindien segeln wollte, wurde durch Ostwinde von seiner Straße abgetrieben, und westwärts einem großen unbekannten Lande zugeführt, das er glücklich erreichte. Er fand es so angenehm, so fruchtbar, so reich an natürlichen Schätzen, daß er sich über seine Entdeckung nicht genug freuen konnte. Dieß war das gold- und diamantenreiche Brasilien, das bis zu unsern Zeiten die wichtigste und einträglichste Besitzung der Portugiesen außerhalb Europa war, dessen mineralische Schätze man aber damals noch nicht kannte, weshalb man es nur zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden bestimmte. Erst 1698 wurden in der Provinz Minas-Geraes Goldgruben, und erst 1728 ebendaselbst auch Diamanten entdeckt. Cabral nahm sogleich, im Namen seines Königs, Besitz davon, und verewigte dadurch seinen Namen. Der Weg nach Ostindien, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, wurde fünf Jahre nach der Entdeckung von America, Brasilien aber erst im Jahre 1500 entdeckt.

Die Spanier.

Ihr werdet euch erinnern, daß die spanische Halbinsel schon seit langer Zeit zwischen arabischen und christlichen Königen getheilt war. Letztere breiteten sich, bei der Uneinigkeit ihrer Feinde immer weiter aus, und ließen den Arabern endlich nichts weiter mehr, als das einzige Königreich Granada. Durch die Vereinigung mehrerer kleiner christlicher Königreiche, entstanden zwei große Staaten, Castilien und Aragonien. Ueber beide herrschte gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, Ferdinand der Katholische, der auch

das kleine Königreich Navarra besaß, und noch überdem das Königreich Granada von den Arabern eroberte. Er war folglich der Alleinherrscher über ganz Spanien. Bald vermehrte er auch noch seine Besitzungen durch einen Theil des neu entdeckten America, und wurde dadurch zum mächtigsten Könige seiner Zeit.

Entdeckung von America. (1492.)

Die Entdeckung von America verdankte Ferdinand der Katholische nicht einem seiner Unterthanen, sondern einem Fremdlinge, dem Genueser Christoforo Colombo. Dieser Mann war der Sohn eines Seefahrers, der sich in Lissabon mit der Tochter eines andern Seemannes verheirathet hatte. Bei seinem Schwiegervater fand Colombo gute Instrumente zur Schifffahrt, und treffliche Charten, durch deren Anblick er sich überzeugte, daß auf der andern Seite unserer Erdkugel noch große Länder liegen müßten, um den drei schon bekannten Welttheilen das Gleichgewicht zu halten. Hierzu kamen noch andere Umstände und Beobachtungen, die ich mit Stillschweigen übergehe. Sie erregten in ihm ein brennendes Verlangen, nach dem Beispiele der Portugiesen, Entdeckungsreisen zu unternehmen; aber nicht ostwärts, wie diese, sondern nach Westen. Zuerst bot er seine Dienste der Republik Genua, seinem Vaterlande, an; er wurde aber abgewiesen. Nun wandte er sich mit seinem Antrage an den König Johann II. von Portugal, wo er eben so wenig Gehör fand; er wurde für einen leeren Projektmacher gehalten. Hierauf legte er seinen Plan dem Könige Ferdinand von Spanien, und seiner Gemahlin Isabelle vor. Da fand er endlich den erwünschten Eingang; aber nicht ohne Mühe. Acht Jahre lang ließ man ihn bitten und harren, bis ihm endlich drei kleine Schiffe, mit 150 Mann Besatzung, ausgerüstet wurden. In seinem Vertrage mit dem

Könige hatte er als Bedingung festgesetzt, daß er in den von ihm entdeckten Ländern zum königlichen Statthalter und Großadmiral seiner Flotten ernannt werden, auch einen bestimmten Antheil an dem Gewinn der Unternehmung haben sollte.

So bestieg er nun das Schiff Maria, und lief, begleitet von den beiden andern, am dritten August 1492 aus dem Hafen von Palos aus. Erst nahm er seinen Lauf nach den Canarischen Inseln, wo er sich mit frischem Wasser versah, dann steuerte er südwestwärts in den weiten Ocean hinaus. Anfangs war seine Mannschaft guten Muthes und voll Hoffnung; als aber acht, vierzehn, ja zwanzig Tage vergingen, ohne daß eine Spur von Land zu sehen war, da entstand Unzufriedenheit, Muthlosigkeit, Murren und Empörung. Seht ihr nicht, sprachen die Aufwiegler, daß er uns auf dieser gränzenlosen Wasserwüste einem sichern Verderben entgegen führt? Wir müssen ihn zur Rückkehr zwingen, oder noch besser, ihn ganz über Bord werfen. — Unserm Colombo war bei dieser Stimmung seiner Leute, und einigen seltsamen Erscheinungen, die sich ereigneten, nicht mehr wohl zu Muthe: Die Magnetnadel zeigte nicht mehr richtig nach dem Nordpol; das Meer fing an einer Wiese zu gleichen; es war so dicht mit Gras bewachsen, daß die Schiffe in ihrem Laufe gehindert wurden. Bald darauf ließen sich aber große Flüge Vögel sehen, und wo Vögel sich zeigen, da kann auch das Land nicht ferne seyn. Das aufrührische Schiffsvolk wurde durch diese Bemerkung wieder etwas beruhigt. Als man aber nach einigen Tagen noch immer nichts entdeckte, murrte es lauter als zuvor. Colombo bat sich nur noch drei Tage Geduld aus, und versprach zurück zu kehren, wenn sich in dieser Zeit kein Land finden sollte. Es zeigte sich bald darauf eine Nebelbank, die er für so etwas hielt. Am 11. October erschallte endlich von dem Mastkorbe des vorausseglenden Schiffes herab der frohe Ruf: Land! Land! Es war die Insel Guanahani, oder San-Sal-

RAPHAEL'S SISTINE TAPESTRY.

Digitized by Google

vador, die sie vor sich sahen. Mit einer Fahne in der einen, mit dem Schwerdte in der andern Hand, sprang bald darauf Colombo zuerst an das Land, mitten unter die erstaunten Einwohner, die nie solche Menschen und solche Schiffe gesehen hatten. Die Fahne wurde aufgepflanzt, und die Insel im Namen des Königs von Spanien in Besitz genommen. Neumüthig warfen sich jetzt die Soldaten zu Colombo's Füßen, begrüßten ihn als königlichen Statthalter und Großadmiral, und fleheten um Verzeihung wegen ihres Murrens.

Auf dieser ersten Fahrt entdeckte Colombo auch noch die großen Inseln Cuba und Hispaniola, oder St. Domingo. Da er aber ein Schiff verloren hatte, und seine übrige Mannschaft zu weiteren Entdeckungen nicht mehr stark genug war, so hielt er es für rathsam, nach Spanien zurück zu kehren, und Bericht von dem Erfolge seiner ersten Unternehmung zu erstatten. Dieß geschah. Er erreichte glücklich am 15. März 1493 die spanische Küste, und lief, unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken, in den Hafen von Palos ein. Sogleich reisete er nach Barcellona, wo sich damals der Hof befand, und hielt mit seiner Mannschaft einen feierlichen Einzug. Die Produkte der neu entdeckten Länder wurden im Triumphe vor ihm hergetragen. Der Monarch empfing ihn auf seinem Throne sitzend, begrüßte ihn als den Entdecker einer neuen Welt, ließ ihm einen Sessel reichen, überhäufte ihn, nach Anhörung seines Berichtes, mit Beweisen hoher Gnade, und erhob ihn zu dem Range eines spanischen Großen.

Noch in demselben Jahre, am 15. September 1493, lief Colombo zum zweitenmal mit 17 Schiffen und 1500 Mann aus. Er machte neue Entdeckungen, seine Mannschaft aber, die statt des gehofften schnellen Reichthums nur Arbeit und Beschwerden fand, brach wieder in lautes Murren aus, und die Offiziere suchten sich dafür durch Verläumdungen bei Hofe zu rächen. Dadurch wurde Colombo bewogen, zum

zweitenmal nach Europa zurück zu kehren, um sich zu verantworten, und dem Könige die erbeuteten Schätze einzuhändigen.

Im Jahre 1498 unternahm er mit 6 Schiffen seine dritte Reise. Jetzt wurden von ihm die Insel Trinidad, und noch andere mehr entdeckt. Er steuerte weiter westwärts, erreichte glücklich das feste Land, und setzte seine Entdeckungen an der Küste von Cumana, und in dem Meerbusen von Mexico fort. Allein bald erhob die Verläumdung aufs Neue ihre Stimme. Er wurde vor dem Könige angeklagt, als strebe er nach Unabhängigkeit, und suche sich zum Herrn über die entdeckten Länder aufzuwerfen. Dadurch wurde Ferdinands Mißtrauen erregt. Er sandte einen Bevollmächtigten mit unumschränkter Gewalt ab, Colombo's Benehmen zu untersuchen. Bovadilla, so hieß dieser Mann, der Colombo's persönlicher Feind war, ließ ihn sogleich, auf die Aussage einiger gewissenloser Zeugen, verhaften, und in Ketten legen. So gefesselt, wurde der Entdecker einer neuen Welt auf ein Schiff gebracht, und als Verbrecher nach Europa zurück gesandt.

Gleich nach seiner Ankunft schrieb er an den König, und meldete ihm mit Würde, wie ihm begegnet worden war. Auf des Monarchen Befehl wurden ihm sogleich die Fesseln abgenommen; er wurde nach Hofe berufen, mit Auszeichnung empfangen, von allen Anklagen losgesprochen, und in seine Würden wieder eingesetzt. In dem Herzen des Königs blieb aber doch noch immer ein Rest von Mißtrauen zurück. Es wurde ein Anderer als Statthalter nach Hispaniola geschickt; zwei Jahre lang ließ man Colombo vergeblich um eine Flotte zur Fortsetzung seiner Entdeckungen bitten, und endlich fertigte man ihn mit vier armseligen Schiffen ab. Am zweiten März 1502 lief er damit aus, und erschien nach einigen Monaten auf der Rhede von Hispaniola. Der schändliche Statthalter der Insel hatte die Dreistigkeit, ihm, dem Entdecker derselben, das Einlaufen in den Hafen zu

verwehren. Vergeblich stellte Colombo vor, daß ein aufsteigendes Gewitter mit einem nahen Sturme drohete; er mußte anderswo einen Zufluchtsort suchen. Auf dieser Reise war der große Mann höchst unglücklich. Nach langem vergeblichen Bemühen, eine Durchfahrt durch die Landenge von Darien zu finden, verlor er zwei von seinen Schiffen durch einen Sturm, und die beiden andern scheiterten in der Nähe der Insel Jamaica. Kaum konnte er seinen Leuten und sich noch das Leben retten. Ein ganzes Jahr lang mußte er sich hier aufhalten, bestürmt von seiner Mannschaft mit Vorwürfen, Schmähungen und Verwünschungen, die zuletzt in offenbare Feindseligkeiten ausarteten. Endlich erschien ein Schiff zu seiner Befreiung. Er kehrte krank nach Spanien zurück, meldete sich beim König, und drang auf die Erfüllung ihres Vertrags. Allein die Entdeckung der neuen Welt war gemacht; man brauchte keinen Colombo mehr; er wurde weder Statthalter, noch Großadmiral, auch erhielt er weiter keinen Antheil an der Ausbeute der entdeckten Länder. Der Gram verkürzte sein Leben. Er starb zu Valladolid im 59. Jahre seines Alters, und nahm die Ketten, die er getragen hatte, als ein Denkmal des Undanks der Großen dieser Erde, mit in das Grab.

Der neu entdeckte Welttheil wurde nicht nach seinem Namen Columbia, sondern nach Amerigo Vespucci, einem Florentiner, der von 1497 bis 1503 eine Entdeckungsreise dahin machte, folglich erst nach Colombo kam, America genannt.

Cortez erobert Mexico. (1518.)

Im Jahre 1518 wurde Ferdinand Cortez, ein unternehmender und tapferer Seemann und Krieger von Velasquez, dem Statthalter von Cuba mit 10 Schiffen und 600 Mann, 18 Pferden und einigen Feldstücken, auf

Entdeckungen ausgesandt. Er verfolgte den Weg, den ihm Colombo gezeigt hatte, lief in den Mexicanischen Meerbusen ein, und landete an den Küsten des damals noch unbekannten Mexicanischen Reichs, das, wie er bald sah, von keinen rohen Wilden, sondern von ziemlich gebildeten Indianern bewohnt war. Er erfuhr von ihnen, daß ihr Land reich an Gold sey, und von einem mächtigen Kaiser, auch vielen kleinen Fürsten, Kaziken genannt, beherrscht werde. Die Hauptstadt ihres Regenten liege, sagten sie, 20 Tagereisen landeinwärts, und heiße Mexico.

Cortez nahm sich vor, einen Zug nach dieser berühmten Stadt zu unternehmen, als nach einigen Wochen Abgeordnete vom Kaiser Montezuma erschienen, und sich erkundigten, was er begehre? Er gab vor, er habe einen wichtigen Auftrag von seinem Könige an den Regenten von Mexico. — Montezuma konnte nicht einsehen, was ein Mann, der aus so fernen Landen kam, für einen Auftrag von einem ihm ganz unbekannten Fürsten haben möchte, und sehnte sich gar nicht nach einer nähern Bekanntschaft mit ihm. Um sich die Fremden mit guter Art vom Halse zu schaffen, schickte er ihnen reichliche Geschenke, und ließ sie bitten, sich zu entfernen. Cortez bestand auf seinem Zuge, und unternahm ihn endlich wider den Willen des Kaisers von Mexico.

Anfangs ging alles gut. Man ließ ihn ungehindert vorrücken; die gute Mannszucht, die er hielt, die Reiter auf stolzen, in jenem Erdtheile unbekannten Rossen, die neuen Waffen der Spanier, ihre Kanonen, aus welchen bisweilen, zu nicht geringem Schrecken der Indianer, blinde Schüsse donnerten: dieß alles hielt sie in Respect. Einigemale wurden zwar im Innern des Landes Meutereien gegen ihn angezettelt; allein Cortez bekam Nachricht davon, und bestrafte sie schrecklich. Einst ließ er, auf einen bloßen Verdacht, fünfzig Indianern beide Hände abhauen; ein andermal überfiel er sie, ließ über 6000 Menschen theils erschießen, theils niedersäbeln, und ihre Häuser anzünden. So erreichte er

endlich die Stadt Mexico, die auf einer Insel in einem See lag, und stand vor ihren Thoren, ehe noch der Kaiser recht wußte, ob er ihn als Freund oder Feind empfangen sollte.

Doch zu einer feindseligen Behandlung war es jetzt nicht mehr Zeit. Montezuma bestieg einen Tragsessel, und ließ sich, von den Großen seines Hofes begleitet, den Fremdlingen entgegen tragen. Cortez saß zu Pferde; als Montezuma sich ihm näherte, stieg er ab, ging dem Kaiser entgegen, und brachte ihm einen Gruß von dem Könige von Spanien, der noch nicht ahnete, daß ein Montezuma in der Welt sey. Seine Höflichkeit wurde von dem Kaiser freundlich erwiedert.

Nachdem die weißen und bärtigen Spanier, mit ihrer seltsamen Kleidung, ihren schnaubenden Rossen, ihren Flinten und Kanonen lange genug waren angestaunt worden, ließ der Kaiser ihnen ein großes, steinernes Gebäude einräumen, daß sie sogleich in Besitz nahmen, und durch ausgestellte Wachen und aufgepflanzte Kanonen gegen feindliche Ueberfälle verwahrten.

Die Spanier wurden anfangs von den Indianern für Götter, für Söhne der Sonne, für unsterbliche Wesen gehalten. Um sich zu überzeugen, ob das wirklich so sey, ließ ein entfernter Feldherr des Montezuma, die zu Vera Cruz zurückgebliebenen Spanier angreifen, und einem davon den Kopf abschlagen. Cortez erhielt Nachricht davon. Er behandelte die That als ein ungeheures Verbrechen. Begleitet von seinen entschlossensten Offizieren, begab er sich sogleich in den Pallast des Kaisers, nahm ihn vor den Augen des ganzen Volkes gefangen, und führte ihn in das spanische Quartier. Den Feldherrn aber ließ er sich ausliefern, und zum Entsetzen aller Mexicaner lebendig verbrennen. Der Scheiterhaufen war aus lauter indianischen Waffen aufgethürmt worden. Noch nicht genug, er ließ eine Zeit lang den unglücklichen Monarchen in Fesseln legen, und nöthigte

ihn, den König von Spanien als seinen Oberherrn anzuerkennen.

Nicht freundlicher behandelte man die Unterthanen. Auf einen bloßen Verdacht überfiel einer von Cortez Offizieren bei einem festlichen Tanze eine Menge Vornehmer, und ließ sie ohne Gnade ermorden. Nun aber brach die Erbitterung, die schon lange in den Herzen aller Indianer gegohren hatte, in einen furchtbaren Aufstand aus. Cortez wurde in seinem verschanzten Hause von vielen tausend Feinden belagert. Montezuma, der noch in demselben gefangen saß, zeigte sich ihnen, um den Aufruhr zu stillen; allein die Mexicaner verachteten den sonst so geehrten Fürsten als einen Sklaven der Europäer, und schleuderten Steine und Geschosse nach ihm. Er fiel, von einem Stein am Kopfe schwer verwundet, und starb nach einigen Tagen. Mit einem großen Verluste mußten sich die Spanier aus Mexico zurückziehen.

Doch sie gaben deshalb ihre Eroberung nicht auf. Es wurde nach einigen Monaten ein neuer Angriff auf die Stadt gemacht. Guatimozin, ein Neffe und Schwiegersohn Montezuma's, war indessen Kaiser geworden. Er schlug die Spanier zurück, und nahm vierzig Mann gefangen. Die Mexicaner schleppten diese Unglücklichen nach dem Tempel ihres Hauptgötzen Vizlipuzli, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus der Brust, opferten es ihren Göttern, und tanzten jubelnd um den Altar. Bald aber wurde der Tod dieser Menschen schrecklich gerächt. Durch einen zweiten Angriff bemeisterte sich Cortez der Stadt. Der Kaiser, seine Gemahlin, seine Minister, der ganze Hof fiel in die Hände der Sieger. Sie mordeten, raubten und plünderten nun nach Herzenslust; da sie aber nicht so viel Schätze fanden, als sie erwarten konnten, so brachten sie die vornehmsten Gefangenen auf die Folter, um von ihnen den Ort zu erfahren, wo ihr Gold und ihre andern Kostbarkeiten verborgen seyen. Der Kaiser, und einer seiner Lieblinge, wurden am grausamsten behandelt. Man legte sie lebendig

auf glühende Kohlen, um sie zum Geständnisse zu bringen. Den Günstling verließ seine Standhaftigkeit; er klagte und jammerte. Guatimozin aber beschämte ihn mit den Worten: Liege ich denn auf einem Rosenbette? — Die beiden Leidenden wurden, auf Cortez Befehl, wieder befreit; aber Mexico war für den Kaiser verloren. Das ganze Reich ward nach und nach von den Spaniern erobert, und blieb in ihren Händen.

Cortez wurde von seinem Könige (damals Kaiser Karl V.) nicht dankbarer behandelt, als Colombo von Ferdinand. Er starb, wie dieser, vor Gram über den Undank seines Herrn, im 63. Lebensjahre.

Entdeckung und Eroberung von Peru durch Franz Pizarro. (1524.)

Die Eroberung von Peru gehört eigentlich in den folgenden Zeitraum; da sie aber mit den Entdeckungen des Colombo und Cortez in so genauer Verbindung steht, und im Grunde nur eine Fortsetzung derselben ist, so wollen wir sie nicht davon trennen.

Erst im Jahre 1524, also 24 Jahre nach der Entdekkung von Brasilien, wurde Peru, auf der Ostküste von Südamerica entdeckt. Ein muthiger Spanier, Franz Pizarro, der natürliche Sohn eines spanischen Edelmannes, war derjenige, der vereinigt mit zweien andern Abentheurern, Diego von Almagro und Fernando Luque, diese Unternehmung versuchte. An Körper und Geist war Pizarro ein ungemein kräftiger Mann; nur Schade, daß er durchaus keine Erziehung erhalten, und nicht einmal lesen gelernt hatte. Schon als Jüngling war er nach America gekommen, wo er die meisten Kriege mitmachte, und sich bereicherte. Er vermuthete an der Südseeküste reiche Länder, und nahm sich vor, sie aufzusuchen. Zu dem Ende rüstete er, auf der

Südsee, auf eigene Kosten ein Schiff aus, das er mit 120 Mann besetzte. Mit diesem Fahrzeuge steuerte er nach der Küste von Quito, entdeckte längs derselben ein schönes, volkreiches Land, mit ziemlich gebildeten Einwohnern, und setzte seine Fahrt fort bis zu der Stadt Tumbez, auf der Küste von Peru, wo er mit den gutgesinnten Einwohnern einen friedlichen Verkehr einleitete.

Dieser erste Versuch genügte ihm einstweilen. Er kehrte zurück nach Panama, mit Proben von den Erzeugnissen und den Reichthümern des neu entdeckten Landes, und hoffte dadurch den spanischen Statthalter zu bestimmen, ihn mit Schiffen und Soldaten zu unterstützen; allein dieser ließ sich zu nichts bewegen. Glücklicher war Pizarro in Spanien, wohin er eine Reise unternahm, bei Kaiser Karl V. Was er von seiner ersten Fahrt erzählte, erregte große Aufmerksamkeit bei diesem Monarchen. Er ertheilte ihm die Erlaubniß, seine Entdeckungen fortzusetzen, und ernannte ihn einstweilen zum Statthalter und Generalkapitän über alle Länder, die er ihm unterwürfig machen würde; die dazu erforderliche Kriegsmacht sollte aber Pizarro auf seine eigene Kosten sammeln. Das hieß recht mit eines andern Netze Fische fangen. Zum Glücke fand Pizarro thätigere Unterstützung bei Cortez, und so konnte er wirklich im Jahre 1531 eine neue Reise mit 3 Schiffen und 180 Mann unternehmen, unter denen sich auch 36 Reiter befanden.

Mit diesem Geschwader landete er 100 Stunden nördlich von Tumbez. Zum Glück für ihn, und zum Unglück für die Peruaner, wüthete damals im Lande ein Bürgerkrieg zwischen des letzten Ynca (Kaisers) beiden Söhnen, Huascar und Atahualpa. Er konnte daher ohne Widerstand vordringen, und wurde von beiden um Beistand ersucht. Verstärkt durch einen neuen Haufen Abentheurer, die nachgekommen waren, rückte er nun mit 62 Mann zu Pferd, und 102 Mann zu Fuß landeinwärts nach der Gegend, wo Atahualpa sein Lager hatte. Der junge Fürst, der ihn

für seinen Freund hielt, kam ihm sorglos und mit großer Freundlichkeit entgegen. Aber auf ein gegebenes Zeichen wurde er mit seinen Leuten auf einmal feindlich angefallen, und alles was ihn umgab, niedergehauen; der Kanonendonner brüllte, und verscheuchte über 30,000 Indianer, die in der Ebene standen; Atahualpa wurde fortgeschleppt. Um seine Freiheit zu erlangen, erbot sich der junge Fürst gegen seinen treulosen Feind, ihm das ganze Zimmer, in dem er gefangen saß, mit goldenen Gefäßen zu füllen, so hoch er mit der Hand reichen konnte. Pizarro nahm das Erbieten an, das Gold wurde beigeschafft, aber der Ynca doch nicht frei gegeben, weil man noch mehr zu erpressen hoffte. Indeß er gefangen saß, wurde von den Spaniern das Reich durchzogen; und da Almagro mit Verstärkung angelangt war, so breiteten sie ihre Eroberungen immer mehr aus. Nun entstand die Frage, ob es nicht rathsam seyn möchte, den Ynca zu tödten, um sich in dem Besitze seines Landes zu erhalten? Almagro wünschte es. Ein unbedeutender Vorfall beschleunigte die Ausführung der schwarzen That. Unter allen Künsten der Spanier bewunderte nämlich Atahualpa am meisten die Schreibekunst. Er bat einmal einen Offizier, ihm den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens zu schreiben. Jedem, der ihn besuchte, zeigte er diese Schrift, und zu seinem großen Vergnügen sprachen alle das Wort Gott aus, nur Pizarro allein und einige Soldaten konnten es nicht lesen. Atahualpa folgerte daher ganz richtig, daß dieser Pizarro ein gemeiner, schlecht erzogener Mensch seyn müsse, und ließ ihn von dort an seine Verachtung deutlich merken. Hoch beleidigt, setzte der stolze Spanier sich vor, schreckliche Rache an ihm zu nehmen. Er foderte ihn vor ein Gericht, bei welchem er selbst mit Almagro den Vorsitz führte, und verurtheilte den Ynca als einen Götzendiener und Aufruhrstifter, dann wegen Vielweiberei, die doch im Lande nicht verboten war, lebendig verbrannt zu werden. So erfrechte sich ein hergelaufener Abentheurer,

über den rechtmäßigen Regenten des Landes das Todesurtheil auszusprechen. Aus Furcht vor einer so schauderhaften Strafe, erbot sich Atahualpa, ein Christ zu werden. Er wurde getauft, und aus Gnade erdrosselt.

Das Gerücht von Peru's Fall lockte einen neuen Schwarm spanisches Raubgesindel herbei. Pizarro ging nun auf die Stadt Cusco los, und bemächtigte sich derselben. Seine Leute erbeuteten darin eine Menge Gold und Silber. Um dieselbe Zeit eroberte einer von seinen Offizieren die Stadt Quito. Almagro und Pizarro theilten sich nun in die Statthalterschaft des Landes. Im Jahre 1534 wurde von Pizarro die Stadt Lima erbaut. Die Peruaner schmiegten sich aber nicht ganz geduldig unter das neue Joch. Sie erregten einen gefährlichen Aufstand. Noch viel verderblicher aber für die Eroberer wurden die Mißhelligkeiten, die unter ihnen selbst einrissen. Es kam damit so weit, daß sie gegen einander feindlich zu Felde zogen. In einem blutigen Treffen wurde Almagro von Pizarro gefangen genommen, und auf Befehl seines ehemaligen Freundes und Waffenbruders hingerichtet. Bald darauf verschworen sich, entschlossen, Almagro's Tod zu rächen, seine Freunde wider Pizarro's Leben, überfielen ihn um die Mittagsstunde mit seinen Tischgenossen, und hieben ungeachtet der muthigsten Gegenwehr, alle ohne Ausnahme nieder. Ich weiß nicht, ob man Beispiele hat, daß auf gleiche Art eine Heerde Wölfe die andere zerreißt. Pizarro starb in seinem 63. Lebensjahre.

Die Italiener.

Zu Anfang dieses Zeitraumes (1130) nahm der normännische Graf Roger von Sicilen, der die beiden Reiche Neapel und Sicilien vereinigte, den königlichen Titel an. Durch eine Heirath kamen in der Folge diese Staaten

an die schwäbischen Kaiser. Wie dem jungen Conradin, dem letzten Prinzen dieses Hauses, von Karl von Anjou, Reich und Leben entrissen wurde, ist euch schon bekannt; auch wißt ihr bereits, wie die französischen Thronräuber durch die sicilianische Vesper (1282) in Sicilien alle ermordet wurden. Beide Reiche, Neapel und Sicilien, kamen zu Ende dieses Zeitraums an den spanischen König Ferdinand den Katholischen. —

Seine Nachbarn in Italien, die Päbste, behaupteten sich noch lange in dem Besitze ihrer Gewalt, und mißbrauchten sie gegen Könige und Fürsten, wie vorher. Noch mehr erweiterten sie dieselbe durch die Einführung des Gesetzbuches der kirchlichen Rechte und Verordnungen, unter dem Namen des Canonischen Rechtes. Sie wußten auch ihr Ansehen, und die abergläubische Furcht der Völker, gar weislich zur Füllung ihrer Schatzkammer zu benützen. Wer ein geistliches Amt erlangen, oder eine Verwandte heirathen, oder gewisse Rechte ausüben wollte, der mußte den heiligen Vater theuer dafür bezahlen. Auch die Vergebung der Sünden, oder die Erlassung der Kirchenstrafen, wurde für baares Geld verkauft. Neue Gehülfen zur Ausbreitung ihrer Macht fanden die Päbste an den Bettelmönchen, die um diese Zeit entstanden, und blos von dem Almosen der Christen leben sollten. Ein Spanier, Namens Dominicus, gründete gegen das Jahr 1215 den Dominicaner-Orden, und ein Italiener, Franz von Assisi (1210) den Franziskaner-Orden. Dominicus war einer der ersten Geistlichen, die sich von den Päbsten gebrauchen ließen, die Ketzer auszuspähen und zu bestrafen. Daraus entstand die Inquisition, oder das abscheuliche Ketzergericht, durch welches so viele unschuldige Menschen eingekerkert und verbrannt wurden. Nicht zufrieden, einzelne Personen ihres Glaubens wegen zu verfolgen, ließen die Päbste wider die Bewohner ganzer Provinzen das Kreuz predigen, und sie zu Tausenden morden. Es ist schon der Albigenser im südlichen Frankreich erwähnt, welchen auch

die Waldenser angehörten, die ihren Namen von Pierre Waux, dem Stifter ihrer Sekte, einem französischen Kaufmanne in Lyon, hatten. Auf solche Weise wurden die Christen, anstatt durch ihre heilige Religion zu bessern Menschen veredelt zu werden, immer wilder, unverträglicher, blutgieriger. An der Stelle der reinen Lehre Jesu traten Menschensatzungen und Aberglauben. Man sprach von Wundern, von Erscheinungen, von Offenbarungen; aber von Nächstenliebe, Duldung und brüderlicher Nachsicht mit denen, die da fehlten, war selten die Rede. Trat ein aufgeklärter Mann, wie Huß oder Hieronymus von Prag auf, so wurde er verfolgt und sein Leben kam in Gefahr. Endlich aber machten es die Päbste mit ihren Gelderpressungen, ihrem ärgerlichen Wandel, und den Spaltungen, die sie in der Kirche veranlaßten, so bunt, daß sie immer mehr von ihrem Ansehen verloren, und die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung immer fühlbarer wurde. — Um euch einen Begriff von dem ruchlosen Leben zu geben, das von einigen Päbsten geführt wurde, werde ich euch sogleich die Hauptzüge aus der Geschichte Alexander VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia erzählen.

In Oberitalien bereicherten sich die Venetianer und Genueser immer mehr durch Handel und Schifffahrt. Von dem Streben der lombardischen Städte nach Freiheit und Unabhängigkeit von den deutschen Kaisern, war schon früher die Rede. —

Pabst Alexander VI. und Cäsar Borgia. (1492.)

Gegen das Ende dieses Zeitraums entweihete Alexander VI. den päbstlichen Thron durch das ärgerlichste und lasterhafteste Leben. Nie trug ein größerer Bösewicht die dreifache Krone. Er war von Geburt ein Spanier. Schon als Cardinal lebte er öffentlich mit einer Maitresse, Rosa Va-

nozza, von der ihm vier Söhne und eine Tochter geboren wurden. Sie waren ganz ihres frechen Vaters und ihrer ehrlosen Mutter würdig; keines hatte Sinn für Redlichkeit, Ehre und Tugend. Destomehr besaßen sie körperliche Vorzüge, besonders die Tochter Lucretia durch ihre Schönheit, und der zweite Sohn Cäsar Borgia durch seine riesenmässige Gestalt, seinen Muth und seine Kraft. Die Stärke seines Arms war so groß, daß er auf einen Streich einem Stier den Kopf abhieb.

Kaum hatte der Vater den päbstlichen Stuhl bestiegen, so ließen sich ihm seine Bastarde als seine Neffen vorstellen. Die zwei ältern, Johann und Cäsar Borgia, machte er zu Cardinälen, nachdem von falschen Zeugen ihre ehrliche Geburt beschworen worden war. Ein Meineid schien einem Manne, wie Alexander VI., nur eine Kleinigkeit. Bald wurde von ihm Johann Borgia auch mit weltlichen Würden geschmückt; er ernannte ihn zum Herzog von Gandia, übertrug ihm die Feldherrnstelle über sein Heer, und beschenkte ihn mit der Stadt Benevent, womit er noch andere Städte unter dem Namen eines Herzogthums vereinigte.

Durch so viele Vorzüge wurde aber der Neid des zweiten Sohnes gegen seinen Bruder, welchen er auch aus Eifersucht haßte, denn die beiden unnatürlichen Brüder waren zugleich die Buhlen ihrer schönen, aber zuchtlosen Schwester. Fest entschlossen, sich nicht länger seines Bruders wegen hintan setzen zu lassen, und sich einen lästigen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, nahm Cäsar Abrede mit einigen Bedienten, legte sich mit ihnen in Hinterhalt an einen Ort, wo Johann Borgia in der Nacht vorbei kommen mußte, und erwartete ihn mit einem gut geschliffenen Dolche. Noch vor einer Stunde hatte er ihm mit größter Freundlichkeit gute Nacht gesagt. Der Herzog von Gandia entging nicht seinem Schicksale. Er fiel durch die Hand seines Bruders und der Mordgehülfen,

die demselben beistanden. Sein Leichnam wurde von ihnen in die Tiber geworfen.

Vater Alexander erschrak über diesen Mord; dem Thäter aber, den er nicht kennen wollte, oder wirklich nicht kannte, entzog er darum nicht seine Gunst; im Gegentheil, er beschenkte ihn mit den Gütern und Würden des getödteten Bruders. So erreichte denn Cäsar durch sein Bubenstück glücklich den Zweck, weswegen er es unternommen hatte.

Vater und Sohn handelten nun im guten Einverständnisse, und unterstützten sich nach besten Kräften in ihren Unthaten aller Art. Zuerst wurde der Erzbischof von Cosenza unschuldig von ihnen eingekerkert, und damit sie sich seiner Güter bemächtigen konnten, zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Der Cardinal Borgia, ein Neffe des Pabstes, der sich einige freie Urtheile über sie erlaubt hatte, starb an Cäsars Tafel an erhaltenem Gifte. Auch der neue Bischof von Cosenza wurde seiner Schätze wegen vergiftet. Reiche Männer, besonders Prälaten, nöthigte man, den Pabst zum Erben einzusetzen. Das erpreßte Geld wurde auf die schändlichste Art verschwelgt. In schamlosen Saufgelagen saßen sie schreiend und lärmend mit ihren Zechbrüdern und liederlichen Weibern ganze Nächte beisammen, der Stadt und allen Fremden zum Aergerniß, die wegen des großen Jubiläums im Jahre 1500 sehr zahlreich in Rom zugegen waren.

Alexanders Schwiegersohn, Don Alphonso, von Aragonien, hatte das Unglück, ihm zu mißfallen. Um sich seiner verhaßten Person auf immer zu entledigen, ließ ihn der schändliche Pabst zu einem Gastmahl freundlich einladen, veranstaltete ihm zu Ehren ein Stiergefecht, und überhäufte ihn mit heuchlerischen Beweisen seines Wohlwollens; in der Nacht aber, da der Prinz, nichts Böses ahnend, nach Hause zurückkehrte, wurde er auf der Straße von aufgestellten Banditen überfallen, die ihm eine Menge Wunden beibrachten. Keine davon war tödtlich; er sollte aber einmal nicht länger leben, und von dem, was ihm begegnet war, mit niemanden spre-

chen. Deswegen ließ Cäsar Borgia ihn heimlich erdrosseln, und da einige Personen einen Oheim des Prinzen für den Mordstifter hielten, so ließ er diesen ungesäumt gefangen nehmen, und, ohne auf seine Vertheidigung zu achten, hinrichten.

Solche Menschen waren Alexander VI. und sein Bastard Cäsar Borgia. Sie überließen sich der ausgelassensten und unnatürlichsten Wollust. Verführte Weiber und Mädchen, ermordete Männer und Anverwandte gehörten zur Tagsordnung, und wurden die täglichen Opfer ihrer viehischen Sinnlichkeit. Weder Vater, noch Sohn, glaubten einen Gott, und keiner scheute sich vor menschlicher Rache. Endlich aber wurden doch die Klagen so laut und allgemein, daß mehrere kleine Fürsten gegen die ruchlosen Frevler aufstanden. Allein was geschah? Cäsar Borgia wußte sie durch seine Heuchlerkünste zu besänftigen, und zu Fano, bei Sinigaglia in sein Haus zu locken, wo sie alle mit einander gefangen genommen, und zum Theil gleich in der nächsten Nacht erdrosselt wurden. Nicht besser erging es ihren Freunden durch Alexander in Rom.

Zu ihren unsinnigen Verschwendungen konnten sie nie genug Geld zusammen scharren. Es wurde daher der Handel mit Ablaßbriefen eröffnet, der in Kurzem so einträglich ward, daß blos allein aus dem venetianischen Gebiete 1600 Mark Gold dafür weggeschleppt wurde. Für Geld machten sie auch einmal neun Cardinäle, und damit diese recht bald durch andere möchten ersetzt werden können, wurde beschlossen, sie sämmtlich durch Gift aus der Welt zu schaffen. In dieser Absicht wurde ein festliches Mahl angeordnet. Es war der 11. August 1503. Cäsar Borgia stellte eigenhändig dem Obermundschenke eine Anzahl kleiner Flaschen mit vergiftetem Weine zu, und zwar mit dem Befehle, nur denen davon einzuschenken, die er ihm besonders bezeichnen würde.

Allein das Sündenmaaß beider Frevler war voll, und schon schwebte über ihnen die rächende Hand der Gottheit.

Vater und Sohn erschienen vor den andern Gästen in dem Garten, wo das Fest angeordnet war. Beide fühlten bei der drückenden Hitze einen brennenden Durst; sie verlangten zu trinken. In Abwesenheit des Oberkellermeisters schenkte ihnen ein anderer Diener, der nichts von dem Geheimniß der Bosheit wußte, Wein aus den vergifteten Flaschen ein; sie tranken, und fühlten bald die Wirkungen des Giftes, das in ihren Eingeweiden wüthete. Beide mußten auf ihre Zimmer im Vatican getragen werden. Bei dem Vater war alle ärztliche Hülfe vergeblich; unter den entsetzlichsten Schmerzen gab er nach acht Tagen den Geist auf. Cäsars Jugend und Riesennatur retteten ihn; aber seine Gesundheit blieb zerrüttet, und auch ihn erreichte noch die strafende Hand der Gottheit, denn er verlor, unter dem Nachfolger seines Vaters, alle seine Güter, seine Freiheit, und am Ende auch sein Leben. Er fiel 1506 in einer Schlacht, von einem feindlichen Wurfspieß getroffen, an der Grenze von Spanien.

Die Ungarn.

Italien gegenüber vergrößerten die Könige von Ungarn immer mehr ihr Gebiet, das Volk aber schritt in der Aufklärung nur langsam fort. Stephan der Erste hatte bereits Siebenbürgen in Besitz genommen. Geysa II. zog gegen das Jahr 1150 eine Menge sächsischer Familien in das Land, deren Nachkommen noch jetzt vorhanden sind. Im dreizehnten Jahrhunderte verband der König Ludwig der Große Dalmatien mit Ungarn, und war zugleich König von Polen. Daß in der Folge das Königreich Ungarn durch eine Heirath an den deutschen Kaiser Sigmund kam, ist euch schon bekannt. Späterhin, in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zeichnete sich Matthias Corvinus aus. Er nahm dem schläfrigen deutschen Kaiser Friedrich III., der ihn zum Krieg gereizt hatte, Wien und einen großen

Theil von Oesterreich weg, war glücklich in seinen Kriegen gegen die Türken, die seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts nach Europa herüber gekommen waren, gab seinen Ungarn gute Gesetze, und brachte ihnen Liebe zu den Wissenschaften, und Sinn für mildere Sitten bei. (st. 1490.)

Die Böhmen.

Die Geschichte der Böhmen im fünften Zeitraume ist euch schon größtentheils bekannt. König Ottokar hatte sich zum Herrn über Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain gemacht; ihr werdet euch aber erinnern, daß ihm alle diese Länder, die er unrechtmäßig besaß, von dem deutschen Kaiser Rudolph abgenommen wurden. Johann, der Sohn eines andern deutschen Kaisers, Heinrichs VII., bestieg in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts den böhmischen Thron, und wurde der Vater Karls IV., der so stiefväterlich an dem deutschen Reiche handelte, Böhmen aber mit Schlesien, der Ober- und Niederlausitz, Glaz, und einem Theile der obern Pfalz vergrößerte. Die Geschichte seiner Söhne, Wenzel und Sigmund, ist euch schon bekannt. Georg Podiebrad, ein geborner Böhme, beschützte die Hussiten, und verfiel deßwegen in den Bann bei dem Pabst Paul II. (Georg Podiebrad st. 1471.)

Die Polen.

Zu Anfang dieses Zeitraums hatte ein polnischer König, Boleslav III., den unglücklichen Gedanken, sein Reich unter seine vier Söhne zu theilen, wodurch Anlaß zu sehr vielen Unruhen gegeben wurde. Zu Anfang des 13ten Jahrhunderts hatte Polen noch heidnische Preußen zu Nachbarn,

von denen es öfters hart bedrängt wurde. Wider sie rief ein polnischer Herzog Konrad (von Masovien) im Jahre 1226 (zur Zeit Kaisers Friedrich II.) die deutschen Ordensritter oder Kreuzherren zu Hülfe, die, wie ihr wisset, im gelobten Lande entstanden waren. Sie erschienen 1228, überwanden die Preußen, bemächtigten sich, nach einem fünfzigjährigen Widerstande, ihres Landes, und nöthigte sie, die christliche Religion anzunehmen. Seit Premislaus I. (1295) führten alle folgenden Regenten von Polen den königlichen Titel. Einer unter ihnen, Casimir der Große, machte sich berühmt nicht nur durch die Vergrößerung seines Reichs, sondern auch durch die Gesetze, die er gab, und die guten Einrichtungen, die von ihm getroffen wurden. Er starb 1370. — Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1454) ergab sich dem polnischen Könige Casimir III. die Hälfte von Preußen, die des Drucks der deutschen Ritter müde war. Von dort an wurde sie Polnisch-Preußen genannt. Die andere Hälfte mußten die deutschen Ritter von der Krone Polen zu Lehn tragen, sich also ihrer Oberherrschaft unterwerfen.

Die Dänen, Schweden und Norweger.

Ueber die Dänen herrschte zu Anfang dieses Zeitraums Waldemar I., ein kriegslustiger Fürst, der in Mecklenburg und Pommern, das damals die Wenden, ein slavischer Völkerstamm, in Besitz hatten, große Eroberungen machte, und deswegen den Titel eines Königs der Wenden annahm. Sein Sohn Canut VI. vergrößerte seine Staaten durch Esthland und mehrere deutsche Provinzen. Große Verwirrung entstand aber in Dänemark dadurch, daß Waldemar II. das Reich unter seine Söhne vertheilte. Doch es wurde von dem Untergange, dem es nahe war, noch glücklich durch Waldemar III. gerettet. Im Jahre 1387 erfolgte die

Vereinigung von Norwegen mit Dänemark; und unter der Königin Margaretha wurde zehn Jahre später (1397) auch Schweden, durch die Calmarische Union, damit verbunden. Das schwedische Volk unterwarf sich freiwillig ihrem Scepter, weil es höchst unzufrieden mit seinem damaligen Könige Albrecht (aus dem Hause der Herzoge von Mecklenburg) war. Da aber von dort an Schweden als eine dänische Provinz behandelt wurde, so suchten die Schweden sich mehr als einmal wieder frei zu machen. Es wollte ihnen doch nie ganz gelingen, bis sie sich endlich unter dem tyrannischen Könige Christian II. ermannten, und das Joch der Dänen für immer abschüttelten. Doch davon in dem folgenden Zeitraume.

Die Russen.

Rußland wurde in den ersten Zeiten dieses Zeitraums durch innerliche Kriege zerrüttet. In der Mitte des 13. Jahrhunderts, seit 1219, ward es von den Mongolen, einem asiatischen Volke, überwältigt, von deren Eroberungen ich euch noch viel zu erzählen haben werde. Die Großfürsten von Rußland blieben ihnen 200 Jahre lang unterthan, und wurden von den mongolischen Khanen bestätigt oder abgesetzt, bisweilen auch hingerichtet. Endlich aber trat der muthige und tapfere Iwan Wasiljewitsch I. auf, vereinigte alle Theile seines Reichs, befreite es von der Oberherrschaft der Mongolen, und machte diese selbst sich zinsbar (seit 1462). — Nun fingen die russischen Großfürsten an, Zare zu heißen. — Den Kaisertitel führen sie aber erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Die Mongolen.

Dieses große asiatische Volk lebte, bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, der übrigen Welt unbekannt, unter

Zelten in der Mongolei, die ihren Namen von ihnen hat; dort hüteten sie, gleich den Arabern, in Stämme und Horden getheilt, ihre zahlreichen Heerden, beraubten und plünderten in Streifzügen, die sie rings umher unternahmen, ihre Nachbaren, führten auch nicht selten kleine Kriege unter sich selbst, bis sie unter dem Weltstürmer Dschingiskan (Gengiskan) (geboren 1163) und seinen Nachfolgern die größten Eroberer aller Zeiten wurden.

Dieser Dschingiskan, eigentlich Temudschin genannt, war der Sohn eines kleinen mongolischen Khans oder Fürsten. Durch seine Tapferkeit unterwarf er sich erst eine Horde nach der andern, und machte sich nach und nach zum Herrn der ganzen Mongolei. Jetzt erst nahm er den Titel Dschingiskan oder oberster Fürst an. Er setzte seine Eroberungen fort, bemeisterte sich des größten Theils von China, unterjochte das große Chowaresmische Reich in Persien und Indien, drang tief in Rußland ein, bis an den Dnieper und verwüstete noch mehr andere Länder. In der Zeit von 22 Jahren eroberte er eine Strecke Landes, 500 Meilen lang, von Süden gegen Norden, und beinahe noch einmal so breit. Er starb im Jahre 1227 — man kann nicht sagen, zum Glück der Welt, denn seine Söhne setzten die Verheerungskriege fort — mitten unter seinen Unternehmungen. Eine Menge Reiche wurden von ihm verwüstet, eine Menge blühender Städte zerstört. Er wußte nicht zu bauen, nur zu zertrümmern. Doch kann man von diesem wüthenden Länderverwüster rühmen, daß er unter seinen Mongolen die Verehrung eines einzigen Gottes, brauchbare Gesetze, und viele gute Einrichtungen einführte, daß er sie die Schreibkunst lehren ließ, daß er den Handel und die Künste beschützte.

Von seinen Nachfolgern wurde ganz China und Rußland erobert, und 1258 dem Kaliphat der Araber ein Ende gemacht. Unter ihnen hatten auch Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Servien, Bulgarien viel zu leiden; alle diese Länder wurden von den Mongolen mit

Raub und Mord heimgesucht. Sie überschwemmten auch weit davon Kleinasien und Syrien.

Das ungeheure Reich, welches sie gründeten, war aber zu groß, als daß es lange bestehen konnte. Es wurde in viele kleine Staaten getheilt, die nach und nach alle von den Russen, Türken und Chinesen überwältigt wurden.

Ungefähr 170 Jahre nach Dschingiskan stand ein anderer mongolischer Weltstürmer auf, der sich vornahm, die große Monarchie der Mongolen wieder herzustellen. Das war Timur oder Tamerlan, ein kleiner Fürst, der in der Gegend von Samarcand in der Bukarei herrschte, sich aber bald als ein großer und glücklicher Feldherr, und ein mächtiger Eiferer für die muhamedanische Religion hervorthat. Nur Schade, daß er den Ruhm seiner Tapferkeit durch die unmenschlichsten Grausamkeiten befleckte. Er machte sich erst zum unumschränkten Herrn über die Bucharei, dann eroberte er Persien, Armenien, Georgien, Rußland bis Moskau, auch einen Theil von Indien. In Kleinasien gerieth er in Kampf mit einem andern grausamen Ungeheuer, dem türkischen Sultan Bajazet, so wie bisweilen ein Löwe einen Tiger zu zerreißen sucht. Timur schlug ihn im Jahre 1402, nahm ihn gefangen, ließ ihn rückwärts auf einem Esel durch das ganze Lager führen, und wie ein Raubthier in einen eisernen Käfig einsperren. Wenn Tamerlan zu Pferde stieg, diente ihm Bajazet, auf der Erde liegend, als Fußschemel; wenn er zu Tische saß, mußte sein Gefangener unter der Tafel, wie ein Hund, mit den Knochen vorlieb nehmen, die er ihm zuwarf. — So wüthete der rohe Tyrann gegen Feinde, die seinen Zorn gereizt hatten. Aus Verzweiflung rannte sich endlich Bajazet an den eisernen Stangen seines Käfigs den Kopf ein. Sein Reich wurde zertrümmert. Im Jahre 1405 befreite der Tod die Welt auch von dem Länderverwüster Timur. Die von ihm gestiftete Monarchie ging auch bald zu Grunde; von einem seiner Unterthanen, dem Sultan Baber, wurde aber gegen das Jahr 1500 in Vorderindien

das Reich des Großmoguls gegründet, das nun auch nicht mehr vorhanden ist.

Um dieselbe Zeit bildete sich aus den Trümmern der mongolischen und türkischen Besitzungen in Persien, unter Ismael Sofi, das neue persische Reich, von welchem in der Folge dem Reiche des Großmoguls der Umsturz bereitet wurde.

Die Türken.

Schon hundert Jahre vor Bajazet, um das Jahr 1300, wo in Deutschland Kaiser Albrecht I. regierte, ward in Kleinasien von Osman oder Othmann, einem türkischen Emir, aus den Ueberbleibseln des ältern türkischen Reichs, das Dschingiskans Nachfolger zerstört hatten, ein neues ottomannisches Reich gegründet. In Kurzem waren die Türken wieder so mächtig, daß sie bereits gegen das Jahr 1360 bis nach Europa herüber kamen, und Eroberungen machten. Schon war die Stadt Adrianopel in ihren Händen, und eben jener Bajazet, den Timur in der Folge mit seinen abgenagten Knochen unter dem Tische fütterte, machte sich selbst Constantinopel zinsbar. Nach Timurs Tode erholte sich bald wieder unter Bajazets Söhnen das türkische Reich, und wurde immer mächtiger in Europa, bis endlich Muhamed II. im Jahre 1453 die Stadt Constantinopel erstürmte, Morea, die Wallachei, Bosnien und die Krimm wegnahm, und dem griechischen Kaiserthume ein Ende machte. Er bemächtigte sich auch vieler Inseln im griechischen Archipelagus, und sein Nachfolger, Selim II. eroberte Syrien, Palästina, Aegypten, wo am Ende des 12ten Jahrhunderts der mächtige Sultan Saladin herrschte, damals aber die Mameluken hauseten, die ein besonderes Reich in Aegypten gegründet hatten. — Aus den übrigen Besitzungen der Araber in Afrika entstand das Kaiserthum Fez und

Marocco, auch die Staaten Algier, Tunis und Tripoli.

Die Griechen. Untergang des griechischen Reichs. (1453.)

In Griechenland dauerten die traurigen Unordnungen zu Anfang dieses Zeitraums noch immer fort. Ihr werdet euch erinnern, wie viel es durch die Kreuzzüge zu erleiden hatte. Ein Schwarm Kreuzfahrer bemächtigte sich sogar der Stadt Constantinopel, und rief Balduin, einen Grafen von Flandern, zum Kaiser aus. (1204). Von ihren Eroberungen kamen damals der Peloponnes, die Insel Candia, und noch mehr andere Inseln im Archipelagus, an die Venetianer, die dadurch Gelegenheit erhielten, den wichtigen ostindischen Handel an sich zu ziehen.

Die Nachkommen der rechtmäßigen griechischen Kaiser gründeten indessen ein besonderes Reich in Kleinasien, wo sie Nicäa zu ihrer Hauptstadt machten. Schon im Jahre 1261 bemächtigte sich einer von diesen Kaisern, Michael Paläologus, wieder der Stadt Constantinopel, und verjagte die eingedrungenen Abendländer.

Noch gegen zweihundert Jahre behaupteten sich die Griechen in dem Besitze ihres Reichs, aber in dem letzten Jahrhunderte beständig gegen ihre gefährlichen Feinde, die Türken, kämpfend, bis endlich von Muhamed II. Constantinopel zu Land und zur See belagert, und nach 49 Tagen erobert wurde. Die Stadt wollte capituliren; der Sultan schrieb seine Bedingungen vor, er war bereit, dem griechischen Kaiser den Peloponnes und einige andere Provinzen zu lassen. Die Abgeordneten gingen aus dem Lager zurück, der Sultan hatte etwas vergessen; er schickte ihnen einen Trupp Reiter nach, die sie zurück holen sollten. Die Belagerten glaubten auf ihren Mauern, dieser Schwarm Tür-

ken wolle sie feindlich überrumpeln; sie fingen an zu schießen. Auf den Knall der Kanonen eilten andere Türken zur Unterstützung der ersten herbei; die vordersten benützten ihren Vortheil, drangen mit den fliehenden Abgeordneten, denen das Einlaßthürchen geöffnet wurde, in die Stadt, und die übrigen folgten nach. Man schlug sich von Straße zu Straße; die Stadt wurde erobert, der Kaiser Constantin XI. kam im Handgemenge um, Muhamed II. nahm Besitz vom kaiserlichen Pallaste, die große St. Sophienkirche aber ließ er mit Rosenwasser reinigen, und wählte sie zu seiner vornehmsten Moschee. Ein Theil der Einwohner wurde zu Sclaven gemacht; andere flohen, noch andere blieben, behaupteten ihre Freiheit, und erhielten eine Kirche zur Ausübung ihres Gottesdienstes. (1453.)

Wiederherstellung der Gelehrsamkeit.

Aus der Eroberung der Stadt Constantinopel und des griechischen Reichs entsprang, in einem gewissen Betracht, großes Heil für ganz Europa. Eine Menge Gelehrter flüchteten sich nämlich aus den griechischen Staaten nach Italien und in andere Abendländer, und verbreiteten da Liebe zu den Wissenschaften und Geschmack an Beredsamkeit, Dichtkunst, Sprach- und Geschichtkunde, Philosophie u. s. w. Doch nicht ihnen allein hatte man alles zu verdanken. Schon lange vorher waren in Italien, Frankreich, England und selbst in Deutschland berühmte Universitäten gegründet worden, die noch bis auf den heutigen Tag blühen. Unter Kaiser Friedrich I. im zwölften Jahrhunderte, entstand zu Bologna die erste hohe Schule durch den berühmten Rechtslehrer Irnerius, der über 10,000 Studenten hinzog, und fast zu gleicher Zeit eine andere zu Salerno, im Königreich Neapel, die Constantin, ein berühmter Arzt, in Aufnahme brachte. Dann wurde die Universität zu Paris angelegt, wo sich besonders berühmte Lehrer der Theologie hervorthaten.

Salamanca, Padua, Toulouse, Montpellier, Coimbra, Orford, und vielleicht noch mehrere waren schon im 13. Jahrhunderte gestiftet worden. Die erste deutsche Universität war Prag, die bereits im Jahre 1348 Kaiser Karl IV. anlegte.

Im zwölften Jahrhunderte zeichneten sich auch, besonders in Spanien, gelehrte Juden als Philosophen, Mathematiker, Aerzte aus, wie Aben Esra, Maimonides, Abarbanel; auch Araber, wie Averroes.

Zu gleicher Zeit hatte die Natur selbst, und nächst ihr, das Ritterwesen bei den Deutschen und Franzosen, einen poetischen Geist erweckt. Schon früher als unser Deutschland, besaß die Provence ihre Minnesänger, die unter dem Namen Troubadours sich durch liebliche Lieder der Liebe und rührende Erzählungen, in Versen, die sie dichteten, allgemein beliebt machten. In dem eilften und zwölften Jahrhunderte wurden auch schon von den Franzosen lustige Erzählungen, Feenmährchen, und eine Art Schauspiele, Moralitäten genannt, meistens freilich von ganz geringem Gehalte zu Tage gefördert.

Desto höher und kräftiger erhoben sich die italienischen Dichter und Prosaisten am Schlusse des 13. Jahrhunderts. Zuerst lieferte Dante Alighiere ein berühmtes Gedicht in hundert Gesängen, das er, man weiß nicht warum, die Göttliche Comödie (divina comedia) betitelte. Er beschreibt darin eine Reise, die er selbst, begleitet von dem Dichter Virgil und mehrern verstorbenen Freunden, durch die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel unternahm. Man kann nicht sagen, wo sie sich am besten gefallen haben, aber die Scenen aus der Hölle, die der Dichter schildert, sind ihm unstreitig am besten gelungen. Er starb 1321.

Nach ihm verewigte sich der liebliche Sänger Petrarca durch seine Sonette auf die schöne Laura, eine Dame zu Avignon, die er hoffnungslos liebte. Er war in Toscana im Jahre 1304 geboren, studirte erst die Rechte, wendete

sich dann zu dem geistlichen Stande, und lebte am Ende blos allein den Wissenschaften. Schon lange vor der Ankunft der griechischen Gelehrten in Italien bemühte er sich, die schöne alte Literatur wieder herzustellen. Seinen Aufenthalt hatte er abwechselnd zu Avignon, Parma, Mantua, Mailand, Rom, Neapel; seine meisten Gedichte schrieb er aber an der berühmten Quelle von Vaucluse unweit Avignon, wo er sich ein einsames Häuschen hatte erbauen lassen. Gest. 1374.

Beinahe zu gleicher Zeit verewigte sich durch seine Werke sein Freund Boccacio, der Sohn eines Kaufmanns, und anfangs selbst ein Kaufmann. Die Liebe zu den Wissenschaften war bei ihm stärker, als die Neigung zum Handel; er gab ihn daher auf, ging nach Neapel, wo er Petrarca kennen lernte, und wurde an dem dortigen Hofe freundlich aufgenommen. Der damaligen Königin Johanna zu Liebe, soll er die bekannten leichtfertigen Erzählungen, den Decamerone, geschrieben haben, wodurch er seinen Namen so berühmt machte. Er ist im Jahre 1313 geboren. Gest. 1375. — Von den großen Dichtern Arioſto und Taſſo werde ich euch in dem folgenden Zeitraume unterhalten.

Sitten und Lebensart der vornehmsten Völker im Mittelalter.

Lebten die Menschen in dem Mittelalter glücklicher als zu unsern Zeiten? — Diese Frage werdet ihr euch selbst beantworten können, wenn ihr euch erinnert, was euch schon von dem Zustande der Städte und Dörfer, den Despotenhudeleien der Großen, den unaufhörlichen Fehden, und den Räuberbanden bekannt ist, die ehedem die Länder durchzogen. Wir erfreuen uns vieler Bequemlichkeiten, deren unsere Urväter entbehren mußten; wir leben nicht mehr unter Strohdächern, in schmutzigen Städten voll Misthaufen; in unsere

hellen Zimmer fällt das Licht durch Glasscheiben, die in dem zwölften Jahrhunderte kaum in den Palästen der Großen anzutreffen waren, und des Nachts werden sie, anstatt mit Holzschleißen, mit Wachskerzen oder Talglichtern erleuchtet, die in dem Mittelalter für einen großen Luxus galten. Man war arm in jenen Zeiten. Selbst in den ansehnlichsten Städten, wie Mailand, wurde zu den Zeiten Friedrichs I. und II. nur dreimal in der Woche Fleisch gegessen. Aber schon in dem 14ten Jahrhunderte ging es in Italien um ein Merkliches besser, viel später aber in unserm Deutschlande, wo unaufhörlich kleine Kriege wütheten, und Bürger und Bauern gedrückt, gemißhandelt, ausgeplündert wurden, und öfters ihr Leben elend hinbringen mußten. Nur in den Abteien, den Klöstern, und auf den Burgen der Edelleute, lebte man in Ueberfluß, lustig und in Freuden. Man sollte glauben, es habe damals auch der gemeinste Mann sein bequemes Auskommen gehabt, denn alle Lebensmittel galten einen Spottpreis. Im Jahre 1278 kostete im Elsaß ein Huhn zwei Pfennige, 14 Eier einen Pfennig. Dagegen war aber auch die Einnahme gering. Z. B. in Nürnberg bekam ein Pfarrer, wenn er einem Kranken die letzte Oelung ertheilte, für seine Bemühung einen Schilling (acht Pfennige), die Gehülfen aber nur vier Heller. Der Meßner hatte von einer Kindtaufe einen Heller. Bei dem Festungsbau erhielt im Jahre 1427, wo der Graben um die Burg ausgemauert wurde, ein Arbeiter 10 Pfennige des Tags. Im Jahre 1452 hatten die Gesellen 18 Pfennige, die Meister 20 u. s. w. Dieß rührte von dem großen Geldmangel her, der aber nach der Entdeckung von America merklich abnahm. So wie nach und nach mehr Geld in Umlauf gesetzt ward, wurde alles theurer. Im Jahre 1524 kostete schon ein Fleischmahl aus drei guten Gerichten, nebst Trunk, zu Nürnberg 36 Pfennige, ein besseres 48 Pfennige; ein Hochzeitmahl 1564 achtzig Pfennige, und 1589 einen halben Gulden. Nun konnte man nicht mehr, wie ehemals, für 100 Goldgulden ein schö-

nes Landgut haben, oder auf einer Universität mit einem Stipendium von acht bis zwölf Gulden! auskommen. — Zu jenen Zeiten hatten aber auch die Münzen weit mehr innern Werth, als diejenigen, die heutzutag denselben Namen führen.

Behandlung des Volkes. Ausschweifungen. Verbrechen und Strafen.

Viele Regenten im Mittelalter hielten sich für die unumschränkten Herren über das Leben und die Freiheit ihrer Unterthanen. Ihr wisset, wie Kaiser Albrecht I. die braven Schweizer behandeln ließ. Kaiser Wenzel hieb höchst eigenhändig vielen Leuten zur Lust auf den Straßen den Kopf ab, oder ließ sie köpfen; manche wurden schuldlos ersäuft, und verbrannt. Wahrscheinlich gab es unter den Edelleuten noch viele andere kleine Kaiser Wenzel, die das Unwesen nur nicht immer öffentlich, aber desto grausamer in ihren Burgen trieben. Am schlimmsten erging es zu jener Zeit den Juden. In Frankreich wurden sie eingekerkert, geplündert und verkauft; man gab ihnen Schuld, sie trieben Zauberei, schlachteten Kinder, vergifteten die Brunnen. In England verfuhr man nicht barmherziger mit ihnen, sie wurden ohne Gnade gebrandschatzt und gemißhandelt. Wenn die Könige Geld brauchten, so mußten die Juden es schaffen. König Johann von England ließ die reichsten einkerkern, und ihnen, weil sie nicht gutwillig bezahlen wollten, die besten Zähne ausreißen. Einer von ihnen, dem man nach und nach sieben ausgebrochen hatte, zahlte bei dem achten 1000 Mark Silber. In Deutschland erging im Jahr 1298 in Würzburg, Rothenburg an der Tauber, Eichstätt, Nördlingen und Nürnberg eine grimmige Verfolgung über die Juden. Sie wurden beschuldigt, die Christenkinder grausam gemartert und getödtet zu haben, um ihr Blut, ich weiß nicht

zu welchen Zwecken, zu benützen; man sagte ihnen nach, sie hätten aus den Kirchen Hostien entwendet, mit Messern durchstochen, in Mörsern zerstampft u. s. w. Ihre Ankläger bei dem Volke waren vorzüglich die Mönche. Der dumme Pöbel glaubte blindlings alle Beschuldigungen, und fiel, erhitzt von Religionseifer, Rach- und Raubsucht, über die armen Israeliten her, riß sie aus ihren Freistätten, marterte, erschlug und verbrannte sie. Von unsinnigen Eiferern, und von Pfaffen mit dem Kreuz in der Hand angeführt, trieb das wüthende Volk die Juden zu Tausenden, wie eine Heerde Vieh zusammen, schlug sie todt, stürzte sie auf brennende Scheiterhaufen. Viele hebräische Väter sollen ihre Kinder selbst in die Flammen geworfen haben, damit sie nicht getauft werden möchten. — Eine noch größere Verfolgung erlitten sie 1349, wo überall die Pest herrschte, denn man beschuldigte sie, die Brunnen vergiftet zu haben. In ruhigen Zeiten galten die reichen Juden für baares Geld. Kaiser Karl IV. verschenkte drei der reichsten in Nürnberg, zum Zeichen seiner Freundschaft, an den Kurfürsten von Brandenburg. — Man begegnete ihnen mit solcher Verachtung, daß man sie nicht einmal für würdig hielt, an einem christlichen Galgen zu hangen.

Von guter Polizei war in dem Mittelalter keine Rede. Deßwegen hatte der Landmann so unsäglich viel von Räuberbanden, und der Städter von nächtlichen Dieben zu leiden. Die Räuber trieben ihre Frechheit so weit, daß sie ganze Dörfer ausplünderten, und das geraubte Gut auf Lastwägen fortschafften, die sie mit sich führten. Oft blieb den armen Bauern nicht ein Salzfaß in ihrer Küche. Andere Male wurden sie durch die grausamsten Mißhandlungen von den Diebsbanden gezwungen, ihnen Kleider, Schuhe, Stiefel, Wein und Eßwaaren aus den Städten zu holen.

Einer der kühnsten Räuber aus dem 14ten Jahrhunderte war der berühmte Eppelein von Gailingen. Er hatte seinen Sitz zu Trameysel, in der Gegend von Muggendorf.

Von da machte er mit noch mehreren andern fränkischen Edelleuten Streifzüge gegen Nürnberg und in die umliegende Gegend. Er nahm die Bürger auf den Straßen gefangen, und schleppte sie in Kerker, aus denen sie sich mit vielem Gelde loskaufen mußten. Allenthalben brannte und plünderte er mit seinem Anhange. Einmal holte er aus dem alten Wechselhause, mitten in der Stadt Nürnberg, am hellen Tage, einen silbernen Vogelbauer, in welchem viele Kleinodien, goldene Ketten, Armbänder, ein Kästchen mit 18 Ringen, ein Diamant von hohem Werthe, auch noch mehr anderer Schmuck verwahrt war, und sprengte damit davon. — Er wurde am Ende eingefangen und gerädert.

In den Städten selbst konnte des Nachts niemand unberaubt über die Straße gehen. Sogar die Leute Kaisers Rudolph I. wurden während seines Aufenthaltes in Wien, wenn sie spät nach Hause gingen, von Gassendieben angefallen und geplündert, bis endlich ein Graf von Leiningen es über sich nahm, die Stadt von diesem Gesindel zu säubern. Fest gepanzert, und begleitet von seinem entschlossenen Knecht Kranach, ging er des Nachts durch die Straßen. Beinahe an jeder Ecke wurde er von Banditen angefallen. Er hieb sie alle nieder, ließ ihnen von seinem Knechte den Kopf abschneiden, und auf den Bauch legen. So blieben sie auf dem Pflaster liegen bis zum nächsten Morgen, wo die Bürger sich über den schauerlichen Anblick nicht wenig entsetzten.

Diesem grausamen Unwesen suchte man durch noch grausamere Gesetze zu steuern. Nach dem fränkischen Landrechte sollte derjenige, der einen Pflug raubte, einem Bauer etwas zu Leide that, oder ihm den Werth von 3 Pfennigen entwendete, lebendig gerädert werden. Wer in Mühlen einen Diebstahl von 5 Pfennigen begehen würde, den sollte man ebenfalls radebrechen. Gemeine männliche Diebe wurden in Nürnberg lebendig begraben oder gepfählt (auf einen Pfahl gespießt); die Diebinnen aber ersäufte man, nachdem man

ihnen vorher die Ohren abgeschnitten hatte. Starb ein Verbrecher im Gefängniß, so wurde ihm der Kopf abgehauen, und der Körper auf ein Rad gebunden. Falsche Münzer wurden auf öffentlichem Markte in Oel gesotten. Sehr beliebte Strafen waren auch das Zwicken mit glühenden Zangen, und das Viertheilen.

In Nürnberg hatte man noch eine besondere Strafe für Missethäter, die man nicht öffentlich hinrichten wollte. Man warf sie nämlich in dem Froschthurm der eisernen Jungfrau in die Arme. Sobald der Scharfrichter den dabei angebrachten Tritt berührte, hieb diese Jungfrau den Maleficanten mit breiten Handsäbeln zu kleinen Stücken, welche sogleich in das Wasser hinab fielen. Man nannte dieß, wie die Chronikenschreiber bemerken, die armen Sünder nach Fischen schicken. — Die eiserne Jungfrau soll erst im Jahre 1533 aufgestellt worden seyn. Die Erfindung dieser Mordmaschine gehört also einem Künstler aus dem folgenden Zeitraume an.

Sehr grausam wurde auch mit den Kriegsgefangenen verfahren, bisweilen wurden ihnen die Augen ausgerissen, Nasen und Ohren abgeschnitten, Hände und Füße abgehauen. Erinnert ihr euch noch, wie Cortez die armen Indianer behandelte? Mir schaudert vor so vielen Abscheulichkeiten, laßt uns davon abbrechen.

Aeußeres Betragen, Sittlichkeit.

Immer behaupteten im Mittelalter die Franzosen vor den Deutschen den Vorzug einer feinern Bildung, eines anständigern Betragens, und einer ungezwungenern Höflichkeit gegen die Frauen. Für die rohesten Völker wurden die Spanier, die Schottländer, die Irländer gehalten; die Deutschen standen in der Mitte. In den Sitten waren

sie sich vielleicht alle gleich. An allen Höfen war Ueppigkeit, Müssiggang und Vergnügungssucht zu Hause. Wenn ein Herzog, Fürst oder Bischof, mit ein paar hundert Rittern in eine Stadt kam, so war in Kurzem die ganze Lebensordnung umgekehrt. Es wurden Liebschaften mit Frauen und Mädchen angesponnen, Bälle gegeben, ganze Tage, ganze Nächte durch geschwelgt und gezecht. Die betrunkenen Edelleute schämten sich dann nicht, ihren Damen die ärgerlichsten Zoten hören zu lassen. Scham, Sittsamkeit, alle häuslichen Tugenden, wurden untergraben, und es entstand eine Sittenverwilderung, die nach vielen Jahren noch merklich war. Aber nicht nur die Edelleute, auch die Mönche und Weltgeistlichen gaben die anstößigsten Beispiele der Liederlichkeit. Ehebrüche, Giftmischerei, besonders in Italien, Meuchelmorde, Meineide, waren an der Tagesordnung, wenigstens zwanzigmal häufiger, als zu unsern Zeiten. Falsche Zeugen konnte man für Geld haben, so viel man wollte. Doch fehlte es auch nicht an guten, redlichen Menschen, die, zum Glücke der Welt, selbst unter den rohesten Völkern angetroffen werden.

Die Deutschen waren in jenen Zeiten, ihrer Völlerei wegen, berüchtiget, und, wie es scheint, nicht ganz mit Unrecht. So durstig sie auch noch heut zu Tage sind, so waren sie es doch damals noch mehr. Sie setzten eine Ehre darein, sich einander zu Boden zu saufen. Der Unfug ging so weit, daß sich ein Nürnberger Bürger, Georg Topp-ler, im Jahre 1447 von dem Pabste einen Freiheitsbrief gegen das unmäßige Zutrinken geben ließ. Auf Reichstagen wurde es als eine wichtige Sache angesehen, das Vollsaufen zu verbieten, und 1512 zu Köln beschlossen, daß jede Obrigkeit das Zutrinken abstellen und »bei merklichen hohen Pönen« (Strafen) verbieten soll. Man machte aber einen Unterschied zwischen alten und neuen Trinkländern, und nur in den letztern, worunter Schwaben, Franken, Bayern und der Oberrhein begriffen wurde, sollte die Obrigkeit nachdrücklich eingreifen dürfen, in den andern Ländern sollte man nur

glimpflich verfahren. Diese waren die Niederlande, Sachsen, die Mark u. s. w. Damit aber ward so wenig geholfen, daß Luther dafür hielt, das Vollsaufen würde Deutschlands Plage bis an den jüngsten Tag bleiben, jede Nation habe ihren eigenen Teufel, Deutschlands Teufel müsse ein Sauf-teufel seyn. — Noch im Jahre 1540 wurde hinter dem Rathhause zu Nürnberg ein kleiner Karren angeordnet, zur Heimfahrung der Betrunkenen, die auf den Straßen gefunden wurden.

Kleidung und Hausrath.

Die Kleiderpracht stieg schon im dreizehnten Jahrhunderte außerordentlich hoch. Die Fürsten und Ritter kleideten sich in Gold- und Silberstoffe, Sammt, Seide und Scharlach, im Winter mit kostbarem Pelzwerke verbrämt. Die Frauen erschienen bei den Turnieren, im vierzehnten Jahrhunderte, nach dem Ausdrucke der damaligen Schriftsteller, heftig schön geziert, mit herrlichen Purpurkleidern, und klingenden güldenen und silbernen Gürteln; die Ritter aber, nach abgelegter Rüstung, in Prachtmänteln, mit silbernen Schellen behangen. Als Beinkleider wurden weiße Pluderhosen getragen, zu welchen vierzig und noch mehr Ellen Atlas kamen, und seltsame Schuhe, mit ungeheuren, oft 2 Fuß langen Schnäbeln, die kleine Schellen an der Spitze hatten. Diese Mode herrschte noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts. In Nürnberg sah sich 1460 die Obrigkeit genöthigt, den Schuhmachern ein Maaß zu bestimmen, wie lang sie jene Schnäbel machen durften. Nach diesen wurden die Fächerschuhe Mode, die hinten sehr schmal, und vorne außerordentlich breit waren. Hüte wurden erst zu Ende des 15ten Jahrhunderts getragen. Vorher waren Mützen von Sammt und Scharlach im Gebrauche, oft mit Pelzwerk verbrämt, und mit edlen Perlen besetzt. Die Damen trugen einen ho-

hen und spitzigen Kopfputz, Henning genannt. Er hatte Aehnlichkeit mit einem Horn, und war oft von solcher Höhe, daß sie kaum zur Thüre damit hinein konnten. Ihre Eheherren prangten mit langen Bärten; die jungen Herren aber mit Zwickelbärten, Kinnzäpfchen und andern Bartgestalten. Perrücken wurden erst zu Ende des 15ten Jahrhunderts getragen. Im sechszehnten Jahrhunderte nannte man eine gewisse Gattung derselben Atzeln oder Haaratzeln. Die Nürnberger Haarkünstler verfertigten sie mit so viel Geschmack und Zierlichkeit, daß von allen Seiten Bestellungen einliefen, unter andern auch von Gießen, wo sie auf der Universität so viel Beifall fanden, daß die eitelsten unter den Studenten keine andern als Nürnberger Haaratzeln tragen wollten.

Mit Hausgeräthe wurde gar wenig Luxus getrieben. Tische aus gemeinem Holze, eben solche Bänke mit Decken oder Polstern belegt, einige Truhen oder Schränke waren ungefähr das ganze Mobiliar. Von künstlich getäfelten Fußböden, wie man sie heut zu Tage in den Schlössern der Fürsten und Edelleute, auch in guten Privathäusern sieht, war damals nicht die Rede. Der Boden der Säle bestand aus einem harten Estrich, wie eine Scheuertenne; er war dick mit Stroh belegt, worauf sich die Fremden setzten. Selbst in den Pallästen der Könige von Frankreich traf man dergleichen an, und in den Hörsälen der Universität lagen die Studenten auf Stroh, in welchem sich oft eine kleine Welt von allerlei Thierchen angesiedelt hatte.

Bei Festgelagen sah es in den Sälen freundlicher aus; da wurden die Tafeln der Großen mit weißem, feinem Tischzeuge gedeckt, und es prangten auf denselben schwere silberne Schüsseln, und anderes silbernes und goldenes Tischgeschirr. Indeß die Gäste zechten, standen bei der Abendtafel rings umher Edelknaben, die ihnen mit Wachsfackeln leuchteten. Desto größer war die Unreinlichkeit bei den Bürgern und gemeinen Edelleuten, wo die Tischtücher und Servietten nicht eher gewechselt wurden, als bis sie ganz zerrissen waren.

oder so von Schmutz starrten, daß sie an den Fingern kleben blieben.

Lustbarkeiten.

Unter den Lustbarkeiten standen oben an die Freuden der Tafel, wobei unter den Großen oft die unglaublichste Verschwendung herrschte. Bei der Vermählung des Grafen Richard, eines Bruders des Königs Heinrich III., sollen mehr als 30,000 Schüsseln (nicht Gerichte) aufgesetzt worden seyn *), und bei der Verheirathung seiner Tochter erschienen zum ersten Gange bei dem Gastmahle 60 gemästete Ochsen. Von der Anzahl der Gäste gedenken die Geschichtschreiber nichts Näheres; sie mag aber sehr groß gewesen seyn, denn im 14ten Jahrhunderte wurden in der Stadt Nürnberg zu Hochzeiten bei Privatpersonen öfters über 900 Gäste geladen, so daß die Anzahl durch Polizeigesetze beschränkt werden mußte. Bei bürgerlichen Hochzeiten ritt der Hochzeitlader mit einigen Begleitern zu Pferde herum. Man hatte bei dem Hochzeitmahle einen Lustigmacher, den man Lotterer nannte, woraus der Name Lotterbube entstanden ist. Wein und das stärkste Bier flossen bei solchen Gelegenheiten in Strömen. Jeder Gast mußte wenigstens zwei Pfennige Trinkgeld geben.

Von den Turnieren war schon mehrmals die Rede; es herrschte bei denselben eine außerordentliche Pracht. Einer suchte den andern zu übertreffen in dem Glanze der Rüstung, der Schönheit der Pferde, der Anzahl des Gefolges. Die Damen gingen noch weiter in Putz und Aufwand. Es mußte ihnen im 15ten Jahrhunderte verboten werden, bei Turnie-

---

*) Bei Privatpersonen aßen gewöhnlich zwei Personen aus einer Schüssel.

ren mehr als vier gestickte, mit Perlen und Edelsteinen verzierte Kleider zum Vorschein zu bringen.

Eine Hauptlustbarkeit der Fürsten und Edelleute war die Jagd, wobei den armen Landbewohnern ihre Kornäcker von Wild, Hunden und Pferden gar jämmerlich verwüstet wurden. Mancher Fürst hatte über 1000 Hunde; ein Graf von Foix unterhielt 1600, die mehr Futter erforderten, als sämmtliche Bewohner eines großen Dorfes. Die Edelleute scheuten sich nicht, ihre Falken und Hunde mit in die Kirche zu nehmen; selbst wenn sie zu Felde zogen, ließen sie sie nicht zurück, und viele führten sie sogar mit sich in das gelobte Land.

In ihren Burgen wurden die französischen Edelleute öfters von durchreisenden Troubadours oder Minnesängern ergötzt, die ihnen Romanzen, und zärtliche oder scherzhafte Lieder vorsangen, bei welchen sie von den sogenannten Minestrels auf sanften Instrumenten begleitet wurden. Die Jongleurs aber unterhielten sie mit gar manchen erfreulichen Possenspielen, Mummereien, Seiltänzerkünsten, und tanzenden Hunden.

In Frankreich fehlte es im Mittelalter nicht an sonderbaren Schauspielen. Sie hießen Mysterien oder Moralitäten, vermuthlich weil der Stoff dazu aus der biblischen Geschichte genommen wurde; sonst aber waren manche gar unmoralischen Inhalts. Es erschien da z. B. Gott der Vater mit einem langen Barte, in tiefer Baßstimme sprechend; der Heiland paradirte in einer Carmeliterkutte, die heilige Anna kam auf dem Theater nieder; die Engel sangen, die Verdammten heulten, die Teufel lachten, der Hannswurst machte seine Schwänke. In einem dieser Stücke wurde Satan, zum großen Vergnügen der Zuschauer, von dem Obersten der Teufel ganz unbarmherzig ausgeprügelt, weil er Jesum Christum vergeblich versucht hatte. Dergleichen Possenspiele wurden auch nach Deutschland verpflanzt, und fan-

den bei unsern guten Ahnherren, die gerne lachten, und dem Teufel gram waren, den erwünschtesten Beifall.

Unter den Volksvergnügungen jener Zeit war vorzüglich in Frankreich das Narrenfest merkwürdig, bei welchem die ausgelassenste Freiheit herrschte. Eine Anzahl junger Leute kleideten sich als Pfaffen, schwärzten sich das Gesicht, versammelten sich vor den Kirchenthüren, zogen in Prozession hinein, wählten und weihten, unter den lächerlichsten Ceremonien, einen Narrenbischof. Der Neugewählte nahm sogleich Besitz vom bischöflichen Stuhle, und hielt mit den possierlichsten Grimassen ein komisches Hochamt, während dessen seine Diaconen, Subdiaconen und Priester auf dem Altare würfelten, Karten spielten, und Würste aßen. Anstatt geistiger Gesänge, wurden die schmutzigsten Zechlieder gesungen. Verlarvte Narren zu Hunderten verübten allerlei Possenstreiche, warfen den Chorknaben stinkendes Leder in die Rauchfässer, tanzten die üppigsten und leichtfertigsten Tänze. Am Ende wurde von dem Narrenbischof ein lächerlicher Segen gesprochen. Nach der Messe bestieg er einen Mistkarren, warf den Pöbel mit Koth, und wurde geworfen. Das Volk erlaubte sich die ausgelassensten Ausschweifungen, die der wahre Bischof und seine Domherren mit ansehen mußten. Dieses Fest hieß auch die Decemberfreiheit, weil es um Weihnachten anfing. Die Haupttage waren der Tag der unschuldigen Kindlein, und der vorhergehende St. Stephans Tag. Die Feierlichkeiten an letzterem nannte man die Eselsprosa. Die Ochsenprosa kam an dem Feste St. Johannis des Evangelisten vor. In Frankreich wurden diese Narrheiten bis ins 16te Jahrhundert fortgetrieben, wo ein Parlementsschluß ihnen ein Ende machte.

Ein anderes erbauliches Fest, von gleichem Gehalte, wurde beinahe durch ganz Europa gefeiert. Dies war das Eselsfest. Man weiß nicht, was dasselbe eigentlich vorstellen sollte, vielleicht die Flucht der Jungfrau Maria mit dem Jesuskindlein nach Aegypten. Der Esel erschien dabei

in einer Mönchskutte. Ein junges, schön geputztes Mädchen mit einem Knäblein auf dem Arme, wurde darauf gesetzt, und vor den Altar geführt. Nun ward von verkleideten Priestern die Messe gelesen, und jeder Theil derselben mit einem lauten Eselsgeschrei: Hinham! Hinham! beschlossen. Auch den Segen am Schlusse der Feierlichkeit beantwortete der Pöbel mit einem schallenden Hinham. Zuletzt wurde ein schnurriges, halb lateinisches, halb französisches Lied abgesungen, dann führte man, seiner schönen Last entbürdet, den heiligen Esel wieder in seinen Stall; die übrigen aber gingen nach Hause.

Am Charfreitage waren andere Feierlichkeiten im Gebrauche, die sich in manchen Gegenden bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und die ich selbst noch in meiner Jugend, ganz in der Nähe von Nürnberg, in dem katholischen Städtchen Herzogenaurach, mit angesehen habe. Es wurde da die Kreuzigung Christi mit großem Gepränge aufgeführt, und noch viele andere Scenen aus der biblischen Geschichte vorgestellt. Durch die Hauptstraßen des Städtchens zog eine lange Procession, theils zu Fuß, theils zu Pferde. Man sah Joseph mit seinen Brüdern, dann kam auf einem großen Wagen Jonas in dem Bauche des Wallfisches, und noch mehr Vorstellungen aus dem alten Testamente. Endlich erschien Jesus selbst, sein Kreuz schleppend, und mit einer Dornenkrone geschmückt. Nach ihm kamen die beiden Schächer, seine Mutter, Maria Magdalena u. s. w. Eine Menge Kriegsknechte ritten nebenher. Hinter den heiligen Frauen ging eine bedeutende Anzahl frommer Christen, die sich selbst zur Büßung ihrer Sünden so unbarmherzig geiselten, daß das Blut über den entblößten Rücken herabfloß. Den Beschluß machte ein langer Zug Männer und Frauen, erstere mit dem Hute unter dem Arme, Passionslieder singend. An manchen Orten ging auch die Kreuzigung wirklich vor sich, doch wie sie sich von selbst versteht, auf eine unschädliche Art. Indessen war in der Kirche das heilige Grab bereitet wor-

den, das mit tausend bunten Lampen schön erleuchtet war. — An Ostern wurde eben so erbaulich die Auferstehung vorgestellt, und Christus vor den Augen der ganzen zahlreich versammelten Gemeinde mit Stricken in den Himmel gezogen. Dann folgte eine oft sehr erfreuliche Osterpredigt, worin sich besonders die Mönche auszeichneten. Da in der Fastenzeit kein Fleisch, sondern nur Fische und dergleichen gegessen werden dürfen, so fing einmal ein Mönch seine Osterpredigt mit den Worten an: «Gute Nacht Stockfisch, willkommen ihr Ochsen.» Ein anderer solcher Prediger verlangte auf der Kanzel, es sollten nicht alle Männer den ersten Vers vom Lied mitsingen, sondern nur diejenigen, welche die Herrschaft im Hause hätten; aber siehe da, sie blieben alle stumm. Als er hingegen die Weiber aufrief, welche das Regiment führten, ließ sich sogleich der ganze Chor der Frauen hören.

Die Vehmgerichte.

In dem 13ten und 14ten Jahrhunderte — manche behaupten, schon unter Karl dem Großen — kamen die sogenannten Vehm- oder Westphälischen Gerichte in Gang. Diese Gerichte hatten viel mit der Inquisition gemein, besonders das Geheimnißvolle, denn die Richter sprachen ihre Urtheile im Verborgenen, niemand wußte, wer und wo sie waren. Deswegen hießen ihre Gerichte auch die heimlichen Gerichte. Sie richteten über Ketzerei, Zauberei, Diebstahl und Mord, überhaupt Alles, was wider Gott, Ehre und Recht geschah. Jedes bestand aus einem Stuhlherrn und vielen Schöppen oder Beisitzern. Sie nannten sich die Wissenden, und wurden alle aus dem Adel erwählt. Wie die Freimaurer, mußten sie bei ihrer Aufnahme mit einem fürchterlichen Eide Verschwiegenheit geloben, und gleich diesen erkannten sie sich einander an gewissen geheimen Zeichen. Nur in der Nacht hielten sie ihre Versammlungen, und

richteten da über jeden Verbrecher, den einer von den Wissenden angab, besonders über die Missethäter, die den weltlichen Gerichten entgangen waren. Der Angeklagte wurde durch einen Frohnboten vorgeladen, aber nicht öffentlich, sondern durch ein Blatt, das dieser ihm an seine Hausthüre heftete, und worin ein bekannter Ort bestimmt wurde, wo er sich einfinden sollte. Einer der Heimlichen erwartete ihn daselbst, und geleitete ihn mit verbundenen Augen weiter vor das furchtbare Gericht. Stellte er sich vor demselben, und wurde schuldig befunden, so stand schon ein Scharfrichter mit einem guten Schwerdte in Bereitschaft, der ihm auf der Stelle den Kopf abschlug. Erschien er nicht, so wurde er geächtet (verfehmt), und jeder von den Heimlichen hatte die Verbindlichkeit auf sich, ihn niederzustoßen, wenn er ihm begegnete. Zum Zeichen, daß der Ermordete von dem heimlichen Gerichte war zum Tode verurtheilt worden, stieß derjenige, der ihn getödtet hatte, sein Messer neben dem Leichname in einen Baum, oder in die Erde. — Mancher Schuldige, der dem Arme gemeiner Gerichte zu entgehen gewußt hatte, fand vor dem unerbittlichen Vehmgerichte den verdienten Lohn für seine Unthaten. Aber auch mancher Unschuldige mußte mit dem Missethäter bluten. Ganz Norddeutschland wurde durch die Richterstühle der Heimlichen in Angst und Schrecken gehalten. Lange bemüheten sich gutdenkende deutsche Kaiser, sie auszurotten; es erhielten sich dieselben aber bis zur Regierung Maximilians I., das heißt, bis zur Reformation. Der Erzbischof von Köln soll der oberste Stuhlherr, und kaiserlicher Bevollmächtigter über alle Freistühle gewesen seyn.

Ueberſicht der vornehmſten Begebenheiten in dem fünften Zeitraume.

Ueber 400 Jahre umfaßt die Geſchichte dieſes Zeitraums, den die Kreuzzüge gegen die Muhamedaner eröffneten, welche in dem Beſitze des heiligen Landes waren. Mehrere deutſche Kaiſer, wie Friedrich I., Friedrich II., auch Könige von England und Frankreich nahmen Antheil daran. Erſtere waren aus dem ſchwäbiſch hohenſtaufiſchen Hauſe, auf welche gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts Habsburgiſche Fürſten folgten. Deutſchland bekam Kurfürſten, und vergrößerte ſich gegen Norden, verlor aber, unter Albrecht I., im Jahre 1308 die Schweiz. Die Nachkommen der Weſtgothen in Spanien, welche ſich vor den Arabern in die nördlichen Provinzen zurück gezogen hatten, wurden wieder mächtiger, und vertrieben am Ende, unter Ferdinand dem Katholiſchen, die Fremdlinge größtentheils wieder aus dem Lande. Portugal wurde ein Königreich; eben ſo Sicilien. Durch einen ausgebreiteten Handel zur See, blüheten Venedig und Genua. Dänemark, Schweden und Norwegen wurden zu einem einzigen Reiche vereiniget. Das griechiſche Reich hingegen wurde nach langen innerlichen Unruhen und Kriegen mit auswärtigen Feinden, endlich von den Osmaniſchen Türken, die aus Kleinaſien herüber gekommen waren, gänzlich zu Grunde gerichtet. Dieſe rohen Barbaren ſetzten ſich nun feſt in Europa, und verließen es ſeit jener Zeit nie wieder. Auf der andern Seite ſtürzten unter Dſchingiskan und Timur die Mongolen vollends das Kalifat und viele andere Reiche um. Die Päbſte ſuchten ihre fürchterliche Macht noch mehr zu vergrößern. Sie ſetzten Könige auf den Thron, und ſtießen andere herab; den Chriſten ſchrieben ſie vor, was ſie denken und glauben ſollten; ſie ließen Kriege predigen gegen die Albigenſer, die Waldenſer, die Huſſiten, und verfolgten Alles, was ſich ihrer Macht zu widerſetzen wagte. Durch die Einführung des

kanonischen Rechts, und der Inquisition, durch Schaaren von Mönchen, Kirchenbann und viele andere Mittel, wußten sie ihre Gewalt noch mehr zu vergrößern. Gegen die Mitte dieses Zeitraums wurde aber ihr Ansehen, theils durch ihr unvorsichtiges Betragen, theils durch den Widerstand muthiger Fürsten, zahlreicher Gegner, und freimüthiger Kirchenverbesserer sehr erschüttert. Hierzu kam auch noch das neue Licht, welches durch die Widerherstellung der Wissenschaften in den Abendländern, durch die Gründung vieler Universitäten, durch die Erfindung der Buchdruckerei angezündet wurde, und das die Nacht des Aberglaubens erhellte, in welcher die Gewalt der Geistlichkeit so furchtbar zugenommen hatte. Durch die Entdeckung von America, und den gefundenen neuen Weg nach Ostindien, that sich besonders für die Europäer eine neue Welt auf, und durch die schon lange vorausgegangene Erfindung des Schießpulvers bekam ihr Kriegs- und Vertheidigungswesen eine ganze neue Gestalt.

Zeitfolge der merkwürdigsten Männer und der vornehmsten Begebenheiten in dem fünften Zeitraume.

1096. Nach Christi Geburt. Anfang der Kreuzzüge. Gottfried von Bouillon.
1099. Eroberung der Stadt Jerusalem. Johanniterorden.
1105. Absetzung Heinrichs VI.
1125. Tod Heinrichs V. Lothar II. († 1137).
1130. Königreich Neapel und Sicilien.
1138. Konrad III. († 1152).
1138. Königreich Portugal.
1150. H. Bernhard.
1152. Friedrich I. († 1190).
1156. Herzogthum Oesterreich.
1163. Dschingiskan wird geboren. († 1227).

1165. Carmeliter.
1170. Waldenſer.
1172. Irland eine engliſche Provinz.
1187. Saladin. († 1193.)
1190. Friedrich I. ſtirbt. Deutſche Ritter. Heinrich VI. († 1197.)
1197. Otto IV. Philipp von Schwaben. (Philipp † 1208.)
1198. Innocenz III. wird Pabſt.
1204. Conſtantinopel in der Gewalt der Franken.
1209. Krieg mit den Albigenſern.
1210. Franz von Aſſiſi, Stifter der Franziskaner.
1212. Friedrich II. († 1250.)
1213. Johann ohne Land.
1215. Domingo Guzman, Stifter der Dominikaner.
1220. Franciscaner und Dominicaner. Die Mongolen in Rußland.
1227. Dſchingiskan ſtirbt.
1230. Krieg der deutſchen Ritter mit den heidniſchen Preußen.
1241. Entſtehung der deutſchen Hanſe. Mongolenſchlacht bei Liegnitz.
1248. Der heilige Ludwig unternimmt ſeinen erſten Kreuzzug.
1250. Friedrich II. ſtirbt. Konrad IV.
1254. König Wilhelm.
1256. König Richard.
1258. Ende des Kalifats.
1261. Ende des lateiniſchen Kaiſerthums zu Conſtantinopel.
1268. Unglückliches Ende des Prinzen Konradin.
1270. Ludwig IX. der Heilige, ſtirbt.
1273. Rudolph von Habsburg. († 1291.)
1382. Sicilianiſche Veſper.
1292. Adolph von Naſſau. († 1298.)
1298. Albrecht I. († 1308.)
1300. Ottomanniſches Reich. Bonifacius VIII. Philipp der Schöne in Frankreich.
1305. Clemens V. zu Avignon.

1307. Urſprung des Schweizerbundes.
1308. Heinrich VII. († 1313.)
1311. Aufhebung des Tempelherrnordens.
1314. Ludwig der Bayer und Friedrich von Oeſterreich.
1315. Philipp IV. der Schöne ſtirbt.
1321. Dante ſtirbt.
1328. Philipp VI. ein Valois, beſteigt den franzöſiſchen Thron.
1347. Kaiſer Ludwig ſtirbt. Karl IV. († 1378.)
1348. Univerſität Prag geſtiftet.
1350. Schießpulver. Schwarz.
1355. Goldene Bulle.
1374. Petrarca ſtirbt. Boccaccio.
1378. Kaiſer Wenzel. († 1419.)
1387. Wikleſ ſtirbt.
1388. Univerſität zu Wien und Köln.
1397. Die Königin Margaretha vereinigt Dänemark, Schweden und Norwegen.
1400. Abſetzung Kaiſer Wenzels. Rupert von der Pfalz. Bajazet.
1405. Timur ſtirbt.
1411. Sigismund. († 1437.)
1414. Kirchenverſammlung zu Coſtnitz.
1415. Huß wird verbrannt.
1417. Burggraf Friedrich von Nürnberg wird Kurfürſt von Brandenburg.
1431. Die Jungfrau von Orleans wird verbrannt.
1438. Albrecht II. gewählt. († 1439.)
1439. Friedrich III. († 1493).
1440. Buchdruckerkunſt. Guttenberg.
1453. Ende des griechiſchen Kaiſerthums. Muhamed II. Erzherzogthum Oeſterreich.
1454. Polniſch Preußen.
1462. Iwan Waſiljewitſch I.

1477. Karls des Kühnen Tod. Maria. Die Niederlande kommen an Oeſterreich.
1490. Matthias Corvinus ſtirbt.
1492. Ferdinand der Katholiſche. Entdeckung von America durch Chriſtoph Colombo. Ende des Reichs Granada in Spanien.
1493. Maximilian I. († 1519.)
1495. Landfrieden. Herzogthum Würtemberg.
1498. Vasco de Gama.
1499. Ismael Sofi in Perſien.
1503. Pabſt Alexander VI. ſtirbt.
1513. Leo X.
1516. Ferdinand der Katholiſche ſtirbt. Erasmus.
1518. Cortez erobert Mexico.

Neue Geschichte.

Von der Entdeckung von America und der Reformation bis zur französischen Revolution.

Sechster Zeitraum.

Von Columbus und Luther bis auf die französische Revolution, oder von der Entdeckung von America und der Kirchen-Verbesserung bis zu der Auflösung des römisch-deutschen Kaiserthums, und den andern großen Veränderungen in dem europäischen Staatensysteme.

Jahre nach Christi Geburt 1520 bis 1789.

Erster Abschnitt.

Von der Reformation bis zu dem westphälischen Frieden. (1520 bis 1648.)

Die Deutschen im sechsten Zeitraume.

Martin Luther. (geb. 1483. gest. 1546.)

Ihr werdet euch erinnern, daß Kaiser Maximilian im Scherz sagte: «Wenn Gott nicht besser für die Kirche sorgt, als ich armer Jäger und der versoffene Julius, so wird nichts aus der Reformation werden.» — Wirklich hatte Gott, der oft die Werkzeuge seiner Macht unter den Geringsten im Volke erwählt, bereits einen Mann erweckt, der weit mehr

für die Kirche that, als alle Kaiser und Päbste. Dieser Mann war Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmannes in dem thüringischen Dorfe Möre.

Wie die Mutter Jesu, wurde auch Luthers Mutter unvermuthet auf einer Reise von den Geburtsschmerzen übereilt. Da sie sich ihre Niederkunft noch nicht so nahe dachte, so war sie mit ihrem Manne nach Eisleben auf den Jahrmarkt gegangen, wo sie am 10. November 1483 ein Knäbchen gebar, das am folgenden Martinitage in der dortigen Kirche getauft, und deswegen Martin genannt wurde.

Das folgende Jahr zogen die Aeltern nach Mannsfeld, wo Vater Luther eine bessere Anstellung in den umliegenden Bergwerken erhalten hatte. Dort wuchs der kleine Martin schnell heran, und wurde schon früh und mit großer Strenge zum Besuche der Schule angehalten. In seinem vierzehnten Jahre kam er in die lateinische Schule zu Magdeburg, und im folgenden (1498) nach Eisenach, wo seine Mutter Verwandte hatte. Der Jüngling besaß Fleiß und Talente; er machte daher sehr schnelle Fortschritte im Latein und in den andern Schulwissenschaften. Seinen Unterhalt aber mußte er sich als armer Schüler kümmerlich mit Singen vor den Häusern erwerben, wo er oft, statt der gehofften Gabe, mit schnöden Worten abgefertigt wurde. Nicht viel besser erging es ihm auf der Universität zu Erfurt, ob ihn gleich sein unbemittelter Vater mit aller Liebe und Treue unterstützte. Er hatte nicht die Mittel, wie andere Studenten, zu reiten, zu fahren, zu trinken, in lustigen Gesellschaften zu schwelgen. Und dieß war vielleicht sein Glück, denn wahrscheinlich wäre nicht der große Mann aus ihm geworden, wenn der Trieb zur Arbeit und zur Ausbildung seines Geistes durch Zerstreuungen gelähmt worden wäre. Schon im Jahre 1503, also in seinem zwanzigsten Jahre, wurde er Magister. Sein Vater wünschte, daß er die Rechte studieren möchte; allein zufällig bekam jetzt unser Martin, zum erstenmal in seinem Leben, auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt, eine voll-

ständige lateinische Bibel in die Hände. Man hatte zu jener Zeit noch keine deutsche Uebersetzung derselben; dem gemeinen Manne war nichts davon bekannt, als die Sprüche, über die gepredigt, und die Evangelien und Episteln, die in der Kirche vorgelesen wurden; selbst viele Geistliche wußten nicht mehr davon, deswegen war es eben den Päbsten und ihrer Klerisei so leicht, dem Volke aufzubinden, was sie nur wollten, und so viele Neuerungen in der Religion einzuführen. — Wie freute sich unser Luther über diesen köstlichen Fund! Mit welcher Begierde durchblätterte er das Buch, in dem er weit mehr entdeckte, als er erwartete. Jemehr er las, desto mehr fand er sich angezogen, durch die einfachen, sanften und verständlichen Lehren Jesu. Die Wissenschaft von Gott und der christlichen Religion aus dieser ersten und reinsten Quelle studiren zu können, war nun sein höchster Wunsch. Jetzt ekelte ihn das Studium der Rechte, gegen das er ohnehin schon Abneigung fühlte, gänzlich an. Er beschloß in seinem Herzen, es aufzugeben. Der erschütternde Tod eines jungen Freundes, Alexis war sein Name, der auf einem Spaziergange bei einem ausgebrochenen Donnerwetter von dem Blitze an seiner Seite erschlagen wurde, bestärkte ihn in dem gefaßten Vorsatze. Ohne jemanden etwas davon zu entdecken, ging er in das Augustinerkloster zu Erfurt, und ließ sich unter die Mönche aufnehmen. Hier hoffte er durch Gebet und fromme Uebungen Gott mit sich zu versöhnen, und die Seligkeit zu verdienen, denn sein zartes Gewissen wurde, man weiß nicht genau warum? unaufhörlich von Furcht und Zweifeln an der Gnade des Himmels geängstiget. Sollte er angeben, durch welche Vergehungen er die Gottheit beleidiget habe, so konnte er es nicht. Deswegen schalt ihn oft sein Beichtvater einen Narren; und Doctor Staupitz, sein Prior, sagte ganz naiv zu ihm: Du mußt ein Register haben, darinnen rechtschaffene Sünden stehen; soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen, und aus jedem Bom-

bert eine Sünde machen. — Luther schwieg, und unterwarf sich in seinem Kloster demüthig jeder Büßung, und den niedrigsten Diensten, die man von ihm forderte. Er ließ sich gefallen, die Kirche auf- und zuzuschliessen, die Kirchenuhr zu richten, mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, und von den Bürgern Brod, Eier, Fische, Fleisch und Geld einzusammeln, ja sogar den Unflath aus den heimlichen Gemächern der Mönche zu schaffen.

Luthers alter Vater war untröstlich über die Standesveränderung seines Sohnes, und zog seine Hand gänzlich von ihm ab. Dieser aber benützte die Einsamkeit des Klosters zum Studiren der Bibel und der Philosophie, und zeichnete sich bald vor allen Brüdern durch hervorstechende Talente und Kenntnisse aus. Im Jahre 1501 empfing er endlich die Priesterweihe; sein Weihbischof machte ihn, wie Martin sich ausdrückte, zum Pfaffen. Im folgenden Jahre wurde er, auf Vermittlung seines Gönners, Dr. Staupitz, als Professor der Philosophie auf die neu errichtete Universität Wittenberg berufen, wo sich erst des jungen Luthers Genie nach seinem ganzen Umfange entwickelte. Er lehrte seine Schüler die Fesseln der alten Schulregeln in der Philosophie abstreifen, und machte die Rechte der gesunden Vernunft geltend. Durch seine Freimüthigkeit, seinen kräftigen Vortrag, und das kühne Wegschreiten über alle Vorurtheile, sammelte er bald Zuhörer in Menge um sich her. Nicht geringeren Beifall fanden seine Predigten, bei denen er außerordentlichen Zulauf hatte.

Im Jahre 1510 mußte er in den Angelegenheiten seines Ordens, dem er noch immer treu geblieben war, eine Reise nach Rom machen. Dort sah er in der Nähe die Schwelgerei und das unheilige Leben des heiligen Vaters (damals Leo X.), auch die Leichtfertigkeit, die Sittenlosigkeit der römischen Klerisei. So verschwand gar bald in seinem Herzen vor der päbstlichen Heiligkeit alle Scheu, die er mitgebracht hatte.

Nach seiner Zurückkunft wurde er im Jahre 1512 zum Doctor der Theologie erhoben, welche Würde er anfangs aus Bescheidenheit abzulehnen suchte. Sie wurde ihm aufgedrungen; und nun ging sein ganzes Bestreben dahin, durch Sprachwissenschaft und gründliche Gelehrsamkeit seinem neuen Amte als Lehrer der Religion, immer mehr Ehre zu machen. In dieser nie von ihm gesuchten Erhebung fand er nach und nach einen himmlischen Beruf. Das Studium der Bibel erfüllte ihn mit Zuversicht, mit Trost, mit Vertrauen auf Gott, und gab seinem Geiste einen neuen höhern Schwung. Der Beifall, den seine Vorträge in dem Hörsaale und in der Kirche fanden, belebte seinen Muth. Aus dem blöden, schwermüthigen, hypochondrischen Manne, der er vorher war, wurde bald der heiterste, offenste und angenehmste Gesellschafter, der seinen Umgang durch Witz, Munterkeit und die drolligsten Einfälle würzte.

Während Martin Luther in Wittenberg mit solchem Beifall sein Lehramt verwaltete, durchzog ein Leipziger Dominicanermönch, Johann Tezel, das Land von Ort zu Ort unter großem Zulauf des Volkes, und verkaufte päbstlichen Ablaß für alle vergangene und zukünftige Sünden, befreite für ein paar Groschen jede Seele, die man wollte, aus dem Fegfeuer, und verhandelte den Himmel für Geld. Er führte zwei große Kisten mit sich herum; in der einen waren päbstliche Ablaßbriefe für alle mögliche Sünden; in der andern die Thaler, die er damit gewonnen hatte, und die er an Albrecht, Kurfürsten und Erzbischof von Mainz und Magdeburg verrechnen mußte, denn dieser war des Pabstes Generalpachter für den Ablaß. Albrecht hätte zu dem Absatz seiner Waare keinen tüchtigern Mann wählen können, als diesen Tezel. In jedem Orte, wo er seinen Kram aufschlug, ließ er ein Kreuz aufrichten, oder ließ ein großes Feuer anzünden, und schrie seine Zettel aus, wie ein Marktschreier. Mit meinem Ablaß, sagte er, habe ich mehr Seelen erlöst, als Sanct Petrus mit seinem Evangelium; mein rothes Kreuz mit dem

päbstlichen Wappen ist so kräftig, als das Kreuz Christi; ich habe Macht, alle Sünden zu erlassen, den Lebendigen und den Todten, und hätte sich selbst einer an der Mutter Gottes vergriffen, so könnte ich ihm vergeben.

So wie das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.

Kommt also alle herbei, ihr, denen an der Erlösung eines verstorbenen Vaters, Bruders, Kindes, einer Frau, oder eines Ehemannes gelegen ist, für vier Groschen führe ich eure Lieben aus dem Fegfeuer in den Himmel ein! Es ist nicht möglich, euer Geld besser anzuwenden! — So bethörte er das leichtgläubige Volk. Mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Ablaßzettel hin. Tezel hatte auch Milch- und Butterbriefe feil; wer einen solchen Brief löfete, dem war erlaubt, in der Fastenzeit Milch und Butter zu speisen.

Mit seinem Ablaßkram erschien Tezel 1517 zu Jüterbock, wohin ihm aus dem nahen Wittenberg eine Menge Menschen zuströmten, die sich Ablaßzettel kauften. Kamen sie in der Folge bei ihren Beichtvätern zur Beichte, so verbaten sie sich jede Auferlegung einer Buße, und verlangten nicht einmal mehr die Absolution. Darüber ergrimmte Luther, und donnerte erst wider einen so gotteslästerlichen Unfug in seinen Predigten, und weiterhin schlug er an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Streitsätze gegen den Ablaß an, die er sich gegen jedermann in einer öffentlichen Disputation zu vertheidigen erbot. — Es erschien niemand, der es gewagt hätte sie anzugreifen; bald aber wurden Abschriften davon in ganz Deutschland, und selbst außer Deutschland verbreitet, wo sie allgemeines Aufsehen erregten. — Von dem Tage an, da jene 95 Theses von Luther öffentlich angeschlagen wurden (31. Oct. 1517), wird der Anfang der Reformation gerechnet, deren dreihundertjähriges Jubelfest (1817) von uns und allen Protestanten gefeiert wurde.

Als Tezel von Jüterbock, wo er sich lange aufgehalten hatte, wegzog, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn in einem Walde ein, und bat sich um die Gebühr einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde aus. Kaum hatte er den Zettel in der Hand, so nahm er dem bestürzten Tezel seinen Geldkasten weg. Bedenkst du denn, was du thust, schrie der Dominicaner. O ja, erwiederte lachend der Edelmann; dieß ist eben die Sünde, für die ich mir einen Ablaßbrief gekauft habe. Im Triumph brachte er nun den Geldkasten nach Jüterbock zurück, wo derselbe bis auf diesen Tag zu sehen ist. In der Folge kam Tezel auch in die fränkische Gegend, nach Nürnberg, und machte herrliche Geschäfte. Er schlug seine Bude auf dem Platze auf, wo jetzt der Harsdorferische Hof steht, der gegenwärtig im Besitz der Holzschuherischen Familie ist.

Luther wurde für seinen Muth und seine Freimüthigkeit von allen Freunden der Aufklärung gelobt, von allen Anhängern des Pabstes und der Klerisei verketzert. Es erschienen viele Schriften gegen ihn; vorzüglich wurde er von dem Dominicaner Hochstraaten zu Köln, von einem Doctor Eck zu Ingolstadt, und von Prieras, einem Official (Beamten) des päbstlichen Hofes angegriffen, und mit Schmähungen überhäuft. Luther achtete sie nicht; eben so wenig kümmerte er sich um eine Vorladung des Pabstes, der verlangte, er solle sich binnen 60 Tagen in Rom einfinden, und sich da vor ihm verantworten. Es schien dem heiligen Vater sehr viel daran gelegen, seiner habhaft zu werden, denn er ließ zugleich den Kurfürsten von Sachsen auffordern, Luther zu verhaften, ihm als einem Kinde der Bosheit und einem Gottesverächter die Ordenskleidung abzunehmen, und den Mann an den päbstlichen Nuntius in Augsburg auszuliefern, der ihn dann weiter nach Rom würde führen lassen. Allein der Kurfürst, der sehr viel auf Luther hielt, weil der geachtete Mann die neue Universität in Aufnahme gebracht, und die Stimmen aller Studenten und Bürger für sich hatte,

machte Vorstellungen gegen diese Verfügung, und bewirkte, daß die Sache ganz in Deutschland verhandelt werden sollte. Nun erhielt Luther Befehl, vor dem päbstlichen Nuntius, dem Cardinal Cajetanus, in Augsburg zu erscheinen, und sich dort mit seiner Vertheidigung vernehmen zu lassen. Allein seinen Freunden war bange, es möchte dort Hussens Schicksal seiner warten; selbst Kaiser Maximilian I., der sich damals, des Reichstages wegen, in Augsburg aufhielt, war um ihn besorgt, und bat den Cardinal, mit dem armen Bruder säuberlich zu verfahren. Luther aber vertraute der Gerechtigkeit seiner Sache, und war auf alles, selbst auf den Märtyrertod, gefaßt.

Er erschien im Jahre 1518 zu Augsburg unter einer starken Begleitung, und stellte sich vor dem Cardinal. Dieser verlangte von ihm unbedingten Widerruf. Ich bin bereit dazu, antwortete Luther, wenn jemand mich aus der Schrift einer Irrlehre überweisen kann. Der Cardinal wollte sich wohlbedächtlich nicht darauf einlassen; er sagte, es sey unter seiner Würde, mit einem Luther zu disputiren, und entließ den dreisten Mann mit dem Verbot, ihm jemals wieder vor die Augen zu kommen, es wäre denn mit einem Widerrufe.

Luthers Begleiter hatten an dieser Unterredung genug. Es schien ihnen rings umher immer unheimlicher zu werden; daher fanden sie für gut, ihren Freund noch in derselben Nacht durch ein kleines Pförtlein aus der Stadt zu schaffen, ihn auf ein gutes Pferd zu setzen, und so schnell als möglich nach Sachsen zurück zu führen. Am 30. October kamen sie wieder glücklich mit ihm zu Wittenberg an.

Luther hatte in der Folge eine zweite, eben so fruchtlose Unterredung mit einem andern päbstlichen Gesandten (Miltiz) zu Altenburg. Bald kam die Sache so weit, daß kein Vergleich mehr möglich war. Die Papisten stürmten immer heftiger mit Schmähungen auf Luther los; manche Prediger schrieen auf der Kanzel, es sey keine Sünde, einen solchen Erzketzer todt zu schlagen; der Legat Miltiz erhielt

den geheimen Befehl, sich auf irgend eine Art der Person dieses Mönchs zu versichern, und ihn nach Rom abzuliefern. Luthers Muth schien mit der Gefahr zu wachsen. Er wurde in seiner Vertheidigung immer kühner, immer gewaltiger; er zeigte, daß die Statthalterschaft Christi, die sich die Päbste zuschrieben, nirgend in der heiligen Schrift gegründet sey, und die römischen Bischöfe nicht mehr Macht, als andere Priester haben, Vergebung der Sünden zu ertheilen.

Jetzt erschien eine päbstliche Bannbulle gegen Luther. Es hatte sie Doctor Eck von Rom mitgebracht. Er wollte sie in allen Städten anschlagen lassen; zu Leipzig wäre er aber darüber von den Studenten beinahe todt geprügelt worden; an vielen Orten verbot der Magistrat den Anschlag, an andern wurde sie von dem Volke wieder abgerissen. In einem Theile von Deutschland las man jetzt Luthers Schriften mit neuer Begierde; in andern Gegenden, wie z. B. zu Rom, zu Köln, zu Löwen, wurden sie von dem Scharfrichter verbrannt. Luther verfuhr nicht glimpflicher mit der päbstlichen Bannbulle. Er ließ, am 10. December 1520 zu Wittenberg, ein großes Feuer anschüren, und warf, unter lautem Jubel aller Studirenden, die Bulle, nebst allen päbstlichen Canonen und Decretalen (Gesetzen und Verordnungen) eigenhändig in die Flammen. So sagte er sich und seine Anhänger kräftig und feierlich von aller Unterwürfigkeit gegen den Pabst los, und trennte die neue geläuterte Kirche von der alten.

Diese kühne That machte nicht geringen Lärm in der Welt, und brachte Luther in neue größere Gefahr. Man wollte sich der deutschen Bestie, wie die päbstlichen Gesandten sich ausdrückten, entledigen, was es auch kosten möchte; und da der Mann mit Geld nicht zum Schweigen zu bewegen war, brachte man ihm Gift bei. Allein die Natur half sich durch starke Ausleerungen; Luther blieb am Leben, und vollendete das angefangene große Werk.

SILVERS AND LOW, ARCHITECTS
NEW YORK

Digitized by Google

Luther auf dem Reichstage zu Worms. (1521.)

Maximilian I. war im Jahre 1519 gestorben, und an seine Stelle wurde Karl V., sein Enkel, zum Kaiser erwählt. Dieser Fürst versammelte im Jahre 1521 zu Worms einen Reichstag, auf welchem auch Luthers Ketzereien zur Sprache kamen. Es wurde beschlossen, diesen Mönch vorladen zu lassen, und ihn vor allen Fürsten, seiner Lehren wegen, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Kurfürst von Sachsen wirkte ihm sicheres Geleit aus, und versprach ihm seinen mächtigen Schutz. Luther wurde gewarnt und an Hussens Schicksal erinnert; allein er achtete keine Gefahr und fühlte sich stark genug, gegen den Pabst, die Klerisei, die Vorurtheile und Mißbräuche eines ganzen Jahrtausends aufzutreten, und seine Behauptungen gegen den Kaiser und alle Fürsten des Reichs zu vertheidigen. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Allenthalben strömte das Volk herbei, um ihn zu sehen; aus Worms allein kamen ihm bei 2000 Menschen zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß entgegen. Sein Muth wurde dadurch gestählt. Umsonst flüsterte man ihm auf's neue zu: Hüte dich vor dieser Stadt. Luther antwortete: Ich muß hinein, wenn gleich so viel Teufel darin säßen, als Ziegel auf den Dächern.

An einem bestimmten Tage wurde er eingeführt in den großen Versammlungssaal, wo Kaiser Karl V., der Erzherzog Ferdinand, sechs Kurfürsten, vier und zwanzig Herzoge, acht Markgrafen, dreißig Bischöfe und Prälaten, auch viele Fürsten, Grafen, Herren und Gesandte seiner warteten, und begierig waren, ihn zu hören. Man verlangte von ihm die Widerrufung seiner Behauptungen. Luther antwortete mit einer langen Rechtfertigungsrede, die er mit den Worten endete: «Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist,

etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.» — Dieß geschah am 17. April 1521. Nach dieser Erklärung wurde er entlassen.

Es fehlte nicht an Hofschranzen, die den Kaiser zu bereden suchten, Luther das freie Geleit nicht zu halten, und mit ihm zu verfahren, wie es einst mit Huß geschehen war; allein Karl hatte ein feineres Ehrgefühl, als Kaiser Sigmund, und verabscheute eine solche Treulosigkeit. Luther durfte sich daher ungehindert wieder entfernen. Alles deutete aber seinen nahen Untergang an.

Luther auf der Wartburg. (1521.)

Luther wollte, auf seiner Rückreise, das Dörfchen Möre, wo einst seine Eltern lebten, und seine dasigen Verwandten, besuchen. Er kam glücklich bei ihnen an. Als er aber von da weiter seinen Weg nach Wittenberg fortsetzen wollte, wurde er plötzlich in einem Walde von fünf verkappten Reitern angefallen, die ihn aus dem Wagen rissen, auf Abwegen mit ihm davon jagten, um seine Reisegesellschaft aber sich nicht bekümmerten. Eine Strecke weit mußte er neben ihren Pferden her laufen; endlich setzten sie ihn auf ein Roß, und galopirten mit ihm dem Bergschlosse Wartburg, eine halbe Stunde von Eisenach, zu. Hier wurde er wie ein Staatsgefangener behandelt; doch ließ man ihm Freiheit, zu thun, was er wollte. Er erhielt ein eigenes Zimmer; man ließ es ihm weder an Büchern, noch an Schreibmaterialien fehlen; er durfte sogar ausreiten, und unter dem Namen des Junkers Georg mit den Leuten in der Nachbarschaft sprechen. Er war nämlich nicht von seinen Feinden, sondern auf Befehl seines Kurfürsten, Friedrichs des Weisen, der ihn liebte und schätzte, entführt worden. Um den redlichen Mann den Nachstellungen seiner Feinde zu entrücken, hatte er ihn auf dieses einsame Schloß bringen lassen,

wo Luther eilf Monate verlebte. Niemand wußte, was aus ihm geworden war. Er aber blieb in seiner Einsamkeit nicht müßig. Es erschienen von ihm mehrere kleine Schriften, und er arbeitete, wie vorher, an seiner Bibelübersetzung, hatte aber dabei, seiner Meinung nach, gar manche Anfechtung von bösen Geistern, die ihn bei der Arbeit an dem Worte Gottes zu hindern suchten. Die Furcht vor denselben machte ihn so unruhig, daß er bei dem geringsten Geräusche in einander fuhr. Einst — so erzählt man — sah er wirklich den Teufel an der Fensterwand stehen, ergriff sein Dintenfaß, und warf es ihm nach dem Kopfe. Noch jetzt zeigt man den Reisenden, welche die Wartburg besuchen, die Spuren des Dintenflecks an der Wand des Zimmers, wo Luther die angebliche Erscheinung hatte. Er selbst aber gedenkt dieser Geschichte nicht in seinen Schriften. Doch erzählt er, daß ihm der Satan einmal über einen Sack mit Haselnüssen kam, sie an den Balken zerknickte, an seinem Bette rumpelte, auf der Treppe polterte. So fest hatte der Glaube an das Spuken des Teufels und der Gespenster von Kindheit an in seiner Seele Wurzel geschlagen, daß er sich auch als denkender Mann nicht frei davon machen konnte.

Bald nach seiner Entfernung von Worms wurde er in die Reichsacht erklärt, und aller bürgerlichen Rechte für verlustig erkannt. Es erfolgten auch neue Bannbullen vom Pabste, die ihm aber auf seiner Wartburg wenig schadeten. Er ließ da das Ungewitter vorüber ziehen. Doch als er hörte, daß in seiner Abwesenheit in den Kirchen von Wittenberg allerlei Neuerungen unternommen wurden, eilte er mitten durch das Land des Herzogs von Sachsen, der außerordentlich wider ihn erbittert war, in diese Stadt zurück, stillte den Aufstand, und führte, theils durch kräftige Predigten, theils durch Sanftmuth und Behutsamkeit, alles zur vorigen Ordnung zurück. März 1522.

Luther legt die Mönchskutte ab, und verheirathet sich. (1524.)

Mit neuem Eifer setzte Luther das Werk der Reformation fort. Er änderte die Liturgie, das heißt, die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, die Reden und Gebete ab, die bei demselben vorkommen. Im Jahre 1524 sagte er sich endlich ganz von dem Mönchsstande los, warf die Augustinerkutte weg, und erschien in schwarzer Kleidung, wie sie bei den protestantischen Geistlichen noch jetzt gewöhnlich ist. Durch diesen Schritt wurde das Signal zur Aufhebung der Klöster, und zu einer bessern Verwendung der Kirchengüter gegeben.

Längst schon hatte Luther auch gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen geeifert, denn in der Schrift steht geschrieben: Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn; Luther aber war bis zu seinem 42. Jahre immer unverheirathet geblieben. Nach einem langen Kampfe mit sich selbst, ließ er sich endlich bereden, andern mit seinem Beispiele voran zu gehen. Er vermählte sich mit einer ehemaligen Nonne, Katharina von Bora, die er lieb gewonnen hatte, und die unter die eifrigsten Verehrerinnen seiner Person und seiner Schriften gehörte. Sie gebar ihm mehrere Kinder, und er lebte recht vergnügt und glücklich mit ihr.

Zwingli. Calvin. Ursprung des Namens Protestanten. Augsburgische Confession. (1330.)

Alles, was Luther that, geschah auf dem Wege der Ordnung, und mit Genehmigung seines Landesherrn. Er erklärte sich laut gegen Aufruhr und tumultuarische Bewegungen. «Dieser Sache, schrieb er, soll und kann kein Schwerdt rathen oder helfen; Gott muß hier allein regieren, ohne alles

menschliche Sorgen und Zuthun.» In den Bemühungen, Licht zu verbreiten, wurde er von seinem sanften und gelehrten Freunde, Philipp Melanchthon, der, wie er, Professor zu Wittenberg war, treulich unterstützt. Luther gestand offenherzig, daß sein Philippus mehr verstehe, als er selbst; Luther aber besaß weit mehr Muth, Kraft und Festigkeit als der schüchterne Melanchthon. Einer ergänzte gleichsam den andern durch seine besondern Eigenschaften, und beide vereint, arbeiteten ungleich sicherer, als Einer, nach ihrem gemeinschaftlichen großen Zwecke.

Zugleich mit Luther war in der Schweiz ein anderer wahrheitsliebender, muthiger und standhafter Mann aufgestanden, der sich um die Verbesserung der Kirche redlich bemühete. Dieß war Ulrich Zwingli, Prediger zu Zürch, der Gründer der reformirten Kirche. Auch ihm mißfiel der Ablaßkram, und er fing in dem Jahre 1519 an, öffentlich dagegen zu predigen. Von seiner Landesobrigkeit unterstützt, ging er bald noch weiter, tadelte immer mehrere der gewöhnlichen päbstlichen Religionslehren, und stimmte mit Luther, ohne etwas mit ihm verabredet zu haben, in den meisten Punkten, doch nicht in allen, überein. Die vornehmste Abweichung unter ihnen fand sich beim heil. Abendmahl, denn Zwingli behauptete, das Brod und der Wein seyen bloße Symbole (Zeichen) des Leibes und Blutes Christi; Luther aber meinte, nach den Worten Christi werde sein Leib und Blut auf eine geheimnißvolle Art in dem Abendmahle mit dem Weine und dem Brode verbunden, und sey in demselben ungefähr eben so vorhanden, wie das Feuer in einem glühenden Eisen. Zwingli wollte auch keine Bilder, Lichter und andere Verzierungen in den Kirchen dulden, und eine völlige Gleichheit des Ansehens unter den christlichen Lehrern einführen; Luther aber verlangte, daß, guter Ordnung wegen, einige Lehrer zu Vorgesetzten und Aufsehern der andern ernannt werden sollten. Nach Zwingli traf Johann Calvin (Chauvin) ein scharfsinniger und gelehrter Franzose, der

als Prediger und Lehrer der Theologie zu Genf gestorben ist, einige erhebliche Aenderungen. Durch wechselseitige Nachgiebigkeit und brüderliche Verständigung hätte man sich über alle Abweichungen leicht vereinigen können; aber Luther behandelte die Schweizer Reformatoren mit solcher Unduldsamkeit und Härte, daß man wohl sagen kann, er allein sey Ursache an der Trennung beider Kirchen gewesen.

Die Hauptsätze seiner Lehren trug Luther in seinem Katechismus zusammen, der im Jahre 1528 erschien, und nach welchem von dort an die lutherische Jugend unterrichtet wurde. Das Geschrei der Papisten gegen diese Lehren wurde aber immer lauter und heftiger. Um die Streitigkeiten zwischen beiden Partheien beizulegen, wurde 1529 zu Speier eine Reichsversammlung gehalten. Den lutherischen Fürsten ward hier zugestanden, ihre neue Lehre beizubehalten, doch sollten die Messe und andere katholische Gebräuche weiter nicht abgeschafft, und keine andern Neuerungen in der Religion vorgenommen werden, bis zu einer künftigen Kirchenversammlung. Wider diese Beschränkung ihrer Glaubensfreiheit reichten aber die Lutheraner eine Protestation (einen Widerspruch, eine Verwahrung) ein, von welcher sie seitdem den Namen Protestanten erhalten haben, unter welchem jetzt auch die Reformirten begriffen sind.

Hierauf wurden auf dem Reichstage zu Augsburg 1530, auf welchem Kaiser Karl V. selbst erschien, neue Sitzungen, der Religion wegen, veranstaltet, wobei die protestantischen Fürsten ihr Glaubensbekenntniß übergaben, das von Luther war abgefaßt, von Melanchthon aber, weil Luthers Styl zu heftig schien, umgearbeitet worden war. Dieß war die sogenannte augsburgische Confession, oder das augsburgische Glaubensbekenntniß. Die Papisten hörten sie mit Unwillen an, und schrieen allgemein über Ketzerei, brachten es auch dahin, daß die weitere Ausbreitung dieser gottlosen Lehre verboten wurde. Die protestantischen Fürsten sahen nicht ohne Unruhe die Gefahr, welche ihnen drohete.

Sie hielten es daher für rathsam, in einen engen Bund mit einander zu treten, und nöthigen Falls ihre Gewissensfreiheit mit den Waffen zu vertheidigen. Dieser Bund wurde im März 1531 zu Schmalkalden geschlossen. Er heißt daher der schmalkaldische Bund. Alles deutete jetzt auf einen nahen Religionskrieg. Der ehrliche Luther aber erlebte nicht das Herzeleid, durch seinen wohlgemeinten Eifer, dem Christenthume seine vorige Reinheit wieder zu geben, Bürgerkriege und Blutvergießen veranlaßt zu haben.

Luthers Tod. (18. Febr. 1546.)

Der gute Luther kränkelte beständig in den zwanzig letzten Jahren seines Lebens; er hatte mit hartnäckigen und schlimmen Uebeln zu kämpfen; besonders mit schneidenden Steinschmerzen, und einem Rheumatismus im Kopfe, begleitet von Schwindel und Ohrensausen. Eilf Tage lang konnte er einst das Wasser nicht lassen, und oft hinderte ihn der Schwindel, seine Gedanken zu sammeln. Gleichwohl war er unermüdet in Arbeiten und Predigen. Er glaubte, es seyen alle seine Leiden nichts anders als Anfechtungen vom Teufel; deßwegen suchte er sich mehr durch Gebete und Sprüche aus der Bibel, als durch Arzneien dagegen zu stärken. Je mehr Schmerzen er fühlte, desto mehr mußte ihm, wie er sich ausdrückte, «unser Herrgott herhalten, und sich mit allen Verheißungen des Gebets die Ohren reiben lassen.» Oft suchte er sich auch durch Musik zu erheitern, die er ungemein liebte; er war selbst musicalisch, und spielte mit Fertigkeit Flöte und Laute. Zum Glücke waren seine Leiden nicht anhaltend. Sobald er sich frei davon fühlte, war er wieder der angenehmste Gesellschafter, der seine Freunde durch die körnigsten, geistreichsten und witzigsten Einfälle erheiterte. Allein jedes Jahr nahmen seine Uebel mehr überhand, und es gesellten sich neue dazu. Vergeblich seufzte er wenigstens nach Ruhe

von Geschäften. «Ich alter, abgelebter, fauler, müder, und nun auch einäugiger Mann, — schrieb er in seinem letzten Lebensjahre, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt und gethan hätte. Ich bin der Welt satt, und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein, und begehre des Wesens nicht mehr.»

Dieses gnädige letzte Stündlein wartete seiner zu Eisleben, seinem Geburtsorte, wohin er von den Grafen von Mannsfeld berufen worden war, um eine Familienstreitigkeit beilegen zu helfen. Er kam schon matt und krank an, predigte aber doch noch viermal in der dasigen Kirche, wohnte auch täglich, bis zum 16. Februar 1546, den Sitzungen in der Angelegenheit der Grafen bei. Am Abend dieses Tages sagte er mit schwacher Stimme: «Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, hier zu Eisleben, verglichen habe, so will ich heimziehen, und mich in den Sarg legen, und meinen Leib den Würmern zu essen geben.» — Den folgenden Tag konnte er nicht mehr ausgehen. Er fühlte, daß es schlimmer mit ihm wurde, und betete viel. Gleichwohl legte er sich noch nicht zu Bette, und kam Abends sogar zum Essen in das große Zimmer hinab. Als er sich wieder entfernt hatte, wurde es ihm immer bänger auf der Brust; er ging mehrmals ans Fenster, und wieder zurück. Die Todesangst schien ihn schon umher zu treiben. Gleichwohl konnte er noch einige Stunden auf seinem Bette schlafen. Um Ein Uhr nach Mitternacht erwachte er wieder, und die Beklommenheit nahm zu. Alle seine Freunde wurden herbei geholt, auch Graf Albrecht von Mannsfeld und seine Gemahlin erschienen. Was zu seiner Rettung, oder doch Erleichterung gethan werden konnte, das geschah. Der Kranke wurde aber immer schwächer, und fühlte merklicher sein Ende herannahen. Dreimal sprach er noch mit matter Stimme: «Vater, in

deine Hände befehle ich meinen Geist!» Sein Freund, Doctor Jonas, Superintendent und Prediger zu Halle, der zugegen war, fragte ihn jetzt noch einmal: «Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre von Christo, wie ihr sie gepredigt habet, auch sterben?» — Luther antwortete darauf mit einem deutlichen Ja, legte sich auf die rechte Seite, und entschlief. — Die Umstehenden glaubten, er schlummere nur; allein schon war sein Geist entflohen. Er starb den 18. Februar 1546 in dem 63. Jahre seines Alters.

In einem zinnernen Sarge wurde Luthers Leiche von Eisleben über Halle nach Wittenberg geführt, und dort in der Schloßkirche der Erde übergeben.

Luther hinterließ eine Frau und vier Kinder in geringen Umständen. Seine Schriften füllten — die Bibelübersetzungen ungerechnet — vier und zwanzig Folianten. Er war so uneigennützig, daß er alle seine Handschriften den Buchhändlern unentgeldlich überließ. Hätten diese eben so edel gedacht, wie er, so würde Luthers Familie nach seinem Tode nicht Noth gelitten haben.

Die von Luther geläuterte Religion wurde nicht nur in einem ansehnlichen Theile von Teutschland, sondern auch in ganz Schweden und Dänemark angenommen. Auch in den Niederlanden, in England, in Frankreich, Italien und andern Ländern, fand sie eine Menge Anhänger. In Nürnberg führten sie bereits im Jahre 1524 Georg Peßler, Probst zu St. Sebald, Hector Pömer, Probst zu St. Lorenz, Friedrich Pistorius, Abt zu St. Aegydien, und andere Geistliche ein; neben denen unter den weltlichen Beförderu besonders der Rathsschreiber Lazarus Spengler genannt zu werden verdient.

Karl V. (1519 — 1556. † 1558.)

Nach Maximilians I. Tod (1519) wurde sein Enkel Karl V. von den Kurfürsten auf den deutschen Thron er-

hoben. Er war schon König von Spanien, Herr der österreichischen Erblande, Besitzer der Niederlande, eines großen Theiles von America, und eines Theils von Italien.

Die deutschen Fürsten wagten viel, da sie einen so mächtigen Regenten zum Herrn über sich setzten, denn wie leicht konnte er seine Macht zu ihrer Unterjochung mißbrauchen? Um diese Gefahr zu entfernen, machten sie vorher einen förmlichen Vertrag mit ihm, unter dem Namen einer Wahlcapitulation, wodurch sie ihre Rechte zu sichern, und die seinigen zu beschränken suchten. Was galt aber ein Vertrag gegen einen mächtigen Kaiser, wie Karl, wenn er nicht Lust hatte, ihn zu halten? Wie dem nun sey, die Wahlcapitulation wurde von ihm angenommen, und beschworen. Zu Aachen erfolgte hierauf, mit außerordentlicher Pracht, seine Krönung.

Karl führte viele und glückliche Kriege. Er schlug sich mit den Franzosen, den Italienern, den Deutschen, den Türken, den Barbaresken von Tunis und Algier; er bekam einen König, einen Pabst, einen Kurfürsten, einige Herzoge zu Gefangenen, und behauptete stets ein großes Uebergewicht in Europa.

Der gefangene König war Franz I. von Frankreich, mit welchem er, mit wechselndem Glücke, um den Besitz von Mailand kämpfte. Franz belagerte die Stadt Pavia, und besorgte wenig von seinen Feinden, die Mangel an dem Nothwendigsten zu leiden hatten, und sich nicht aus den Gebirgen hervor wagten. Plötzlich sah er sich aber von allen Seiten von den Kaiserlichen bedroht, und zu einer Schlacht gezwungen. Es entstand ein fürchterliches Blutbad; die Franzosen wurden geschlagen und zerstreut; Franz stürzte vom Pferde, und wurde gefangen genommen. Nach vierzehn Tagen war kein Franzose mehr in Oberitalien zu sehen. Diese Schlacht fiel im Jahre 1525, vier Jahre nach dem Reichstage zu Worms vor.

Karl V. hätte jetzt in Frankreich eindringen, und einen

Theil davon erobern und an sich reißen können; da er aber den König Franz in seiner Gewalt hatte, so blieb er ruhig in Spanien sitzen, und hoffte, seinen Zweck auf eine viel leichtere Art zu erreichen. Er konnte ja dem Gefangenen Gesetze vorschreiben, und ihm seine Freiheit so theuer verkaufen, als er nur wollte? Wirklich setzte er ihm so harte Bedingungen, daß Franz I., dem seine Ehre über das Leben ging, hoch und theuer schwur, er wolle lieber sterben, als sie eingehen. Der König wurde in Spanien, wohin er abgeführt ward, mit Ehrerbietung behandelt; Karl aber besuchte ihn nicht eher, als bis er hörte, daß durch eine Krankheit dessen Leben in Gefahr schwebe. Die Zusammenkunft war kurz, Karl versprach ihm seine baldige Freiheit, wahrscheinlich aber blos, um ihn durch dieses Versprechen ein wenig aufzurichten, und seinen Gram zu lindern; denn wäre Franz gestorben, so würde ja die ganze Frucht des Sieges für Karl verloren gegangen seyn. Endlich kam im folgenden Jahre zu Madrid ein Vertrag zu Stande, durch welchen der König, unter drückenden Bedingungen, die er aber nicht erfüllte, seine Freiheit erlangte.

Karls V. zweiter Gefangener, war der Pabst Clemens VII., der mit andern italienischen Staaten ein Bündniß wider ihn geschlossen hatte. Von dem Connetable Karl von Bourbon, einem Heerführer Karls, wurde Rom deshalb mit Sturm erobert, geplündert, und mit wilder Grausamkeit behandelt. Selbst die Gothen und Vandalen hatten in dieser schönen Stadt nicht so fürchterlich gewüthet. Was der Soldatenpöbel nicht fortschleppen konnte, das wurde zerstört; es brachen Feuersbrünste aus, und machten die Mord- und Zerstörungsscenen noch gräßlicher. Nichts war den ausgelassenen Kriegern zu heilig. Die päbstliche Sacristei entweihten sie zu einem Pferdestall; ihren Pferden machten sie eine Streu aus den Acten der päpstlichen Registratur; die Kardinäle in ihrem Purpur wurden auf Esel gesetzt, und dem Pöbel zum Gelächter in der Stadt herum geführt. Den

Pabst belagerte man in der Engelsburg, und brachte ihn durch Hunger so weit, daß er Eselsfleisch essen, sich am Ende ergeben, dem Kaiser alle festen Plätze im Kirchenstaate ausliefern, und 400,000 Ducaten Lösegeld an das Heer bezahlen mußte. Bis zur Erfüllung der letzten Punkte blieb er als Gefangener unter Aufsicht der kaiserlichen Generale. — Als Karl V. von dem Unglücke hörte, das dem heiligen Vater und der bejammerungswürdigen Stadt Rom widerfahren war, stellte er sich hoch betrübt, mißbilligte laut das Verfahren Bourbons, und legte mit seinem Hofe Trauerkleider an. Er trieb die Heuchelei so weit, daß er sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des Pabstes verordnen ließ. Er that das vermuthlich, um das bigotte spanische Volk nicht gegen sich zu erbittern; im Herzen aber freute er sich nicht wenig, einen frechen Feind so weit gedemüthiget zu haben. Zwei Jahre darauf wurde der Krieg durch den Frieden von Cambrai geendigt. Karl kam nun selbst nach Italien, und fand kein Bedenken, sich (1530) zu Bologna vor eben demselben Pabste, den er so tief erniedrigt hatte, noch tiefer zu demüthigen, ihm die Füße zu küssen, und sich die Kaiserkrone von ihm aufsetzen zu lassen.

Karls dritter Gefangener war der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, von welchem in der Folge noch die Rede seyn wird.

Im Jahre 1535 unternahm Karl einen glücklichen Zug gegen Tunis, besiegte unter dem Beistand der Maltheser Ritter und der Genueser die Barbaren, befreite über 20,000 Christensclaven, setzte den vertriebenen Dey wieder ein, und säuberte das Meer von Seeräubern. Schon vorher (1532) hatte er auch den türkischen Kaiser Soliman, der mit einem starken Heere Deutschland bedrohte, aus Ungarn vertrieben.

Es entstand ein neuer Krieg mit Frankreich, der 1538 durch einen zehnjährigen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Karl V. und Franz I. hatten eine persönliche Zusammenkunft, bei welcher sie sich einander mit solcher Freund-

lichkeit und solchem Zutrauen begegneten, daß niemand hätte glauben sollen, sie seyen jemals Feinde gewesen. Noch mehr erstaunte die Welt, als in der Folge Karl V. von Spanien aus, mitten durch Frankreich nach den Niederlanden reisete, und sogar fünf Tage lang an dem Hofe seines ehemaligen Feindes und Gefangenen zu Paris verweilte. Wie leicht wäre es jetzt dem König Franz I. gewesen, ihn fest zu halten. Es fehlte auch nicht an Hofschranzen, die dem König riethen, seinen Vortheil zu benutzen, und dem Kaiser Böses mit Bösem zu vergelten. Allein Franz dachte zu edel, um das Gastrecht zu entweihen, und sich eine unritterliche That zu erlauben. Er bewirthete Karl vielmehr mit königlicher Pracht, und ließ ihn mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen durch sein ganzes Reich geleiten. Franzens Artigkeit war nicht ganz ohne Eigennutz. Er hoffte damit, von dem Kaiser die Belehnung über das Herzogthum Mailand zu erlangen; seine Erwartung aber schlug fehl.

Da Karl V. sein Unternehmen gegen Tunis so herrlich gelungen war, so wollte er jetzt (1541) auch den algierischen Seeräubern seinen schweren Arm fühlen lassen, und sie so züchtigen, daß ihnen auf immer die Lust vergehen möchte, sich an seinen und andern christlichen Schiffen zu versündigen. Vielleicht hätte er seine Absicht wirklich erreicht, wenn er nicht, wider den Rath erfahrner Männer, den Zug in der stürmischsten Jahreszeit unternommen hätte. Anfangs ging gleichwohl alles nach Wunsch; die Flotte erreichte glücklich die Höhe von Algier; das Heer wurde an das Land gesetzt, und die Stadt aufgefordert, sich zu ergeben. Es erfolgte eine stolze Antwort. Nun sollten gleich am folgenden Morgen das Geschütze, die Zelte, die Vorräthe ausgeschifft werden, und die Belagerung beginnen. Allein noch in derselben Nacht erhob sich ein schrecklicher Sturm, und es strömte ein so gewaltiger Platzregen aus dem dicken Gewölke, daß die Soldaten, die nirgends ein Obdach fanden, bis auf die Haut durchnäßt wurden, und bis an die Knöchel im Wasser

stehen mußten. Die Feinde benutzten am folgenden Morgen dieses Mißgeschick. Mit ihrer guten türkischen Reiterei brachen sie hinter den Mauern hervor, und säbelten eine große Menge Christen nieder. Vergeblich erwarteten Karls Truppen Hülfe von der Flotte. Die Schiffe waren größtentheils von ihren Ankern losgerissen, und eines an dem andern zerschellt worden. Dabei wüthete der Wind noch immer fort, und die Brandung hielt mit solcher Heftigkeit an, daß denen, die unbeschädigt blieben, keine Landung möglich war. Das Heer mußte sich zurück ziehen, mußte drei Tage lang, von den Feinden geneckt, an den Küsten hin in Koth und Wasser marschiren, sich von Pferdefleisch nähren, und am Ende sich glücklich preisen, unverrichteter Sache wenigstens einen Theil seiner Fahrzeuge wieder zu erreichen.

Fortsetzung. Karls Kriege in Deutschland mit den protestantischen Fürsten.

Fünf Jahre nach dieser unglücklichen Unternehmung gegen Algier, brach der schmalkaldische Krieg aus. Er erhielt diesen Namen, weil er gegen die schmalkaldischen Bundesgenossen gerichtet war. Karl bemühte sich lange, die protestantischen Fürsten mit den katholischen zu vergleichen. Da aber alle seine Vorstellungen, seine Versprechungen und Drohungen vergeblich waren, so schloß er einen Vertrag mit dem Pabste, der sich verbindlich machte, ihm 200,000 Kronen zu bezahlen, 12,000 Fußgänger und 500 Reiter zu stellen, sie auch ein halb Jahr lang auf eigene Kosten zu unterhalten, und ihm den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter auf ein Jahr zu überlassen, wenn Karl zur Unterdrückung der evangelischen Lehre behülflich seyn wollte.

Die Protestanten, an deren Spitze der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, und der Landgraf Philipp

von Hessencassel standen, hatten die Gefahr, welche ihnen drohete, schon längst voraus gesehen; sie waren gerüstet und schlagfertig. Es standen ihnen 60 bis 70,000 Mann Truppen zu Gebote; Karl aber, der sich damals auf dem Reichstage zu Regensburg befand, hatte zur Zeit, da seine bösen Absichten bekannt wurden, nur 8,700 Mann bei sich. Nichts wäre leichter gewesen, als ihn mit seinem kleinen Häuflein Leute zu überrumpeln und aufzuheben. Dieß würde auch geschehen seyn, wenn die protestantischen Fürsten den Rath ihres erfahrnen und muthigen Feldherrn, Schärtlin von Burtenbach, befolgt hätten; allein ihre Uneinigkeit und Unentschlossenheit vereitelten die weisesten Maaßregeln. Sie fürchteten sich, den Kaiser ernstlich anzugreifen, und in dem Kriege ihre Länder zu verlieren, oder, wie Schärtlin sich ausdrückte: sie wollten den Fuchs nicht beißen. Dieser tapfere Mann hatte sich schon der tyrolischen Engpässe und der Stadt Inspruck bemeistert, um den päbstlichen und andern italienischen Truppen den Zugang abzuschneiden; auf Befehl der Fürsten mußte er sie wieder räumen; er wollte den Kaiser in Regensburg überfallen, sie verboten es ihm, alle kräftigen Maaßregeln wurden verworfen. Die kaiserlichen Verstärkungstruppen konnten daher ruhig anrücken. Karl hingegen machte mit seinen Feinden viel weniger Umstände; er behandelte sie als Rebellen, und erklärte den Kurfürsten Johann Friedrich in die Acht. Umsonst suchten die Fürsten ihn durch Fehdebriefe zu schrecken; er ließ ihren Abgeordneten sagen, wenn sie noch einmal erschienen, so sollten sie einen Strick um den Hals bekommen.

Karl zog sich mit seinem Heereshaufen unter die Kanonen von Landshut, wo er noch mehr Verstärkung aus den Niederlanden erwarten wollte. Das schmalkaldische Heer folgte ihm. Schärtlin rieth umsonst, das kaiserliche Lager zu erstürmen; man wollte nichts von so gewaltsamen Maaßregeln wissen. Nach langem vergeblichem Streiten, Schreien und Schießen zogen sich in einer dunkeln Nacht alle prote-

stantischen Truppen wieder zurück; Karl konnte am Morgen seinen Augen kaum trauen, und mußte herzlich lachen, da er bei Tagesanbruch nicht einen einzigen Mann mehr sah. Die Verbündeten hatten Nachricht von dem Anmarsch eines niederländischen Heeres erhalten, und wollten ihm entgegen gehen, um die Vereinigung desselben mit dem Kaiser zu verhindern. Indeß sie aber nach der einen Seite marschirten, kamen die Feinde auf einer andern glücklich an. — Karls Macht war nunmehr der ihrigen gewachsen. Er bemeisterte sich aller festen Plätze an der Donau, und jagte den Bundesgenossen durch seine Bewegungen solchen Schrecken ein, daß sie für rathsam fanden, um Frieden und Gnade zu bitten. Karl verlangte, es sollten sich, ehe er eine Antwort ertheile, erst der Kurfürst und der Landgraf auf Gnade und Ungnade ergeben. Da dieß nicht geschah, so wurde auf Karls Wink die Reichsacht an dem Kurfürsten Johann Friedrich vollzogen, und der Herzog Moritz von Sachsen nahm Besitz von dessen Kurfürstenthum.

Dieser Herzog Moritz, ein junger, feuriger, kraft- und talentvoller, aber nicht sehr gewissenhafter Held, war ein naher Verwandter des Kurfürsten Johann Friedrich, der ihm aber ganz abgeneigt schien, und eben so wenig Liebe bei dem Herzoge fand. Es war schon zwischen beiden wegen des Städtchens Wurzen zu einer offenen ärgerlichen Fehde gekommen, worüber ihnen Luther voll Unwillen in seinen derben Styl schrieb, sie sollten sich vor der Welt schämen; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brod. Diese Händel wurden beigelegt, und Moritz trat bald darauf in die Dienste des Kaisers, der ihm ein Commando in Frankreich übergab, und ihm in der Folge, da der Krieg mit den schmalkaldischen Bundesgenossen ausbrach, die Kurlande seines Vetters versprach. Johann Friedrich, der von allem dem nichts ahnete, übertrug während seines Feldzugs eben diesem

Moritz die Aufsicht über seine Staaten. Kaum war die Acht über den Kurfürsten ausgesprochen, so setzte sich der treulose Regierungsverweser in den Besitz derselben, wurde aber schon im März 1547 wieder vertrieben.

Fortsetzung. Schlacht bei Mühlberg. (1547.)

Noch in demselben Jahre (1547) erschien Kaiser Karl in Sachsen. Johann Friedrich, der durch die Ankunft des Kaisers, den er noch in Oberdeutschland glaubte, sehr überrascht wurde, zog sich schnell nach seiner guten Festung Wittenberg zurück. Schon bei dem Flecken Mühlberg wurde er aber von dem kaiserlichen Heere eingeholt; doch trennte sie noch die Elbe. Der Kurfürst stand am rechten Ufer, der Kaiser am linken. Von einem Bauer wurde den Kaiserlichen eine Fuhrt, das heißt, ein seichter Ort im Flusse, verrathen, wo ein Pferd durchwaten konnte. Hier ging das kaiserliche Heer durch den Strom. Es war ein Sonntag. Johann Friedrich befand sich in der Kirche, als der Feind anrückte; man gab ihm Nachricht; er wollte aber lange nicht glauben, daß die Gefahr so nahe sey, sondern als ein guter Christ den Gottesdienst abwarten. Erst nach der Predigt bestieg er einen Wagen, denn er war so dick, daß er zu Pferde nicht gut fortkommen konnte. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung. Das Treffen begann; der Kurfürst wurde geschlagen. Er suchte zu entfliehen, ward aber eingeholt, und nach einer tapfern Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Er hatte einen bedeutenden Säbelhieb über das Gesicht erhalten, und blutete sehr stark. In diesem Zustande brachte man ihn auf das Schlachtfeld zurück vor den Kaiser, von dem er sehr übel empfangen wurde. Auf seine demüthige Bitte um fürstliches Gefängniß, erhielt er zur Antwort, er solle gehalten werden, wie er es verdient habe. — Zugleich mit ihm wurde der Herzog von Braunschweig-Lüneburg

gefangen. Des Kurfürsten Schicksal schien aber eine viel schlimmere Wendung zu nehmen, denn der Kaiser ließ ihn vor ein Kriegsgericht unter dem Vorsitze des Herzogs von Alba ziehen, das ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch die Unterschreibung der härtesten Bedingungen konnte er sein Leben retten. Er mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und seine Kurlande Verzicht leisten, und beides an Moritz abtreten, die Festungen an den Kaiser ausliefern, und dessen ungeachtet in der Gefangenschaft bleiben, so lange es Karl verlangen würde. Mit Ergebung unterwarf er sich seinem traurigen Lose, das man ihm wenigstens durch eine gute und schonende Behandlung zu versüßen suchte.

Dem Landgrafen Philipp von Hessencassel wurde es nach der Schlacht bei Mühlberg ebenfalls bange um Land und Leben. Er suchte mit dem Kaiser zu unterhandeln; dieser aber bestand darauf, daß er sich ihm unbedingt auf Gnade und Ungnade unterwerfen, und ihm all sein Geschütz und seine Festungen ausliefern sollte. Der Landgraf sträubte sich lange gegen diese Demüthigung; endlich aber bequemte er sich dazu, weil er hoffte, sich wenigstens in dem Besitze seiner Lande zu erhalten. Er verfügte sich nach Halle, wo Karl sich damals aufhielt, und wurde zur Audienz gelassen, daß er durch Abbitte den Kaiser wieder mit sich versöhnte. Karl erwartete ihn in einem großen Saale auf einem Throne, umgeben von einer Menge deutscher, spanischer und italienischer Fürsten und Edelleute, die alle Zeugen von Philipps Erniedrigung seyn sollten. Jetzt öffnete sich die Thüre. Der Landgraf trat herein, begleitet von seinem Kanzler. Er glaubte vor Scham in die Erde zu sinken, als er die Augen einer so zahlreichen Versammlung auf sich gerichtet sah. Es war zu spät, zurück zu treten. Er mußte niederknieen, und die Abbitte leisten, wie sie ihm vorgeschrieben war; er sagte in derselben, es sey ihm sein Vergehen von Herzen leid, er wolle sich dem Kaiser auf Gnade und

Ungnade willig ergeben, und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit Willen bitten, ihm das Vergangene allergnädigst zu verzeihen. Diese Abbitte las, in Philipps Namen, sein Kanzler vor, der hinter ihm kniete. Des Landgrafen Mund verzog sich bei der demüthigendsten Stelle zu einem hämischen Lächeln. Der Kaiser bemerkte es, und hub zornig und drohend gegen ihn den Finger auf, mit den Worten: «Warte! ich will dich lachen lehren.» — Diesem Lächeln allein hatte, wie es scheint, der Landgraf den Verlust seiner Freiheit und sein anderes Unglück zuzuschreiben, denn er blieb von dort an, wie Johann Friedrich, ein Gefangener des Kaisers.

So war denn also der schmalkaldische Bund vernichtet, denn mehrere minder mächtige Bundesgenossen hatten schon früher davon abtreten müssen, und die übrigen unterlagen der Uebermacht. Herzog Moritz wurde nun mit der sächsischen Kurwürde belehnt, und Karl V. blieb eine Zeit lang unumschränkter Herr von Deutschland.

Fortsetzung.

Der Landgraf Philipp war des Kurfürsten Moritz Schwiegervater. Vorzüglich auf sein Zureden hatte er sich bewegen lassen, sich vor dem Kaiser zu demüthigen. Der neue Kurfürst gab sich daher alle Mühe, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen, allein umsonst. Karl hielt den Landgrafen in den Niederlanden in enger Verwahrung; er hatte ihm in der Festung von Mecheln ein kleines, nicht zwei Klafter langes Kämmerchen zum Gefängniß einräumen lassen, das der Unglückliche nicht verlassen durfte. Keine Bitte um Milderung dieser harten Behandlung fand bei Karln Gehör.

Darüber ergrimmte Moritz in seinem Herzen. Nächstdem durchschaute er zugleich des Kaisers ehrsüchtige Plane, sich alle deutsche Fürsten unterwürfig zu machen, ihnen will-

kührlich Gesetze vorzuschreiben, sich zum unumschränkten Herrn über Deutschland aufzuwerfen, und den evangelischen Glauben zu unterdrücken. Wirklich hing von jetzt an die Existenz der Protestanten ganz von des Kaisers Gnade ab. Was hätten sie machen wollen, wenn er für gut gefunden hätte, Gewalt gegen sie anzuwenden, und ihre Rückkehr zur katholischen Kirche zu erzwingen? Dies alles zusammen genommen, beunruhigte nicht wenig den Kurfürsten, der ein eifriger Protestant war. Er nahm sich daher vor, das deutsche Vaterland wo möglich, von einem so gefährlichen Unterdrükker zu befreien. In größter Stille sandte er seinen Herzensfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, an den König von Frankreich, Heinrich II., den Nachfolger Franz I., und ließ mit ihm ein Bündniß wider Karl V. schließen. Gegen den Kaiser brauchte Moritz indessen die ausgesuchtesten Verstellungskünste, unterhielt einen Briefwechsel mit ihm, und versprach ihn nächstens persönlich zu Inspruck zu besuchen, wo er sogar einstweilen eine Wohnung für sich miethen ließ. Seit der Schlacht bei Mühlberg waren fünf Jahre verflossen. Karl hatte indessen sein Heer theils nach Ungarn und Italien gesendet, theils es auseinander gehen lassen, denn damals wurden noch nicht, wie jetzt, stehende Armeen gehalten, Moritz aber stand noch in Sachsen an der Spitze eines Heereshaufens, womit er Magdeburg belagert hatte. Mit diesem Volke marschirte er jetzt plötzlich nach Oberdeutschland, zog die Truppen des Landgrafen Wilhelm von Hessen und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg an sich, und ging auf Inspruck los, wo er den Kaiser zu überfallen, und in seine Hände zu bekommen hoffte. Karl wurde gewarnt; er setzte aber ein so unbeschränktes Zutrauen in Moritzens deutsche Redlichkeit, daß er lange keiner zweideutigen Nachricht Gehör geben wollte. Wenn dieser mich täuscht, sagte er mehr als einmal, so muß ja keine Treue und kein Glaube mehr in der Welt seyn. Als aber Berichte einliefen, daß Kurfürst Moritz sich nur noch einige

Tagemärsche von Inspruck befinde, und die Franzosen in Lothringen eingefallen seyen, da konnte er an der Verrätherei nicht länger mehr zweifeln, und mußte auf seine Rettung bedacht seyn. Von Gichtschmerzen gequält, bestieg er in der Nacht eine Sänfte, ließ sich durch die Engpässe in den Tyroler Gebirgen von seinen Dienern mit Fackeln leuchten, und flüchtete sich nach Trient, wo damals eine große Kirchenversammlung gehalten wurde, die auf die Nachricht von Moritzens Anmarsch schnell aus einander stäubte. Karl selbst hielt sich nur wenige Stunden auf, und setzte auf rauhen Wegen seine Flucht nach dem Flecken Villach in Kärnthen, unweit Klagenfurt, fort.

Der Kurfürst bedauerte sehr, daß er zu spät eingetroffen war, denn hätte er den Kaiser in seine Gewalt bekommen, so würde er ihm, nach eigenem Gefallen, die Friedensbedingungen vorgeschrieben, und dem Kriege ein schnelles Ende gemacht haben. Moritzens Heer, dem an den zurückgebliebenen Gütern des Kaisers mehr gelegen war, als an seiner Person, entschädigte sich durch die Plünderung des kaiserlichen Schlosses. — Bald darauf (1552) kam zu Passau zwischen Karl und dem Kurfürsten ein Vertrag zu Stande, durch welchen der Landgraf Philipp seine Freiheit wieder erlangte, den geächteten schmalkaldischen Bundesgenossen aber die Acht erlassen, und allen in dem Aufstand gegen den Kaiser befangenen Personen Verzeihung zugesagt wurde. Die Religionsspaltung wollte man auf dem nächsten Reichstage beilegen. Unter diesen und noch andern Bedingungen machte Moritz Frieden, und beging so eine dritte Treulosigkeit, nämlich an seinem Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich, den er im Stiche ließ. Allein die Franzosen hatten wenig Schaden davon. Es waren von ihnen die drei schönen Städte und Bisthümer, Metz, Toul und Verdun erobert worden, und sie gaben sie nicht mehr heraus.

Ein Jahr nach dem Passauer Vertrag verlor Moritz das Leben in einer Schlacht gegen seinen ehemaligen Freund,

Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der durchaus nicht in der Güte Friede machen, sondern lieber, wie ein Räuber, die deutschen Provinzen ausplündern wollte. Albrecht wurde geschlagen, und abermals geschlagen. Endlich sah er sich genöthigt, einen Zufluchtsort in Frankreich zu suchen. — Der abgesetzte Kurfürst, Johann Friedrich, starb 1555, zwei Jahre nach Moritz, in dem kleinen Besitzthume, das ihm dieser gelassen hatte. — Dem Kurfürsten Moritz folgte sein Bruder August in der Regierung.

Im Jahre 1555 wurden endlich auf einem Reichstage zu Augsburg die Religionszwistigkeiten durch den sogenannten Religionsfrieden ausgeglichen. Die Protestanten erlangten durch denselben überall im deutschen Reiche freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken; wenn aber ein Bischof oder anderer Prälat zum evangelischen Glauben übertreten würde, so sollte er sogleich seine Pfründe verlieren. Dieser Artikel, den man den geistlichen Vorbehalt nennt, war den Protestanten sehr nachtheilig; sie mußten aber vor der Hand nachgeben, und sich mit den Kirchengütern begnügen, die sie schon früher an sich gezogen hatten.

Karl V. Niederlegung der Krone, und Tod. (1556 — 1558.)

Nach so vielen Kriegen und einem so stürmischen Leben, sehnte sich endlich Karl nach Ruhe. Das Unglück, welches ihn in seinen letzten Feldzügen verfolgte, die Feinde, die ihn drängten, die Gichtschmerzen, mit welchen er zu kämpfen hatte, dieß alles zusammen genommen, verleidete ihm die Herrlichkeit der Welt und den Glanz des Thrones, und erweckte in ihm den Wunsch, seine übrigen Tage Gott zu widmen. In dieser Absicht trat er seinem einzigen Sohn Philipp, dem er schon Neapel übergeben hatte, erst die Niederlande, und in der Folge auch Spanien ab; die deut-

sche Kaiserkrone aber überließ er seinem Bruder Ferdinand (1556). Hierauf schiffte er sich, von einer glänzenden Flotte begleitet, nach Spanien ein, und landete an den Küsten von Biscaya. Hier warf er sich, wie man erzählt, an dem Gestade zur Erde nieder, und küßte den Boden mit dem Ausrufe: «Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, nackt kehre ich wieder zu dir, du allgemeine Mutter der Menschen, zurück.»

Zu seinem Aufenthalte hatte er das Kloster St. Just bei Placencia, in Estremadura, gewählt. Dort vertauschte er die Hoheit und Pracht des Thrones mit einer stillen Zelle. Sein ganzes Vergnügen beschränkte sich da auf kleine Spazierritte, den Anbau eines Gärtchens, und auf mechanische Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, beschäftigte sich mit der Drechselbank, wohnte täglich zweimal dem Gottesdienste bei, las keine andere, als Erbauungsbücher, entsagte den unschuldigsten Freuden, und versank so in immer tiefere Schwermuth. Um sich recht innig mit dem Gedanken an das Grab zu erfüllen, nahm er sich vor, lebendigen Leibes seine Todtenfeier begehen zu lassen. Angethan mit einem Sterbekleide, und von seiner Dienerschaft in Trauerkleidung umgeben, legte er sich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche stand. Man hielt ihm ein Todtenamt, und die Geistlichen stimmten Sterbegesänge und Gebete an. Nach der letzten Besprengung mit Weihwasser entfernten sich alle, und die Thüren wurden geschlossen. Karl blieb noch eine Zeit lang im Sarge liegen, dann erhob er sich, warf sich betend vor dem Altare nieder, und kehrte in seine Zelle zurück. Bald nach dieser Feierlichkeit befiel ihn ein Fieber, an welchem er den 21. September 1559 im 59sten Jahre seines Alters starb. — Unter keinem Kaiser, weder vor, noch nach ihm, stand das österreichische Haus auf einer so hohen Stufe von Macht und Glück.

Ferdinand I. (1556—1564.)

Ferdinand, Karls V. Bruder, war schon länger her zum römischen Könige erwählt worden, und befand sich bereits im Besitze der deutschen österreichischen Erbländer, auch der Königreiche Ungarn und Böhmen. Durch Karls Abdankung wurde er römischer Kaiser, Philipp aber, Karls Sohn, herrschte über Spanien, die Niederlande und Neapel. So entstand die zweifache deutsche und spanische Linie des Hauses Oesterreich.

Der neue Kaiser war ein eifriger Katholik; er beobachtete aber in Religionssachen sehr viele Mäßigung, und hätte sehr gewünscht, beide christliche Gemeinden mit einander auszusöhnen. Deswegen ließ er auch eine große Kirchenversammlung nach Trient (1562) zusammen berufen, auf welcher zwei Jahre lang viel gesprochen und gestritten, aber wenig ausgerichtet wurde. Ferdinand hoffte wenigstens für die Laien den Kelch im Abendmahl, und für die Geistlichen die Priesterehe zu erwirken; allein umsonst. Jeder Versuch einer Annäherung zwischen den Protestanten und Katholiken war vergeblich. Erstere wurden von den Papisten als ein abtrünniger Haufe aufrührischer Unterthanen betrachtet, und mit dem feindseligsten Groll verfolgt. Die Lutheraner vergalten den Katholiken Gleiches mit Gleichem, und so glimmte der wechselseitige Haß, ungeachtet des Religionsfriedens, wie Feuer unter der Asche fort. Ferdinand I. starb darüber, und sein Sohn Maximilian II. bestieg nach seinem Tode den Kaiserthron. — Es ist ein Flecken in Ferdinands Regierung, daß er sich von den Türken einen achtjährigen Waffenstillstand, mit einem jährlichen Tribute von 30,000 Ducaten, erkaufte.

Maximilian II. (1564—1576.)

Maximilian II. bewies sich als einen unerschrockenen Freund und Beschützer der Lutheraner. Er erlaubte den Edelleuten in seinen österreichischen Staaten den evangelischen Gottesdienst auf ihren Gütern einzuführen, und achtete nicht auf die Vorstellungen, womit er deshalb von der katholischen Geistlichkeit auf allen Seiten bestürmt wurde. Jedem blieb freigestellt, zu welcher Religion er sich bekennen wolle. In der That, was hatten die Katholiken für ein Recht, über diese Duldung zu klagen, da von der neuesten Kirchenversammlung die erwartete Kirchenverbesserung wieder nicht erfolgt war, und der Religionsfriede beiden Gemeinden gleiche Rechte zusicherte?

Maximilian II. führte zwölf Jahre lang die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Er schämte sich des Tributs, den sein Vater an den türkischen Kaiser Soliman bezahlt hatte, und wollte lieber seine Staaten gegen ihn mit den Waffen in der Hand vertheidigen. Glücklicher Weise wurde er aber, durch den Tod, dieses Feindes entledigt. — Soliman starb im Jahre 1566.

Unter Maximilians Regierung schienen die Unordnungen des Faustrechts wieder einreissen zu wollen; durch die trefflichen Vorkehrungen aber, die unter Kaiser Maximilian I. mittelst der Reichsgerichte und der Eintheilung des Reichs in Kreise gemacht worden waren, wurde gar bald wieder die Ordnung hergestellt. Die Sache war diese:

Von dem zerstreuten Heere des Markgrafen Albrecht von Brandenburg kam ein wilder Schwarm, unter der Anführung eines Edelmannes, Wilhelm von Grumbach, in das würzburgische Gebiet, und hauſete da, gleich einer Räuberbande, fürchterlich. Der Fürst-Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, von dem sich Grumbach beleidigt glaubte, wurde in seiner eigenen Residenzstadt erschossen, und niemand wagte es, diesen Frevel zu ahnden. Man zeigte aber die

freche That bei dem Reichskammergerichte an, welches den Grumbach in die Acht erklärte. Seine Räuberhorde wurde nunmehr zerstreut; er selbst aber flüchtete sich nach Gotha, wo ihn der Herzog, ein Sohn des unglücklichen Johann Friedrich in Schutz nahm, und sich durch keinen Befehl des Kaisers bewegen ließ, ihn von sich zu entfernen. Es kam so weit, daß ein Reichsexecutionsheer gegen Gotha anrückte; und selbst jetzt wollte der Herzog nicht nachgeben, bis endlich die Besatzung, aufgebracht über die Hartnäckigkeit, womit ihr Fürst einen geächteten Mörder in Schutz nahm, sich der Person dieses Grumbachs bemächtigte, ihn in Verwahrung brachte, und dem Kurfürsten von Sachsen, der das Executionsheer befehligte, die Thore öffnete. Grumbach und der Herzog wurden gefangen genommen, und beiden der Prozeß gemacht. Grumbachs Schicksal war schrecklich. Er wurde erst gefoltert, und durch Martern zum Geständniß aller seiner Unthaten gezwungen, dann geviertheilt, das heißt, mit Pferden lebendig in vier Stücke gerissen. Während die Pferde an seinen Gliedern zogen, schlitzte ihm der Scharfrichter den Leib auf, riß ihm das Herz aus der Brust, und schlug es ihm in's Gesicht, mit den Worten: «Siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!» — Viele seiner Mitschuldigen wurden gehenkt und enthauptet, allen andern, die sich ferner Fehden und Gewaltthätigkeiten erlauben würden, zum abschreckenden Beispiel.

Der Herzog blieb zwar am Leben, aber er verlor seine Freiheit, und starb nach einer acht und zwanzigjährigen Gefangenschaft zu Steyer in Oberösterreich.

Rudolph II. (1576—1612.)

Zum Unglücke für Deutschland und Ungarn, mußte nach Maximilians II. Tod sein unfähiger Sohn, Rudolph, über 33 Jahre lang die Regierung führen. Es hatten ihn

an dem bigotten spanischen Hofe katholische Pfaffen erzogen; er war daher ein abgesagter Feind der Protestanten und der evangelischen Religion. Die Lutheraner wurden von ihm verfolgt, für unfähig erklärt, ihre Prediger zum Theil des Landes verwiesen und die Gemeinden mit solcher Härte behandelt, daß Aufruhr entstanden seyn würde, wenn er nicht noch zur rechten Zeit eingelenkt hätte. Regierungskunst und Klugheit waren nie Rudolphs Sache, er überließ die Sorge für seine Staaten seinen Ministern und den Jesuiten, die alles nach den Absichten des spanischen und päbstlichen Hofes leiteten. Er selbst beschäftigte sich mit der edlen Goldmacherei und der Astrologie, das heißt, mit der eitlen Wissenschaft, welche die Schicksale der Menschen in den Gestirnen lesen lehrt. Mit der Goldmacherkunst vergeudete er sein Gold, anstatt seine Schätze zu vermehren; und mit der Sterndeuterei verlor er eine edle Zeit, die er weit besser hätte anwenden können und sollen, auch füllte er dadurch seinen Kopf mit tausend abergläubischen und thörichten Ideen. Rudolph bewies sich auch als einen großen Kunst- und Pferdefreund. Gemälde, Bildsäulen, Gemmen (geschnittene Steine aus dem Alterthume) und schöne Pferde kosteten ihm unglaubliche Summen. Stundenlang konnte er im Stillen in seinen Pferdeställen spatzieren gehen, und die Augen an dem Anblick der edlen Thiere weiden. Oefters wurde daher der Stall zugleich sein Audienzsaal. Wer etwas bei ihm zu suchen hatte, der konnte ihn am sichersten bei seinen Pferden antreffen. Im Kabinette herrschten indessen seine Räthe und die Geistlichkeit.

Unter einer solchen Regierung mußte nothwendig der Verfolgungsgeist der Katholiken gegen die Protestanten wieder erwachen. Zum Unglücke waren diese in zwei Partheien getheilt, die sich einander eben so kräftig haßten und schmäheten, als sie von den Papisten geschmäht und gehaßt wurden. Die Lutheraner nannten die Reformirten Schriftverdreher und Gotteslängner; die Reformirten schalten die Lu-

theraner Brodanbeter, Menschenfresser, Dummköpfe, u. s. w. Dadurch entstand Mangel an Einheit in ihrem Verhalten gegen die Katholiken, nnd so behielten diese stets die Oberhand.

Jetzt trat ein sehr merkwürdiger Rechtsfall ein, der Gelegenheit zur Anwendung einer für die Protestanten sehr nachtheiligen Bestimmung des Religionsfriedens gab. Der Kurfürst und Erzbischof Gebhard von Köln verliebte sich nämlich in die schöne Gräfin Agnes von Mannsfeld, und da er sie als Erzbischof nicht heirathen konnte, nahm er die reformirte Religion an. Sobald dieser Schritt bekannt wurde, schleuderte der Pabst den Bannstrahl gegen Gebhard, und der Kaiser ließ ihn in die Reichsacht erklären. Sogleich betrachtete ihn sein Domkapitel als abgesetzt, und wählte an seine Stelle einen andern katholischen Erzbischof, und zwar einen bayerischen Prinzen, der sich, von einem guten Heere unterstützt, gar bald in den Besitz des Erzstiftes und des ganzen Landes setzte.

Die weltlichen Kurfürsten machten Vorstellungen gegen dieses harte Verfahren; denn wenn Gebhard auch nicht länger Erzbischof bleiben durfte, so konnte er doch sein Land als weltlicher Kurfürst, wie andere, besitzen. Nur der bischöflichen, nicht auch der kurfürstlichen Würde, wurde er durch seine Religionsveränderung verlustig. Allein der Religionsfriede setzte fest, daß ein Geistlicher, der zur lutherischen Religion übertreten würde, seine Pfründe verlieren sollte, und das Erzstift wurde von den Katholiken als des Erzbischofs Pfründe betrachtet, ohne Rücksicht auf die doppelte Person, welche er zugleich als Kurfürst vorstellte. Gebhard war nicht mächtig genug, um sich mit Gewalt im Besitze seines Landes zu erhalten, und bei den andern protestantischen Fürsten fand er wenig thätige Unterstützung; er mußte daher das Kurfürstenthum räumen, und sein Leben als Privatmann beschließen.

Die Unzufriedenheit mit Rudolphs schlechter und schläfriger Regierung stieg in Deutschland, Ungarn und Böhmen

immer höher. Ungarn wurde von den Türken geängstiget, und von des Kaisers eigenen Truppen ausgeplündert. Er selbst ließ sich nie, auch nur ein einzigesmal, im Ungarlande sehen. So entstand endlich, durch die frechen Räubereien und Ausschweifungen, welche täglich von den Soldaten begangen wurden, und die stumpfe Gleichgültigkeit, womit Rudolph die Beschwerden der ungarischen Abgeordneten anhörte, ein förmlicher Aufruhr.

Endlich legte sich des Kaisers Bruder, Matthias, in das Mittel, übernahm, mit Bewilligung des jüngern Bruders und seiner Vettern, die Regierungsgeschäfte in Ungarn und Oesterreich, und ließ Rudolph nichts als Böhmen und die Kaiserwürde.

Rudolphs Unduldsamkeit gegen die Protestanten und seine Trägheit, bereiteten ihm neues Unglück. Die böhmischen Lutheraner verlangten freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium und die Einräumung der Prager Academie. Nichts von dem allen wollte ihnen Rudolph zugestehen, denn er wurde unermüdet von seinen bösen Rathgebern, den Jesuiten bearbeitet. So kam es denn auch hier zu aufrührerischen Auftritten. Die böhmischen Stände hielten, wider Rudolphs Verbot, eigene Zusammenkünfte, beschützt von bewaffneten Bürgerschaaren, und trotzten ihm den sogenannten Majestätsbrief ab, in welchem er ihnen alle ihre Forderungen bewilligen mußte. Die deutschen protestantischen Fürsten schlossen (1608) unter sich einen Bund, die evangelische Union genannt, welchem auch mehrere bedeutende Städte, wie Nürnberg, Ulm und Straßburg beitraten. Die Katholiken errichteten wider diesen einen Gegenbund, die Liga genannt, von welchem der Herzog Maximilian von Bayern das Oberhaupt war. In der Folge, da Rudolph ein kleines Heer von 12,000 Mann in Böhmen einrücken ließ, um den Besitz dieses Landes nach seinem Tode dem Herzog Leopold zuzusichern, glaubten die Protestanten, es sey damit auf ihre Unterdrückung abgesehen. Deshalb

kam es zu einem Aufstande, welchen des Kaisers Bruder, Matthias, benützte, nach Böhmen zu eilen, und sich auch dieses Land zuzueignen. Rudolph wurde förmlich abgesetzt, und gezwungen, eine Entsagungsurkunde zu unterzeichnen. Er that es, weil er nicht anders konnte, voll Ingrimm, warf im Zorn seinen Hut auf die Erde, und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Die Kaiserwürde behielt er jedoch; auch blieb er bis zu seinem Tode (1612) im Besitze des Prager Schlosses, und eines Jahrgeldes von 300,000 Gulden.

Matthias. (1612 — 1619.)

Von einem Pfaffenknechte, wie Matthias, hatten sich die böhmischen Protestanten so wenig zu versprechen, als von Rudolph. Wie jener, ließ er sich ganz von seinen Erziehern, den Jesuiten, leiten, und wo diese Gesellen hinkamen, da war, nach dem Ausdrucke des damaligen Kurfürsten von Sachsen, alles Laub und Gras verdorben. Einer der vornehmsten unter ihnen, Melchior Klesel, brachte ihm den schönen Grundsatz bei, es sey besser, von den Protestanten alle katholische Kirchen mit Gewalt wegnehmen zu lassen, als ihnen eine einzige in der Güte unter kaiserlicher Autorität einzuräumen; denn, sagte er, was sie mit Gewalt an sich ziehen, das kann man ihnen auch wieder mit Gewalt entreissen. Noch schlimmer, als Matthias, war sein Vetter und Nachfolger, Erzherzog Ferdiand von Kärnthen, gegen die Protestanten gesinnt, denn er ließ in Steyermark, Kärnthen und Krain Galgen und Räder für sie errichten, und brachte es am Ende so weit, daß kein evangelischer Prediger es mehr wagen durfte, die Kanzel zu besteigen. Unter solchen Regenten donnerten und schimpften die Geistlichen, so sehr sie konnten, auf die neue von Luther, des Teufels Spießgesellen, verbreitete Lehre, und scheuten sich nicht, zu behaupten,

es sey besser, sich mit dem Satan, als mit einer Lutheranerin zu verheirathen, weil sich doch der Teufel durch Weihwasser und Gebet vertreiben lasse, an einem ketzerischen Weibe aber Kreuz, Taufe und Salböl verloren sey. — So wurde der katholische Pöbel immer mehr zur Wuth wider die Protestanten erhitzt, diese aber mit Haß und Ingrimm gegen ihre Verfolger erfüllt.

Kaiser Matthias blieb kinderlos, auch seine beiden Brüder waren ohne Kinder, und hatten keine Neigung zu den Regierungsgeschäften. Sie beredeten daher den Kaiser, den bigotten und fanatischen Ferdinand zu seinem Nachfolger zu erwählen. Matthias ließ ihn zuerst als künftigen König von Böhmen ausrufen, und die böhmischen Stände widersetzten sich nicht sonderlich; nur machten sie zur Bedingung, daß er sich, so lange Matthias lebte, nicht in die Regierungsangelegenheiten mischen, und alle ihre Privilegien bestätigen solle.

Eine Zeit lang ging alles gut; bald aber gaben zwei kleine Kirchen, welche die Evangelischen in den Städtchen Klostergrab und Braunau erbaueten, Gelegenheit zu einem allgemeinen Aufstande in Böhmen, und zu einem wüthenden Kriege, der dreißig Jahre lang Deutschland verwüstete. Die Kirche zu Klostergrab wurde nämlich auf Veranlassung des Erzbischofs von Prag, mit Gewalt niedergerissen, die andere zu Braunau aber gesperrt. Darüber entstand ein allgemeines Geschrei unter den böhmischen Protestanten; es war der Majestätsbrief und die ihnen zugesicherte Religionsfreiheit verletzt worden. Der tapfere Graf, Matthias von Thurn, der schon früher eine empfindliche Beleidigung von dem Kaiser erfahren hatte, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, und wurde zum Defensor (Vertheidiger) der evangelischen Gemeinden ernannt. Vor der Hand begnügte man sich, bei dem Kaiserhofe schriftliche Vorstellungen gegen die verübten Gewaltthätigkeiten zu machen, und um Abhülfe der Beschwerden zu bitten. — Statt der gehofften Hülfe,

erfolgte aber an die kaiserlichen Räthe zu Prag ein donnernder Befehl voll harter Drohungen.

Die Regierung des Königreichs Böhmen war damals mehrern Statthaltern anvertraut, unter welchen zwei, nämlich Martinitz und Slawata, in sehr üblem Leumund standen. Man sagte ihnen nach, sie übten auf ihren Gütern die größte Tyrannei gegen die protestantischen Bauern aus, ließen sie durch Hunde in die Kirche hetzen, sie, durch Aufbrechung des Mundes, zwingen, das Abendmahl von katholischen Priestern zu empfangen, verweigerten ihnen die Trau- und Taufscheine, und ein christliches Begräbniß. — Die beiden Männer wurden jetzt auch beschuldigt, jenes kaiserliche Rescript selbst verfertigt zu haben, und dafür sollten sie nun schwer büßen.

Am 23. Mai 1618 drangen die protestantischen Abgeordneten bewaffnet und mit zahlreicher Begleitung in den Saal des königlichen Schlosses, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie von jedem eine Erklärung, ob er an dem kaiserlichen Schreiben Antheil gehabt, und seine Stimme dazu gegeben habe? Sternberg empfing sie mit Mäßigung, Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieß bestimmte ihr Geschick. Man ergriff sie beide bei den Schultern, schleppte sie an ein Fenster, und stürzte sie 80 Fuß tief in den Schloßgraben hinab. Den Sekretär Fabricius, eine Creatur von beiden, schickte man ihnen nach. Es war diese Art von Execution ein landüblicher Gebrauch in Böhmen, und im ganzen Königreiche fand man nichts Außerordentliches dabei, als daß man von einem so hohen Sprung gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserlichen Räthe zu liegen kamen, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Der erste gewaltsame Schritt war nun geschehen, jeder Reue war der Rückweg versperrt; die strafende Macht mußte entwaffnet werden. Die böhmischen Stände ließen sogleich

von ihren Truppen das Schloß besetzen. Alle Beamten wurden für sie in neue Pflicht genommen, die Jesuiten vertrieben, und dreißig Edelleute ernannt, den Aufstand planmäßig fortzusetzen.

Kaiser Matthias wurde sehr bestürzt bei der Nachricht von diesem Aufruhr, denn er hatte weder Geld, noch Mannschaft; Ferdinand aber sah in demselben mit Freuden eine Schickung Gottes, der da wollte, daß alle Ketzer mit Gewalt ausgerottet werden sollten. Er machte sogleich Anstalt zur Ausrüstung eines Heeres gegen die Rebellen; der Graf von Thurn aber betrieb mit noch größerm Eifer seine Gegenrüstung.

Ferdinand II. (1619 — 1637.) Der dreißigjährige Krieg.

Sobald das kaiserliche Heer vollzählig war, rückte es in Böhmen ein. Der Graf von Thurn, welcher sich durch den Beitritt von Schlesien und der Lausitz verstärkt hatte, erwartete es mit dem seinigen. Ein zweites Heer, zum Besten der Böhmen, hatte der junge Graf, Ernst v. Mannsfeld, im nördlichen Deutschland geworben. Alles deutete auf einen blutigen Krieg. Kaiser Matthias erlebte aber nicht den völligen Ausbruch desselben, denn er starb schon in dem Jahre 1619.

Sein Nachfolger in der Regierung seiner Erbstaaten war der Erzherzog Ferdinand, der nun auch zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Umsonst suchten die Böhmen diese Wahl zu hintertreiben; sie wurden mit ihren Vorstellungen nicht gehört, ja ihre Deputirten nicht einmal bei der Wahlversammlung zugelassen. Dafür entsetzten sie Ferdinand förmlich des böhmischen Throns, und wählten an seine Stelle den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, einen edlen

und freigebigen Fürsten, als Anführer der evangelischen Union, von der sie Unterstützung hofften, und als Schwiegersohn des Königs Jakob I. von England, der es ihm wahrscheinlich auch nicht an Truppen und Geld würde fehlen lassen. Lange blieb dieser Fürst unschlüssig, ob er die gefährliche Ehre annehmen sollte; und wohl ihm, wenn er es nicht gethan hätte; allein er hörte zu sehr auf die Eingebungen seiner stolzen und ehrsüchtigen Gemahlin, Elisabeth, die öfters mit Bitterkeit zu ihm sprach: «Ich will lieber Brod an einer königlichen Tafel essen, als im Ueberfluß an einem kurfürstlichen Tische schwelgen. Wenn du kein Bedenken fandest, um eine Königstochter zu freien, warum hast du nicht auch Muth, eine Krone anzunehmen, die man dir entgegen bringt?» Friedrichs Beichtvater und eine Menge unverständiger Hofschranzen stimmten ihr bei, und so ließ er sich denn bewegen, das bedenkliche Ja! auszusprechen. Am 25. October 1519 wurde er zu Prag mit beispiellosem Pomp gekrönt. Ihm huldigten zugleich Schlesien und Mähren als böhmische Nebenländer.

Nun sollte der blutige Kampf mit Ferdinand II. beginnen. Keiner von beiden Fürsten war selbst Krieger, alles beruhete auf der Geschicklichkeit ihrer Heerführer, und der Unterstützung der Bundesgenossen. Friedrich rechnete sehr auf den Beistand der evangelischen Union, und des Fürsten von Siebenbürgen, Betlen Gabor; von seinem Schwiegervater, dem Könige von England hingegen, versprach er sich wenig, denn er war vergeblich von ihm vor der böhmischen Krone gewarnt worden. Ferdinand II. hatte für seine Sache den Herzog Maximilian von Bayern, seinen Jugendfreund, und das Haupt der katholischen Liga, einen mächtigen, tapfern und klugen Fürsten, gewonnen. Alles schien hauptsächlich auf dem Antheil zu beruhen, den die verbündeten protestantischen Fürsten (die evangelische Union) und die katholische Liga an dem Kriege nehmen würden. Zum Unglücke für Friedrich bewiesen sich die unirten Fürsten auf

einer Versammlung, die zu Nürnberg 1619 gehalten wurde, sehr unthätig, und endlich ließen sie sich durch die Einmischung von Frankreich sogar bestimmen, durchaus keinen Antheil an den böhmischen Händeln zu nehmen, und sich auf die Vertheidigung der Kurlande Friedrichs zu beschränken. Er und ganz Böhmen blieben also seinem Schicksale überlassen. Die ganze Macht Bayerns aber und der Liga stand dem Kaiser zu Gebote.

An der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann drang Herzog Maximilian mit dem Grafen von Boucquoi, der ein Corps niederländischer Truppen anführte, in das böhmische Gebiet ein, und drängte das böhmische Heer bis in die Nachbarschaft von Prag zurück. Nicht 30,000 Mann hatte Friedrich beisammen, 8000 wurden ihm von dem Fürsten von Anhalt zugeführt, unter dessen Anführung die ganze Kriegsmacht stand, und 10,000 Ungarn ließ Betlen Gabor zu ihm stoßen.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als am 8. November 1620 von dem vereinigten kaiserlich bayerischen Heere der erste Angriff erfolgte. Zu Anfang des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; bald aber wurde sie von der Uebermacht des Feindes vernichtet. Unwiderstehlich drangen die Bayern vor. Die ungarische Reiterei wandte zuerst den Rücken; das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen; zehn Kanonen, welche Friedrichs ganzes Geschütz ausmachten, fielen in Feindes Hände; 4000 Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; in weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Während Friedrichs Heer sich auf dem weißen Berge für ihn zusammen schießen ließ, saß er ruhig zu Prag an der Mittagstafel. Ein Eilbote bewog ihn endlich aufzustehen, und von dem Wall herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Es war für ihn keine andere Rettung

mehr, als in einer schnellen Flucht. Sie erfolgte in der Nacht mit solcher Eilfertigkeit, daß er vergaß, seine Krone mitzunehmen. Erst entfloh er nach Breslau, von da weiter in das Brandenburgische, und endlich nach Holland.

Drei Monate ließ Kaiser Ferdinand hingehen, ehe er etwas zur Bestrafung der Rebellen vornahm. Unversehens aber brach an einem Tage und zu derselben Stunde, das Ungewitter aus. Acht und vierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen. Sieben und zwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Der Graf Thurn, und alle die entwichen waren, wurden vorgeladen, sich zu stellen, alle als Hochverräther zum Tode verurtheilt, ihre Namen an den Galgen geschlagen, und ihre Güter eingezogen.

Nicht viel besser erging es dem unglücklichen Könige Friedrich, denn er wurde als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, von Ferdinand in die Reichsacht erklärt, und aller seiner Würden und Länder für verlustig erkannt, der Herzog Maximilian von Bayern aber mit der erledigten Kur belehnt.

Der König von Dänemark in Deutschland. Wallenstein.

Der vertriebene König Friedrich that wenig zu seiner Vertheidigung; es fanden sich aber thätige Freunde, oder doch wenigstens Feinde des Kaisers, die sich seiner annahmen. Es kämpfte noch für ihn der tapfere Graf von Mannsfeld, der nicht bei der Schlacht am weißen Berge gewesen war. Mit ihm vereinigte sich in der Folge der junge Herzog Christian von Braunschweig, der voll Begierde, sich auf Kosten der papistischen Geistlichkeit, die er ritterlich

haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, in Niedersachsen ein beträchtliches Heer sammelte, und einstweilen die katholischen Kirchen damit plünderte. Aus dem geraubten Silber ließ er, zur Bezahlung seiner Soldaten, Münzen prägen, worauf sein Wahlspruch stand: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Für Friedrich stellte auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden ein kleines Heer in das Feld; seinem Beispiele folgte der Herzog von Würtemberg, und am Ende übernahm auch der König Christian IV. von Dänemark die Vertheidigung seiner Sache, unter dem Namen eines Beschützers des niedersächsischen Kreises. —

Der Kaiser hatte bis dahin blos mit dem bayerischen Heere und der Kriegsmacht der Liga in Deutschland, auch mit spanisch-niederländischen Hülfsvölkern seine Kriege geführt. Herzog Maximilian von Bayern stand an der Spitze des Reichsexecutionsheeres, und General Tilly, der es befehligte, war in bayerischen Diensten. Erst hatte dieser mit seinen Truppen die Pfalz am Rhein besetzt, dann war er dem Könige von Dänemark, der in Deutschland eingerückt war, bis an die Weser entgegen gegangen. Nun gelangte aber Ferdinand II. auch unerwartet zu einem eignen Heere, das ihm nichts kostete.

Graf Wallenstein nämlich, ein tapferer und verdienter Offizier, der sich schon in vielen Feldzügen ausgezeichnet, auch der Prager Schlacht als Oberster beigewohnt, und sich ein unermeßliches Vermögen erworben hatte, machte dem Kaiser den Antrag, auf seine eigenen und seiner Freunde Kosten ein Heer auszurüsten, es zu kleiden und zu erhalten, wenn ihm gestattet würde, es bis auf 50,000 Mann zu erhöhen. Er wußte schon aus Erfahrung, wie leicht eine Kriegsmacht durch den Krieg zu erhalten ist, wo es zu rauben und zu plündern gibt. Der Kaiser nahm den Vorschlag an. In wenigen Monaten hatte Wallenstein 22,000 Mann unter den Waffen. Bald darauf erschien er mit 30,000

Mann an der Grenze von Niedersachsen, bemächtigte sich bei Dessau des Laufs der Elbe, jagte den Grafen Mannsfeld bis nach Siebenbürgen, und überschwemmte mit seinen Truppen die deutschen Staaten des von Tilly geschlagenen Königs von Dänemark, besetzte auch den größten Theil des Herzogthums Mecklenburg, und schonte weder Freund noch Feind. Die Herzoge von Mecklenburg wurden, als Anhänger des dänischen Königs, von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt, und ihr Land dem Wallenstein zum Unterpfand für die Geldsummen gegeben, die er Ferdinand vorgestreckt hatte. Schon früher war dieser furchtbare Feldherr, der jetzt ein Heer von 100,000 Mann befehligte, zum Herzog von Friedland erhoben worden. Friedland war eine Herrschaft in Böhmen, die Wallenstein besaß.

König Christian IV. sah sich nun gezwungen, Frieden zu machen, und dieser Friede, durch welchen er alle seine Länder zurück erhielt, unter der Bedingung, daß er sich nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten mischen sollte, kam zu Lübeck zu Stande. (1629.)

Jetzt, da der Kaiser allmächtig in Deutschland war, und die Protestanten ganz in seiner Gewalt hatte, erschien von ihm der furchtbare Befehl, daß die Evangelischen alle, seit dem Passauer-Vertrag 1552 eingezogene Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Klöster an die katholische Kirche zurückgeben sollten. Diesen Befehl enthielt das berüchtigte Restitutionsedikt, das in dem Jahre 1629 ausgegangen war. Es wirkte dasselbe, wie ein Donnerschlag, auf das ganze protestantische Deutschland, denn nicht nur schrecklich genug an sich selbst, wurde es noch schrecklicher durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ. — Ein jahrlanger Aufschub der Vollziehung war alles, was die protestantischen Fürsten durch ihre Vorstellungen erwirken konnten.

Gustav Adolph in Deutschland. (1630.)

Zu schwach, sich in dieser Verlegenheit selbst zu helfen, mußten die Protestanten auf fremde Hülfe bedacht seyn. Sie warfen ihre Augen auf den schwedischen König Gustav Adolph, der schon früher vor Christian IV. sich erboten hatte, den deutschen Protestanten wider ihre Unterdrücker beizustehen, aber damals dem dänischen Könige nachgesetzt wurde. Dieser Gustav Adolph, ein hochherziger, tapferer Fürst, der sich schon in frühern Kriegen gegen die Polen und Russen großen Ruhm erkämpft hatte, war von Kaiser Ferdinand, der ihn nicht einmal als König anerkennen wollte, und seinen Generalen persönlich beleidiget worden; und da er zugleich ein eifriger Protestant war, und die Rettung seiner Glaubensgenossen in Deutschland ihm redlich am Herzen lag, so fand er kein Bedenken, sich ihrer anzunehmen.

Am 24. Junius 1630 landete Gustav Adolph auf der Insel Rügen an der Küste von Pommern. Seine Flotten und sein Heer waren nicht zahlreich, aber von dem besten Geiste beseelt. Sein Heer, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnen, Schotten und Engländern, bestand nur aus 13,000 Mann, aber wie Tilly selbst auf den Kurfürstentage zu Regensburg sagte, es war zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorsam. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land, verjagte die kaiserliche Besatzung, erschien mit Blitzesschnelligkeit vor Stettin, und versicherte sich dieser Stadt.

Gustav Adolph kam unter sehr glücklichen Umständen. Wallenstein, der sich durch seine Erpressungen bei Freund und Feind verhaßt gemacht hatte, war, auf Antrieb aller Kurfürsten und anderer Fürsten des Reichs, von dem Kaiser seiner Oberfeldherrnwürde entsetzt worden, und keiner unter Ferdinands andern Generalen besaß Kraft und Ansehen genug, es mit dem schwedischen Helden aufzunehmen, zumal

da sein kleines Heer gar bald durch die Truppen, welche unter Mannsfeld, der indessen gestorben war, unter dem Herzoge Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und Wallenstein gefochten hatten, sehr ansehnlich verstärkt wurde.

Am kaiserlichen Hofe behandelte man lange den König von Schweden mit Geringschätzung; man nannte ihn nur den Winterkönig, die Schnee-Majestät, welche blos durch die nordische Kälte zusammenhalte, aber zusehends schmelzen werde, je näher sie gegen Süden rücke. Indeß man aber zu Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Platz nach dem andern verloren, und die kaiserlichen Generale konnten seinen Fortschritten wenig Einhalt thun. Die Erbitterung gegen ihre Truppen stieg bei Freund und Feind immer höher. Nicht zufrieden, die willkührlichsten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierung zu drücken, durchwühlten die Unmenschen auch das Innere der Häuser, zerschlugen, zerbrachen alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte; die Schweden hingegen wurden wegen der strengen Mannszucht, die sie hielten, selbst von ihren Feinden geachtet.

Gustav Adolph war in die Mark Brandenburg vorgerückt. Der bayerische General Tilly, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, eilte herbei, sie zu vertheidigen. Denkt euch unter ihm einen kleinen hagern Mann, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirne, starkem Knebelbart, und unten zugespitztem Gesichte. Er trug gewöhnlich ein spanisches Wamms von hellgrünem Atlas, mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hochaufgestutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder, die bis auf den Rücken niederwallte. Dieß ist ungefähr Tilly's Bild, der nach Wallensteins Abgang zum Oberfeldherrn über das ganze kaiserliche Heer erhoben worden war.

Eine der ersten von Tilly's Thaten, nicht in diesem Jahre, aber in dem Feldzuge von 1631, war die Eroberung und Zerstörung der bejammernswürdigen Stadt Magdeburg, die sich in ein Bündniß mit dem Könige von Schweden eingelassen hatte. Sie wurde von einer schwachen, kaum 2000 Mann starken Besatzung, und ihren muthigen Bürgern lange mit großer Hartnäckigkeit vertheidigt, am Ende aber von dem Belagerungsheer durch einen schnellen Angriff mit stürmender Hand eingenommen (10. Mai 1631). Der grausame Tilly gab sie der Willkühr seiner Soldaten preis, die wüthend in das Innere der Häuser eindrangen, und sich allen Ausschweifungen viehischer Seelen überließen. Die flehende Unschuld fand kein Erbarmen; weder Geschlecht, noch Stand, noch Schönheit konnten die Wuth der Sieger entwaffnen. Keine noch so verborgene, keine noch so heilige Stätte konnte vor Plünderung und Gewaltthätigkeit sichern. Drei und fünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche mit abgesäbelten Köpfen. Kroaten warfen zum Vergnügen Kinder in die Flammen, andere spießten Säuglinge an der Brust ihrer Mütter. Ununterbrochen dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Gleich anfangs war an verschiedenen Orten Feuer angelegt worden. Es erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reissender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerdter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die heiße Luft erschwerte das Athmen, und die Glut zwang endlich die Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag die große, volkreiche, feste Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. — Erst am 13. Mai erschien Tilly selbst in ihren Mauern, nachdem die Hauptstrassen von Schutt und Leichen gereiniget waren. Schauderhaft gräßlich war jetzt die Scene, die sich dem menschlichen Ge-

fühle darstellte; Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre gemordeten Aeltern suchten, Säuglinge, die an den Brüsten ihrer todten Mütter sogen! Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wurde auf 30,000 angegeben. So hauſete Tilly, der zur Ehre unſerer Nation, nicht ein Deutſcher, ſondern ein Niederländer war. —

Die Umſtände erlaubten dem Könige von Schweden nicht, die unglückliche Stadt Magdeburg zu retten; aber er rächte ihre Zerſtörung ſchrecklich noch in demſelben Jahre an Tilly und ſeinen unmenſchlichen Kriegern durch die Schlacht von Leipzig. Dieſe merkwürdige Schlacht fiel am 7. September 1631 vor. Tilly's ganzes Heer wurde zerſtreut. Siebentauſend Mann davon blieben auf dem Platze liegen, über fünfzehntauſend wurden theils gefangen, theils verwundet. In allen umliegenden Dörfern brachte das Läuten der Sturmglocken das Landvolk in Bewegung, und verloren waren alle Unglückliche, die dem ergrimmten Bauer in die Hände fielen. Von vielen Wunden ermattet, konnte Tilly kaum ſein eigenes Leben retten. — Das ganze proteſtantiſche, auch ein Theil des katholiſchen Deutſchlandes, freute ſich über die Züchtigung, die ihm und ſeinen Mordbrennern zu Theil geworden war.

Guſtav Adolphs Tod. (1632.)

Siegreich zog nun Guſtav Adolph mit ſeinem Heere nach Franken, indeß ſein Bundesgenoſſe, der Kurfürſt von Sachſen, einen Einfall in Böhmen machte. Bamberg und Würzburg mußten ſich den Schweden unterwerfen. Guſtav wendete ſich von da, mit 10,000 Heſſen verſtärkt, gegen den

Rhein. Indeß er aber Anstalt machte, sich der Stadt Mainz zu bemächtigen, hatte Tilly die Ueberreste seines zerstreuten Heeres gesammelt, und es mit neuen Truppen verstärkt. Plötzlich erschien er darauf vor den Thoren der Stadt Nürnberg. Aber umsonst drohete er mit dem schrecklichen Schicksale Magdeburgs; die muthigen Bürger achteten nicht seines Trotzes, und nöthigten ihn, durch ihren entschlossenen Widerstand, zum Abzuge. Der schwedische Held erschien deswegen erst im folgenden Jahre, nach Eroberung der Stadt Mainz, in den Ringmauern des frohlockenden Nürnbergs, wo er, durch den schönen Anstand seiner Person und seine herablassende Güte, bald alle Herzen für sich einnahm.

Tilly, der sich in Gustav Adolphs Abwesenheit mit dem schwedischen General von Horn in Franken herumgeschlagen hatte, zog sich jetzt, zur Vertheidigung des Herzogthums Bayern, an den Lech zurück. Die Schweden folgten ihm nach, und griffen ihn in seinen festen Verschanzungen bei der kleinen Stadt Rain an. Die Bayern wurden geschlagen und eine Kanonenkugel, von der rächenden Hand Gottes geleitet, zerschmetterte dem Zerstörer von Magdeburg das Bein, und zwar so unheilbar, daß er bald darauf zu Ingolstadt an den Folgen dieser Wunde sterben mußte. Dem Könige von Schweden stand nun der Weg in das Innerste von Bayern und zu den österreichischen Erblanden offen. Er drang vor bis nach München, und brandschatzte die Stadt; aber ferne von ihm war der Gedanke, über die bestürzten Einwohner das Schicksal von Magdeburg zu verhängen. Das Heer seines Bundesgenossen war indessen in Böhmen eingerückt, und hatte sich der Stadt Prag bemächtiget.

Von mehr als einer Seite geängstiget, lernte nun Kaiser Ferdinand einsehen, wie viel er durch die Verabschiedung eines so erfahrenen Generals, wie Wallenstein, verloren hatte, und ließ ihm den Antrag machen, wieder in seine Dienste zu treten. Nur unter harten Bedingungen, und nach langem Sträuben, ließ der stolze und beleidigte

Anfange bis heutigen, den Mittelpunkt der Sammlung bildet. Man kann hier dem Gange der Entwicklung in einzelnen Blättern folgen, wie sie sich in Goethes Geiste vollzog. Da sind die Blätter der Frühzeit, die Goethe selbst noch in Straßburg und vor der Übersiedelung Wesentliches hinzufügte, und die Blätter der Reife, die Goethe in Weimar, Jena und Italien vollendete. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte und ausführen ließ Meyer, und solche, die Meyer selbst ausführte, ohne daß Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und die Meyer ausführte, ohne daß Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und die Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte. Da sind die Blätter, die Goethe selbst nur skizzierte, und Meyer ausführte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte, und Meyer noch Hand daran legte, und Goethe noch Hand daran legte.

Goethes Handzeichnungen. Mit der Bitte um Gaben zur weiteren Bereicherung unserer. Von der Stadt der Goethe zu wachsen, entsteht so wirklich aus dem und vorzüglichen Sinn jener Worte.

Mother murdered too.

Digitized by Google

um Wallenstein in dem unbezwinglichen Lager anzugreifen, das derselbe zwischen der Biber und Rednitz, um die sogenannte alte Veste her, eine Viertelstunde von Zirndorf, bezogen hatte. Bei Fürth gingen die Schweden über den Fluß, und trieben die kaiserlichen Vorposten vor sich her; allein ihr Sturm auf das Lager wurde abgeschlagen, und Wallenstein blieb unbeweglich stehen. Ohne etwas weiter in Franken gegen einander zu unternehmen, trennten sich beide Heere. Wallenstein marschirte nach Sachsen, und einige Zeit darauf folgte Gustav Adolph ihm nach.

Spät im Jahre, am 6. November 1632, kam es bei der Stadt Lützen, nicht weit von Leipzig, zu einer großen und merkwürdigen Schlacht, in welcher von den Schweden der Sieg mit dem Leben ihres angebeteten Königs allzutheuer erkauft wurde.

Der rechte Flügel des Heers, von Gustav Adolph selbst angeführt, hatte bereits den linken Flügel der Feinde in die Flucht geschlagen, als Nachricht einlief, daß die schwedische Infanterie zurück weiche. Der König übertrug mit schneller Besonnenheit dem General Gustav Horn die weitere Verfolgung des geschlagenen linken feindlichen Flügels, und eilte mit einem Cavallerieregimente seinem Fußvolke zu Hülfe. Mit wenigen Reitern sprengte er weit vor den übrigen voraus, nach dem Orte, wo seine Infanterie am gefährlichsten bedrängt wurde, und suchte mit den Blicken irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die der Angriff gerichtet werden könne. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an den Feind. Ein kaiserlicher Gefreiter, der bemerkte, daß dem Vorübersprengenden alles ehrerbietig Platz machte, befahl schnell einem Schützen, auf ihn anzuschlagen. Auf den dort schieße, rief er, das muß ein vornehmer Mann seyn. Der Soldat drückte ab, und dem Könige wurde der linke Arm zerschmettert. In demselben Augenblicke kommen seine Schwadronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet, der König ist erschossen,

verbreitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen. — Es ist nichts, ruft der König, folgt mir; aber überwältigt von Schmerz, und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog Albert von Lauenburg, der ihm zur Seite war, ihn, ohne Aufsehen, aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Herzog auf einem weiten Umweg nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den Rest seiner Kräfte raubte. — Ich habe genug, Bruder! rief er mit sterbender Stimme, suche nur du dein Leben zu retten. — Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen getroffen, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er, unter den räuberischen Händen der Kroaten, das Leben. — Bald entdeckte sein ledig fliehendes, mit Blut gefärbtes Roß, der schwedischen Reiterei, ihres Königs Fall, und wüthend drang sie heran, dem gierigen Feinde diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrannte ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wurde unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilte in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser Tapfern zu ertödten, entzündete sie ihn vielmehr zu einem neuen wilden Feuer. Mit Löwengrimm warfen sich die Regimenter zum Zweitenmal auf den linken Flügel, der dem General Horn nur noch schwachen Widerstand leistete, und schlugen ihn völlig aus dem Felde. Batterien wurden erstürmt, und ihre Donner gegen den Feind gerichtet. Feuer ergriff die kaiserlichen Pulverwagen, und mit einem schrecklichen Knalle flogen die Granaden und Bomben in die Luft. Der bestürzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indessen die schwedischen Schaaren von vorn ihm entgegen stürmen. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, den rechten im Begriffe zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. — Das Schicksal des Tages war beinahe entschieden, als der kaiserliche General Pappenheim, von Halle her, mit acht Regimentern Reiterei

auf dem Schlachtfelde erschien, und dem Treffen — doch nur auf kurze Zeit — eine andere Wendung gab. Die Schweden mußten weichen; bald aber ermannten sie sich wieder, Pappenheim fiel, von zwei Kugeln getroffen; das wallensteinische Heer wurde geschlagen; ohne Geschütz, ohne Fahnen, beinahe ohne alle Waffen, mußte es sich zurück ziehen. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann entseelt auf dem Wahlplatze; die ganze Ebene war mit Sterbenden und Todten bedeckt.

Der westphälische Friede endet den dreißigjährigen Krieg. (1648.)

Noch sechszehn Jahre lang nach Gustav Adolphs Tode, wüthete der Krieg in Deutschland fort; es wäre aber zu weitläufig, alle einzelne Ereignisse desselben umständlich anzuführen. Wir haben von unserm unsterblichen Schiller eine meisterhafte Geschichte des dreißigjährigen Krieges, aus der ich einen Theil meiner Erzählung entlehnt habe, ihr könnt und müßt jenes Werk lesen.

Nach des Königs von Schweden Tode, übernahm sein Kanzler Oxenstierna den Oberbefehl. Das Kriegsglück wechselte. Der schwedische General Banner ward bis zum Jahre 1641, wo er starb, der Schrecken der Feinde. Nach ihm übernahm der General Torstensohn das Generalcommando, und weiterhin der General Wrangel, zuletzt der Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken.

Im Jahre 1648 wurde endlich in den beiden westphälischen Städten Münster und Osnabrück der berühmte westphälische Friede geschlossen. Der Religionsfriede wurde durch denselben bestätigt, und eine völlige Gleichheit der Rechte zwischen den Lutheranern, den Reformirten und Römischkatholischen eingeführt. Das pfälzische Haus erlangte

seine meisten Besitzungen wieder, dazu noch vier Tonnen Goldes, und es wurde für dasselbe die achte Kurwürde errichtet. Vielen andern deutschen Fürsten wurden ihre vornehmsten Länder und Rechte wieder eingeräumt. Schweden bekam die größere Hälfte von Pommern, auch die Stifter Bremen und Verden, die in Herzogthümer verwandelt wurden, ferner die Insel Rügen, nebst andern Ländereien, und fünf Millionen Thaler an Geld. An Frankreich, das vom Anfang an sehr thätigen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege genommen, und die Schweden mit Geld und Truppen unterstützt hatte, mußte die Landgrafschaft Elsaß abgetreten werden, doch mit Ausnahme der reichsritterschaftlichen Besitzungen, und der Reichsstädte, zehen an der Zahl. Die protestantischen Bundesgenossen, der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessencassel, die Herzoge von Mecklenburg und von Braunschweig-Lüneburg empfingen viele Bisthümer und Abteien, unter dem Namen weltlicher Fürstenthümer, zur Schadloshaltung. — Auf solche Art wurden die evangelischen Fürsten, welche das österreichische Haus unterdrücken wollte, weit mächtiger, als vor dem Kriege. An Bayern kam die Oberpfalz und die Kurwürde.

Wallenstein erlebte nicht den westphälischen Frieden. Er starb bald nach der Schlacht bei Lützen, nicht den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde, sondern als Majestätsverbrecher, unter der Hellebarde eines seiner Offiziere, Namens Deveroux, der ihn des Nachts mit einer Anzahl Dragoner in seinem Schlafzimmer zu Eger überfiel, und niederstieß. Wallenstein sollte angeblich nicht nur nach der Oberherrschaft über Böhmen gestrebt, sondern sich vorgenommen haben, dem Kaiser, wo möglich, alle seine Kronen von dem Haupte zu reißen. Seine Verrätherei ward entdeckt, und da man sich seiner Person nicht anders versichern, und ihn zur Strafe ziehen konnte, wurde von einigen treuen Dienern Ferdinands die Veranstaltung getroffen, daß er in nächtlicher Stille überfallen, und aus dem Wege geräumt

würde. Er starb am 25sten Februar 1634. In der neuern Zeit ist aber nachgewiesen worden, daß er eigentlich als Opfer einer Hofkabale gefallen und seine Schuld keineswegs nachgewiesen worden ist.

Deutsche Schriftsteller und Künstler von den Zeiten der Reformation bis zu dem westphälischen Frieden. (1520 — 1648.)

Unter den vornehmsten deutschen Gelehrten aus diesem Zeitabschnitte muß vor allem der berühmte Nicolaus Copernicus, als Entdecker der wahren, nach ihm benannten Weltordnung, genannt werden. Er war am 19ten Februar 1473 zu Thorn in Preußen geboren, studirte erst Philosophie und Medicin, und in der Folge Mathematik und Astronomie. Er bekleidete kein Amt, sondern lebte von einem Canonicat zu Frauenburg in polnisch Preußen, wo er sich ganz den Wissenschaften widmete. Hier überzeugte er sich durch seine Beobachtungen und scharfsinnige Zusammenstellungen, daß die Sonne — nicht die Erde — sich in dem Mittelpunkte unsers Planetensystems befinde, und daß der Mercur, die Venus, die Erde, und alle andern Planeten, sich in verschiedenen Zeiträumen um dieselbe bewegen. Eine Wahrheit, die sich durch alle späteren Entdeckungen und Beobachtungen vollkommen bestätigt hat. Copernicus starb 1543, und gehört eigentlich als Landsmann den Polen an, den Deutschen nur durch die politische Verbindung des Landes.

Acht und zwanzig Jahre nach seinem Tode wurde (1571) Johann Keppler, der Sohn eines würtembergischen Gastwirths, geboren, der sich ebenfalls mit dem glücklichsten Erfolge auf die Astronomie verlegte, und kaiserlicher Mathematikus wurde, aber beinahe unter Rudolph II., seinem Herrn, verhungern mußte. Von ihm wurden die Gesetze des Planetenlaufs entdeckt, und andere Gelehrte auf neue Entdeckun-

gen geleitet. Auf ihn machte Käſtner folgendes, nur allzuwahres Epigramm:

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Keppler ſtieg — und ſtarb in Hungersnoth!
Er wußte blos die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Bis zur Zeit der Reformation, und noch lange nachher, verfaßten die deutſchen Schriftſteller ihre meiſten Werke in lateiniſcher Sprache, der Gemeinſprache der Gelehrten, und vernachläßigten dabei das Deutſche. Um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts kamen aber doch ſchon einige Wörterbücher zum Vorſchein, und es traten Schriftſteller auf, die nicht blos für Gelehrte, ſondern auch für das Volk ſchreiben wollten. Ein ſolcher war Johann Fiſchart, Stadtſchreiber und Syndicus zu Frankfurt am Main, wo er 1512 geboren wurde und 1591 ſtarb. Dieſer Fiſchart war der luſtigſte Kopf ſeiner Zeit, ein Lacher von ausgelaſſener Laune, reich an drolligen oft ſchmutzigen Späßen, wie ſie bei den Trinkgelagen unſerer Urväter vorkamen. Er wußte die damals noch ganz rohe deutſche Sprache in allerlei Formen zu gießen, und Ausdrücke, Wortverbindungen und Phraſen zu finden, wie ſie nur der zügelloſeſte Witz erſinnen konnte. Er bereicherte die deutſche Sprache auf mancherlei Art; zur Verfeinerung des derben Geſchmacks ſeiner Zeit trug er aber durch ſeine Schriften wenig bei. Als Probe ſeiner Manier und der Stufe von Bildung, auf der er und ſeine Zeitgenoſſen ſtanden, will ich euch nur einen Theil des Titels ſeiner Ueberſetzung von einem bekannten Roman des Franzoſen Rabelais anführen. Er lautet alſo: «Affentheuerliche Raupengeheuerliche Geſchichtklitterung, von Thaten und Rahten der vor kurzen, langen vollen und je weilen wol beſchraiten Helden und Herrn Grandguſter, Gargantua und Pantagruel ꝛc. ꝛc. Großfürſten in Nubel, Nibel, Nebelland ꝛc. ꝛc. Etwan von M. Franz Rabelais entworfen. Nun aber oberſchrecklich luſtig in einen Deutſchen Model vergoſſen, vnd

ungefährlich obenhin, wie man einen Grindigen lauset, in unser Mutter-Kallen ober oder drunter gesetzt. Auch zu diesem Truck wieder auf den Ampoß geprogt, und dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Riß dran mangelt: Durch Huldrich Elloposcleron (1552). Erschienen zuerst 1522.

Auch in Nürnberg lebte zu gleicher Zeit ein sehr merkwürdiger Mann, der allgemein bekannte Hans Sachs, ein ehrsamer Schuhmacher, der neben seinem Schusterhandwerk mit großer Liebe die Dichtkunst von der frühesten Jugend an bis in sein hohes Alter trieb. Binnen 42 Jahren schrieb er zusammen 6048 geistliche und weltliche Gedichte. Aus den zarten Minnesängern, zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser, waren nach und nach derbe Meistersänger geworden, welche die Kunst in handwerksmässiger Form behandelten, von denen aber einige wirkliches Dichtertalent zeigten. Dieser Hans Sachs war einer der würdigsten aus ihrer Zunft. Bei vieler Reimflickerei, bei vielem unpoetischen Geschwätze, haben seine Gedichte doch viel Neues, und wahren Ueberfluß des Genies. Auch gefällt seine alte rauhe, aber warme und kräftige Sprache. Besonders stark ist er in lustigen Erzählungen, in seinen Schwänken, wie er sie nennt. Bisweilen erscheint er plump und pöbelhaft, wie seine meisten Zeitgenossen; oft aber scherzt er auch mit anmuthiger Feinheit. Er wurde 1494 zu Nürnberg geboren, und starb daselbst 1576.

Viel mehr als diese beiden Männer, machte sich um die deutsche Sprache und Dichtkunst Martin Opitz, ein Schlesier, verdient. Er war 1597 zu Bunzlau geboren, wurde Rath des Fürsten von Liegnitz, und endlich Geheimschreiber des Königs Wladislaus IV. von Polen, in welcher Würde er 1639 zu Danzig an der Pest starb. Er reinigte die deutsche Sprache, mit dem ihm angebornen festen Geschmack, von allen wilden Auswüchsen, gab ihr Männlichkeit, Geschmeidigkeit, Anmuth; erbeutete auch viel für sie von den Griechen,

viel von den geistreichen Nachbarn. Fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm umfaßte sein glückliches Genie. Durch vortreffliche Muster in Prosa und in Versen für die damaligen Zeiten, verdiente er sich den Namen eines Vaters und Wiederherstellers der deutschen Poesie. — Kein anderer Dichter aus jener Periode kam ihm so nahe, als Paul Flemming († 1640), dessen Gedichte unter dem Titel Poetische Wälder erschienen.

Auch in den zeichnenden Künsten machten die Deutschen bedeutende Fortschritte. Unter den vornehmsten Malern jener Zeit glänzte zuerst in Nürnberg der berühmte Albrecht Dürer (geb. 1471 gest. 1528). Er war der Sohn eines Goldarbeiters, und bestimmt, sich der Kunst seines Vaters zu widmen. Sein Genie zog ihn aber zur Malerei. Ohne große Vorbilder in seinem Vaterlande, denen er hätte nacheifern können, schöpfte er das meiste aus der Natur und aus sich selbst, machte sich eine eigene Manier, und arbeitete mit so glücklichem Erfolge der Vollkommenheit entgegen, daß man ihn mit Recht den Vater der deutschen Malerei nennen kann. Sein Lehrer, Michael Wohlgemuth, damals der beste Maler in Nürnberg, unterrichtete ihn zugleich im Kupferstechen und Holzschneiden. Ein kurzer Aufenthalt zu Venedig, wo damals Titian lebte, und in den Niederlanden, blieb für ihn nicht ohne Nutzen. Schon vor dem Anfange der Reformation war sein Ruf so gut gegründet, daß Kaiser Maximilian I. ihn zu seinem Hofmaler ernannte. Karl V. bestätigte ihn in dieser Würde. Albrecht Dürer war der erste, der in Deutschland die Regeln der Verhältnisse und der Perspective lehrte. Er besaß so gute mechanische Kenntnisse, daß er sogar ein Buch über den Festungsbau schreiben konnte. Vorzüglich groß war er in der Bildnißmalerei, und in dem Ausdrucke der Leidenschaften. Die Figuren in seinen historischen Compositionen haben aber bis-

weilen eine Steifheit, und die Gewänder eine Trockenheit, die niemanden gefallen will.

Lucas Cranach, ein Zeitgenosse Dürers, machte seinem Vaterlande eben so viel Ehre. Er hieß eigentlich Müller; Cranach oder Kronach ist der Name seiner Geburtsstadt (in dem ehemaligen Bisthum Bamberg). Auch er hatte seine vornehmste Stärke in der Portraitmalerei. Eine Menge Bildnisse, die er malte, sind in allen Gallerien Deutschlands zerstreut. Unter seinen größeren Gemälden befinden sich die vorzüglichsten zu Weimar, zu Naumburg, und besonders zu Wittenberg, in welcher letzteren Stadt er als kurfürstlich sächsischer Hofmaler und Bürgermeister lebte. Er war 1472 geboren, und starb im Jahre 1553.

Ein dritter berühmter deutscher Maler jener Zeit war der jüngere Holbein (Hans Holbein), der zu Augsburg 1498 geboren war. Er zog in der Folge mit seinem Vater nach Basel, und ging von da weiter, um sich von seinem bösen Weibe los zu machen, nach England, wo er in die Dienste Heinrichs VIII. trat. Wie sehr dieser König ihn schätzte, beweist die Antwort, die er einem stolzen Lord gab, der sich über Holbein beschwerte: «Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen,» sagte Heinrich, «aber aus sieben Lords keinen einzigen Holbein.» — Holbeins Portraite waren voll Geist und Leben, und seine historischen Gemälde zeichneten sich durch einen erhabenen Ausdruck aus. Trockenheit und Härte wußte er glücklich zu vermeiden. Er starb zu London 1554 an der Pest.

Noch berühmter machte sich Peter Paul Rubens, der im Jahre 1577 zu Köln geboren ward, und noch heut zu Tage als ein Maler vom ersten Range verehrt wird. Er war gleich stark in der Geschichte, in Landschaften, Vieh- und Jagdstücken; seine geschichtlichen Darstellungen empfehlen sich aber ganz besonders durch hohe Gedanken, edlen Charakter der Figuren, und richtige Zeichnung. Dieser große Künstler starb 1640.

In diesen Zeitabschnitt gehört auch noch ein berühmter und sehr fleißiger deutscher Kupferstecher, Matthäus Merian der ältere. Er war zu Basel 1593 geboren, und führte trefflich die Radirnadel. Man hat von ihm viele Foliobände Abbildungen von Städten, Landschaften, Schlachten, Jagden und historischen Scenen. Auch seine Söhne und seine Tochter Maria Sibylla Merian, waren verdiente Künstler.

Die Franzosen in dem ersten Abschnitt des sechsten Zeitraums von der Reformation bis zum westphälischen Frieden. Franz I. († 1547.)

Die Geschichte geht zurück auf die Zeiten der Reformation. Damals herrschte über Frankreich ein tapferer junger König, Franz I. Er war ein Enkel einer Herzogin von Mailand, und machte daher Anspruch auf das Herzogthum Mailand, in dessen Besitz sich ein gewisser Maximilian Sforza befand, dessen Ansprüche ihm nicht gültig schienen. Franz überwand ihn und dessen Bundesgenossen, die Schweizer, in der blutigen Schlacht von Marignan, und bestieg den mailändischen Thron.

Im Jahre 1519 starb, wie ihr euch erinnern werdet, Kaiser Maximilian I. Nach seinem Tode hätte Franz gar sehr gewünscht, deutscher Kaiser zu werden, ohne deswegen die französische Krone niederzulegen; er sparte, um diesen Zweck zu erreichen, kein Geld, zu Bestechung der Wahlfürsten und ihrer Räthe; allein Karl V., der ebenfalls gut bezahlte, erhielt den Vorzug, und von dort an waren beide Regenten in dem Innern ihres Herzens unversöhnliche Feinde, so freundschaftlich sie sich auch bisweilen vor der Welt zu behandeln schienen. Franz wurde nach sieben Jahren (1522) wieder aus Mailand vertrieben, und Franz Sforza, ein Sohn des vorigen Herzogs, mit Bewilligung

Karls V. zum Herzog erwählt. Der langen und blutigen Kriege um dieses Land habe ich bereits gedacht (S. 310). Ihr wisset, daß König Franz I. in der Schlacht bei Pavia von dem kaiserlichen Heere geschlagen und gefangen genommen wurde. Nicht Mangel an Muth und Tapferkeit war Ursache an seinem Mißgeschick. Man sah ihn allenthalben, wo die Gefahr am größten war, und es wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe getödtet; deswegen konnte er auch nach dem Verluste dieser Schlacht mit gutem Recht an seine Mutter schreiben: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. In seiner Gefangenschaft mußte er auf Mailand, auf Neapel, auf Genua, kurz auf alle Länder Verzicht leisten, worauf er Anspruch machte, und auf solche Art seine Freiheit theuer erkaufen.

Franz I. machte sich in Frankreich sehr verdient um die Wissenschaften und Künste, die er liebte. Er wurde daher von den Franzosen der Vater der Wissenschaften genannt. Gegen seine ketzerischen Unterthanen, das heißt, gegen die Reformirten und die Nachkommen der Albigenser und Waldenser, wüthete er aber mit unerbittlicher Strenge. Es wurden Soldaten gegen sie ausgeschickt, die sie in Menge niedermachten, oder sie sammt ihren Häusern verbrannten. Niemand blieb verschont; selbst schwangeren Weibern wurde der Leib aufgeschlitzt, die Frucht herausgerissen und zertreten. Letzteres geschah freilich wider des Königs Willen; hätte er aber nicht das Signal zur Verfolgung gegeben, so würden sich seine blutgierigen Diener nie solche Abscheulichkeiten erlaubt haben. Franz starb im Jahre 1547. — Schon dreizehn Jahre vor seinem Tode war von Jacob Cardier, einem seiner Unterthanen, Canada entdeckt worden.

Heinrich II. († 1559.)

Nach Franzens Tode bestieg Heinrich II. den französischen Thron. Er war der Gemahl der berüchtigten Katharina von Medicis, einer italienischen, sehr bigotten und herrschsüchtigen Prinzessin, die beschuldigt wurde, Heinrichs ältern Bruder mit Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Unterstützt von zwei lothringischen Prinzen, dem Herzog und dem Cardinal von Guise, führte sie beinahe ganz allein das Regiment, denn ihr träger Gemahl war froh, daß sich jemand fand, der ihm die Regierungslast abnahm. Den Reformirten in Frankreich erging es sehr übel unter einer Regentin, wie Katharina. Sie wurden noch grausamer verfolgt, als von Franz I., und unter recht ausgesuchten Martern hingerichtet. Einmal wurden z. B. auf dem Greveplatz — dem gewöhnlichen Richtplatz zu Paris — Scheiterhaufen angezündet, und die verurtheilten Ketzer von Gerüsten, die darüber aufgerichtet waren, an Ketten, die in Rollen liefen, bald in das Feuer herabgelassen, bald wieder hinaufgezogen, damit ihre Qual recht verlängert werden möchte. Dieser Anblick und das Geheul der Gemarterten war erschütternd, und machte selbst auf den bigotten König, der mit dem ganzen Hofe Zeuge davon war, einen widrigen Eindruck. Während Katharina die Reformirten in Frankreich verbrennen ließ, unterstützte sie die Protestanten in Deutschland mit einem guten Heere, freilich aber nicht der Religion wegen, sondern weil etwas im Trüben zu fischen war. Wirklich wurde bei jener Gelegenheit Metz, Toul und Verdun dem deutschen Reiche entrissen. — Heinrich II. starb eines schmerzlichen Todes. Es wurde ihm nämlich, bei einem Turnier, von einem Grafen von Montgommery das rechte Auge ausgestochen. Ein Splitter von einem zertrümmerten Lanzenschaft drang durch die Augenhöle bis in das Gehirn; unter unsäglichen Schmerzen mußte er an dieser Wunde nach eilf Tagen den Geist aufgeben.

Franz II. († 1560.)

Franz der Zweite, Heinrichs Sohn, und der Gemahl der berühmten Maria Stuart, war damals erst sechszehn Jahre alt. Seine herrschsüchtige Mutter, Katharina von Medicis, behielt daher die Regierung mit den Prinzen von Guise, ihren Verwandten und Lieblingen. Der ältere davon hatte sich schon früher als tapferer und einsichtsvoller Heerführer um Frankreich verdient gemacht. Sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, war Katharinens erster Staatsminister. Durch den Vorzug aber, welcher diesen Prinzen und ihren übrigen Brüdern eingeräumt wurde, erwachte die Eifersucht der Fürsten aus dem Hause Bourbon, unter welchen sich besonders der Prinz von Condé, ein unternehmender Kopf und tapferer Soldat, auszeichnete. Unterstützt von seinen Brüdern, dem Könige von Navarra und dem Cardinal Karl von Bourbon, auch einigen andern angesehenen Männern, besonders dem tapfern Admiral Coligny, dem Obersten Andelot, und dem Connetable von Montmorency, trat er öffentlich gegen die Guisen auf, die vom Volke so sehr gehaßt, als die Bourbons geliebt wurden. Die Verfolgung der Calviniſten (Reformirten) gab ihm dazu die erwünschteste Veranlassung.

Wirklich wurde gegen diese braven Leute, ihrer Religion wegen, noch immer mit empörender Grausamkeit gewüthet. Sie durften keinen Gottesdienst halten; es wurde gegen sie ein besonderer Gerichtshof errichtet, die Feuerkammer genannt, der die überwiesenen Ketzer zu Dutzenden an Pfähle binden und verbrennen ließ; andere wurden gehenkt oder mit dem Schwerdt hingerichtet. — Gegen eine so tyrannische Regierung mußte nothwendig die Erbitterung immer höher steigen. Condé benützte sie, und gab den Guisen Schuld, sie allein seyen Ursache an allen Bedrückungen, welche die Protestanten zu erdulden hatten.

So wurde ein blutiger Bürger- und Religionskrieg an-

gefacht. Die ersten Schritte geschahen von den Hugenotten. Sie suchten die Guisen zu Blois, dem Sommeraufenthalte des Hofes, zu überfallen, sie zu tödten, oder gefangen zu nehmen, und die Königin Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen. Allein das Unternehmen schlug fehl. Der Hof verließ schnell die Stadt Blois, und ging nach Amboise; der Herzog von Guise aber leistete dort den Rebellen so tapfere Gegenwehr, daß sie sich mit starkem Verluste zurück ziehen mußten. Ihre Sache wurde durch diesen Schritt sehr verschlimmert; in allen Straßen errichtete man Galgen für sie, und wechselte ab mit Ersäufen und Rädern. Die alte Königin, die solche Schauspiele liebte, sah sie meistens mit dem ganzen Hofe aus den Fenstern an.

Dieß war indeß nur der erste Funke des Kriegsfeuers, das in der Folge, unter Karl IX. noch weit gewaltiger ausbrach. Der junge König Franz II. erlebte diese Greuel nicht, denn er starb schon in dem Jahre 1560.

Karl IX. († 1574.)

Franzens ältester Bruder, Karl, war damals erst eilf Jahre alt. Die Guisen suchten seine zarte Jugend zu benützen, sich zu Herrschern aufzuwerfen, und den jungen König, sammt seiner Mutter, in ihre Gewalt zu bekommen. Der Anschlag gelang ihnen, sie ließen sie zu Fontainebleau überfallen, und beide nach Paris bringen. Dies gab dem Prinzen von Condé und seinem Freunde, dem Admiral Coligny, Gelegenheit zu offenem Kriege gegen die Guisen und ihren Anhang. Sie erklärten, daß sie entschlossen seyen, den König und seine Mutter aus der Gefangenschaft zu befreien. Mit unmenschlichen Ausschweifungen und Grausamkeiten brachen nun die Feindseligkeiten aus. Von den Hugenotten wurden die katholischen Kirchen entweiht, die Heiligenbilder verstümmelt, die goldenen Monstranzen eingeschmelzt,

die reichen Pfaffen gebrandschatzt. Die Katholiken hauseten noch ärger; eine Partei suchte die andere an Abscheulichkeiten aller Art zu übertreffen. Ganze Besatzungen, die sich auf Capitulation ergeben hatten, wurden niedergehauen, Weiber und Mädchen gemißhandelt, Kinder zerfleischt, Greise langsam zum Tode gemartert. Zu Tours wurde ein Präsident an einen Baum aufgeknüpft, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen; zu Agen ließ man 500 Hugenotten aufhängen; zu Cahors eben so viel verbrennen. Zu Castres wurden von einem Henkersknechte fünf Männer lebendig geschunden, und ihre Lebern von ihm aufgefressen. In der Stadt Troyes ließ ein Procurator seinen eigenen Sohn aufknüpfen; zu Signe ein Bruder seine Schwestern verbrennen. In der Provence hörte man von nichts als den abscheulichsten Mordgeschichten und Grausamkeiten; 1500 Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet, bei den Händen und Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, in Kalköfen geworfen, ja sogar lebendig begraben. So wütheten die französischen Tygeraffen gegen einander, wie ihr eigener Landsmann Voltaire sie nennt. Auch in unserm Deutschland wurden zu derselben Zeit Religionskriege geführt; aber, zum ewigen Ruhme unserer Nation, nie mit solcher bestialischer Grausamkeit.

Vier Bürgerkriege folgten in Frankreich auf einander, immer mit denselben und noch neuen Greueln verbunden. In einem davon ließ ein katholischer Hauptmann alle gefangenen Reformirten von einem hohen Thurm herabstürzen. Dagegen machte sich ein Anführer der Hugenotten ein Halsband von lauter abgeschnittenen Mönchsohren.

Schon im Jahre 1563 war der ältere Herzog von Guise von einem reformirten Fanatiker getödtet worden, der mit diesem Mord den Himmel zu verdienen glaubte. Sechs Jahre darauf hatte der Prinz von Condé das Unglück, in einem Treffen gegen die Katholiken, von dem Pferde zu stürzen und erschossen zu werden. Aber noch lebte

sein Freund Coligny, und er selbst hinterließ einen Sohn, der seiner würdig war. Hierzu kam noch der junge Prinz Heinrich von Navarra, der nachherige große König Heinrich IV., damals ein lebhafter und hoffnungsvoller Jüngling von 16 Jahren, der einen feierlichen Schwur ablegte, die reformirte Religion bis an den Tod zu vertheidigen. Merkt euch die Namen dieser Männer, bald werdet ihr mehr von ihnen hören.

Die Bartholomäusnacht, oder die Pariser Bluthochzeit. (1572.)

Zwölf Jahre waren verflossen, seitdem Karl IX. zur Regierung gekommen war, und er hatte jetzt sein 22stes Jahr angetreten. So lange er auf dem Throne saß, hatten Bürgerkriege gewüthet. Man wußte jetzt aus Erfahrung, daß mit Gewalt nichts gegen die Hugenotten auszurichten sey, deswegen wollte man es versuchen, sie mit List an den Rand des Abgrundes zu locken, in den sie gestürzt werden sollten. Es wurde Friede mit ihnen geschlossen, und man bot alle Verstellungskünste auf, sie sicher zu machen. Dem jungen Prinzen Heinrich von Navarra, damals 19 Jahre alt, gab die alte Königin Katharina ihre Tochter Margaretha zur Gemahlin; Coligny wurde an den Hof gezogen, erhielt alle seine Stellen zurück, außerdem noch ein großes Geschenk an Geld, und tausend Beweise von scheinbarer Achtung, Liebe und Zutrauen. Katharina war die Freundlichkeit selbst gegen ihn und alle ehemaligen Häupter der Hugenotten. Ihr ganz verändertes Betragen schien mehrern so verdächtig, daß einer von Coligny's Freunden zu ihm sprach: «Lebe wohl, ich traue nicht länger und gehe; denn man thut uns gar zu schön.» Bald darauf erhielt Coligny, auf der Straße, in den Arm einen Schuß, der ihm zugleich

den rechten Zeigefinger mitnahm. Es war auf sein Leben abgesehen, das er aber erst in der blutigen Bartholomäusnacht verlieren sollte.

Kurz vorher war die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Karls IX. Schwester vollzogen worden, der ganze Hof schien an nichts zu denken, als an Feste und Lustbarkeiten; kein Hugenotte ahnete etwas Böses, als in der Nacht vom 23. zum 24. August, auf ein verabredetes Zeichen mit den Sturmglocken; alle Häuser der Protestanten eingesprengt wurden. Bei dem Lärm, der darüber entstand, sprang der Admiral Coligny aus dem Bette. Eine Schaar Mörder stürzte in sein Zimmer, und ein Lothringer, Namens Böhme, der bei den Guisen in Diensten stand, bohrte ihm den Degen in die Brust, und versetzte ihm einen Hieb in das Gesicht. Der Herzog Heinrich von Guise stand mit dem Grafen von Angouleme unten am Hause, das mit 300 Geharnischten besetzt war, und erwartete den Erfolg. Coligny wurde zum Fenster heraus gestürzt, und starb vor des Herzogs Augen, der ihm noch einen Tritt mit dem Fuße gab.

Zu gleicher Zeit suchte man in Paris alle Freunde und Anhänger des Admirals auf, und ermordete sie, ohne Unterschied mit Weib und Kindern. Die auf des Admirals Wohnung zuliefen, wurden von Guisens Geharnischten niedergehauen; die sich nach dem Louvre flüchteten, von des Königs Garde mit Piken niedergestoßen. Auch die katholischen Bürgerpatrouillen kamen jetzt zum Vorschein, fielen über die Fliehenden her, und drangen in die Häuser. Alle Straßen waren mit Todten bedeckt. Pfaffen mit einem Crucifix in der einen Hand, einem Degen in der andern, liefen vor den Mördern voraus, und ermunterten sie in dem Namen Gottes, weder Freunde noch Verwandte zu schonen. Der Marschall von Tavanes sprengte durch die Straßen mit dem Geschrei: «Blut, Blut! Im August sind Aderlässe eben so heilsam, als im Maimond.» — Von Mordlust erhitzt, sta-

chen Hauswirthe ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen; ja man erzählt sogar von Kindern, die andere kleinere Kinder in der Wiege tödteten.

Der königliche Pallast war zu einer Mördergrube geworden. Einen Theil davon bewohnte der Prinz von Navarra; er und alle seine Diener waren Protestanten. Einige wurden mit ihren Frauen im Bette erstochen; andere entflohen im Hemde, verfolgt von Soldaten, durch das ganze Schloß, bis in das Vorzimmer des Königs. Heinrichs junge Gemahlin, die durch den Tumult aus dem Schlafe geschreckt wurde, und voll Besorgniß für das Leben ihres Gatten und ihr eigenes war, sprang aus dem Bette, um ihren Bruder Karl um Schonung anzuflehen. Kaum öffnete sie die Thüre des Schlafgemachs, so stürzten einige von ihren protestantischen Dienern herein, und suchten Schutz bei ihr. Die Soldaten raseten hinter ihnen her, und verfolgten sie bis unter die Augen der Prinzessin. Einer der sich unter das Bett verkrochen hatte, wurde unter demselben erstochen; zwei andere mit Hellebarden niedergerannt, und die Prinzessin mit dem Blute dieser Unglücklichen bespritzt.

Es war indessen Tag geworden. Viele von denen, die ihr Leben noch so lange erhalten hatten, flohen nach dem Ufer der Seine, stürzten sich hinein, und suchten nach der Vorstadt St. Germain hinüber zu schwimmen. Der König bemerkte sie von seinen Fenstern aus, die nach dem Flusse gingen, rief tue, tue! und schoß selbst mit einer Kugelbüchse nach ihnen. Katharina von Medicis aber sah ganz ruhig und mit heiterem Gesichte dem Blutbade auf einem Balkon zu, ermunterte die Meuchelmörder, und blieb ungerührt von dem Aechzen der Sterbenden, und dem Geschrei derer, die man im Begriffe war zu erwürgen.

Nach tausend Greuelscenen, eine schrecklicher als die andere, wurde der zertretene Leichnam des Admirals Coligny erst noch mit den Füßen an einen Galgen aufgehängt.

Der König kam selbst, um seine blutgierigen Augen an dem gräßlichen Schauspiele zu weiden.

Das Mordfest beschränkte sich nicht auf die einzige Stadt Paris. Dieselbe Veranstaltung war auch in allen Provinzen des Reichs getroffen. Nur zwei oder drei königliche Statthalter weigerten sich, den grausamen Befehl zu vollziehen.

Heinrichs und des jungen Prinzen von Condé Leben blieb verschont. Der König hatte beide auf sein Zimmer kommen lassen, und sie mehr aus Staatsklugheit, als aus Mitleid in seinen Schutz genommen.

So sehr gegen die Protestanten im ganzen Königreiche gewüthet wurde, so gelang es doch den Katholiken nicht, sie alle auszurotten. Die übrig gebliebenen wurden durch die glühende Rachbegierde, welche sie entflammte, noch viel gefährlicher, als vorher.

Nicht lange nach der blutigen Bartholomäusnacht verfiel der König in eine schauderhafte Krankheit, die ihn nach zwei Jahren hinraffte. Blut nämlich drang durch alle Schweißlöcher seiner Haut, und keine Kunst der Aerzte vermochte es zu stillen. Sein Gewissen, das Geschrei aller Protestanten, und selbst die Stimmen vieler tausend Katholiken, die ihn anklagten, sagten ihm, es sey dies die wohlverdiente Strafe eines gerechten Gottes für das Blut so vieler Unschuldigen, die durch ihn das Leben verloren hatten.

Heinrich III. (st. 1589.)

Während Karl IX. krank lag, war der Herzog von Anjou, sein Bruder, zum Könige von Polen erwählt worden. Nach Karls Tode, der keine Kinder hinterließ, eilte er zurück und bestieg unter dem Namen Heinrich III. den französischen Thron. Nun aber trat der junge Graf von Guise, ein sehr muthiger und unternehmender Kopf, in das Mittel,

und suchte die französische Krone der Capetingischen Familie zu entreissen, so wie Hugo Capet sie einst den Nachkommen Karls des Großen, und Karls Vater den rechtmäßigen Königen entrissen hatte.

In dieser Absicht brachte er zuerst einen Verein gegen die Protestanten, unter dem Namen der heiligen Ligue, (des heiligen Bundes) zu Stande, und stellte sich an dessen Spitze. Dieser Bund war vorzüglich gegen Heinrich von Navarra gerichtet. Der Herzog von Guise machte aber bald Gebrauch davon gegen den König selbst, überrumpelte ihn nach einem mehrjährigen Kriege zu Paris, und umzingelte ihn in seinem eigenen Pallaste. König Heinrich fand Mittel zu entkommen, und ließ den Herzog bald darauf von Meuchelmördern niederstoßen. Gleiches Schicksal hatte dessen Bruder, der Cardinal von Guise. Aber noch lebte ein dritter Bruder, der Herzog von Mayenne; er stellte sich an die Spitze der Ligue, und der Bürgerkrieg sollte mit neuer Wuth fortgesetzt werden, als der Lauf der Dinge schnell durch einen fanatischen Dominicaner-Mönch eine ganz andere Wendung bekam.

Dieser Mönch hieß Jakob Clement. Er war ein eifriger Katholik, und glaubte sich um die Ligue, um seine Religion, den heiligen Vater, und den Himmel selbst sehr verdient zu machen, wenn er Frankreich durch einen Meuchelmord von seinem verhaßten Könige, der sich erst kürzlich mit dem Haupte der Hugenotten, Heinrich von Navarra, in ein Bündniß eingelassen hatte, zu befreien suchte. Bald war sein Entschluß gefaßt. Er bereitete sich auf seine schwarze That mit Fasten und Beten, ging zur Beichte und zum Abendmahl, und kaufte sich hierauf ein gut geschliffenes Messer. Der Hof war damals in St. Cloud. Clement ließ sich bei dem Könige melden, mit dem Vorgeben, er habe ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken. Er wurde vorgelassen, und überreichte ihm eine Schrift. Während der König sie las, zuckte er schnell sein Messer, stieß es ihm in den Leib,

und ließ es stecken. Heinrich riß es aus der Wunde, und stach damit den Mörder, der ganz ruhig stehen geblieben war, in's Gesicht. Jetzt stürzten, auf das Geschrei des Königs, die Hofleute in das Zimmer, und tödteten den Mönch vor seinen Augen. Heinrich starb aber bald darauf an der erhaltenen Wunde.

Er war ein schlechter, der Ueppigkeit, der Wollust und dem Leichtsinne ergebener Fürst. An seinem Hofe erstarb alle Zucht und Ehrbarkeit; er beschäftigte sich lieber mit Affen, Papageien, Kleiderstaat und andern nichtswürdigen Dingen, als mit den ernsthaften Regierungsgeschäften. Doch bewilligte er den Protestanten, einige Jahre nach dem Antritt seiner Regierung, freie Religionsübung im ganzen Reiche, und räumte ihnen, zu ihrer Sicherheit, acht wichtige Städte ein, in welche sie Besatzung legen durften.

Heinrich IV. (1589 — 1610.)

Mit Heinrich III. war das Haus Valois ausgestorben, und die Erbfolge kam nun an die Bourbons, welche von einem jüngern Sohne Ludwigs des Heiligen abstammten. Heinrich von Navarra, der zu diesem Geschlechte gehörte, war der nächste Thronerbe. Die Ligue aber machte ihm, als einem Hugenotten, die Krone streitig, und er mußte sie erst gegen sie und die Spanier, ihre Bundesgenossen, mit dem Schwerdte erkämpfen. Er lieferte ihnen, von den Engländern unterstützt, die berühmte Schlacht bei Ivry. Vor dem Treffen warf er sich auf die Kniee nieder, und bat Gott, daß er ihm, statt des Sieges, lieber den Tod schenken möchte, wenn er ein schlechter Regent werden sollte. Dann sprengte er durch die Reihen seiner Krieger, und rief ihnen zu: »Wenn ihr eure Fahnen verlieren solltet, so sammelt euch um meinen weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.« Wirklich brachte ihm dieser

herrliche Tag Sieg und Ehre. Die Feinde wurden geschlagen. «Schont der Franzosen, schrie jetzt Heinrich den Seinigen zu, nur die Ausländer hauet nieder!» So blieben nun die meisten Spanier auf dem Schlachtfelde liegen. Heinrich aber eroberte durch Klugheit, Mäßigung, Großmuth und Tapferkeit immer mehr die Herzen seiner Unterthanen; er behandelte sie nicht wie Rebellen, sondern wie verführte Kinder. — Nach diesem Treffen belagerte er Paris. Leicht hätte er es mit Sturm einnehmen können; aber er wollte die Einwohner nicht der Wuth der Soldaten preis geben. Zwei Bauern sollten aufgehenkt werden, weil sie, wider sein ausdrückliches Verbot, ein paar Karren Brod in die ausgehungerte Stadt führten. Sie stellten ihm vor, daß sie es nur aus Noth gethan hätten, um mit ihren Kindern nicht selbst vor Elend zu sterben; und Heinrich schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern auch noch Geld dazu.

Endlich, da der Krieg kein Ende nehmen wollte, und Heinrich voraus sah, daß auf keine andere Weise seine katholischen Unterthanen zum Gehorsam gebracht werden würden, entschloß er sich, ihre Religion anzunehmen. Gewiß bestimmte ihn vorzüglich zu diesem Schritt der Gedanke, daß er als ruhiger Beherrscher des französischen Reichs seinen bisherigen Glaubensgenossen weit nützlicher werden würde, als unter andern Umständen. Wirklich ließ er bald darauf (1589) zum Besten der Hugenotten das berühmte Edikt von Nantes ergehen, durch welches er ihnen völlige Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken einräumte, ihnen auch, wie schon früher geschehen war, eine Anzahl fester Städte — worunter sich auch la Rochelle, ein trefflicher Seehafen, befand — zu ihrer Sicherheit einräumen.

Um seine sämmtlichen Unterthanen von einem Theile der bisherigen Lasten zu entbürden, dankte er das überflüßige Kriegsvolk ab, und erließ den Bürgern und Bauern einen Theil der Steuern. Sein Vorsatz war, es so weit zu bringen, daß jeder Landmann am Sonntage sein Huhn möchte

essen können. Er ließ die Landstraßen von Räubern reinigen, und große Strecken unangebautes Land urbar machen. Oft mischte er sich, verkleidet und unerkannt unter das Volk, sprach liebreich und vertraulich mit den niedrigsten Bürgern, hörte ihre Urtheile und ihre Klagen, und half ihnen ab, so viel er konnte. Durch die einfachste Kleidung — einen grauen Rock, und unter demselben eine seidene Weste — beschämte er die hoffärtigen Edelleute, die wie er sich ausdrückte, ihre Mühlen und Mayerhöfe auf dem Rücken trugen, das heißt, die Einkünfte davon in prächtige Kleider steckten. Mit Würde aber benahm er sich gegen auswärtige Fürsten und Völker, und setzte sich in Achtung bei allen. An dem redlichen Sully hatte Heinrich einen treuen Freund und Regierungsgehülfen. Durch diesen einsichtsvollen Staatsdiener wurden die Einkünfte des Reichs in Ordnung gebracht; er scheute sich auch nicht, dem König ohne Furcht zu widersprechen, und ihn zu warnen, wenn er fehlte. Einst ließ sich Heinrich von seiner Liebe zu einem jungen Fräulein, das seiner unwürdig war, so sehr verblenden, daß er ihr ein schriftliches Eheversprechen ausstellte. Er brachte es seinem Freunde Sully, um dessen Meinung darüber zu vernehmen. Kaum hatte es Sully gelesen, so zerriß er es, ohne ein Wort zu sagen, in Stücke. Bist du närrisch? fuhr ihn der König an. — Vielleicht, erwiederte Sully; und wollte Gott, ich wäre der einzige Narr im Königreiche. Erst als der König böse werden wollte, machte er ernstliche Vorstellungen darüber, und Heinrich ließ sich beruhigen, und stand ab von seinem Vorhaben.

Heinrich hatte zwar eine Gemahlin, Maria von Medicis, eine Schwester des damaligen Herzogs von Toscana; sie besaß aber nicht Geist genug, einen Mann wie er, zu fesseln, deswegen buhlte er um die Gunst anderer Damen. Von seiner ersten Gemahlin, Margaretha, hatte er sich ihrer Ausschweifungen wegen scheiden lassen.

Auch dieser gute König war bestimmt, unter dem Dolche

eines Meuchelmörders zu sterben, wie Heinrich III. Am 14. Mai 1610, da Heinrich seinen kranken Freund Sully besuchen wollte, wurde sein Wagen in dem engen Eisenhändlergäßchen (rue de la ferronnerie) durch ein Gesperre von Karren und andern Fuhrwerken aufgehalten. Während die Bedienten von ihrem Sitze herab sprangen, um Platz zu machen, trat ein gewisser Ravaillac, ehemals ein Barfüssermönch, auf das hintere Rad, legte sich mit dem Leib in den Wagen, und versetzte dem König, der mit seinem Nachbar, dem Herzog von Vendome, sprach, welcher ihm zur Seite saß, mit einem gut geschliffenen Messer zwei Stiche in die Brust, von welchem der eine durch das Herz ging. Es geschah das mit solcher Geschwindigkeit, daß die Edelleute, die rückwärts in dem Wagen saßen, es nicht verhindern konnten. Der Mörder suchte nicht zu entfliehen, er blieb ruhig stehen, hub das blutige Messer in die Höhe, und schien sich triumphirend seiner gelungenen That zu freuen. Er wurde angehalten, aber keine Folter konnte ihn zum Geständniß bringen, daß er Mitschuldige gehabt habe; seinem Vorgeben nach hatte ihn blos wilder Haß gegen Heinrich, den er als den Hauptfeind der katholischen Religion betrachtete, zur Ermordung desselben bestimmt. — Sein Verbrechen mußte er mit dem qualvollsten Tode büßen. Am ganzen Leibe wurde er vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gezwickt, und in die Wunden, die ihm damit gerissen wurden, goß der Scharfrichter geschmolzenes Blei und Schwefel. Dann wurden ihm an Hände und Füße vier schwache Pferde gespannt, ihn zu zerreissen; sie brauchten aber wohl eine Stunde, ehe ihnen das gelang. Er erduldete alle Martern ohne Klagen, gleich einem Märtyrer, der den Himmel damit zu verdienen hofft.

Ludwig XIII. (1610 — 1643.)

Nach Heinrichs Tode fingen die alten Unruhen wieder an. Er hatte einen neunjährigen Prinzen hinterlassen, in dessen Namen die Mutter mit ihren Räthen und Günstlingen regierte. Die Großen des Reichs, und die gedrückten Hugenotten erhoben wieder das Haupt; es entstanden Parteien und Kriege.

Im vierzehnten Jahre wurde der Prinz für mündig erklärt, und trat unter dem Namen Ludwig XIII. die Regierung an. Es wurde aus ihm ein guter Reiter, ein guter Jäger, ein großer Hundefreund, aber ein schlechter Regent, ein schlechter Menschenkenner, ein schlechter Held. Ein junger Edelmann — Luynes mit Namen — war sein Vertrauter, und sorgte für sein Vergnügen, indeß die Königin Mutter mit ihren Creaturen die Schätze des Staates verschwendete. Auf Luynes Anstiften wurde ihr vornehmster Liebling und Rathgeber, der Marschall von Ancre, meuchelmörderisch erschossen, die Marschallin hingerichtet, die Königin selbst vom Hofe entfernt.

Zehn Jahre nach des vorigen Königs Tode führte endlich Ludwigs XIII. gutes Geschick einen Mann an das Staatsruder, unter welchem bald alle Dinge eine andere Gestalt bekamen. Dieß war der kraft- und geistvolle Herzog und Cardinal von Richelieu. Er wußte den Stolz der französischen Großen zu bändigen, die Aufrührer im Zaum zu halten, die Macht seines Königs zu erhöhen, und andere Mächte, besonders das Haus Oesterreich, zu schwächen. Nur Schade, daß ihm Verstellung, Arglist, Grausamkeiten und noch andere verächtliche Mittel zur Erlangung seines Zweckes nicht zu gering schienen. Den Reformirten, die sich auf's neue empört hatten, weil man ihnen das Edict von Nantes nicht halten wollte, und sich, mit Hülfe der Engländer, in der Seestadt la Rochelle tapfer gegen die königlichen

Truppen wehrten, sperrte er durch einen Damm ihren Hafen, nöthigte sie zur Uebergabe, und nahm ihnen alle ihre festen Plätze ab, ließ ihnen aber doch — was ihm als Geistlichen besonders zur Ehre gereicht — ihre volle Gewissensfreiheit. Den Protestanten in Deutschland schickte er sogar ein Heer wider ihre Unterdrücker zu Hülfe. Es wurde nämlich von ihm mit dem schwedischen König, dem Vertheidiger der Evangelischen im deutschen Reiche, ein Bündniß geschlossen, nach welchem er ihn erst mit Geld, dann weiterhin mit Truppen unterstützte. Liebe für die gute Sache war freilich nicht sein Beweggrund; er wollte den deutschen Kaiser demüthigen, und Frankreich mit neuen Provinzen vergrößern; dieß gelang ihm auch trefflich, denn Deutschland mußte an dieses Reich, wie wir schon wissen, durch den westphälischen Frieden die Landgrafschaft Elsaß abtreten. Richelieu starb während dieser Kriege, und Ludwig XIII. folgte ihm 1643 in das Grab. —

Schöne Wissenschaften unter den Franzosen. (1520—1648.)

Mit dem Anfange dieses Zeitraums fingen, unter Franz I. in Frankreich die schönen Künste an freudig aufzublühen. Ein naiver Dichter, Clemens Marot, schrieb Epigramme, die zum Theil noch heutiges Tages mit Vergnügen gelesen werden. — Franz Rabelais, erst Franciscanermönch, dann Weltpriester, endlich Arzt, verewigte sein Andenken durch einen zwar niedrig komischen, aber sehr witzigen Roman, worin er die Unwissenheit der Mönche, und die Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen mit scharfer Lauge beizte. Man glaubt, wenn man seinen Gargantua und Pantagruel liest, einen betrunkenen Philosophen zu hören. Die französische Sprache hat sich seit jener Zeit so sehr geändert, daß Rabelais Schriften jetzt beinahe unverständlich sind. Er

starb 1553 zu Paris. — Nach ihm trat ein anderer herrlicher Mann, ein wahrer Philosoph für die Welt, auf, ich meine Michael Montaigne, der ein unsterbliches Werk, seine Essais oder Versuche, schrieb, durch welches er seine tiefe Menschenkenntniß und seine seltene Beobachtungsgabe durch tausend wahre und treffende Bemerkungen beurkundete. Noch heut zu Tage gefällt sein ungekünstelter, treuherziger Vortrag, und viele neuere Philosophen haben aus seinen Schriften geschöpft († 1592.). Zugleich mit ihm lebte Peter Ronsard, ein Dichter, der zu jener Zeit in großem Ansehen stand, schon lange aber nicht mehr genießbar ist. Er suchte die französische Sprache durch eine unzählige Menge griechischer Wörter und Wortverbindungen zu bereichern, und so glichen bald seine halb griechisch halb französischen Gedichte der bunten Jacke eines Pickelherings († 1585.). Viel besser machte sich um die französische Sprache der angenehme und geschmackvolle Dichter Malherbe verdient. Unter seiner Feder erhielt sie größtentheils ihre jetzige Gestalt und ihren Wohlklang. Er dichtete Oden, die zum Theil ihren Werth bis auf unsere Zeiten behalten haben. Heinrich IV., unter dessen Regierung er lebte, belohnte ihn freigebig, und ermunterte ihn durch Beweise seiner Gnade († 1628.) — René Descartes oder Renatus Carteſius erwarb sich als Philosoph einen unvergänglichen Namen. Er gab unter andern die gute Regel, daß man an allem zweifeln, das heißt, keine Behauptung ungeprüft für wahr annehmen solle. —

Unter dem Cardinal von Richelieu entstand zu Paris die französische Academie, die zur Ausbildung und Reinigung der französischen Sprache errichtet wurde. Sie bestand aus vierzig Mitgliedern, die unter den besten Schriftstellern der Nation gewählt wurden, und sich in der Folge durch die Herausgabe eines guten Wörterbuchs der französischen Sprache, und durch besondere Bemerkungen über dieselbe sehr verdient machten. Von diesem Werke sind seitdem

mehrere neue Ausgaben erschienen, die mehr Ansehen, als alle andern Wörterbücher haben.

Die Engländer. Heinrich VIII. (1509 — 1547.)

Zu den Zeiten der Reformation herrschte über England König Heinrich VIII., ein junger, kenntnißreicher, prachtliebender und verschwenderischer, aber gewaltthätiger, oft grausamer Fürst, dabei ein eifriger Katholik, und erklärter Gegner unsers Luthers, gegen den er sogar ein Buch zur Vertheidigung der sieben Sakramente schrieb, worauf aber Luther mit mehr als teutscher Derbheit antwortete. Dagegen belohnte der damalige Pabst den König mit dem Ehrentitel eines Beschützers des Glaubens.

Heinrich VIII. besaß wenig Regierungsweisheit; er ging von dem schlimmen Grundsatz aus, ein König sey unumschränkter Herr über das Vermögen, den Glauben, und das Leben seiner Unterthanen. Daher machte er sich kein Gewissen, sie zu drücken, Geld von ihnen zu erpressen, und zu seinem Vergnügen zu verwenden. Sein Liebling und Vertrauter, der Cardinal Wolsey, eines Schlächters Sohn, bestärkte ihn in diesen Gedanken, und wurde ihm ein treuer Gehülfe bei seiner Verschwendung. Er nahm ihm größtentheils die lästigen Staatsgeschäfte ab, theilte sein Vergnügen, wußte ihn schlau zu regieren, immer unter dem Scheine, als ob er nur die königlichen Befehle vollzöge, und erlangte so allmählig eine unumschränkte Macht. Mit dem Könige wetteiferte er an Pracht und Aufwand, bis er endlich das Unglück hatte, durch eine Geliebte Heinrichs gestürzt zu werden.

Diese Geliebte war Anna Boleyn, ein Hoffräulein der Königin. Heinrich war diesem Mädchen so leidenschaftlich ergeben, daß er den festen Entschluß faßte, sich von seiner Gemahlin (Katharina von Aragonien), mit der er schon zwanzig Jahre lang gelebt hatte, scheiden zu lassen, und die

heißgeliebte Anna auf den Thron zu setzen. Die Königin war schon vorher mit Heinrichs Bruder vermählt gewesen. Darüber empfand jetzt auf einmal ihr Gemahl die heftigsten Gewissensbisse, wenigstens stellte er es dem Pabst vor, und verlangte von ihm die Trennung seiner Ehe. Als der Pabst sich nicht dazu verstand, ließ er sich durch einen englischen Bischof scheiden, und heirathete Anna Boleyn. Der Pabst aber mußte seinen Zorn schwer empfinden. Er entzog ihm den Petersgroschen (eine Abgabe von jedem Hause, die im ganzen Reiche eine große Summe ausmachte *) und beschränkte in England dessen Macht, so sehr er konnte. Der erbitterte Pabst (Clemens VII.) donnerte dafür den Bannfluch gegen Heinrich, entband die Engländer von dem Eid der Treue, und verhängte noch andere Strafen gegen ihn. Heinrich hob dagegen alle Klöster auf, und verkaufte und verschenkte die Klostergüter.

Des Königs Liebe für die schöne Anna war nicht von langer Dauer. Er lernte Johanna Seymour, ein anderes reizendes Weib, kennen, das ihm besser gefiel. Um zu ihrem Besitz zu gelangen, fand der Unmensch kein Bedenken, seine Anna unschuldig des Ehebruchs anzuklagen, und ohne auf ihre Vertheidigung zu achten, öffentlich hinrichten zu lassen. Sie war nicht die einzige unter seinen sechs Frauen, die unter dem Beile des Scharfrichters starb, auch der fünften, Katharina Howard war ihr Name, wurde auf seinen Befehl der Kopf abgeschlagen.

Noch schlimmer, als seinen Weibern, erging es unter diesem König den Protestanten. Er stellte in England den Pabst vor: wer nicht glaubte, was er zu glauben befahl, wer etwas wider die Messe und die Ohrenbeichte einzuwenden fand, der wurde dem Scheiterhaufen übergeben. Nur die Geistlichen allein durften die heilige Schrift lesen. Zur

*) Sie wurde am Peterstage erhoben, darum hieß sie der Petersgroschen.

Abwechslung ließ er auch gute römischkatholische Christen hinrichten, weil sie nicht vom Pabste lassen, und des Königs Gewalt in Kirchensachen nicht anerkennen wollten. Unter diesen war auch ein edler und würdiger Mann, Thomas Morus, der sein Leben verlor, weil er Heinrichs Ehescheidung und dessen eigenmächtiges Verfahren in Glaubenssachen nicht billigen konnte.

Gottes strafende Gerechtigkeit ereilte diesen königlichen Sünder noch in diesem Leben. Ein unheilbarer, offener und schmerzhafter Schaden am Beine peinigte ihn unaufhörlich in den vier letzten Jahren seines Lebens. Die beständigen Leiden machten ihn einem wilden und reissenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam. Seine Befehle waren nichts als Bluturtheile. Als endlich die Todesstunde sich näherte, war Jedermann Zeuge, wie er von dem peinigenden Bewußtseyn seiner Unthaten gefoltert wurde, wie seine Blicke, als er schon die Sprache verloren hatte, sich hoffnungslos um Vergebung seiner unsäglichen Blutschulden gen Himmel wandten, und Angstschweiß über seine Stirn träufelte. — Er starb 1547 im 56sten Jahre seines Alters.

Eduard VI. (st. 1553.) Johanna Gray. (st. 1553.)

Heinrich VIII. hinterließ die Krone seinem Prinzen Eduard, einem neunjährigen Kinde, in dessen Namen der protestantisch gesinnte Erzbischof Cranmer und andere Große die Regierung führten. Eduard wurde von ihnen in den Grundsätzen der evangelischen Religion erzogen, und diese Religion zugleich neben oder vielmehr vor der katholischen Religion als herrschend im ganzen Reich eingeführt. Der junge König besaß vortreffliche Gaben und gute Kenntnisse; man hatte sich viel von ihm zu versprechen; leider aber starb er schon im sechzehnten Lebensjahre. In seinem Testamente

wurde von ihm Johanna Gray, eine Enkelin der jüngsten Schwester seines Vaters, zur Thronerbin ernannt; die rechtmäßige Nachfolgerin wäre aber seine Stiefschwester Maria gewesen. Eduard gönnte ihr aber die Krone nicht, weil sie streng katholisch gesinnt, und eine Feindin der Protestanten war. Er würde aber diese Verordnung nicht gemacht haben, wenn er hätte voraus sehen können, daß er durch dieselbe die junge, schöne, liebenswürdige Johanna, nebst ihrem Gemahl, dem Blutgerüste zuführte. Sie wollte die Krone durchaus nicht annehmen, weil sie wußte, Maria habe ein näheres Recht darauf. Nur durch das Zureden ihres Vaters ließ sie sich dazu bestimmen. In London rief man sie als Königin aus; allein Mariens stärkerer Anhang siegte. Johanna wurde nach einer neuntägigen Regierung vom Throne gerissen, eingekerkert, und von der blutgierigen Maria zum Tode verurtheilt. Kaum hatte die Arme ihr sechszehntes Jahr zurück gelegt. Ihre Jugend und Unschuld bewegten alle Herzen zum innigsten Mitleid; nur die grausame Maria blieb ungerührt. Lord Guilford, Johannens Gemahl, mußte vor ihr die Blutbühne besteigen. Vergeblich wünschte er sie noch einmal zu sprechen, und ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Sein Wunsch blieb unerfüllt. Doch wurde er, auf dem Wege zum Tode, unter ihrem Fenster vorbeigeführt, wo sie sich einander weinend den letzten traurigen Scheidegruß zuriefen. Johanna behielt in den wenigen Stunden, die sie noch zu leben hatte, ihre ganze Fassung. Sie schrieb, ehe sie den Kerker verließ, in ihre Schreibtafel die wahren Worte: «Wenn mein Verbrechen Strafe verdienet hat, so verdiente wenigstens meine Jugend und meine Unvorsichtigkeit Entschuldigung.» — Eine Stunde darauf legte sie ihr schönes Haupt auf den Block des Scharfrichters.

Maria. (1553 — 1558.)

Maria, die älteste Tochter Heinrichs VIII., hatte ganz den finstern, argwöhnischen, blutdürstigen Character ihres Vaters. Mit einem bösen Herzen verband sie einen sehr beschränkten Geist und einen großen Mangel an Bildung. Sie war eigensinnig, heftig, boshaft, rachsüchtig, abergläubisch, tyrannisch, und ihre Person soll nicht schöner gewesen seyn, als ihr Charakter. Elisabeth, ihre Schwester, die ebenfalls Anspruch auf die Krone gemacht hatte, wurde, wie Johanna Gray, auf ihren Befehl in ein Gefängniß geworfen, durfte aber doch nicht das Blutgerüst besteigen.

Maria machte sich jetzt zum angelegentlichsten Geschäfte die Wiederherstellung der katholischen Religion in England, denn sie war eine eifrige und äußerst bigotte Katholikin. Allenthalben wurden Scheiterhaufen für die protestantischen Ketzer errichtet, denn der langsame und sanfte Weg der Ueberzeugung war nicht nach ihrem Sinne. In Zeit von drei Jahren ließ sie fünf Bischöfe, ein und zwanzig andere Geistliche, acht Edelleute, vier und achtzig Bürger, hundert Landleute und Dienstboten, fünf und fünfzig Frauen, und sogar vier Kinder verbrennen. Ihre Vermählung mit dem spanischen König Philipp II. (1554.), einem eben so gewaltsamen Tyrannen, trug nichts zur Milderung ihrer feindseligen Gesinnungen gegen die Protestanten bei; sie wurde im Gegentheil durch sein Beispiel zu neuen Verfolgungen angefeuert. Ihre Liebe zu diesem sehr unliebenswürdigen Manne schien sehr groß. Er hatte nur ein Jahr mit ihr gelebt, und sich immer kalt und gleichgültig bewiesen. Darüber vergoß sie häufige Thränen, und bestürmte ihn mit zärtlichen Klaggedichten, die er meist unbeantwortet ließ, denn die verliebte unschöne Schäferin war schon über vierzig Jahre alt. Viel erwünschter kamen ihm die ansehnlichen Summen,

die sie von ihren Unterthanen erpreßte, und ihm in die Niederlande zu den ungerechten Kriegen gegen seine Unterthanen zuschickte.

Zum Glück für England blieb diese bigotte und grausame Königin nicht lange auf dem Throne. Sie starb ohne Kinder nach einer fünfjährigen Regierung. Ueber achthundert Menschen hatte sie in dieser Zeit zum Scheiterhaufen führen, oder auf eine andere Art hinrichten lassen. Ihr wüthender Religionshaß erstreckte sich so weit, daß zuletzt befohlen wurde, es sollten alle diejenigen, bei welchen ketzerische Bücher gefunden werden würden, auf der Stelle dafür sterben. Ein armer, alter Fischer, der sich von seinem Sohne zuweilen etwas aus der Bibel vorlesen ließ, endigte blos deswegen sein Leben auf dem Scheiterhaufen. Unter die Verbrannten gehörte auch der Erzbischof Cranmer, der unter dem jungen König Eduard VI. die Regierung verwaltet, und die evangelische Religion im Königreich eingeführt hatte.

Elisabeth. (1558 — 1603.)

Von dem Gefängniß aus stieg nach Mariens Tode ihre Schwester Elisabeth auf den Thron. Sie war protestantisch erzogen worden; ihr erstes Geschäft war die Wiederherstellung der evangelischen Religion, nicht durch Scheiterhaufen und Schaffote, aber auch nicht durch ganz gelinde Mittel, denn jeder Geistliche, der bei dem katholischen Glauben beharrte, sollte seine Pfründe verlieren. Auch wurden viele Katholiken durch große Geldbußen, Einziehung ihres Vermögens und Landesverweisung gezwungen, ihrer Religion zu entsagen. Um schüchternen Gemüthern den Uebergang zu der verbesserten Kirche nicht allzu auffallend zu machen, wurden aus der katholischen die Bischöfe, Chorherren, die Schmückung des Altars, und mancherlei Gebräuche beibehal-

ten, deßwegen heißt auch noch heutiges Tages die herrschende Religion in England die episcopalische oder bischöfliche; doch besteht neben derselben auch die puritanische oder presbyterianische Kirche, die nur Priester, nicht Bischöfe anerkennt, und sich für reiner evangelisch hält, als die episcopalische.

Elisabeth war erst fünf und zwanzig Jahre alt, als sie den englischen Thron bestieg. Ihre Freundlichkeit, ihr gefälliges und leutseliges Wesen, ihr Verstand und die Weisheit, mit der sie die Regierung führte, erwarben ihr bald die Liebe und Ehrfurcht ihrer Unterthanen. An den Päbsten aber, die sie zu verfolgen und die Katholiken gegen sie aufzuwiegeln suchten, hatte sie bittere Feinde.

Noch gefährlicher wurde ihr die Feindschaft des Königs von Spanien, Philipp II. Er war schon der Gemahl ihrer Schwester Maria gewesen, und wollte nun auch der ihrige werden; erhielt aber, statt des gehofften Jaworts, ein bestimmtes Nein, das seinen Stolz nicht wenig kränkte, und daher von ihm sehr empfindlich aufgenommen wurde. Er setzte sich sogleich vor, die Königin für ihren Uebermuth nachdrücklich zu züchtigen; erst unterstützte er die Verschwörungen der Katholiken in England, dann die Empörungen in Irland, am Ende ließ er eine furchtbare Flotte von 130 großen Schiffen gegen Elisabeth auslaufen, unter dem stolzen Namen «die unüberwindliche Armada,» die ihre schwache, kaum 70 mittelmäßige Schiffe starke Seemacht vernichten, und dann ein Heer von 50,000 Mann an der englischen Küste aussetzen sollte. Er hatte nichts geringeres im Sinn, als ganz England zu erobern, die stolze Königin von dem Throne zu stoßen, und vielleicht zu seiner Gefangenen zu machen. Allein das Unternehmen nahm einen ganz andern Ausgang, als er erwartete. Elisabeths geschickte Admirale Howard und Franz Drake griffen mit ihren kleineren und schnelleren Schiffen die unbehülflichen spanischen an, schickten eine Anzahl Branders mit brennendem Pech,

Schwefel und Stroh unter die feindliche Flotte, brachten sie in Unordnung, vernichteten einen Theil davon und eroberten einen andern. Ein wüthender Sturm, der sich erhob, zerstreute und zerstörte vollends die spanischen Schiffe. Nicht die Hälfte davon kam in den Hafen zurück. In England wurde auf dieses Ereigniß eine Schaumünze geschlagen, die zertrümmerte Flotte vorstellend, mit der Ueberschrift: Afflavit Deus et dissipati sunt (Gott blies sie an, und sie waren zerstreut).

Die Niederländer, welche seit Karl V. unter spanischer Herrschaft standen, hatten sich gegen Philipps II. Tyrannei empört. Elisabeth unterstützte sie so kräftig, daß es ihnen am Ende gelang, sich von dem spanischen Joche ganz loszureißen. Dadurch rächte sie sich an Philipp, der seine Feindseligkeiten mit dem Verluste dieser schönen Provinzen büßte.

Elisabeth und Maria Stuart.

Der Antheil, den Elisabeth schon weit früher an den Unruhen in Schottland nahm, machte ihr weniger Ehre. Dieses Land war damals noch nicht mit England vereinigt; es hatte seine besonderen Könige, und zu Elisabeths Zeiten wurde es von der berühmten Maria Stuart beherrscht, die eine Tochter des schottischen Königs Jakobs V. und eine Urnichte Heinrichs VIII. war. Sie wurde 1542 geboren. In früher Jugend vermählte sie sich mit dem jungen französischen König Franz II., den sie aber schon nach zwei Jahren wieder durch den Tod verlor. Mit hoher Schönheit verband sie einen gebildeten Geist, und ein edles, gefühlvolles und großmüthiges Herz, womit sie sich in Frankreich allgemein beliebt machte. Nach ihres Gemahls Tode ging sie nach Schottland zurück, und vermählte sich zum zweitenmal mit ihrem Vetter, Heinrich Stuart Darn-

ley, einem jungen Prinzen von einnehmender Gestalt, der sich aber bald auf mancherlei Weise ihrer Liebe unwürdig machte. Sie hatte einen gewiß ganz unschuldigen Umgang mit einem italienischen Sänger, David Rizzio. Einst, da sie mit ihm und einer Gräfin Argyle bei Tische saß, stürzte Heinrich, von Eifersucht entflammt, mit einer Anzahl Bewaffneter zur Thür herein, und tödtete diesen Rizzio vor ihren Augen und an ihrer Seite. Vergeblich bemühete sich Maria, ihn zu retten; weder ihrer Bitten, noch ihrer Thränen wurde geachtet. Am Ende sprach sie, die Augen trocknend, zu ihrer Vertrauten: Ich will nicht mehr weinen; nur auf Rache will ich denken. — Sie trat nun in eine wirklich sträfliche Verbindung mit einem lasterhaften Manne, dem Grafen Bothwell, und verabredete mit ihm den Tod ihres Gemahls, der bald darauf zu Edinburg in einem einsam stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde. Nach dieser Unthat vermählte sie sich mit ihrem Liebhaber, der allgemein für den Mordstifter gehalten wurde. Hierüber entstand Aufruhr; Maria sah sich genöthigt, vom Throne zu steigen, und die Krone ihrem Sohne zu überlassen. Mit einem kleinen Heere suchte sie sich zwar zu behaupten; allein sie wurde geschlagen, und gezwungen, nach England zu entfliehen, wo sie, unter dem Schutze ihrer Verwandtin, der Königin Elisabeth, nichts zu besorgen zu haben glaubte.

Eine persönliche Zusammenkunft, nach welcher Maria verlangt hatte, wurde ihr versagt, und Elisabeth, anstatt sich ihrer im Unglück großmüthig anzunehmen, oder sie doch ihre Vergehungen ungestört beweinen zu lassen, ließ sie gefangen setzen und Gericht über sie halten. Maria hatte nichts in England verbrochen; Maria war nicht dieser Königin unterthan; die englischen Richter waren nicht die ihrigen; von Elisabeth konnte sie daher, unter keinem gültigen Vorwande, zur Rechenschaft gezogen werden. Allein Gewalt gilt nur allzuoft für Recht. Die englische Königin sah Marien ungern an ihrem Hofe, weil sie (Elisabeth)

an Jugend und Schönheit weit von ihr übertroffen wurde. Ueberdem hatte ihr Maria schon früher noch andern Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Dafür mußte sie nun mit einer sechszehnjährigen Gefangenschaft büßen. Ihre stolzen Aeußerungen, und die Verschwörungen theilnehmender Freunde zu ihrer Befreiung, kosteten ihr am Ende auch das Leben. Elisabeths Zorn war dadurch noch mehr gereizt worden. Sie ließ sie zum Beile verurtheilen, und das Todesurtheil am 8. Februar 1587 an ihr vollziehen. Maria kleidete sich an diesem Tage mit mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, an. Sie wählte ein schwarzes Sammetkleid, um auch äußerlich, in der letzten Stunde ihres Lebens, noch wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer. Man führte sie hierauf in einen Saal, wo ein schwarz behängtes Blutgerüste aufgerichtet war. Sie betrat es mit bewunderungswürdiger Fassung. Dem Scharfrichter gestattete sie nicht, sie zu entkleiden; sie entkleidete sich selbst mit Hülfe ihrer Frauen, und nach einem kurzen Gebete legte sie ohne Furcht ihren Hals auf den Block. Erst auf den dritten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter aufhob, und von dem Blutgerüste herab den Zuschauern, wie den Kopf einer gemeinen Verbrecherin, zeigte.

Dieß war das tragische Ende einer der schönsten Fürstinnen in Europa (1587). Es erfolgte ihre Hinrichtung zwei Jahre vor der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich, und ein Jahr vor der Zerstörung der unüberwindlichen Flotte Philipps II.

Elisabeth und Graf Essex.

Eben so, wie Maria, starb dreizehn Jahre nach ihr Graf Essex, ein ehemaliger Liebling der Königin Elisabeth, auf der Blutbühne, nur mit dem Unterschiede, daß er sein Schicksal weit mehr verdient hatte.

Es wurde dieser Graf wegen seiner Schönheit, seines Verstandes, seines Witzes, seiner Beredtsamkeit, seiner ritterlichen Galanterie und anderer Eigenschaften mehr, von der schon acht und fünfzigjährigen königlichen Jungfrau Elisabeth außerordentlich geliebt, und erhielt tausend Beweise ihres Wohlwollens. Weil er aber ihre Schwachheit für ihn kannte, wurde er stolz, frech, übermüthig. Einst, da er mit der Königin über die Besetzung der Statthalterstelle in Irland in Streit gerieth, vergaß er sich gänzlich, wandte sich von ihr ab, und kehrte ihr verächtlich den Rücken zu. Dieß empfand die Königin so übel, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm eine derbe Ohrfeige zu reichen, und sie mit einem entehrenden Namen zu begleiten. — Eine Ohrfeige, käme sie auch von der Hand einer Königin, wird selten freundlich aufgenommen. Essex fühlte sich so beleidigt, daß er mit der Hand an sein Degengefäß schlug, und schwur, er würde eine so schimpfliche Beleidigung selbst von Heinrich VIII. nicht ertragen haben, und werde sie noch viel weniger von einem König im Weiberrock leiden. Elisabeth, die bald einsah, daß sie doch ein wenig zu weit gegangen sey, verzieh ihm diese trotzige Rede, und suchte ihn durch neue Beweise ihrer Gnade zu besänftigen. Sie schickte ihn an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann, als Vicekönig, gegen die Rebellen in Irland; aber Essex beging, ich weiß nicht, ob aus Unvorsichtigkeit oder aus bösem Willen, so auffallende Fehler, daß er den größten Theil seiner Truppen verlor, und einen unrühmlichen Vergleich abschließen mußte. Ihm wurde nunmehr der Hof verboten; aber diesem Verbote zum Trotze kehrte er nach London zurück. Er wurde darüber gefangen gesetzt, angeklagt, eines Theils seiner Aemter beraubt. Vergeblich suchte er durch Bitten und Vorstellungen die Gnade seiner Monarchin wieder zu erlangen. Ein unbändiges Thier, sagte sie, muß man in seinem Futter einschränken. — Von nun an beobachtete der Graf keine Schonung mehr; er belegte die Königin mit den schimpf-

lichsten Namen, und schnaubte nach Rache. Erst suchte er sich einen Anhang bei dem Heere und dem Volke zu machen; dann trat er in Verbindung mit dem Könige von Schottland, einem Feinde Englands; zuletzt erschien er mit 200 Begleitern in der Stadt London, und suchte das Volk zum Aufruhr aufzuwiegeln. Allein der Versuch schlug fehl; er wurde ergriffen, und von den Richtern als Hochverräther zum Tode verurtheilt. — Lange zögerte die Königin, den Spruch des Gerichtes zu unterzeichnen; sie schrieb ihren Namen, und vernichtete ihn wieder, ging in der heftigsten Bewegung auf und ab, und schwankte, bis endlich das Gefühl gekränkter Ehre und Eitelkeit den letzten Funken von Liebe, der noch in ihrem Herzen für Essex glühete, vollends erstickte. So starb denn der Graf, unter des Henkers Beil, im 33sten Jahre seines Alters (1601). Kaum war er todt, so verfiel die Königin, von Reue gefoltert, in tiefe Schwermuth, die ihr eigenes Ende beschleunigte. Sie verschied zwei Jahre nach ihm, 1603, im 70sten Jahre ihres Alters, sieben Jahre vor der Ermordung Heinrichs IV., zur Zeit, da Rudolph II. über Deutschland herrschte.

Jacob I. (1603—1625.) Die Pulververschwörung.

Der einzige Sohn der hingerichteten Maria Stuart, der schon auf dem schottischen Throne saß, wurde nach Elisabeths Tode auch König von England. Als Urenkel Heinrichs VII. hatte er das nächste Recht darauf, das ihm auch von Niemand streitig gemacht wurde. Von jener Zeit an blieben England und Schottland unter Einem Könige, und unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien vereinigt.

Von der ältern Geschichte Schottlands habe ich nur wenig berührt. Ihr werdet euch aber erinnern, daß es in der grauen Vorzeit Caledonien hieß, und um das vierte

Jahrhundert von den kriegerischen Picten und Scoten bewohnt wurde, gegen welche die geängstigten Britannier die Angelsachsen zu Hülfe riefen. — Von den alten schottischen Königen ist wenig bekannt. Einer der berühmtesten caledonischen Fürsten war Fingal, besonders durch seinen Sohn, den Barden Ossian, der gegen das Jahr 300 nach Christi Geburt gelebt haben soll, und dessen Name bei den Bergschotten und den Bewohnern der Hebriden noch immer in sehr ehrenvollem Andenken steht. Seine traurig süßen Gedichte wurden erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, von dem schottischen Schriftsteller Macpherson aus der Verborgenheit hervor gezogen, und aus der alten gallischen Sprache in die englische übertragen. Sie sind sehr anziehend durch eine Menge theils süß melancholischer, theils großer, starker schauerlicher Gemälde der Natur, der menschlichen Leidenschaften, des Krieges. Wie Homer, hatte dieser merkwürdige Dichter das Unglück, im Alter zu erblinden. Er singt daher von sich selbst:

Oftmals hab' ich gefochten, gesiegt,
In Schlachten verfolget den Feind;
Nun blind, in Thränen und matt,
Wandl' ich unter dem schwachen Geschlecht;
Nie, großer Fingal, seh' ich dich,
Nie dich, deine Helden nie!

Und an einem andern Orte:

Ein Fels, stand Ossian im Schwerdtkampf;
Auf Fingal war stolz mein Geist.
Viel waren der Todten; es grauste
Mir unter dem Blitz des Schwerdt's.
Da war noch ergraut nicht mein Haar,
Und nicht bebte vor Alter die Hand.
Verlöscht war dem Aug' nicht die Sehkraft,
Und regsam war mir der Fuß.

Die altschottischen Könige hatten nur wenig Einfluß auf die Weltbegebenheiten. Ich übergehe daher ihre Ge-

schichte, und kehre auf Jacob I. zurück, der, als König von Schottland, Jacob VI. hieß.

Er war in der evangelischen Religion erzogen worden, schien aber so unzufrieden mit der presbyterianischen, die in Schottland eingeführt war, daß die Katholiken sich große Hoffnung machten, die katholische Religion wieder in England herrschen zu sehen. Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt. Darob gerieth eine Anzahl bigotter Eiferer, von den Jesuiten aufgehetzt, in solche Wuth, daß sie den schrecklichen Anschlag machten, den König und die königlichen Prinzen, sammt dem ganzen Parlament, in dem Parlamentshause mit Pulver in die Luft zu sprengen, die Prinzessin Elisabeth auf den Thron zu setzen, und auf solche Art der katholischen Religion wieder die Oberhand zu verschaffen.

In dieser Absicht mietheten sie ein Gewölbe unter dem Parlamentshause, auch ein Gewölbe, das daran stieß, und füllten beides mit Pulver. Am 5. November 1605 sollte der schwarze Anschlag ausgeführt werden. Schon war Alles dazu bereit, als der Freund eines Verschwornen ein Billet ohne Namen erhielt, worin er in dunkeln Ausdrücken gewarnt wurde, an jenem Tage in das Parlament zu gehen, weil daselbst ein schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen würde. — Er zeigte dieses Billet dem Lord Staatssecretär, und dieser dem Könige. Jacob muthmaßte, man weiß nicht aus welchen Gründen, das Daseyn einer Pulvermine. Er ließ die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. November durchsuchen, wo sich denn eine große Menge Pulver und ein verwegener Kerl fand, der es anzünden und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte. Er wurde festgenommen, und zur Anzeige der Mitverschwornen genöthigt, die alle eingezogen und meistens hingerichtet, oder wenn sie sich bei der Gefangennehmung widersetzten, niedergeschossen wurden. Auch die vornehmsten unter den Jesuiten mußten sterben, und die übrigen das Land meiden.

Die Katholiken aber behielten nach wie vor ihre sehr eingeschränkte Religionsfreiheit.

Unter Jacob I. vergrößerte sich nur wenig die Macht und der Wohlstand der Engländer; er hatte eine kleine und schwache Seele, und wurde deswegen von den Britten und Ausländern mehr verachtet, als hochgeschätzt. Wie schlecht er den Gemal seiner Tochter, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in dem dreißigjährigen Kriege gegen den Kaiser Ferdinand II., seinen unversöhnlichen Feind, unterstützte, ist euch schon bekannt. Er starb im Jahr 1623, fünf Jahre vor der Ankunft Gustav Adolphs in Deutschland, und hinterließ die Krone seinem unglücklichen Sohn Karl I.

Karl I. (1625 — 1649.)

Unter Jacobs I. schwacher Regierung war das englische Parlament, als Vertreter des Volks, frech und anmassend geworden; Karl I. aber, Jacobs Sohn, strebte vom Anfang seiner Regierung an nach einer unumschränkten Gewalt. Er wollte das Parlament nicht, wie seine Vorfahren, lange um die nöthigen Geldhülfen bitten, sondern schrieb eigenmächtig Geldsteuern, gezwungene Anlehen, und andere Auflagen aus, beging auch noch mehrere Unvorsichtigkeiten, wodurch er in immer heftigeren Streit mit den Volksvertretern gerieth. Er drückte daneben in Schottland die Puritaner, wollte die Schotten nöthigen, die englische Kirchenverfassung anzunehmen, und reizte sie dadurch zu einer Empörung, woraus ein Krieg entstand.

Karls Rathgeber, bei allen seinen gewaltsamen Schritten, war erst der Herzog von Buckingham, und dann der Graf von Strafford. Den ersten von diesen Ministern wurde er genöthigt zu entfernen, der zweite wurde von dem Parlament zum Tode verurtheilt, und Karl hatte die Schwachheit, das Todesurtheil zu unterschreiben, nicht ahnend, daß

seine Nachgiebigkeit die Volksvertreter immer kühner machen, und ihm einst ein gleiches Schicksal bereiten würde (1641).

Um jene Zeit ereignete sich in Irland eine schreckliche Begebenheit, die den königlichen Befehlen zugeschrieben wurde, und in England die Erbitterung des Volks gegen Karl vermehrte. Es wurde nämlich dort von den Landesbewohnern, die schon lange die Herrschaft der Engländer mit Widerwillen ertrugen, gegen ihre Unterdrücker ein gräßliches Blutbad, wie die sicilianische Vesper und die französische Bartholomäusnacht, veranstaltet. Die Irländer, größtentheils Katholiken, und fest entschlossen, das fremde Joch abzuschütteln, benützten die Unruhen in England, überfielen die Engländer, die unter ihnen lebten, und ermordeten sie alle, ohne Ausnahme; Männer, Weiber, Kinder, Niemand wurde verschont, der Bruder tödtete den Mann seiner Schwester, der Vater den Gatten seiner Tochter. Mehr denn 40,000 Menschen kamen bei diesem Blutbade um.

Immer heftiger gereizt, entzog nun das Parlament dem König ein Recht nach dem andern; am Ende suchte es auch das Kriegsheer seinen Befehlen zu entreißen. Nun aber hielt es Karl nicht länger für rathsam, solchen Forderungen nachzugeben; er wollte vielmehr seine Rechte mit Gewalt vertheidigen, und so kam es zu einem Bürgerkriege, in welchem sich die aufrührischen Schotten auf die Seite des Parlaments schlugen. Drei Jahre lang schien die Sache des Königs zu siegen, bis er endlich in dem Treffen bei Naseby so gänzlich geschlagen wurde, daß er genöthigt war, sich an die Schotten zum Gefangnen zu ergeben. Er hoffte unter ihnen sicherer zu seyn, als unter den Händen der englischen Rebellen, allein sie begingen die Niederträchtigkeit, den unglücklichen Monarchen für 800,000 Pfund Sterling an das Parlament auszuliefern.

Plötzlich nahm jetzt alles eine andere Gestalt an; die Herrschaft des Parlaments hörte auf, und es fand selbst tyrannische Herren an den Befehlshabern des Heeres, be-

sonders an Oliver Cromwell. Dieser außerordentliche Mann, der bis zum 40sten Jahre keine Kriegsdienste gethan, und durchaus keine Kriegserfahrung hatte, trat auf einmal in jenen Bürgerkriegen als trefflicher Soldat auf, und schwang sich in Kurzem zur obersten Feldherrnwürde empor. Mit seinem siegreichen Heere besetzte er die Stadt London, bemächtigte sich der Person des Königs, schlug die Schotten zurück, die jetzt zu spät ihrem unglücklichen Regenten zu Hülfe eilen wollten, zerstreute das Unterhaus des Parlaments, das jetzt ebenfalls seine Gefahr ahnete, und bildete ein neues aus den Unterbefehlshabern des Heeres und seinen Creaturen unter der Bürgerschaft. Von nun an war er Herr über England.

Auf Cromwells Befehl wurde vom Unterhause ein Gericht niedergesetzt, vor dem sich der König verantworten sollte. Karl weigerte sich mit Recht es anzuerkennen; aber doch vertheidigte er sein Verhalten mit Würde, und mit dem ruhigen Gewissen eines Fürsten, der seine Fehler einsieht, sie bereuet und bereit ist, sie wieder gut zu machen. Mit Seelengröße ertrug er auch die Schmähungen und Mißhandlungen eines tollen und verblendeten Pöbels. Nach drei Tagen sprachen die Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umsonst verwandten sich für den Monarchen seine Gemahlin (eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich), sein Sohn, seine treuesten Diener, das ganze schottische Volk. Nichts konnte ihn retten; am 30. Januar 1648 bestieg Karl das Blutgerüste, betheuerte auf demselben nochmals seine Unschuld, vergab seinen Feinden, und starb mit mehr Geistesgröße, als er regiert hatte. Die Trauerbotschaft von diesem Justizmorde erweckte in allen Provinzen die wehmüthigsten Gefühle, und von dem bessern und größern Theil der Nation wurde Karls Tod aufrichtig beweint. — Es geschah dieser Königsmord zur Zeit Kaisers Ferdinand III.

Fortschritte der Engländer in den Künsten, der Handlung, den Wissenschaften.

Zu den Zeiten der Reformation waren die Engländer in Wissenschaften, Künsten und Handlung noch bei weitem nicht, was sie jetzt sind. Fremde Künstler übertrafen sie an Fleiß und Geschicklichkeit; der englische Handel befand sich in den Händen der Ausländer, vorzüglich der Niederländer und der deutschen Hanseſtädte. Unter dem jungen König Eduard VI. wurden von der hanseatischen Gesellschaft allein 44,000 Stück englisches Tuch ausgeführt, dahingegen alle englischen Kaufleute zusammen nicht mehr als 1100 Stück verschickten. Auch in den Fabriken scheinen viele Fremde gearbeitet zu haben, denn unter dem tyrannischen Heinrich VIII. wurden einmal 4500 niederländische Künstler und Handwerker aus dem Lande vertrieben.

Erst unter der großen Königin Elisabeth fing Kunstfleiß und Handel recht merklich an sich zu heben. Doch sollen erst im Jahre 1563 in England die ersten Messer, und 1580 die ersten Kutschen verfertigt worden seyn. Im Jahr 1577 kamen die ersten Taschenuhren aus Deutschland dahin. In eben demselben Jahre ereignete sich eine Begebenheit, die von den größten Folgen für den englischen Handel, und den Verkehr der Europäer überhaupt war. Ein englischer Seefahrer nämlich, Franz Drake, eben derselbe, der sich nachher durch seinen Angriff auf Philipps II. unüberwindliche Flotte so rühmlich auszeichnete, umsegelte von 1577 — 1580 unter allen Engländern zum erstenmal die Welt. Er steuerte durch die magellanische Meerenge in die Südsee, gelangte bis nach Ostindien, und kehrte über das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder nach Europa zurück. Andere Seefahrer legten Pflanzstädte in Nordamerika an, besonders in Virginien und Neufundland. Johann Davis suchte gegen den Nordpol hin eine Durchfahrt nach Ostindien, und entdeckte wenigstens die nach ihm benannte Davisstraße.

Elisabeth ließ viele neue Schiffe bauen; gleichwohl bestand die englische Flotte, zur Zeit ihres Todes, erst aus 42 Schiffen von mäßiger Größe. Das größte unter ihrem Nachfolger, Jacob I., führte nicht mehr als 64 Kanonen. Der ostindische Handel kam während ihres Lebens und nach ihrem Tode immer mehr empor. Auch nach Persien, Rußland, und dem türkischen Asien wußten sich die Engländer Handelswege zu öffnen.

Shakespeare. († 1617.)

Auch die englische Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst machten ansehnliche Fortschritte unter der Regierung der Königin Elisabeth, die selbst Schriftstellerin war, und sehr gut Latein und Griechisch verstand. Zu ihrer Zeit lebte der große und weltberühmte Dichter Wilhelm Shakespeare, der seinen Namen durch so viele unerreichbare Meisterwerke für die Bühne verewigte. Er wurde im Jahr 1564 geboren, und lebte bis 1617. Sein Vater war ein Wollhändler; und der größte Dichter Englands wurde ebenfalls zu diesem Gewerbe bestimmt. Er erhielt auch daher gar keine wissenschaftliche Bildung, und besuchte nie eine Universität, denn im 18. Jahre fand er schon für gut, sich zu verheirathen. Aus dem Wollhändler wurde ein Wilddieb. Zwar machte Shakespeare kein Gewerbe aus dem Wildschießen; er wurde aber doch darüber betroffen, und konnte einer strengen Strafe nur durch die Flucht entgehen. London war der Zufluchtsort, den er sich wählte. Hier machte er Bekanntschaft mit Schauspielern, und verrichtete allerlei niedrige Dienste auf dem Theater. Durch die Schauspiele, welche er Gelegenheit hatte mit anzusehen, und in kleinen Rollen selbst mitzuspielen, wurde seine Genie entflammt. Schon im väterlichen Hause fühlte er Drang zur Dichtkunst in sich, aber nicht zur dramatischen; jetzt versuchte er sich auch in mancherlei Stücken

für die Bühne, die gar bald den ungetheilteſten Beifall nicht nur bei dem großen Publikum, ſondern auch unter den gebildeten Ständen und bei Hofe fanden. Dieß war um ſo mehr zu verwundern, da der junge Dichter faſt gar nichts geleſen hatte und keine einzige Regel der Dichtkunſt kannte. Eliſabeth ließ ſeine Schauſpiele auf ihrem Theater aufführen, und König Jacob I. ehrte den Verfaſſer durch ein eigenhändiges Schreiben. Nach und nach gelang es Shakeſpeare, Mitbeſitzer und endlich Vorſteher des Schauſpielhauſes zu werden, für welches er arbeitete. Durch ſeine Thätigkeit als Dichter, Schauſpieler und Schauſpieldirektor, ſammelte er ſich ein anſehnliches Vermögen, ſo daß er die letzten Tage ſeines Lebens in gemächlicher Ruhe an ſeinem Geburtsort, Stratfort, verleben konnte. In eben demſelben Maaße, wie Shakeſpeare's Talente ſich entwickelten, nahm er auch durch wiſſenſchaftlichen Fleiß an Kenntniſſen zu. Die Alten waren ihm nur aus Ueberſetzungen bekannt. Seine meiſten Ideen entlehnte er aus Novellen, Balladen, und der vaterländiſchen Geſchichte, und kleidete ſie nach ſeinen Anſichten ein. Shakeſpeare's Schauſpiele ſind reich an Fehlern, z. B. Unwahrſcheinlichkeiten, Schwulſt, Poſſen, unnützem Gewäſche, falſchem Witz, Schmutz und läppiſchen Wortſpielen; noch reicher aber an Schönheiten. Er war Meiſter in dem Ausdrucke der Leidenſchaften, und wußte in ſeine Charaktere nach Alter, Stand und Zeit eine große Mannichfaltigkeit zu bringen. An neuen Gleichniſſen iſt er unerſchöpflich. Man findet bei ihm alle Arten des poetiſchen Styls; im Erhabenen und Empfindungsvollen aber iſt er am größten.

Romeo und Julie war Shakeſpeare's erſtes Stück. Seine Meiſterwerke im Tragiſchen ſind Hamlet, Macbeth, König Lear, Othello, Julius Cäſar; im Komiſchen aber die luſtigen Weiber von Windſor, beſonders durch den originellen Charakter des John Fallſtaff. Bei einigen ſeiner Stücke ſpielte er ſelbſt mit, aber nie in Hauptrollen. Im Hamlet z. B. ſtellte er den Geiſt dar.

Im Ganzen hat man von Shakespeare 33 Theaterstücke. Mehrere davon, wie z. B. Romeo und Julie, Hamlet, Macbeth ꝛc. sind auch für die teutsche Bühne bearbeitet, und unzählige Male auf derselben mit Beifall vorgestellt worden. Dieser große Dichter starb im 53. Jahre seines Alters 1617.

Die Spanier. Philipp II. (reg. v. 1556—1598.)

In Spanien herrschte zur Zeit der Reformation Kaiser Karl V., der, wie ihr euch erinnern werdet, die Regierung an seinen Sohn Philipp II. abtrat, und in ein Kloster ging.

Von diesem Philipp II. ist euch schon Manches bekannt. Ihr wisset, daß er ein kalter, finsterer Tyrann war, daß er sich mit der Königin Maria von England vermählte, und nach ihrem Tode auch um die Hand ihrer Schwester Elisabeth warb. Auch werdet ihr nicht vergessen haben, daß er abgewiesen ward, und sich für diese Beleidigung durch seine unüberwindliche Flotte zu rächen suchte, die von der englischen geschlagen, und von dem Sturm zerstreut wurde. Von seinen Kriegen in den Niederlanden, die sich wider ihn empörten, habe ich auch schon etwas erwähnt, und bald werde ich euch noch mehr davon zu erzählen haben.

Schon lange vor seinem Unternehmen gegen die Königin von England, hatte er in Spanien selbst gefährliche Unruhen zu dämpfen. Voll bigotten Religionseifers wollte er die Mauren, oder Maranen Morisken (Nachkommen der Saracenen in Spanien) zwingen, die christliche Religion anzunehmen, und ihre Kinder in christlichen Schulen unterrichten zu lassen. Darüber entstand, im Jahr 1568, eine Empörung und ein blutiger Krieg, denn die Mauren waren noch so zahlreich, daß sie nur allein in dem Königreich Granada ein Heer von 50,000 Mann ins Feld stellen konnten. Gleichwohl wurden sie, nach drei Jahren, gänzlich überwun-

den. Sie mußten sich unterwerfen, und sich in die inneren Provinzen von Spanien versetzen lassen.

Nicht minder glücklich war Philipp in Portugal. Der König Sebastian kam in einer Schlacht gegen die afrikanischen Mauren um. Philipp macht, als ein Verwandter von ihm, Anspruch auf dessen Lande, und setzte sich in Besitz derselben. Es gelang ihm leicht; denn sein Heer war besser, als sein Recht. Zugleich mit Portugal erlangte er die Herrschaft über Brasilien, über die Gewürz- und Canarischen Inseln. Gleichwohl gerieth Spanien unter seiner Regierung, bei den vielen andern und unglücklichen Kriegen, die er mit Frankreich, England und den Niederlanden führte, immer tiefer in Verfall.

Philipp II. starb im Jahre 1598 an einer entsetzlichen Krankheit. Geschwüre an der Brust und an den Knieen, Folgen früherer Ausschweifungen, quälten ihn Tag und Nacht. Als man sie öffnete, wimmelten aus ihrem giftigen Eiter Schaaren von Läusen, die man vergeblich zu vertilgen suchte. So lag er länger als fünfzig Tage unter unsäglichen Schmerzen, doch ohne die Standhaftigkeit zu verlieren, bis endlich der Tod seinen Leiden ein Ende machte. Das merkwürdigste Denkmal seiner Prachtliebe ist das Escurial, ein berühmtes Kloster, nicht sehr weit von Madrid, mit einer prächtigen Kirche, und einer Menge anderer Gebäude, Höfe und Gärten, auch einer schönen Bibliothek, und einer unterirdischen Kapelle, (oder Gruft) in der Kirche, in welcher die verstorbenen Regenten Spaniens beigesetzt werden. Ueber fünf Millionen Ducaten sollen auf diesen Bau verwendet worden seyn.

In dem nämlichen Jahre 1556, wo Philipp II. die Regierung über Spanien antrat, starb Ignatius Loyola, der Sohn eines spanischen Edelmanns, und der Gründer des Jesuitenordens, durch welchen in der Welt so viel Gutes und Böses gestiftet wurde, und der sich bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten hat, in seinem Geiste aber noch nicht ausgestorben ist.

Philipp II. und sein Sohn Don Carlos.

Don Carlos Schicksal ist aus unsers Schiller's schöner Tragödie allgemein bekannt. Wollte der Himmel, es wäre dieser Prinz so gewesen, wie der Dichter ihn schildert! Allein die Geschichtschreiber entwerfen ein ganz anderes Bild von ihm. Er soll von heftiger, halsstarriger, rachsüchtiger, unbändiger Gemüthsart gewesen seyn. Der geringste Widerstand, die mindeste Beleidigung, brachte ihn in Wuth. Einst, da ihm auf einer Straße von Madrid, von einem Fenster aus, ein wenig Wasser auf den Kopf gegossen wurde, gab er sogleich den Edelleuten, welche ihn begleiteten, Befehl, das Haus in Brand zu stecken, und alle Bewohner niederzumachen. Bloß unter dem Vorwande, es sey so eben das heilige Sakrament zu einem Kranken in demselben gebracht worden, konnte die Vollziehung der schrecklichen That verhindert werden. Ein andermal, da Don Carlos Kammerdiener, dem geklingelt wurde, nicht sogleich erschien, ergriff ihn der Prinz, beim Hereintreten in das Zimmer, um den Leib, fest entschlossen, ihn zum Fenster hinaus zu werfen, wenn nicht, auf das Geschrei des Mannes, andere Diener und Höflinge herbeigeeilt wären, die ihn retteten. Auch das Aeußere des Prinzen soll nicht sehr einnehmend gewesen seyn; einer seiner Schenkel war kürzer, als der andere; er hinkte folglich, und schon dieser Umstand allein machte seine Figur ziemlich prosaisch. Es ist aber dem Gemälde, welches die spanischen gutkatholischen Schriftsteller von ihm machen, schon deßwegen nicht ganz zu trauen, weil Don Carlos für einen Anhänger der Protestanten und einen Feind der Inquisition galt. Nach Andern waren edler Stolz, Muth und Ruhmliebe die herrschenden Züge in seinem Charakter; und viele seiner Verirrungen müssen der üblen Behandlung eines finstern und mißtrauischen Vaters zugeschrieben werden, der das edlere Streben eines besser als er gesinnten Sohnes

nicht zu würdigen wußte, und durch Kränkungen aller Art dessen Selbstgefühl reizte.

Zuerst wurde von Philipp dem Infanten Don Carlos seine Braut, Elisabeth, die schöne Tochter des französischen Königs Heinrich II., weggenommen, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Maria von England, von ihm selbst geheirathet. Aus Don Carlos Geliebten wurde nun seine Mutter. Weiterhin ließ Philipp seine beiden Neffen, Rudolph und Ernst, nach Spanien kommen, und ging mit dem Gedanken um, ihnen die Thronfolge in seinen Staaten zuzusichern, Don Carlos aber für unfähig zur Regierung zu erklären. Unter solchen Verhältnissen mußte natürlich der Aufenthalt an dem Hofe seines Vaters dem Prinzen zur Qual werden; er war daher entschlossen, ihn zu verlassen. Anfangs wollte er nach Malta, in der Folge nach Deutschland gehen. Der argwöhnische Philipp verhinderte es, denn er glaubte, Don Carlos suche nur aus Spanien zu entkommen, um sich in den Niederlanden an die Spitze der Mißvergnügten zu stellen, deren er sich immer mit Wärme angenommen hatte. Noch viel weniger war er daher geneigt, ihm die Statthalterschaft von Flandern anzuvertrauen, um die ihn der Prinz gebeten hatte. Er ertheilte sie dem Herzog von Alba, der ganz dachte, wie er selbst. Hierüber gerieth Don Carlos in solche Wuth, daß er mit einem Dolch auf den Herzog losstürzte, und ihn gewiß niedergestochen haben würde, wenn Alba nicht durch seine Kraft und Gewandtheit den Stoß abgewendet hätte.

Don Carlos hielt sich in dem väterlichen Pallaste nicht länger seines Lebens sicher. Philipp dagegen sah in seinem Sohne einen Nebenbuhler, einen Feind, einen Landesverräther, einen Menschen, der mit Mordgedanken gegen ihn umging. Sie lebten beide gegen einander in den feindlichsten und unglücklichsten Verhältnissen. Nie ging der Prinz schlafen, ohne unter sein Kopfkissen zwei bloße Schwerter und zwei geladene Pistolen zu legen. Neben seinem Bette hatte er

mehrere Gewehre und einen Kasten voll Schießpulver stehen. Am Weihnachtsabend 1567 beichtete er einem Priester, er habe im Sinn, einen Menschen zu ermorden. Philipp erfuhr es: Ich, rief er aus, bin dieser Mensch, den er morden will. Sogleich wurde von ihm des Sohnes Tod beschlossen. Don Carlos pflegte jeden Abend die Thür seiner Schlafkammer sorgfältig zu verriegeln. Der König fand aber Mittel, diese Sorgfalt vergeblich zu machen. Am 18. Januar 1568 trat der Graf Lerma, einer seiner Vertrauten, leise in des schlafenden Prinzen Zimmer, und räumte, ohne daß dieser erwachte, alle Waffen bei Seite. Darauf erschien der König selbst, und vor ihm her gingen einige Große seines Hofs. Jetzt erwachte Don Carlos. «Ich bin des Todes, schrie er, als er seinen Vater erblickte; wollen Euer Majestät mich ermorden; alles, was man mit mir vornimmt, bringt mich noch zur Verzweiflung.» — Er beschwor hierauf mit Thränen die Umstehenden, ihn zu tödten. — Nein, antwortete der König, ich bin nicht gekommen, dich umzubringen, sondern dich als Vater zu züchtigen, und zur Pflicht zurück zu führen.

Don Carlos mußte aufstehen; es wurden ihm alle seine Bedienten entzogen, und ein Kästchen weggenommen, das unter dem Bette stand. Sechs Edelleuten wurde er zur Bewachung übergeben, mit dem Befehl, ihn mit Niemanden sprechen, und nicht lesen, noch schreiben zu lassen. Weder seine Tapeten, noch seine Möbeln, nicht einmal das Bette, durfte er behalten, und seinen gewöhnlichen Anzug mußte er mit Trauerkleidern vertauschen. Der Prinz ahnte sein weiteres Schicksal, und suchte seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen: Er stürzte sich in das Feuer, er verschluckte einen Diamant, er suchte sich zu todt zu essen, und als ihm das nicht gelingen wollte, bemühte er sich Hungers zu sterben. Alles war umsonst. — Man glaubt, es habe die Schatulle unter seinem Bette Papiere enthalten, aus welchen sich ein Einverständniß mit den Niederländern und seine fort-

dauernde Liebe zur Königin ergab. Das Bewußtseyn seiner Schuld soll ihn zum höchsten Grad der Verzweiflung gebracht haben.

Philipp suchte bei den benachbarten Fürsten und den vornehmsten Städten des Königreichs, sein Verfahren so gut als möglich zu rechtfertigen; dann übergab er den unglücklichen Prinzen der Inquisition, daß sie seine Thaten untersuchen, und ihm sein Urtheil sprechen möchte. Er wurde von ihr zum Tode verurtheilt, und in der Stille hingerichtet. Auf welche Art, blieb lange unbekannt. Die vorige Königin von Spanien ließ aber einmal den Sarg aufsuchen und öffnen; da fand sich dann, daß der Kopf zu den Füßen des Leichnams lag. Der Prinz war also enthauptet worden.

Philipp III. (st. 2621.) und Philipp IV. (st. 1665.)

Unter Philipps II. Sohn, Philipp III., wurde der Krieg in den Niederlanden fortgesetzt; aber aus Erschöpfung durch einen zwölfjährigen Waffenstillstand unterbrochen. Das schon lange entkräftete Spanien wurde immer schwächer. Viele tausend Einwohner wanderten nach Amerika aus, und über eine Million Morisken, die noch im Lande lebten, und die christliche Religion angenommen hatten, wurden muthwillig vertrieben. Philipp III. starb im Jahr 1621. Noch tiefer sank das Königreich unter dem trägen, arbeitscheuen Philipp IV. dessen Sohn, der alle Regierungsgeschäfte seinem Minister, dem Grafen Olivarez überließ. Fruchtlos wurde von ihm noch über zwanzig Jahre lang der Krieg in den Niederlanden fortgesetzt. Portugal, das unter Philipp II. mit der spanischen Monarchie vereinigt worden war, ging wieder verloren. Philipps VI. vier und vierzigjährige Regierung blieb vom Anfange bis zum Ende unglücklich († 1665.)

Miguel Cervantes. (geb. 1547. st. 1616.)

Weit an Ruhm bei der Nachwelt übertraf diese beiden Fürsten Miguel Cervantes, einer der geringsten ihrer Unterthanen. Er war, wie ihr schon wissen werdet, der Verfasser des Don Quixote, eines bekannten, höchst ergötzlichen Ritterromans, der von Jungen und Alten, von Gebildeten und Ungebildeten noch jetzt, nach mehr als 200 Jahren, mit großem Vergnügen gelesen wird.

Cervantes wurde in der Nähe von Madrid geboren, und in dieser Stadt erzogen. Anstatt sich einem nützlichen Gewerbe zu widmen, verschleuderte er seine Zeit, zum großen Verdruß der Aeltern, mit der Dichtkunst, machte Elegien, Romanzen, Sonette, und verhungerte beinahe dabei. In seinem 22. Jahre verließ er, in bitterer Dürftigkeit, sein Vaterland, und ging nach Italien, wo er von einem Cardinal zu der Würde seines Kammerdieners erhoben wurde. In der Folge nahm er Kriegsdienste, als Offizier, gegen die Türken und africanischen Korsaren, und verlor in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm. Im Jahr 1575 wollte er nach Spanien zurück kehren; die Galeere aber, worauf er sich eingeschifft hatte, wurde von den Seeräubern weggenommen. Acht Jahre lang mußte nun Cervantes als Sklave zu Algier dienen, bis er endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, seine Freiheit wieder erlangte. Nun kehrte er in das Vaterland zurück, und widmete sich ganz den Musen. Er fing an für das Theater zu schreiben, und wurde in kurzer Zeit der Verfasser von mehr als dreißig Schauspielen. Hierauf trat er ein kleines Amt in Sevilla an, das ihn und seine Familie — denn er hatte sich verheirathet — nur kärglich nährte. Jetzt erst faßte er den Gedanken, seinen Don Quixote zu schreiben, in welchem sich seine gemüthliche Laune, sein klarer Verstand und seine praktische Menschenkenntniß auf eine so erfreuliche Art offenbarten. Er suchte darin die Liebe der

Spanier zum Wunderbaren, und ihre falschen Begriffe von Ehre und Tapferkeit lächerlich zu machen. Voll brennender Begierde sich Ruhm zu erfechten, sieht sein irrender Ritter eine Windmühle für einen Riesen, eine Heerde Schaafe für ein Kriegsheer an, und schlägt sich mit allen Reisenden, die ihm begegnen, und ihm nicht zugestehen wollen, daß seine Prinzessin — eine derbe Bauernmagd — die Schönste aller Schönen sey. Ihr werdet diese lustige Geschichte einst lesen; und die ernste Narrheit des verschrobenen Helden, im Gegensatz mit dem heitern und gesunden Verstande seines kleinen bucklichten Stallmeisters Sancho Pansa, eines ehrlichen Bauers, der auf einem Esel neben ihm hertrabt, wird euch gewiß nicht geringes Vergnügen machen.

Entstehung der vereinigten Niederlande. (1579.)

Ihr müßt euch erinnern, wie die Niederlande, nach dem Tode Karls des Kühnen, durch die Vermählung Maximilians I. mit dessen Tochter an das österreichische Haus kamen. Sie bestanden aus den Besitzungen der Grafen von Holland, Seeland, Friesland, Geldern, Hennegau, der Herzoge von Brabant, Limburg, Luxemburg ꝛc. ꝛc., die nach und nach alle unter einem Herrn vereinigt wurden. Hiezu kam auch noch die Grafschaft Burgund, von welcher die Hauptstadt Dijon war. Das Ganze erhielt von dieser Grafschaft den Namen des Herzogthums Burgund. — Von Maximilian wurde dieses schöne Land auf Karl V. und von diesem auf seinen Sohn Philipp II. vererbt, durch dessen Schuld wieder der größte Theil davon verloren ging. Ein bigot katholischer Religionseiferer konnte, wie ihr euch leicht vorstellen werdet, die Einführung der Reformation in seinen Landen nicht dulden. Die Protestanten waren ihm verhaßte Ketzer, die er mit der furchtbarsten Strenge auszurotten suchte. Schon sein billiger denkender Vater, Karl V.,

wüthete gegen sie mit Feuer und Schwerdt. Es wurde von ihm die Inquisition eingeführt, und jedem, der einen Ketzer bei derselben angeben würde, die Hälfte des eingezogenen Vermögens zur Belohnung versprochen; daher stieg die Zahl der Angeber bald in die Tausende, und Handel und Gewerbe kamen fast zu einem gänzlichen Stillstande.

Das Murren des Volkes wurde unter Philipp II. immer lauter, bis endlich im Jahre 1565 ein Theil des niederländischen Adels sich mit einem feierlichen Eid verbindlich machte, sich der Inquisition zu widersetzen, und die protestantische Religion aufrecht zu erhalten. Die Unruhen nahmen jetzt zu, und die Reformation erhielt immer mehr Anhänger. Bald erlaubte sich das gereizte Volk die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten. Mit Prügeln, Beilen und Aexten zogen die protestantischen Plebejer aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Erst wurden die Kreuze und Bilder an den Landstraßen niedergerissen und zerschlagen, dann kamen sie auch in die Dörfer und Städte. Kapellen, Klöster und Kirchen wurden erbrochen, Bildsäulen, Gemälde, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja sogar aus den Grabmälern die Todten herausgerissen. In drei Tagen zählte man über 400 verwüstete Kirchen.

Bald aber mußten die protestantischen Niederländer diesen Frevel schrecklich büßen. Philipp ließ die rebellischen Städte von seinen Truppen schnell überfallen, und der euch schon bekannte Herzog von Alba erhielt Befehl, diese Truppen mit einem frischen Kriegsheere von Spaniern und Italienern zu unterstützen. Er erschien im Augustmonat 1567, und von nun an wurden die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten verübt. Erst ließ der Herzog die vornehmsten Glieder des Adels, die Grafen von Egmont und Hoorne gefangen nehmen; dann wurde von ihm ein peinliches Gericht angeordnet, bei welchem er selbst den Vorsitz führte, und dessen Glieder beinahe ganz so dachten, wie er selbst. Alle Tage sah man nun Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köp-

sen. An einem Tage wurden 22 Edelleute enthauptet; die abwesenden Häupter der Mißvergnügten, unter welche vorzüglich der Prinz von Oranien gehörte, erklärte man für Majestätsverbrecher, und die Grafen von Egmont und Hoorne wurden den 5. Juni 1568 zu Brüssel auf öffentlichem Markte hingerichtet. — Die drückendsten Abgaben vermehrten die allgemeine Noth. Es wurde der zehnte Pfennig eingeführt, d. h., Jeder, der etwas verkaufte, sollte den zehnten Theil des erlösten Geldes bezahlen. Krämer, Bäcker, Fleischer, Bierbrauer schlossen nun ihre Läden; dafür aber wurden sie nun als Widerspenstige vor ihren Häusern aufgeknüpft.

So ging es fort, bis endlich der Prinz Wilhelm von Oranien, der sich nach Deutschland geflüchtet hatte, mit einem Heere anrückte, und die Spanier glücklich aus ganz Nordholland trieb. Jetzt versammelten sich am 15. September 1568 der Adel und die Abgeordneten der Städte, die es mit dem Prinzen hielten, zu Dortrecht, und legten den ersten Grund zu dem Staate der vereinigten Provinzen. Der Prinz, der sich um sie alle durch seinen Muth und seine thätige Entschlossenheit hoch verdient gemacht hatte, wurde für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in einem Theil derselben erkannt, und der Krieg gegen die Spanier unter Alba fortgesetzt. Der Herzog von Alba hatte so wenig Glück in diesem Kampfe, daß er endlich ganz verdrossen um seine Entlassung bat, und zur großen Freude der Niederländer nach Spanien zurück kehrte (1573). In Zeit von sechs Jahren hatte dieser Unmensch mehr als 18,000 sogenannte Ketzer und Aufrührer durch Henkers Hand aus der Welt geschafft.

Endlich entzogen sich die Niederländer gänzlich der spanischen Herrschaft, und im Jahre 1576 veranlaßte die Plünderung Antwerpens durch die spanischen Truppen die sämmtlichen niederländischen Stände, Luxemburg ausgenommen, zu Gent in einen Bund zusammen zu treten, der zwar durch

den spanischen Statthalter Don Juan d'Austria mit List wieder getrennt wurde, aber im Jahre 1579 die berühmte Utrechter Union zur Folge hatte, welche Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und das Gröninger Land abschlossen. 1580 im Juni trat auch Friesland und Oberyssel, auch Gent, Antwerpen, Breda und einige andere Städte bei. Diese letztern wurden zwar durch den Statthalter Alexander von Parma wieder unterjocht, und die Wallonischen oder Belgischen Provinzen kehrten gänzlich wieder unter spanische Gewalt; die fünf vereinigten Provinzen sagten sich hingegen (1581) von dem Könige von Spanien, als einem Tyrannen, förmlich los.

So entstand die Republik der vereinigten Niederlande, die auch in der Folge die Republik Holland, nach der ansehnlichsten unter diesen Provinzen, genannt wurde. — Ein fester Grund zu ihrer Freiheit war zwar jetzt gelegt; aber noch gegen 70 Jahre hatte sie gegen Spanien zu kämpfen, das kein Mittel unversucht ließ, sie wieder unter sein Joch zu zwingen. Auf Anstiften des spanischen Heerführers, wurde der Prinz Wilhelm von Oranien durch Meuchelmörder aus dem Wege geräumt. Durch einen Preis von 25,000 Kronen, der auf seinen Kopf gesetzt war, ließ sich sein Diener, Balthasar Gerards, verleiten, ihn zu ermorden. Die Unthat wurde zu Delft am 10. Juli 1584 ausgeführt. In dem Augenblick, da der Prinz nach der Mahlzeit aus dem Speisesaal trat, schoß ihm der Meuchler aus einer Pistole drei Kugeln mitten durch den Leib, so daß er auf der Stelle todt niederstürzte. Der Thäter suchte zu entkommen, wurde aber auf der Flucht ergriffen, und mußte, anstatt die gehoffte Belohnung zu erlangen, sein Bubenstück mit dem grausamsten Tode, ungefähr so wie Ravaillac und Grumbach, büßen. Er wurde geviertheilt, das Herz wurde ihm von dem Henker aus dem Leibe gerissen, und ins Gesicht geworfen, der Kopf abgeschlagen, und auf einen Pfahl gesteckt; die vier Theile seines Körpers aber

blieben eine Zeit lang an den vier Thoren der Stadt aufgehängt. — Zum Glück für die Niederländer wurde von Wilhelms würdigem Sohne, Moritz von Oranien, das angefangene Werk mit eben so viel Glück und Geschicklichkeit fortgesetzt. Er wurde als Statthalter von den Provinzen anerkannt, und indem er der neuen Republik den Beistand Elisabeths von England verschaffte, entspann sich der Krieg zwischen England und Spanien, der die Vernichtung der Armada zu Folge hatte. Im Jahre 1609 wurden die Kriege zwischen den Niederlanden und Spanien durch einen zwölfjährigen Waffenstillstand beschlossen, durch den sie eigentlich ihre Anerkennung schon erhalten hatten.

Durch den westphälischen Frieden, 1648, erlangten endlich die Niederlande ihre völlige Freiheit. Schon vorher hatten sie sich gar sehr durch den Handel bereichert, denn nachdem sie sich der spanischen Herrschaft entzogen hatten, segelten sie auf ihren eigenen Schiffen nach Ostindien, setzten sich auf den Gewürzinseln, auch auf Ceylon, Sumatra, Java, und andern Inseln mehr fest, und vertrieben daraus die Portugiesen und Spanier. Bald wurden ihre ehemaligen Unterdrücker von ihnen an Macht und Reichthum übertroffen, und an Ruhm verdunkelt.

Zu jener Zeit, im Jahre 1615, wurde auch von den vereinigten Niederländern (den Holländern) Australien, oder wenigstens Neuholland, die größte Insel davon, entdeckt, die aber schon früher, 1525, von den Portugiesen gesehen, und von ihnen Groß-Java genannt worden war. —

Die Portugiesen.

Die Portugiesen hatten in diesem Zeitraume das Unglück, nach dem Tode ihres jungen Königs Sebastian, der in einem Feldzuge gegen die Mauren, in Fez und Marocco

das Leben verlor, unter die Herrschaft der Spanier zu gerathen. Es wird euch noch im Gedächtniß seyn, daß Philipp II. sich ihres Landes und ihrer sämmtlichen Colonien bemächtigte. Dadurch wurde Portugal in alle verderbliche Kriege der Spanier verwickelt, und von den Feinden derselben feindlich behandelt. Die Portugiesen litten weit mehr dabei, als die Spanier; ihre Handlung ward zu Grunde gerichtet, und ihre ansehnlichen Ländereien in Asien und America gingen verloren; zu Hause aber hatten sie von ihren Unterdrückern unsäglich viel auszustehen, bis sie endlich um das Jahr 1640 sich wieder ermannten, den Herzog von Braganza, Johann, auf den Thron setzten, und das Joch der Spanier abschüttelten. Mit Englands Hülfe behaupteten sie von dort an glücklich ihre Freiheit.

Die Italiener.

Italien war in diesem Zeitraume, und schon vorher, in viele Staaten getheilt. Was für lange und blutige Kriege von Karl V. gegen den französischen König Franz I. um den Besitz von Mailand, Neapel und Sicilien geführt wurden, ist euch schon bekannt. Am Ende blieben diese Länder dennoch unter der Herrschaft der spanischen Könige.

Die beiden Freistaaten, Venedig und Genua verloren durch den neuentdeckten Weg nach Ostindien, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und über die Südsee, auch durch die Erweiterung des Handels in andern europäischen Staaten, sehr viel von ihren Einkünften. Der Republik Venedig wurden von den Türken die Inseln Cypern und Candia, auch die Halbinsel Morea abgenommen. Genua aber, das unter kaiserlicher und französischer Oberherrschaft stand, erlangte durch seinen Mitbürger, Andreas Doria, die völlige alte Freiheit wieder. — Dieser merkwürdige Mann überfiel die Stadt Genua, während sie in den Händen der Fran-

zosen war, und vertrieb ihre Unterdrücker ohne Schwerdtstreich (1528). Hierauf wurde er zum Doge der Republik auf lebenslang ernannt. Durch den Neid vieler Großen entstanden, ungeachtet seiner Verdienste um den Staat, mehrere Verschwörungen gegen ihn, unter welchen die des Fiesco (1547) die gefährlichste war. Durch Klugheit und Strenge wurde sie glücklich gedämpft. Von dort an herrschte in dem kleinen Staate Ruhe und Ordnung.

Die Städte Parma und Piacenza verwandelte der Pabst Paul III. in Herzogthümer. Prinzen aus seiner Familie, dem Hause Borghese, besaßen sie beinahe 200 Jahre lang.

Savoyen und Piemont standen damals unter Herzogen, die sich bei Gelegenheit der Kriege, welche Oesterreich und Spanien so oft mit Frankreich in Italien führten, und in welchen sie bald dieser, bald jener Partei beistanden, immer mächtiger machten; Könige von Sardinien wurden sie aber erst zu Anfang des 18ten Jahrhunderts.

Von der Geschichte der Päbste, und der Herzoge und Großherzoge von Toscana habe ich euch umständlicher zu unterhalten.

Die Päbste.

Was für ein schändliches und lasterhaftes Leben manche Päbste vor der Reformation führten, und wie Christi angebliche Statthalter oft Mörder und Giftmischer waren, das habt ihr an dem Beispiele des ruchlosen Alexander VI. gesehen. Sein Nachfolger, der versoffene Julius, wie Kaiser Maximilian I. ihn zu nennen pflegte, war nicht ein sanfter Diener Gottes, sondern ein unruhiger und ehrgeiziger Krieger. Er starb im Jahre 1513. Der üppige, leichtsinnige und verschwenderische Leo X., aus dem florentinischen Hause der Medicis, ward sein Nachfolger. Von ihm wurde der einträgliche Ablaßhandel, der schon von seinen

Vorgängern getrieben worden war, eifrig fortgesetzt, denn auch er hungerte beständig nach Geld; aber eben dadurch gab er, wie euch schon bekannt ist, Veranlassung zu der Reformation, durch welche ein großer Theil der ergiebigsten Quellen des heiligen Stuhles versiegte. Kein Protestant, weder Geistlicher noch Laie, in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, England, den Niederlanden, wollte fortan mehr einen Heller an die Päbste bezahlen, weil Keiner sie mehr für Oberhäupter der christlichen Kirche anerkannte. Daher wütheten sie auch mit solchem beharrlichen Grimme gegen die evangelischen Ketzer, und verfolgten sie mit Todesstrafen und Martern. In Spanien und Italien wurde wirklich dadurch der Fortgang der Reformation gehemmt; anderwärts aber war nichts vermögend, sie ganz wieder zu unterdrücken.

Eine neue Befestigung ihrer Gewalt erlangten die Päbste durch die Kirchenversammlung zu Trident, die ihre alten Lehrbegriffe bestätigte, und durch den von Ignatius Loyola gegründeten Jesuitenorden, der sich in Vertheidigung und Ausbreitung der katholischen Religion, und des Ansehens der Päbste sehr thätig bewies, und keine geheimen Künste, Ränke und Verschwörungen dabei sparte.

Unter den Nachfolgern Leo's X. (gest. 1521) zeichnete sich vorzüglich aus:

1. Pius V., von welchem über die englische Königin Elisabeth der Bannfluch ausgesprochen wurde. (1572.)

2. Gregor XIII. (1572), der den Kalender verbesserte, und sich dadurch sehr verdient um die Welt machte. Von ihm hat der gregorianische Kalender seinen Namen.

3. Sixtus V. (1585), eines Bauers Sohn, der durch Verstellung sich den Weg zu dem heiligen Stuhle bahnte, und als Regent und Staatsmann die meisten seiner Vorgänger verdunkelte.

Ich gedenke nicht der übrigen Päbste, deren bis zum westphälischen Frieden noch sehr viele den heiligen Stuhl be-

stiegen. Keinem von ihnen wollte es gelingen, das Ansehen und die Gewalt eines Gregor VII. wieder zu erlangen.

Die Florentiner.

Unter den italienischen Städten zeichnete sich schon in dem 15ten Jahrhunderte Florenz als die Musenstadt Italiens aus. Sie hatte eine republikanische Verfassung, und war keinem Fürsten unterthan; dadurch gewannen aber ihre Bürger wenig an Ruhe und Sicherheit, denn beständig stritten sich einige der mächtigsten Häuser um die Oberherrschaft; der Adel war auf das Volk, das Volk auf den Adel eifersüchtig, und so nahmen die Unruhen, Kabalen, Verschwörungen und Verbannungen kein Ende, bis endlich die bürgerliche Familie der Medicis, die mit Handel zu großem Reichthume und Ansehen gekommen war, durch den berühmten Cosmo und Lorenzo von Medicis an die Spitze der Republik gelangte. Ersterer war der Großvater, letzterer der Enkel. Diese Auszeichnung verdankten sie ihrer Popularität und ihrem klugen Benehmen. Cosmo, der schon im Jahre 1464 starb, hatte sich zum Gesetz gemacht, sich in seinem häuslichen Leben nie über andere durch Aufwand und Neid erregende Pracht zu erheben. Seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Gebäude, womit er die Stadt Florenz schmückte, und zu freigebiger Unterstützung seiner Anhänger, und vieler Künstler und Gelehrten; denn immer setzten die Medicis ihren größten Ruhm in Liebe für Wissenschaft und Kunst. Cosmo galt in Europa als Fürst von Florenz; es wäre ihm bei seinem Reichthum ein Leichtes gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er wollte lieber seine Söhne und Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger vermählen. An ihrem Zutrauen schien ihm mehr gelegen, als an äußerem Glanze, der sie schüchtern und argwöhnisch machen konnte.

Nicht ganz so klug benahm sich sein Sohn Piero; Lorenzo aber, Piero's Sohn, vereinigte in sich alle Tugenden des Großvaters, und wurde von dem Volke angebetet. Denkt euch in ihm einen Mann, zwar nicht schön von Gesicht, aber stark und groß von Gestalt. Auch er machte Florenz zu einem Sammelplatze der Gelehrten und Künstler, verschönerte die Stadt durch öffentliche Gebäude und Anlagen, schmückte sie mit Kunstsammlungen, besonders von Antiken und Gemmen, und bereicherte ihre Bibliothek. Er stiftete auch eine Schule der zeichnenden Künste in einem mit alten Statuen und trefflichen Gemälden bereicherten Pallaste. Seine Wohnung und sein Landsitz waren der Aufenthalt der vorzüglichsten Köpfe in Florenz. Er gab die Handlung auf, aber statt der Schätze, womit sie ihn bereichert hatte, sammelte er Schätze der Kunst und Gelehrsamkeit, wie einem Regenten ziemt, sie zu sammeln. Er hatte das Volk zum Freund, nicht den Pabst Sixtus IV., der eine Verschwörung wider ihn einleitete, die dem edlen Lorenzo beinahe das Leben gekostet hätte, und wobei sein Bruder Johann wirklich umkam. Zwei Mörder sollten beide in der Kirche, während der Messe, in dem Augenblicke niederstoßen, da der Priester die geweihte Hostie empor heben, und das Volk auf die Kniee niederfallen würde. Dieß geschah wirklich. Der Bruder kam um. Lorenzo aber wurde von dem Stahle nicht tödtlich getroffen; der schwarze Anschlag gelang also nur halb, und die Mordstifter, unter denen sich auch ein Erzbischof befand, wurden aufgeknüpft, oder von dem Volke niedergemacht.

In dem langen Frieden, den Lorenzo's Klugheit der Republik verschaffte, ergötzte er die Florentiner durch glänzende Volksfeste, und blieb ein treuer Beschützer und Freund alles Schönen und Guten, bis er endlich im Jahre 1492 sein rühmliches Leben beschloß. Er war nie Fürst von Florenz, sondern nur der vornehmste Bürger gewesen, hatte die erste Stimme im Magistrat, und bei feierlichen Gelegenheiten die Ehre gehabt, der Repräsentant der Republik zu seyn.

fremde Gesandte zu beherbergen, und noch auf andere Art sich als Haupt des Staates zu beweisen. Darin bestanden alle seine Vorrechte. Der Pabst Leo X. war einer seiner Söhne. Schon im dreizehnten Jahre wurde der Jüngling Cardinal, und im sieben und dreißigsten bestieg er den päbstlichen Stuhl.

Piero (Peter), Lorenzo's ältester Sohn, wurde des Vaters unwürdiger Nachfolger; durch seine Unklugheit und Schwäche machte er sich den Florentinern so verhaßt und verächtlich, daß sie ihn der Regierung beraubten, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannten. Gleichwohl wurde Piero's Sohn, Lorenzo, der zweite dieses Namens, wieder das Haupt der Republik, doch immer ohne fürstlichen Titel.

Endlich bemeisterte sich Kaiser Karl V. der Stadt Florenz, und setzte über sie und ihr Gebiet einen Alessandro von Medicis, und in der Folge Cosmo I. aus einer andern Linie der Medicis, als Herzog. Nun war also dieser Staat zu einem Herzogthume geworden. Auch Cosmo I., ein Nachfolger von Alessandro, bewies sich als einen großen Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden; er legte ein großes Kabinet von Bildnissen berühmter Männer an, und vermehrte die Statuensammlung, die sich in dem Garten des ersten Lorenzo befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungs-Akademie. Er erweiterte das Gebiet von Florenz, und nahm den Titel eines Großherzogs von Toscana an, den die dasigen Regenten noch bis auf den heutigen Tag führen.

So standen unter den Mediceern die Künste und Wissenschaften in der schönsten Blüthe, und vorzüglich dadurch haben sie den Ruhm ihres Namens verewigt.

Aus dieser Familie stammte die berüchtigte Katharina von Medicis, die Mutter der beiden französischen Könige Franz II. und Karl IX.

Italienische Künstler. Leonardo da Vinci (geb. 1455, gest. 1520).

Man bemerkt in der Weltgeschichte gewisse Zeiten, wo Künstler, Gelehrte und andere große Männer in manchen Ländern zu gedeihen schienen, wie in guten Jahren Citronen, Orangen und andere edle Früchte. Von der Art war das Zeitalter des Perikles, des Kaisers Augustus, der Mediceer, und in der Folge Ludwigs XIV. in Frankreich, und Friedrichs des Großen in Deutschland.

In der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts standen besonders die größten Malergenie's auf, und brachten ihre Kunst zu einer Vollkommenheit, von der man vorher keinen Begriff hatte.

Einer der ersten und größten Künstler dieser Art war Leonardo da Vinci, aus einem adeligen Geschlechte in dem Schlosse und Flecken Vinci im Arnothal, unweit Florenz gebürtig (1455).

Er gab sich der Zeichnungskunst und Malerei mit solcher Liebe, so unverdrossenem Fleiße, und solcher Begeisterung hin, daß er bald seinen Lehrer Verrocchio übertraf, und von ihm beneidet wurde. Aber nicht nur der Malerei, auch der Baukunst und Musik widmete er sich mit Leidenschaft; und da ein guter Zeichner die Lage der Muskeln, der Knochen, der Sehnen und Adern im menschlichen Körper genau kennen muß, so studirte er auch mit großem Fleiße die Anatomie. Um in der Baukunst etwas Tüchtiges zu leisten, verlegte er sich mit Eifer auf Geometrie und Mechanik. In der Malerei blieb immer seine vornehmste Lehrerin die Natur, welche er mit dem eigensinnigsten Fleiße abbildete. Sah er eine Person mit einer ausgezeichneten Physiognomie, so ging er ihr ganze Straßen lang nach, prägte ihre Züge seiner Einbildungskraft ein, brachte sie zu Papier, und machte Gebrauch davon. Seiner Beobachtungsgabe hatte er es zu

verdanken, daß er auch immer die Charaktere und Leidenschaften mit Wahrheit und Stärke ausdrückte.

Ob er gleich von Geburt ein Florentiner war, so brachte er doch den größten Theil seines Lebens in Mailand zu. Dort war lange Zeit in dem Speisesaale des Dominikanerklosters an einer Wand eines seiner größten Meisterwerke, das heilige Abendmahl, zu sehen, welches heut zu Tage durch die davon vorhandenen Kopien und Kupferstiche so allgemein bekannt ist. Er ließ an diesem Gemälde zwei Köpfe, nämlich den des Heilands und den des Judas Ischariot lange unvollendet, weil er sich nicht getraute, das Gesicht des Einen göttlich, und das Gesicht des Andern teuflisch genug vorzustellen. Darüber wurde der Prior des Klosters ungeduldig, und verklagte den Künstler beim Herzog. Leonardo wurde dadurch bestimmt, die Wünsche des Mannes wenigstens halb zu erfüllen. Er vollendete den Judaskopf, und stellte in demselben den Prior mit einigen verzerrten Gesichtszügen nach dem Leben dar.

Seine letzten Jahre brachte da Vinci an dem französischen Hofe zu. Er starb zu Fontainebleau 1520, mit dem Pinsel in der Hand, in den Armen Königs Franz I., der eben in sein Zimmer getreten war, um ihn zu besuchen.

Michael Angelo (geb. 1474, gest. 1564) und Raphael (geb. 1483, gest. 1520).

Michael Angelo Buonarotti wurde, wie da Vinci, im Toscanischen auf einem Schlosse geboren. Er stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Canossa. Sein angeborner Drang zu den bildenden Künsten war unwiderstehlich. Kaum hatte er einen andern Gedanken und eine andere Beschäftigung. Daher machte er auch, unter der Leitung seines Lehrers Guirlandajo, die schnellsten Fort-

schritte. Erst legte er sich auf die Bildhauerkunst, dann auf die Malerei und Baukunst, auf Alles mit dem glücklichsten Erfolge. Unter seinen Arbeiten ist die berühmteste das jüngste Gericht in der sixtinischen Kapelle zu Rom, ein Frescogemälde, in welchem, mehr als sonst irgendwo, der Künstler in der ganzen Größe seines originellen Geistes erscheint. Er verfertigte es für den Pabst Julius II. In allen seinen Werken bewunderte man die kühne Manier; man tadelt aber das harte, etwas ziegelfarbige Colorit, die gezwungenen Kopfstellungen, die zu harte Andeutung der Muskeln und Gelenke.

Die meisten dieser Fehler wurden von seinem jungen Nacheiferer, Raphael Sanzio, auch Raphael von Urbino genannt, glücklich vermieden. Der große Raphael wurde 1483 zu Urbino geboren. Er fühlte sich zur Malerei unwiderstehlich hingezogen, und verdunkelte bald seinen Lehrer Perugino. Bei dem Anblick der Arbeiten eines Leonardo da Vinci und Michael Angelo, änderte er seine ganze bisherige Manier. Zu Florenz, wo er so viel Nahrung für sein Genie fand, zeichnete er lange unermüdet nach den schönsten antiken Statuen, und gelangte auf solche Art zu der Correktheit, der Festigkeit der Umrisse und der Grazie, die man in allen seinen Werken bewundert.

Seine Kunst übte er erst zu Perugia, zu Florenz und in noch mehr andern italienischen Städten; dann ging er nach Rom, und malte dort die Schule zu Athen, wodurch er allgemeines Staunen erregte. Michael Angelo arbeitete damals an seinem jüngsten Gericht in der sixtinischen Kapelle, und wollte Niemanden diese Arbeit sehen lassen, bis sie ganz fertig seyn würde. Gleichwohl wußte Raphael sich Zugang zu verschaffen. Er wurde so entflammt von dem Feuer und der Erhabenheit, die in den meisten Figuren herrschte, daß er sich das Grandiose, was seinem reizenden und geschmackvollen Pinsel noch fehlte, von jener Stunde an ganz zu eigen machte. Julius II. und nach

ihm Leo X. beschäftigten unermüdet den talentvollen Künstler, der durch das fortgesetzte Studium der Natur und der Antiken immer größer und bewundernswürdiger wurde. Nur in dem Colorit allein erreichte er in seinem kurzen Leben nicht die Vollkommenheit, wonach er strebte. Er starb unverheirathet zu Rom schon in seinem 37sten Jahre als ein beweinenswürdiges Opfer wüster Schwelgerei, wodurch so vielen Jünglingen ein frühes Grab bereitet wird (1520).

Julius Romanus, ein anderer großer Maler jener Zeit, war Raphaels Schüler.

Titian. (geb. 1477 gest. 1576.)

Um eben dieselbe Zeit erfüllte noch ein großer Maler, von Venedig aus, die Welt mit seinem Ruhme. Ich meine Titian Vecelli, der zu Cadore im Friaul 1477 geboren wurde. Er war im Colorit eben so stark, als Raphael in der Zeichnung und im Ausdrucke. Die Bildnisse besonders gelangen ihm so trefflich, er gab ihnen so viele Aehnlichkeit und Wahrheit, und behandelte sie mit solcher Kunst, daß alle gekrönte Häupter nach der Ehre strebten, von ihm gemalt zu werden. Der Pabst Paul III., der französische König Franz I., Kaiser Karl V. und sogar der türkische Sultan Soliman II. wollten ihr Bildniß von seiner Hand haben. Karl V. ließ sich dreimal von ihm abbilden, und versicherte dem Künstler schmeichelnd, er habe dreimal durch ihn die Unsterblichkeit erlangt. Darum machte er ihn auch zum Ritter und zum Pfalzgrafen, und überhäufte ihn mit Ehre und Wohlthaten. Einige kleine Gemälde, die Titian zu Rom verfertigte, wurden auch von Michael Angelo bewundert; das Lob eines solchen Künstlers mußte ihm mehr gelten, als der Beifall eines Kaiserhofs.

Titian besaß auch schöne persönliche Eigenschaften. Er war ein lieber, freundlicher Mann, der sich durch seine Höf-

lichkeit, seine Gefälligkeit, sein munteres und lustiges Wesen sehr viele Freunde erwarb. Hierzu kam auch noch ein ansehnliches Vermögen, mit dem er nicht karg war, und die feine Bildung, die er in dem Umgange mit den Fürsten und den Großen ihrer Höfe angenommen hatte.

Titians Werke sind in ganz Europa zerstreut. Es wurden von ihm sehr viele Gemälde hinterlassen, denn er arbeitete mit Emsigkeit und Liebe bis in sein hohes Alter. Er starb zu Venedig in seinem neun und neunzigsten Jahre 1576.

Correggio. (geb. 1494 gest. 1534.)

Siebzehn Jahre nach Titian und eilf Jahre nach Raphael wurde Antonio Correggio geboren (1494). Er hieß eigentlich Allegri; Correggio ist der Name seines Geburtsortes, eines Städtchens im Herzogthum Modena. Dieser Maler hatte beinahe seine ganze Bildung sich selbst zu verdanken. Er wurde, was er war, ohne Rom und Venedig gesehen, ohne sich durch Antiken und andere künstliche Mittel gebildet zu haben. Auf seine Werke, die jetzt um unglaubliche Preise verkauft werden, schien er keinen großen Werth zu legen, denn er gab sie für ein Spottgeld hin. Man erzählt von ihm, er habe einmal für eines seiner Gemälde ungefähr 90 Gulden nach unserm Gelde, in Kupfermünze erhalten, und habe, voll Freude über eine so ansehnliche Summe, womit er seine Familie unterstützen konnte, dies schwere Kupfer vier Stunden weit selbst nach Hause geschleppt, sich aber so sehr damit abgemattet, daß er ein hitziges Fieber bekam, und in seinen besten Jahren (1534) dahin starb.

An seinen Gemälden bewundert man vorzüglich die Grazie, die Harmonie, den weichen, zarten, gefälligen Pinsel. Abhold allem Rauhen und Harten, gab er seinen Fi-

guren die einnehmendste Lieblichkeit, dem Ganzen die schönste Haltung.

So bescheiden auch Correggio immer war, so regte sich doch bei dem Anblick der Arbeiten Raphaels sein Selbstgefühl. Schon lange hatte er vergeblich gewünscht, ein Gemälde von diesem großen Meister zu sehen. Endlich bekam er eines zu Gesichte. Er betrachtete es lange mit Aufmerksamkeit, und sagte am Ende, im Bewußtseyn seines eigenen Werthes: Anch'io sono pittore (auch ich bin ein Maler).

Das berühmteste unter seinen Werken ist die sogenannte Nacht des Correggio, welche sich jetzt auf der Dresdner Gallerie befindet. Es stellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten vor. Alles Licht in dem Gemälde geht von dem göttlichen Kinde aus, und beleuchtet mit seinem Glanze die ganze Gruppe. — Die größten seiner Werke sind zu Parma und Modena. — Man tadelt an den Figuren die Vernachlässigung der äußern Theile, und die unbehülflichen Gewänder.

Die Caracci. (1555 — 1600.)

Im sechszehnten Jahrhundert blüheten zu Bologna die Caracci, unter welchen Ludwig und Hannibal sich den meisten Ruhm erwarben. Ludwig schien anfangs mehr zu einem Farbenreiber, als zu einem Maler geboren (1555). Durch das Studium der Werke vortrefflicher Künstler, und unermüdete Beharrlichkeit, bildete er sich aber zu einem der berühmtesten Männer. Einen noch größeren Namen machte sich sein Vetter Hannibal Caracci (geb. 1560), der anfangs ein ehrenwerther Schneidergeselle war, und sich erst, auf Ludwigs Rath, auf Zeichenkunst und Malerei verlegte, wozu er viele natürliche Anlagen hatte. Man erzählt von ihm, daß er einmal auf einer Reise mit seinem Vater, einem wackern Schneidermeister, von Straßenräubern angefallen

und rein ausgeplündert wurde. Der Vater zeigte bei dem nächsten Ortsrichter an, was ihm begegnet war; allein er kannte die Räuber nicht, und vermochte nur eine undeutliche Beschreibung ihrer Person zu geben, nach welcher sie vielleicht nie wären entdeckt worden. Hannibal aber ergriff eine Feder, und zeichnete ihre Person und ihre Diebsgesichter Zug für Zug so treffend auf einen Bogen Papier, daß man sie sogleich als Bewohner des Ortes erkannte. Sie wurden eingezogen, und mußten den ganzen Raub wieder herausgeben.

Hannibal Caracci machte, unter der Leitung seines Vetters Ludwig, schnelle Fortschritte in der Kunst, nahm Michael Angelo und Raphael zu Vorbildern in der Zeichnung, und verbesserte seinen Geschmack im Colorit nach den Werken des Titian und Correggio. Seine vollkommene Ausbildung erlangte er in Rom; und von jener Zeit an behauptete er den ehrenvollsten Rang neben den großen Künstlern, die ich euch schon genannt habe. Aus seiner Schule gingen Schüler hervor, die ihrem Meister Ehre machten: ein Anton Caracci (sein Neffe), ein Guido, ein Dominichino, Lanfranco, Guercini, Bolognese und viele Andere.

Augustin Caracci (geb. 1558), Hannibals Bruder, war ebenfalls ein ausgezeichneter Maler, und zugleich ein guter Kupferstecher. Er starb im Jahr 1601. Acht Jahre darauf folgte ihm auch sein Bruder Hannibal, den vorzüglich der Gram über den Undank des Cardinals Farnese unter die Erde brachte. Für eine zwanzigjährige Arbeit in dem farnesischen Pallaste wurden ihm von diesem unbilligen Manne nicht mehr als 500 Goldthaler bezahlt. Zu unsern Zeiten würde von reichen Kennern gern noch einmal, ja noch drei und viermal so viel für ein einziges seiner Meisterwerke gegeben werden.

Italieniſche Dichter und Gelehrte.

Arioſto (geb. 1474. geſt. 1533.) Taſſo (geb. 1544. geſt. 1595.)

Von den italieniſchen Dichtern und Gelehrten berühre ich, ſo wie von den Künſtlern jenes Landes, nur einige der vornehmſten, und zwar unter den Dichtern, vor allen andern, den Arioſto und Taſſo, die ſich beide, durch ihre Heldengedichte, unſterblich gemacht haben.

Lodovico Arioſto ward zu Reggio im Jahre 1474 geboren. Sein Vater, einer von den Richtern bei dem oberſten Gerichte zu Ferrara, wollte auch aus ſeinem Sohne einen Rechtsgelehrten machen. Allein Lodovico fühlte mehr Hang zu der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt. Plautus und Terenz machten ihm mehr Vergnügen, als das Corpus Juris; und er ſchrieb lieber Komödien, als Klaglibelle. Das edle Rechtsſtudium wurde daher an den Nagel gehängt, und ſo bekam ſeine ganze Laufbahn eine andere Richtung. Er wurde mit dem Cardinal Hippolyt von Eſte bekannt, von dem er in der Folge (1503.) an dem Hofe von Ferrara angeſtellt, und in den wichtigſten Angelegenheiten gebraucht wurde. An dieſem Hofe dichtete er, mitten unter tauſend Zerſtreuungen, ſein unvergängliches Werk, den Orlando furioso (raſenden Roland), in welchem, unter der ungeheuern Menge von Abentheuern, die der Dichter erzählt, ſeine Phantaſie nie ermattet. Es beſteht dieſes Gedicht aus 51 Geſängen. Durch ſeine Kunſt zu täuſchen, ſeine lebendigen Schilderungen, ſeine erhabene Darſtellung großer Gegenſtände, ſeine naive Satyre, ſeine wohlklingenden Verſe, erhob ſich Arioſto zum erſten Dichter der Italiener. Man hat auch von ihm Schauſpiele, lyriſche Gedichte, Satyren, Sonette. — Nach 14 oder 15 Jahren verlor er die Gunſt des Cardinals, weil er ihn nicht auf einer Reiſe nach Ungarn begleiten wollte; fand aber einen neuen Gönner und

Beschützer an dem Herzog Alphons. Im Jahr 1533 starb Ariosto, 58 Jahre alt, zu Ferrara. Mit einem schönen Wuchs und einer angenehmen Gestalt vereinigte er einen sanften Charakter, feine Sitten und einen einnehmenden Geist. Von den Italienern wird er der Göttliche genannt.

Torquato Tasso, der Sohn eines ausgezeichneten Dichters aus altadelichem Geschlechte, wurde 1544 zu Sorrento im Königreiche Neapel, geboren. Auch er war, wie Ariosto, von seinem Vater zum Studium der Rechte, von der Natur aber zum Dienste der Musen bestimmt. Er studirte eine Zeit lang zu Rom, und ging von da auf die Universität nach Padua, wo er sich vorzüglich mit Literatur und Dichtkunst beschäftigte. Schon in seinem neunzehnten Jahre wurde er der Verfasser des Rinaldini, eines Heldengedichtes, das mit großem Beifall aufgenommen, aber in der Folge von seinem befreiten Jerusalem weit übertroffen wurde. Diesem ersten Versuch hatte er es wahrscheinlich zu verdanken, daß der Cardinal Lodovico von Este ihn als Hofkavalier nach Ferrara berief (1565). Er wurde dort mit vieler Auszeichnung aufgenommen, und hatte besonders das Glück, sich die Gunst der beiden Prinzessinnen Lucretia und Leonore zu erwerben, und von ihnen ihrem Bruder, dem Herzog Alphons, vorgestellt zu werden, der ihn mit großer Freundlichkeit empfing, und mit Beweisen seiner Huld überhäufte.

An diesem Hofe, wo Ariosto, 60 Jahre früher, seinen Rasenden Roland dichtete, arbeitete nun Tasso an seinem Befreiten Jerusalem, das er erst nach zehn Jahren endete. In diesem herrlichen Werke, welches man auch deutsch in der trefflichen Uebersetzung von Gries lesen kann, zeigte sich Tasso als einen Dichter von tiefem Gefühle. Ueber seine Sprache und Verse ist ein Zauber musicalischer Schönheit ausgegossen, wodurch er so sehr zum Lieblingsdichter der Italiener wurde, daß noch heutiges Ta-

ges einzelne Geſchichten und andere Stellen ſeines Gedichtes von dem Volke auf den Straßen geſungen werden. Man hat außerdem von ihm den Aminta, ein kleines Schäferſpiel, und herzerwärmende lyriſche Gedichte, die man immer mit Wohlgefallen leſen wird.

Taſſo wurde von dem Herzoge von Ferrara zu ſeinem Hiſtoriographen (Geſchichtſchreiber) ernannt. Nun aber erlebte er das Herzeleid, daß ſein Gedicht, an welchem er noch immer zu feilen fand, ihm durch ungetreue Hände abgeſchrieben, und in unvollkommener Geſtalt der Preſſe übergeben wurde. Aller Vortheil, den er ſich davon verſprochen hatte, und, wie er beſorgte, auch ein Theil der Ehre, auf die er rechnete, war nun dahin. Darüber wurde er mürriſch, ſchwermüthig, hypochondriſch. Er hielt ſich von Feinden verfolgt, verläumdet, angeklagt. In dieſer Gemüthsſtimmung zog er einmal in den Zimmern der Herzogin von Urbino (der Schweſter des Herzogs von Ferrara) den Degen gegen einen ihrer Diener. Deswegen wurde er, auf Befehl des Herzogs, verhaftet, und in einem Hauſe neben dem Pallaſte eingeſchloſſen. Durch dieſe harte Behandlung verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand; der Hof wurde ihm unerträglich; er ſuchte zu entfliehen, und entkam glücklich, doch mit Zurücklaſſung aller ſeiner Papiere, die er nicht miſſen konnte und wollte (1577). Freiwillig kehrte er daher, einige Zeit darauf, nach Ferrara zurück, und legte ſein Schickſal in die Hände des Herzogs. Er wurde am Hofe mit Kälte, Spott und Verachtung aufgenommen. Der ſonſt ſo gütig geſinnte Fürſt ließ ihn nicht einmal vor ſich; Taſſo's Empfindlichkeit wurde durch eine ſolche Begegnung aufs Aeußerſte gereizt; er ergoß ſich laut und öffentlich in Schmähungen gegen den Herzog und den ganzen Hof. Alles wurde von giftigen Zungen, wahrſcheinlich mit Zuſätzen, dem Herzoge hinterbracht, der den unglücklichen Dichter ſogleich gefangen nehmen, und als einen Raſenden in das St. Annen Hoſpital einſchließen ließ. Hier mußte Taſſo ſieben Jahre lang gefangen ſitzen. Alle Für-

bitten, alle Verwendungen zu seiner Befreiung blieben fruchtlos. Man erzählte sich insgeheim, er habe die Prinzessin Leonore mit Liebesanträgen bestürmt, und dies sey der Hauptgrund der Härte gewesen, womit er behandelt wurde; allein die Sache ist nicht erwiesen, und Tasso's unschuldige Liebe, die nicht zu läugnen ist, konnte die Prinzessin nicht beleidigt haben. Wenn der unglückliche Dichter noch nicht ganz wahnsinnig war, so mußte er es in einer solchen Lage vollends werden.

Endlich wurde er aus seiner Gefangenschaft entlassen. Er ging nach Mantua, nach Bergamo, nach Rom, nach Florenz, nach Neapel, und, auf Einladung des Pabstes, zum zweitenmal nach Rom, wo er die zarteste und achtungsvollste Aufnahme fand (1594). Sixtus V. hatte sich vorgenommen, ihn öffentlich auf dem Capitol als Dichter zu krönen; die Feierlichkeit wurde aber bis zum Frühjahr verschoben, um ihr größeren Glanz zu geben. Allein während des Winters schwand Tasso's Gesundheit immer mehr; er fühlte sein nahes Ende, und starb um eben dieselbe Zeit, die man zu seiner Krönung festgesetzt hatte (1595). Er wurde mit Pracht in der kleinen Kirche des Klosters St. Onuphrio beigesetzt, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete, das noch heut zu Tage zu sehen ist, und von allen Reisenden besucht wird.

Galileo Galilei. (geb. 1554 gest. 1642.)

Galileo Galilei gehörte nicht unter die italienischen Dichter oder Maler, wohl aber unter die berühmtesten Gelehrten des Landes. — So wie Hannibal Caracci zum edlen Schneiderhandwerk bestimmt war, eben so sollte Galilei ein Tuchhändler werden. Sein Vater, obgleich ein angesehener Edelmann zu Pisa, war selbst ein solcher Kauf-

mann. Die Natur aber hatte unserm Galilei einen sinnenden Geist gegeben, der unter Fässern und Tuchballen keine Befriedigung fand. Desto mehr Reiz hatte für ihn der Maschinenbau; er grübelte von Jugend an darüber, und suchte die Gesetze zu erforschen, nach welchen die mechanischen Kräfte wirken. Auf solche Art führte ihn das Hin- und Herschweben einer Lampe in dem Dom zu Pisa schon in seinem neunzehnten Jahr auf die Entdeckung der Gesetze der Pendelschwingungen; aber der Erfinder der Pendel- oder Perpendikeluhren war nicht er, sondern ein anderer Gelehrter, Namens Huygens.

Galilei gab also die Handlung auf, und studirte dafür Mathematik und Physik mit solchem Eifer und mit so glücklichem Erfolge, daß er schon in seinem 25sten Jahre als Professor an der Universität zu Pisa angestellt wurde. Mit unermüdetem Fleiße suchte er durch Forschen, durch Beobachtungen und Versuche seine Wissenschaft immer mehr zu erweitern. Durch Experimente, zu welchen ihm der hohe Thurm an der Domkirche zu Pisa Gelegenheit gab, entdeckte er das Verhältniß der Geschwindigkeit, mit welcher sich fallende Körper bewegen. Je mehr Versuche und Beobachtungen er machte, desto mehr wurde er überzeugt, wie sehr sich der alte griechische Philosoph Aristoteles in seiner Meinung von vielen Naturerscheinungen geirrt hatte. Er widerlegte ihn daher öffentlich, machte sich aber damit so viele Feinde unter den Anhängern der Aristotelischen Philosophie, daß er seine Stelle niederlegen und Pisa verlassen mußte. — Nun ging er als Professor nach Padua, machte dort Verbesserungen an dem Thermometer, erfand astronomische Fernrohre, und erdachte das Microscop. Von nun an legte er sich auf astronomische Beobachtungen, und entdeckte eine Menge neuer Sterne.

Sein Name wurde täglich berühmter. Er wurde von Cosmo II. als großherzoglicher Mathematiker und Philosoph nach Florenz berufen. In dieser Stadt schrieb Galilei ein

Gespräch über die copernicanische und ptolemäische Weltordnung, das für ihn eine Quelle bitterer Leiden wurde. Er zeigte nämlich, Copernicus habe ganz Recht, wenn er behaupte, die Sonne befinde sich in der Mitte der Planetenwelt, und die Erde bewege sich, so wie andere Planeten um dieselbe; Ptolomäus aber irre sich gar sehr, wenn er glaube, die Erde sey im Mittelpunkt, und die Sonne drehe sich um sie herum. — Diese Meinung wurde als eine abscheuliche Ketzerei ausgegeben; denn, schrieen die erbitterten Pfaffen, steht nicht ausdrücklich in der Bibel, daß Josua die Sonne zu Gibeon stille stehen hieß? wie kann sie denn stille stehen, wenn sie sich nicht vorher bewegt hat? — Wirklich kam es so weit, daß Galilei nach Rom gerufen, und von der Inquisition zur Verantwortung gezogen wurde. Seine Vertheidigung war umsonst; er mußte das, was heut zu Tage alle Gelehrte für wahr erkennen, auf den Knieen liegend, mit der Hand auf dem Evangelio, als Irrthum abschwören. Vor Ingrimm stampfte er beim Aufstehen mit den Füßen, und brummte in den Bart: «Und doch bewegt sich die Erde!» — Zur Strafe für seine Ketzerei kam er nun auf unbestimmte Zeit in die Gefängnisse der Inquisition, und drei Jahre lang mußte er wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen beten! So ward Galilei, zur ewigen Schande des päbstlichen Hofes, ein Märtyrer der Wahrheit.

Angestrengtes Studiren, und die Leiden, die er ausstehen mußte, hatten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit. Blind, taub und lahm starb er in seinem 75sten Jahre.

Die Dänen, Schweden und Norweger.

Die drei nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, standen zu Anfang dieses Zeitraums unter einem gemeinschaftlichen Könige, dem rohen und grausamen Chri-

stian II. Dieser Wüthrich ließ zu Stockholm einmal an einem Tage 94 Menschen, der Religion wegen, unter dem Beile des Henkers sterben; im Ganzen wurden auf seinen Befehl in kurzer Zeit in Schweden über 600 Lutheraner hingerichtet. Darüber entstand eine Empörung erst in diesem Lande, dann auch in Dänemark, weil er auch dort nicht menschlicher verfuhr. In beiden Reichen, auch in Norwegen, wurde er von seinen Unterthanen des Thrones entsetzt. Die Schweden wählten statt seiner, Gustav Wasa, den Großvater Gustav Adolphs, den wir schon aus dem dreißigjährigen Kriege kennen; die Dänen und Norweger aber Christians Oheim, den Herzog von Schleswig, der unter dem Namen Friedrich I. den dänischen Thron bestieg.

Unter diesem neuen Könige verbreitete sich die protestantische Religion immer mehr in Dänemark und Norwegen, bis sie endlich, unter seinem Sohne Christian III., ganz eingeführt wurde. Unter den folgenden Königen befestigte Friedrich II. die Oberherrschaft der Dänen im Sund, und Christian IV. erweiterte ihre Seemacht und Schifffahrt, verschaffte ihnen auch einen Antheil an dem ostindischen Handel.

Indessen führte Gustav Wasa auch in Schweden die protestantische Religion ein, vertheidigte glücklich das Reich gegen seine Feinde, und machte es mächtiger, beging aber den Fehler, daß er es bei seinem Tode unter seine beiden Söhne vertheilte, die das Beispiel des Vaters schlecht benützten. Sein Enkel, Sigmund, wurde nicht nur König von Polen (1587), sondern er gelangte auch nach seines Vaters Johann Tode zur schwedischen Krone (1592). Da er aber den Schweden wieder die abgelegte katholische Religion aufdringen wollte, wurde er von ihnen der Regierung entsetzt, und sein Oheim, Gustav Wasa's jüngster Sohn, unter dem Namen Karl IX. zum König erwählt. Karl rechtfertigte das Zutrauen des Volkes durch eine tapfere Vertheidigung seiner Staaten und seinen Eifer für die pro-

testantische Religion. Von ihm wurde Ingermannland, von seinem Sohne und Nachfolger, Gustav Adolph, Liefland erobert. Dieser Gustav, den wir schon als den Beschützer der deutschen Protestanten aus seinen Feldzügen gegen Kaiser Ferdinand II. kennen, war der größte König, den Schweden je besessen hat. Er brachte sein Volk in ganz Europa zu großem Ansehen, verbesserte die Kriegskunst, und führte, schon ehe er nach Deutschland kam, glückliche Kriege gegen die Russen und Polen. Die Schlacht bei Lützen kostete ihm das Leben. Er hatte aber Feldherren gebildet, die den Krieg in Deutschland mit Ruhm bis zu dem westphälischen Frieden fortsetzten, während Christina, Gustavs Tochter, in Schweden die Regierung übernahm (1644).

Die Polen.

Zur Zeit, da Kaiser Karl V. über Deutschland, und der tyrannische Christian II. über Dänemark, Schweden und Norwegen herrschte, stand Polen unter der Regierung Königs Sigmund I. Zu seiner Zeit (1520) bildete sich das Herzogthum Preußen. Unter Sigmund II. wurde Litthauen und ein großer Theil von Liefland mit Polen vereinigt (1561), und die protestantische Religion fing an, sich in dem Lande auszubreiten. — Bis dorthin war Polen ein Erbreich gewesen. Mit Sigmund II. (1572) starb aber das altkönigliche Haus der Jagellonen aus, und nun wollten die Polen ihre Freiheit benützen, und keinem andern König mehr gehorchen, als den sie sich selbst gewählt, und in seiner Macht nach Willkühr beschränkt haben würden. Allein das Volk wurde durch diese Veränderung nicht glücklicher; es herrschten vielmehr von dort an in Polen die traurigsten Gährungen. Einer ihrer vorzüglichsten Wahlkönige war Stephan Bathori, Fürst von Siebenbürgen, der viel zur Aufnahme des Staates that, und ihn mit Kraft gegen

die Anfälle der Türken und gegen den Uebermuth der Großfürsten in Moskau schützte (von 1576 — 1586). Nicht so glücklich war sein Nachfolger, Sigmund III., aus dem Hause Wasa, durch seine Mutter ein Enkel des Jagellonen Sigmund I., der, wie ich euch schon erzählt habe, auch König von Schweden war, denn nicht nur verlor er sein Erbreich (Schweden), sondern es wurde ihm auch von Gustav Adolph Liefland weggenommen, wofür ihn die Eroberung von Smolensk nicht entschädigte. Unter seinem Sohne Wladislaus VI. (von 1632 — 1648) empörten sich die Kosacken gegen die polnische Herrschaft, weil sie in ihren Freiheiten waren gekränkt worden, und begaben sich in der Folge unter russischen Schutz.

Die Russen.

In Vergleich mit den andern europäischen Nationen, waren die Russen in diesem Zeitraume noch Barbaren, und wurden öfters von barbarischen Despoten beherrscht. Ein solcher war Iwan Wasiljewitsch II., der durch die unmenschlichen Grausamkeiten, welche er beging, der ganzen Welt zum Abscheu wurde. Er machte sehr ansehnliche Eroberungen, unterwarf sich im Jahre 1552 die tartarischen Reiche Casan und Astracan, und eroberte einen Theil von Sibirien, das unter seinen Nachfolgern vollends bezwungen wurde. Man erzählt von diesem Monarchen, daß er eine Schlaguhr, die er von dem dänischen König Christian III. erhalten hatte, lange mit geheimem Grauen betrachtete, und sie endlich schnell mit den Worten von sich schob, er sey ein christlicher Fürst, der mit solchen Zauberwerken nichts zu schaffen haben wolle. — So dunkel war es damals noch in der Seele des Ersten im russischen Volke. Nach seinem Tode, der zur Zeit des deutschen Kaisers Rudolph II. (1584) erfolgte, herrschten lange Unruhen, bis endlich Michael Fe-

dorowitsch, der Stammvater der heutigen russischen Regenten, aus dem Hause Romanow, den Thron bestieg, und die Gährungen dämpfte. Er nahm im Jahr 1613 den Titel eines Zar oder Großfürsten an, den seine Nachfolger bis auf Peter den Großen (den ersten russischen Kaiser) fortführten. Unter Michael erholte sich nicht nur Rußland wieder, sondern vergrößerte sich auch noch durch einige polnische Provinzen. Er war ein Zeitgenosse des deutschen Kaisers Matthias, und regierte von 1613—1645.

Die Türken.

Zur Zeit der Reformation herrschte über die Türken Kaiser Soliman I. ein mächtiger Fürst und großer Krieger, der alle christliche Reiche um sich her mit Furcht und Schrekken erfüllte. Erst bemeisterte er sich der Insel Rhodus, dann des größten Theils von Ungarn, nach der siegreichen Schlacht bei Mohacz 1526, in welcher der ungarische König Ludwig II. das Leben in einem Moraste verlor. Im Jahr 1529 kam Soliman sogar bis vor Wien. In zwanzig Tagen versuchte er zwanzig Stürme auf die Stadt, die aber so muthig abgeschlagen wurden, daß er endlich mit einem Verluste von 80,000 Mann wieder abziehen mußte. Er setzte hierauf seine Kriege in Ungarn fort, und verheerte die italienischen Seeküsten. Im Jahr 1566 endete er endlich sein unruhiges Leben bei der Belagerung der Stadt Sigeth in Ungarn. Es regierte damals in Deutschland der edle Kaiser Maximilian II. — Solimans ungeheures Reich erstreckte sich, außerhalb Europa, von Algier bis zum Euphrat. Von den folgenden türkischen Kaisern wurden den Venetianern die Inseln Cypern, Candia, Creta weggenommen. Schon Soliman hatte Chio erobert.

Die Perſer und Mongolen.

Ismael Sofi, der ſchon im vorigen Zeitraume das neue oder dritte perſiſche Reich gegründet hatte, ſtarb im Jahr 1525. Nach ihm brachte Schach Abbas der Große, dieſes Reich in hohes Anſehen. Er eroberte wieder die Länder, welche die Türken und Tataren davon abgeriſſen hatten, und zerſtörte die Niederlaſſungen der Portugieſen auf der Inſel Ormus. Zugleich aber bewies er ſich durch ſeine Strenge und wüthende Grauſamkeit als einen rohen Barbaren. Nach ihm herrſchten über Perſien noch viele andere blutgierige und abſcheuliche Fürſten.

Während Schach Abbas auf dem perſiſchen Throne ſaß, gründete weiter öſtlich, in Vorderindien, Sultan Baber, ein Abkömmling des Weltſtürmers Timur, das Reich des Großmoguls, das in dem achtzehnten Jahrhundert, wie wir in dem folgenden Abſchnitte ſehen werden, durch die Angriffe der Perſer, den Abfall der Statthalter des Moguls, und die Einmiſchung der Engländer in jene Unruhen, wieder zertrümmert wurde.

Die Chineſen.

Die Chineſen, deren ich bereits bei dem fünften Zeitraume der alten Geſchichte gedacht habe, machten ſchon viele hundert Jahre vor Chriſti Geburt einen blühenden Staat aus, der noch heut zu Tage als der größte in der Welt betrachtet werden kann, denn er nimmt, mit den dazu gehörigen Vaſallenländern, beinahe das Drittheil von Aſien ein. Gleichwohl kamen ſie erſt durch die Kriegszüge der Mongolen in Verbindung mit der Geſchichte der übrigen Völker. Ihr werdet euch erinnern, daß die Mongolen ſich unter einem Nachkommen des Dſchingiskan (ſeinem Enkel Koblei) des chineſiſchen Reichs bemächtigten. Sie beſaßen es

aber nicht länger, als hundert Jahre, und mußten wieder den inländischen Fürsten weichen. Dreihundert Jahre darauf wurde aber China von einem tartarischen Volke, den Mantschus, angegriffen und erobert (1644) und diese Mantschuhtartaren sind noch heutiges Tages im Besitz des Landes. Sie haben die Sprache, Sitten und Cultur der Chinesen angenommen, und sich auf solche Art unter ihnen naturalisirt. Die Tartaren siegten durch die Waffen; die Chinesen aber trugen, durch Geist und Cultur, einen viel schöneren Sieg davon.

Zweiter Abschnitt.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die französische Revolution. (1648 bis 1789.)

Die Deutschen.

Ferdinand III. († 1658.) Leopold I. († 1705.)

Schon während des dreißigjährigen Krieges war Ferdinand II. mit Tode abgegangen. Sein Sohn Ferdinand III. trat im Jahre 1637 die Regierung an, setzte den Krieg fort, und regierte nach dem westphälischen Frieden noch zehn Jahre, in welchen das Reich wieder anfing, sich von seinen langen Leiden zu erholen.

Ihm folgte Leopold I., der von 1658 bis 1705, also 47 Jahre herrschte. Es machten ihm seine Kriege mit den Türken, den Franzosen und den rebellischen Ungarn viel zu schaffen.

Sein erster Türkenkrieg entstand über den Fürsten von Siebenbürgen, Ragoczi, der sich von dem Tribut befreien

wollte, den er jährlich an den türkischen Kaiser bezahlen mußte. Leopold unterstützte diesen Ragoczi und ließ ein Heer unter Montecuculi gegen die Türken in das Feld rücken. Sie wurden in der Schlacht bei St. Gotthardt (1664) von diesem berühmten Feldherrn entscheidend geschlagen; allein der zwanzigjährige Waffenstillstand war von der Art, als ob Leopold wäre geschlagen worden.

Mit Frankreich hatte Leopold drei Kriege zu führen, die alle zu großem Nachtheile des deutschen Reichs ausschlugen.

Es herrschte damals über die Franzosen der ruhm- und ländersüchtige Ludwig XIV. Von diesem Könige, oder vielmehr von seinem großen Feldherrn Turenne, wurden, unter einem nichtigen Vorwande, die vereinigten Niederlande angegriffen, und übel mitgenommen. Die bedrängten Niederländer sahen sich nach auswärtiger Hülfe um, und fanden sie bei dem muthigen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, und dem Kaiser Leopold, der ein Heer von 17,000 Mann, unter Montecuculi, zu dem kurfürstlichen stoßen ließ. Beide Fürsten meinten es gut mit den Niederländern; allein der kaiserliche Minister, Fürst von Lobkowitz, war von den Franzosen bestochen worden, und hatte dem General Montecuculi Befehl ertheilt, sich in kein Gefecht mit ihnen einzulassen. Die westphälischen Provinzen des Kurfürsten wurden daher ungestraft von den Feinden geplündert, und der Kurfürst mußte (1673) einen nachtheiligen Frieden eingehen, wodurch er am Rhein die Festungen Wesel und Rees verlor.

Der Krieg der Franzosen in den Niederlanden dauerte fort. Mit den Deutschen verfuhr Ludwig XIV., wie ein übermüthiger Herrscher jederzeit mit seinen schwachen und in sich zerrissenen Nachbarn zu verfahren pflegt. Er erlaubte sich die muthwilligsten Gewaltthätigkeiten, störte ihren Handel auf dem Rheine, brannte die Rheinbrücke bei Straßburg nieder, nahm viele Reichsstädte im Elsaß weg, die nicht im westphälischen Frieden waren abgetreten worden, und hörte

auf keine Vorstellungen. Er fürchtete sich nicht vor dem Kriege; im Gegentheil, er wünschte ihn, weil er auf Kosten der geduldigen Deutschen sein Gebiet zu vergrößern hoffte. Dieser Wunsch wurde bald erfüllt. Schon im Jahre 1673 rückte der kaiserliche General Montecuculi gegen ihn zu Felde; aber Lobkowitz, Ludwigs feile Creatur, blieb im kaiserlichen Kabinette sitzen, und hemmte durch seine Befehle des alten Feldherrn Thätigkeit. Indessen sammelten auch die deutschen Reichsfürsten ein Heer. Sie nahmen warmen Antheil an dem Kriege; mehrere von ihnen führten selbst ihre Truppen an; die Oberbefehlshaberstelle ward aber dem kaiserlichen General de Souches übertragen. Dieser vereinigte sich mit den Niederländern, die unter dem Prinzen von Oranien fochten, konnte sich aber mit dem Prinzen durchaus nicht vertragen, und verließ ihn in den entscheidendsten Augenblicken. Es fand sich in der Folge, daß auch er, wie Lobkowitz, ein Verräther war, der mit den Franzosen in Verbindung stand. Beide Bösewichter wurden entlarvt und gestürzt.

Den thätigsten Antheil an diesem Kriege nahm wieder der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm. Allein die Franzosen schickten ihm ihre Bundesgenossen, die Schweden, in das Land, die im Jahr 1674, unter dem General Wrangel, in Pommern und in der Mark ungeheure Brandsteuern erpreßten. Der Kurfürst stand damals mit seinem Heere in Franken. Vergebens suchte er die Höfe von Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen die Schweden zu bewegen. Da Niemand ihm beistehen wollte, half er sich am Ende selbst, stellte sich an die Spitze seines kleinen Heeres, eilte in Gewaltmärschen nach Magdeburg, ging über die Elbe, und überfiel, wie ein Donnerwetter, die erschrockenen Schweden, die auf keinen Angriff gefaßt waren. Vergeblich suchten sie Havelberg zu erreichen, wo sich Wrangels Hauptquartier befand; sie wurden bei Fehrbellin eingeholt, verloren ihr Geschütze und Gepäcke, und wurden fast alle in die

Pfanne gehauen. Mit dem Reste seiner Truppen zog sich der schwedische General auf das eiligste nach Vorpommern zurück.

Indeß die Bundesgenossen der Franzmänner so unfreundlich nach Hause geschickt wurden, verloren diese bei Sasbach, unweit Offenburg im Breisgau, ihren besten General, der ihnen mehr als ein ganzes Heer galt. Ich meine den grossen Turenne. Er stand gegen Montecuculi, und war ausgeritten, um den Feind zu recognosciren. Eben wollte er einen schicklichen Platz zu einer Batterie aussuchen, als eine Kanonenkugel angeflogen kam, und ihm mitten durch den Unterleib ging. — Montecuculi blieb zwar am Leben, aber er legte das Commando nieder, und wollte nicht länger dienen. Seine Stelle wurde durch den jungen Herzog von Lothringen, Karl V., ersetzt.

Den Franzosen war jetzt um ihre Grenzen bange. Um den Feinden das Vorrücken zu erschweren, verfielen sie auf ein unmenschliches Mittel. Sie verwüsteten nämlich den ganzen Landstrich an der Saar, und brannten auf vierzehn Meilen weit alle Ortschaften nieder, so daß man, wohin man blickte, nichts als Brandstätten sah. Die Einwohner wurden geplündert, gemißhandelt, gemordet; was fliehen konnte, suchte einen Zufluchtsort in den Wäldern, wo eine Menge Menschen vor Hunger und Kälte umkamen (1676.)

Dieser abscheuliche Krieg dauerte noch zwei Jahre fort. Der Friede von Nimwegen machte ihm 1678 ein Ende. Die Franzosen gewannen durch denselben einen Theil der spanischen Niederlande, und die Festung Freiburg. Der Kurfürst von Brandenburg aber, der Stralsund, Greifswalde und die Insel Rügen den Schweden abgenommen hatte, mußte ihnen, als Bundesgenossen der Franzosen, alles wieder herausgeben.

Auf solche Art hatte sich der König von Frankreich drei lästiger Feinde entledigt: der Niederländer, der Spanier, des Kurfürsten von Brandenburg. Fest überzeugt, daß ihnen

die Lust, sich in einen neuen Krieg zu mischen, vergangen seyn würde, machte er nun mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche desto weniger Umstände. Zwar hatte er auch mit diesen Frieden geschlossen; er sah ihn aber nur als einen Waffenstillstand an, den er benutzen müßte, neue Kräfte zu sammeln. Schon drei Jahre darauf (1681) nahm er, unter einem elenden Vorwande, mitten im Frieden vollends alle Städte weg, die sich das deutsche Reich in Elsaß vorbehalten hatte, und bemächtigte sich vorzüglich der wichtigen Festung Straßburg, die er im September 1681 schnell überrumpeln und durch Drohungen zwingen ließ, sich an ihn zu ergeben. — Von jener Zeit blieb diese schöne Stadt, an der Karl V. mehr gelegen war, als an Wien selbst, für das deutsche Reich verloren. Ein anderer gefährlicher Krieg, den Ludwig XIV. anfachen half, setzte den Kaiser außer Stand, seine Macht gegen die Franzosen zu kehren.

Die Türken belagern Wien. (1683.)

Die Ungarn wurden nämlich von den kaiserlichen Statthaltern hart gedrückt; sie suchten sich daher, wie einst die Schweizer, von der österreichischen Herrschaft unabhängig zu machen. Allein ihr Aufstand kostete vielen Magnaten (Grossen), einem Frangipani, Nadasti, und andern mehr, das Leben, bis sich endlich Graf Emmerich von Tökely an die Spitze der Mißvergnügten stellte, und sich von dem türkischen Kaiser gegen einen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erklären ließ. Um ihn zu unterstützen, rückte ein 200,000 Mann starkes türkisches Heer in Ungarn ein, drang bis nach Oesterreich vor, und belagerte im Jahre 1683 die Stadt Wien.

Der kaiserliche Hof, und einige tausend Bürger, entflohen bei der Annäherung der Türken auf das eiligste nach Linz. Die übrigen blieben ihrem Schicksale überlassen. Zum

Glück für sie hatten sich die Feinde zu lange auf ihrem Wege mit Ausplünderung der Dorfschaften und adelichen Schlösser aufgehalten, und dem Herzog von Lothringen, der das kaiserliche Heer und die Reichstruppen befehligte, Zeit gelassen, 12,000 Mann Besatzung in die Stadt zu legen. Auch konnte der polnische König Sobiesky, ein Bundesgenosse Leopolds, indessen seine Anstalten gegen die Feinde treffen.

Die Türken berannten Wien, plünderten zwei Monate lang alle Umgebungen aus, und machten unzählige Angriffe, die sämmtlich tapfer abgeschlagen wurden. Der Herzog von Lothringen beobachtete sie nur aus der Ferne, und erwartete mit Sehnsucht die Ankunft des polnischen Königs. Endlich, da die Stadt schon im Begriffe war, sich zu ergeben, erschien Sobiesky mit 12,000 Reitern und 3000 Mann Fußgängern, vereinigte sich mit dem Herzoge, und beide gemeinschaftlich griffen die Türken in ihren Verschanzungen mit so viel Muth und Entschlossenheit an, daß am Ende ein panischer Schrecken sich unter dem zahlreichen Heere der Barbaren verbreitete, die mehr als zweimal so stark waren. Sie ließen, bei einbrechender Nacht, ihr ganzes Lager und alle Kriegsvorräthe im Stiche, und suchten nur ihr Leben allein zu retten. —

Die Sieger machten eine unermeßliche Beute; sie wurde auf mehr als zwanzig Millionen angeschlagen. In der Kriegskasse allein fanden sich über zwei Millionen. Das Zelt des geschlagenen Großveziers — Kara Mustapha war sein Name — soll mit dem, was es enthielt, über 400,000 Thaler werth gewesen seyn. — Dieser glorreiche Tag war der 12. September 1683.

Die Türken hatten auf ihrem Zuge fürchterlich gewüthet; 87,000 Menschen waren von ihnen als Sklaven fortgeschleppt worden. Es befanden sich unter diesen Unglücklichen über 50,000 Kinder, 6000 Männer, 11,000 Weiber, und 15,000 Mädchen, mit Einrechnung von 204 Gräfinnen, Baroneſſen und andern adelichen Fräulein.

Die Türken hauseten hierauf noch sechs Jahre lang in Ungarn, verloren aber einen Platz nach dem andern. Am 12. August 1687 wurden sie von dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen bei Mohacz gänzlich geschlagen, und diesen Zeitpunkt benützte der Kaiser, die Ungarn wieder, durch die Abstellung ihrer Beschwerden, mit sich auszusöhnen. Die Magnaten leisteten dagegen Verzicht auf ihr Wahlrecht, und so wurde Ungarn ein Erbreich des österreichischen Hauses.

Greuliche Verheerungen der Pfalz am Rhein durch die Franzosen. (1689.)

Noch viel wüthender als die Türken, verheerten einige Jahre später die Franzosen einen Theil von Deutschland; die rohesten Barbaren schienen menschlich im Vergleich mit ihnen. —

In den Erbstreitigkeiten, zu welchen der Tod des Kurfürsten von Köln Veranlassung gab, fand Ludwig XIV. eine höchst erwünschte Gelegenheit, mit Deutschland wieder einen neuen Krieg anzuspinnen. Er warf sich zum Beschützer der unterdrückten Schwächern auf, machte zugleich im Namen seiner Schwägerin Charlotte, einer Prinzessin von der Pfalz, Gemahlin seines Bruders, des Herzogs Philipp von Orleans, Anspruch auf die Besitzungen des im Jahre 1685 ohne männliche Leibeserben verstorbenen Kurfürsten Karl II. von der Pfalz, und brach im Jahre 1688 mit seinem wilden Heeresschwarm in die deutschen Rheinländer ein. Wenn ich sage Er, so verstehe ich immer dabei seine Generale, denn Ludwig führte alle Kriege von seinem Kabinette aus, an der Seite seiner Maitressen und Höflinge. In kurzer Zeit bemächtigte sich sein Heer, das von keinem Feinde gehindert wurde, einer Menge pfälzischer und anderer Städte. Speier,

Worms, Mainz waren die ersten, dann folgten Philippsburg, Frankenthal, und noch viele andere. Sie drangen bis nach Franken und Schwaben vor, setzten sich in Besitz der Stadt Stuttgart, und ließen die Stadtmauer schleifen. Die Dörfer wurden geplündert, und alle Städte mußten, wie sich von selbst versteht, unerschwingliche Brandschatzungen erlegen.

Indeß der Kaiser und die Reichsfürsten ihre Truppen gegen die Franzosen zusammen zogen, wurde Ludwig XIV. selbst, auf einer andern Seite, von den Engländern, Spaniern und Niederländern hart geängstiget. Die Deutschen frohlockten darüber, und hofften nun ihrer Feinde bald los zu werden. Wirklich hielten die Franzosen für rathsam, sich wieder zu entfernen; allein ihr Rückzug war schrecklich (1689). Um den Deutschen, von denen sie sich nichts Gutes versprachen, einen Einbruch in Frankreich unmöglich zu machen, brannten sie, auf Befehl ihres Königs, oder vielmehr seines unmenschlichen Kriegsministers Louvois, alle Städte und Dörfer in der rheinischen Pfalz nieder. Ihre Mordbrennereien an der Saar im vorigen Kriege waren nichts gegen diese. Seit Attila's Zeiten hatte man nie mit so kalter Grausamkeit gegen die wehrlosen Bewohner der Städte und des flachen Landes wüthen sehen. Man brannte, mordete und plünderte, nicht weil man durch Widersetzlichkeit oder Treulosigkeit dazu war gereizt worden, sondern blos allein, weil es von dem Kriegsminister so befohlen war. Von dem Brigadier Melac wurden von Heidelberg aus Reiterabtheilungen zum Niederbrennen der Städte mit eben derselben Gleichgültigkeit, wie zum Fouragieren, ausgeschickt. Umsonst fielen die unglücklichen Einwohner mit gerungenen Händen auf die Kniee vor den Mordbrennern nieder; umsonst war ihr Bitten und Flehen; sie wurden ausgeplündert, zerstreut, mitten im Winter auf das freie Feld hinaus gejagt, dem Mangel und der Verzweiflung preis gegeben. Die Stadt Heidelberg selbst steckte man an mehreren Orten in Brand. Zu Mannheim wurden die Bürger gezwungen, die Festungswerke ihrer

Stadt niederreissen, und viele öffentliche und Privatgebäude in die Luft sprengen zu helfen. Die halbe Stadt lag im Schutt, was übrig war, wurde den Flammen preis gegeben, und in einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt. Nicht besser erging es den Städten Offenburg, Kreutznach, Ladenburg, Oppenheim, Germersheim, Bruchsal, Pforzheim, Baden, Rastatt, und einer Menge anderer, die ich nicht alle nennen kann; der unzähligen Dörfer nicht zu gedenken. Sie wurden sämmtlich dem Erdboden gleich gemacht. Die wohlhabendsten Einwohner hatten alles verloren, und gingen als Bettler einher. In den Städten Speier und Worms mußten sie alle ihre Schulden nach Holland, Köln, Frankfurt, Nürnberg auf das genaueste angeben, und geschehen lassen, daß sie zum Besten der französischen Kriegskasse eingezogen wurden. Wie die Mannheimer nöthigte man sie, ihre eigenen Festungswerke schleifen zu helfen. Es wurde ihnen ihr letzter Kornvorrath abgenommen, und ihnen, als sie kein Geld und keine Lebensmittel mehr hatten, die Häuser über dem Kopfe angezündet. Nach der Einäscherung der Städte durchwühlten die raubgierigen Franzosen noch die Schutthaufen, und drangen bis in die Gräber des Doms zu Speier, wo sie zwei silberne Särge mit den Leichnamen längst verstorbener Kaiser fanden. Einer davon enthielt die Gebeine des unglücklichen Heinrichs des Vierten, dessen hartes Schicksal ihm selbst im Grabe keine Ruhe gönnte.

Noch sieben Jahre wüthete der Krieg fort. Er würde für die Deutschen einen höchst unglücklichen Ausgang genommen haben, wenn Ludwig XIV. seine ganze Macht gegen sie hätte anwenden können, denn es herrschte unter den deutschen Fürsten und ihren Heerführern nichts als Zwietracht, allein zu ihrem Glücke wurde er zu sehr durch andere Feinde beschäftigt. Des langen Kampfes müde, oder vielmehr voll Verlangen, seine erschöpften Kräfte zu einem neuen furchtbaren Kriege zu sammeln, verglich er sich endlich (1697) durch einen Friedensvertrag zu Ryswyk (einem holländischen Dorfe,

zwischen dem Haag und Delft) mit den Niederländern, Engländern und Spaniern, und endlich auch mit dem deutschen Kaiser und dem Reiche, an welche er Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg zurück gab.

Die Ursache dieser Nachgiebigkeit war der nahe Tod des damaligen spanischen Königs Karls II., nach welchem Spanien an Oesterreich fallen sollte, was aber Ludwig XIV. zu verhindern trachtete, weil er selbst Absichten auf das schöne Land für einen seiner Enkel hatte. Wirklich entschlief Karl II. am 1. November 1700, und nach seinem Tode loderte ein neues furchtbares Kriegsfeuer auf.

Ehe ich die Geschichte dieses Krieges beginne, habe ich noch zu bemerken, daß in eben diesem Jahre 1699 der Herzog von Braunschweig Lüneburg mit der neunten Kurwürde belehnt, und schon früher, nach der Einäscherung der Stadt Speier, das Reichskammergericht von dort nach Wetzlar verlegt wurde, wo es bis zu Auflösung des deutschen Reichsverbandes geblieben ist.

Der spanische Erbfolgekrieg. (1700.)

Mit Karl II. war die spanische Linie des Hauses Oesterreich ausgestorben; noch aber blühete auf dem römischen Kaiserthrone die andere deutsche Linie, die nunmehr gegründete Ansprüche auf den spanischen Thron machen konnte. Ihr müßt euch nämlich erinnern, daß Karl V. zugleich deutscher Kaiser und König von Spanien war; und daß er vor seinem Tode das Königreich Spanien seinem Sohne Philipp II. übergab, die österreichischen Erblande und die Kaiserwürde aber seinem Bruder Ferdinand I. überließ. Von Ferdinand lebten noch männliche Nachkommen, und Kaiser Leopold war einer; von Philipp II. war aber nach Karls II. Tode kein männlicher Sprosse mehr vorhanden, denn dieser

Karl war kinderlos gestorben. Von Rechtswegen hätte nun Spanien, mit allen dazu gehörigen Ländern, an die österreichische Linie fallen sollen; allein der an Geist und Körper schwache Karl II. glaubte, er könne über die spanische Monarchie, wie über ein Bauerngut, durch ein Testament verfügen, und ließ sich durch den französischen Gesandten bereden, den Herzog Philipp von Anjou, Enkel des französischen Königs Ludwigs XIV. und einer spanischen Prinzessin, Maria Theresia, Tochter Philipps IV. von Spanien, zum Erben einzusetzen. Die ganze Welt war erstaunt, als dieses Testament, von dem Niemand etwas wußte, ganz unvermuthet zum Vorschein kam. Ludwig hatte sich immer so feindlich gegen Karl II. benommen, und ihn mit solchem Uebermuthe behandelt, daß Jedermann überzeugt war, es sey sein letzter Wille durch Intriguen erschlichen worden. Es ist auch wahrscheinlich, daß Ludwig XIV. kein Geld gespart haben wird, die Umgebungen des sterbenden Königs auf seine Seite zu bringen. Wir wissen ja schon, daß Bestechungen seine gewöhnlichsten Mittel waren, ungerechte Zwecke zu erreichen. Er hatte in seinen Kriegen mit Kaiser Leopold den Fürsten Lobkowitz und den General de Souches mit Gold gewonnen; er brachte in der Folge den Minister des Herzogs von Mantua, und viele brittische Parlamentsglieder, mit Gold auf seine Seite, die französischen Geschichtsschreiber gestehen es selbst; er wird also auch hier dieses leichte und beliebte Mittel nicht vernachläßiget haben. Genug, er bedachte sich nicht lange, und nahm für Herzog Philipp von Anjou, nach Karls II. Tode, Besitz von Spanien. Schon im Jahre 1701 trat der Herzog, unter dem Namen Philipp V., die Regierung an.

Ich darf nicht vergessen, zu bemerken, daß der Herzog von Anjou ein Enkel des verstorbenen Königs Karl von dessen Schwester war; aber Kaisers Leopold Sohn, der Erzherzog Karl, war auch sein Enkel von einer andern Schwe-

ster*). Allein, wo ein Testament spricht, da gilt keine Verwandtschaft; wo aber Hausverträge oder Staatsgrundgesetze vorhanden sind, da ist kein Testament gültig, das denselben zuwider läuft.

Kaiser Leopold traf sogleich Anstalt, seine Rechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Er stellte ein Heer von 70,000 Mann in das Feld, und es fanden sich mächtige Bundesgenossen, die ihn mit Nachdruck unterstützten. Die deutschen Fürsten vereinigten ihre Heere mit den seinigen; die Holländer stellten über 100,000 Mann Soldaten und Matrosen; England versprach erst nur 40,000 Mann und seine Flotten; im zweiten Jahre gab es 50,000 Mann, und am Ende vermehrte es sie gegen 200,000 Mann. Auch in Spanien hatte Oesterreich einen bedeutenden Anhang. Vierzehn Jahre lang wüthete der verderbliche Krieg. Man schlug sich in Deutschland, in Italien, in Spanien, in Frankreich, in den Niederlanden, man kämpfte zu Wasser und zu Lande: allenthalben floß Blut in Strömen.

Erwartet nicht, daß ich euch alle Ereignisse dieses langen und mörderischen Kriegs erzähle; nur einige der größten und merkwürdigsten Schlachten und des Ausgangs der Fehde will ich gedenken, und damit die Schilderung der vornehmsten Feldherren verbinden, die dabei ihre Namen verewigten.

Die Schlacht bei Höchstädt oder Blindheim. Prinz Eugen. Marlborough. (1704.)

Die Schlacht bei Höchstädt (unweit Donauwörth in Bayern) wurde im Jahre 1704, vier Jahre nach Karls II. Tode, geschlagen. Sie ist besonders deswegen merkwürdig,

---

*) Die eine von diesen Schwestern war nämlich an Ludwig XIV., die andere an Kaiser Leopold vermählt gewesen.

und in die Verordnung der Hospitäler und Institutionen der Barmherzigkeit.

Auf der einen Seite des Hofes sind die Gebäude für Capitän Generale und für Beamte, auf der andern die Wohnungen für Soldaten und Sklaven. Die Gebäude sind sehr geräumig, die Zimmer hoch und luftig, die Fenster mit Jalousien und Gitterwerk versehen, und die Thüren sind so angebracht, daß sie einen Durchzug der Luft gestatten. Die Wohnungen der Soldaten und Sklaven sind ebenfalls sehr luftig und von hoher Bauart.

Die Gebäude für die Beamten wurden von Martinez Navarro, dem Vorgänger des jetzigen Capitän Generale, Manuel Gayangos, der an Stelle Navarro's zum ersten Alcalden ernannt wurde, errichtet. Sie sind sehr geräumig und bequem, und ihre Einrichtung ist eine sehr gute. Die Wohnungen der Soldaten und Sklaven sind ebenfalls geräumig. Die Kosten für Errichtung der Gebäude und der Einrichtung betrugen 1833 Dollars. Für das Jahr 1834 sind 1000 Dollars für Reparaturen und Verbesserungen angewiesen, und für 1835 sind 2000 Dollars dafür angewiesen. Dieselben Summen sollen auch in den folgenden Jahren angewiesen werden. Die Gebäude sind so geräumig, daß sie 1000 Personen aufnehmen können. Die Hospitäler und Institutionen der Barmherzigkeit sind sehr gut eingerichtet, und die Kranken werden mit großer Sorgfalt behandelt. Die Hospitäler befinden sich in der Stadt Havana, und sind sehr gut eingerichtet.

HAKKA OLIVER SLOG DEN ENGELSKE VED STANDARD VED DEN BERØMTE MARSTRAND-TALLOET.

Digitized by Google

werden diejenigen ausnehmen, die die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen.

Dieser Herzog von Marlborough war ein Mann einzig in seiner Art. Seit dem Jahre 1702 befehligte er die englischen und holländischen Truppen. Er herrschte über die damalige englische Königin Anna und über das Parlament. Mitten im Kriegsgetümmel behielt er seinen hellen Blick und seine Kaltblütigkeit. Im Sommer war er der weiseste und tapferste Feldherr, im Winter der gewandteste und thätigste Unterhändler. Sein Streitgenosse, der Prinz Eugen, wurde von gleichem Eifer belebt; nie endete er einen Feldzug, ohne sogleich zu Wien selbst wieder Anstalten zu den folgenden zu machen. Diese beiden großen Männer fochten bald gemeinschaftlich, bald einzeln; immer aber lebten und wirkten sie zusammen in dem schönsten Einverständniß. Die Plane zu ihren Feldzügen blieben unter ihnen das tiefste Geheimniß; erst in dem Augenblick der Ausführung erfuhren ihre Untergebenen so viel sie zu wissen brauchten. Marlborough hatte die Kriegskunst unter dem berühmten französischen General Turenne als Freiwilliger erlernt. Die Soldaten nannten ihn nur den schönen Engländer; nach der Schlacht bei Blindheim war aber ganz Europa geneigt, ihn den großen Engländer zu nennen. Seine Königin und das Parlament belohnten ihn königlich für den errungenen Sieg. Es wurde ihm, auf einem seiner schönsten Landgüter, auf Kosten des Staats ein prächtiger Pallast erbaut, der den Namen Blindheim (Blenheim) erhielt. Die Wände waren mit Gemälden und Tapeten geschmückt, welche einzelne Scenen aus der gewonnenen Schlacht vorstellten. Er erhielt Dankadressen von den Kammern des Parlaments und den Städten des Königreichs. Von dem Kaiser wurde er in den Reichsfürstenstand erhoben u. s. w.

Eben so nachdrücklich als bei Höchstädt, wurden die Franzosen (1708) unter Vendome, und dem Herzoge von Bourgogne bei Oudenarde (in den Niederlanden an

der Schelde) geschlagen. Ihre Ueberwinder waren wieder Marlborough und Prinz Eugen. Ganze Regimenter mußten sich ergeben; gegen 8000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde. — Aber die mörderischeste Schlacht im ganzen Kriege war die bei Malplaquet, einem Dorfe in den Niederlanden bei der Stadt Mons (1709). Beiden Theilen zusammen kostete sie 33,000 Menschen. Die Franzosen hatten eine sehr vortheilhafte Stellung und einen trefflichen Heerführer, den Feldmarschall Villars. Seine Klugheit und Tapferkeit vermochten aber nichts gegen einen Eugen und Marlborough, die nie eine Schlacht verloren hatten. Er wurde geschlagen, und mußte sich, am Knie verwundet, aus dem Treffen tragen lassen.

Erst vier Jahre darauf, 1713, nahm dieser blutige Krieg zwischen Frankreich, England und Holland, durch den Frieden von Utrecht, und ein Jahr später, 1714, auch zwischen Frankreich, und Kaiser und Reich, durch den Rastädter und Badener Frieden ein Ende.

Ungeachtet so vieler glänzender Siege der Verbündeten, behielt Philipp V. (Ludwigs XIV. Enkel) das Königreich Spanien. Dafür trat Frankreich an England die Hudsonsbai und Neufoundland ab. Preussen, das ebenfalls Antheil an dem Kriege genommen hatte, bekam einen Theil von Geldern. Savoyen erlangte eine Reihe trefflicher Festungen gegen Frankreich, und die Insel Sicilien, die es nachher mit Sardinien vertauschen mußte, unter dem Titel eines Königreichs. Die Holländer mußten die besten der eroberten Festungen wieder heraus geben, und wurden schlecht entschädigt. Nicht viel glücklicher war der Kaiser in dem Frieden zu Baden. Er erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua. Frankreich gab auch alle seine Eroberungen am Rhein zurück. Dagegen mußten die Kurfürsten von Bayern und Köln, die in die Reichsacht verfallen waren, in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt werden. — Ganz Spanien, mit den dazu gehörigen reichen

Besitzungen in America und in Ostindien, ging durch diesen Friedensschluß für das Haus Oesterreich verloren.

Kaiser Leopold erlebte nicht das Ende des Krieges. Er war schon 1705 gestorben.

Joseph I. (1705—1711.) Karl VI. (1711—1740.)

Joseph I., Leopolds Sohn, ein Fürst voll Sanftmuth, Gerechtigkeit, Mitleid, Großmuth und Thätigkeit, hatte alle Anlagen zu einem, wo nicht der größten, doch der besten Regenten; er saß aber nicht länger als sechs Jahre auf dem kaiserlichen Throne. Schon in seinem drei und dreißigsten Lebensjahre, und im sechsten seiner Regierung, starb er an den Kinderpocken (1711). Sein Nachfolger war Karl VI., sein Bruder, und Kaisers Leopold zweiter Sohn.

An diesem jüngern Sohn, Karl, hatte Vater Leopold schon gleich Anfangs alle seine Rechte auf die spanische Monarchie abgetreten, weil England, Holland und die andern Mächte nicht wollten, daß die beiden Kronen von Spanien und Oesterreich auf einem Haupte vereinigt werden sollten. Karl wurde daher schon 1703 in Wien als König von Spanien ausgerufen, und das Jahr darauf landete er mit einem Truppenkorps, das von einer englischen Flotte übergesetzt wurde, in Catalonien. Er bemächtigte sich der Stadt Barcellona, und drang zweimal bis nach Madrid vor, wurde aber wieder vertrieben. Noch saß er im Jahr 1711 zu Barcellona, als er die unerwartete Nachricht von dem Tode seines Bruders Joseph I. erhielt. Er war nun der nächste Erbe in den österreichischen Staaten, die er nicht erst mit einem Kriegsheere zu erstreiten brauchte. Unverzüglich eilte er daher über Italien nach Deutschland zurück, wo er inzwischen, auf Antrieb des Prinzen Eugen, zum Kaiser erwählt war. Erst unter seiner Regierung wurde 1713 der

Utrechter und 1714 der Rastadter und Badner Friede geschlossen, dessen Inhalt uns bereits bekannt ist.

Schon das folgende Jahr nach diesem Frieden wurde Karl VI. in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Er hielt nämlich für rathsam, sich der Nachbarstadt Venedig anzunehmen, die von ihnen bedroht wurde. Der tapfere Eugen schlug so muthig auf die Muselmänner los, daß sie in dem Frieden von Peterwardein Servien, mit der Stadt Belgrad und Temeswar, abtreten mußten.

Karl VI. hatte keinen Sohn, nur eine Tochter, Maria Theresia. Ihm war daher um das Schicksal seiner Staaten nach seinem Tode bange. Um die Nachfolge in denselben dieser Tochter zu sichern, machte er eine Verordnung, unter dem Namen der Pragmatischen Sanction, zu deren Annahme und Gewährleistung er alle Fürsten Europa's zu bestimmen suchte. Es gelang ihm auch ohne große Mühe; nur der Kurfürst von Bayern, als nächster männlicher Erbe der österreichischen Länder, verweigerte standhaft seinen Beitritt. Wie wenig auch dem Kaiser die Annahme der andern Mächte zu Statten kam, wird sich bald ergeben.

Aller Sorgen für einen Theil seiner Staaten wurde er durch seine Feinde überhoben, die ihm erst Neapel und Sicilien, dann die Wallachei, Servien und die Stadt Belgrad abnahmen. Neapel und Sicilien gingen an die Spanier verloren, Servien mit Belgrad und die Wallachei an die Türken. Mit Spanien und Frankreich entstand nämlich ein blutiger Krieg über die Erbfolge im Königreich Polen. Karl VI. nahm sich des Sohnes des im Jahr 1734 verstorbenen Königs August II. an; Frankreich und Spanien aber unterstützten den ehemaligen polnischen König Stanislaus Leczinski. Dieser Krieg endigte sich mit dem Verluste jener schönen italienischen Besitzungen. Zu dem Kriege mit den Türken, 1737, gab Karls VI. Verbindung mit Rußland Veranlassung. Es führte ihn nicht der Prinz Eugen, sondern der Feldmarschall von Seckendorf. Nach

drei unglücklichen Feldzügen mußte jener nachtheilige Friede geschlossen werden. Karl VI. überlebte ihn nicht lange. Er starb am 20. October 1740.

Die Könige von Preußen. Friedrich I. (1701 — 1713.)

Die Könige von Preußen stammen nicht aus einem alten Königshause; erst unter Kaiser Leopold wurde der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg mit der königlichen Krone geschmückt. Er versprach dem Kaiser, wenn er ihn als König anerkennen wolle, 10,000 Mann auf eigene Kosten zu dem spanischen Erbfolgekrieg zu stellen, und auf alle Hülfsgelder, die er noch von Oesterreich zu fordern hatte, Verzicht zu leisten; dabei übernahm er auch noch andere Verbindlichkeiten, wofür ihm Leopold die Ehre, nach der er geizte, gar wohl zugestehen konnte. Auch die meisten andern Mächte gaben ihre Zustimmung, und so wurde denn am 18. Januar 1701 die Krönung zu Königsberg mit dem größten Gepränge vorgenommen. Nach dem glänzenden Einzug der kurfürstlichen Familie und ihres Gefolges, rief ein Herold in allen Straßen ihre Erhebung zur königlichen Würde aus. Von den Großen seines Hofes und den Gesandten der andern Mächte umgeben, setzte hierauf Friedrich, unter dem Namen Friedrich I. König von Preußen, die Krone erst sich selbst, und dann seiner vor ihm knieenden Gemahlin auf. Er saß dabei auf einem prächtigen Throne, angethan mit einem rothen Mantel, auf dem eine Menge goldener Adler und Kronen gestickt waren; in der einen Hand hielt er das Scepter, in der andern den Reichsapfel, und die goldene Krone saß auf einer ungeheuern Alongeperücke, die ihm über die Schultern herab wallte. Sein Sohn und seine Brüder waren die ersten, die ihm knieend den Huldigungseid leiste-

ten; dann kamen die Großen des Hofes. In feierlichem Zuge begab sich hierauf das königliche Paar mit seinem ganzen Gefolge zur Kirche, wo die Salbung vorgenommen und die Krönung wiederholt wurde, wobei, wie billig, Musik, Gesang und Kanonendonner, und am Ende ein königlicher Schmaus den merkwürdigen Tag noch mehr verherrlichte. Der Aufwand, den die Pracht bei dieser Krönung erforderte, soll sich über sechs Millionen Thaler belaufen haben.

Friedrich I. vergrößerte den preußischen Staat nicht durch Eroberungen, wohl aber durch Erbschaften und Kauf. Die Stände des Fürstenthums Neufchatel und Valangin in der Schweiz, wählten ihn freiwillig zum Regenten. Er stiftete die Universität Halle, und verschönerte die Stadt Berlin mit einer Menge Prachtgebäude, errichtete auch in derselben eine Akademie der Wissenschaften, und eine Maler- und Bildhauerakademie. — Andere Thaten lassen sich nicht von ihm rühmen, wohl tadelt man an diesem Könige die Gefühllosigkeit, womit er zur Befriedigung eitler Prachtliebe seine Unterthanen mit drückenden Steuern belastete. Er starb im Jahr 1713, zur Zeit Karls VI.

Friedrich Wilhelm I. (1713 — 1740.)

Ganz anders als Friedrich I. dachte sein Sohn Friedrich Wilhelm I., der ihm, erst 25 Jahre alt, in der Regierung folgte. Die Schatzkammer, die der Vater durch unüberlegte Verschwendung geleert hatte, füllte der Sohn wieder durch weise Sparsamkeit. Er brauchte nicht zu seiner Bedienung 100 Kammerherren, wie Friedrich I.; zwölf waren ihm mehr als genug. An seiner Tafel begnügte er sich mit Hausmannskost; seine ganze Lebensweise war mehr bürgerlich als königlich. Die Uniform seines Regiments machte er zu seinem Haus- und Prachtkleide, und man erzählt von ihm, daß er, beliebter Sparsamkeit wegen, sogar

die Knöpfe von einem Rock auf den andern setzen ließ. Friedrich Wilhelm galt für den besten Haus- und Staatswirth in Europa. Freilich wurden, über seine Art zu sparen, gar manche bittere Glossen gemacht; allein die Lästerzungen mußten schweigen, als die ganze Welt Zeuge von dem edlen Gebrauch war, zu welchem er seine Ersparnisse verwendete. Er ließ abgebrannte Städte wieder aufbauen, andere vollenden, vergrößern, verschönern. Es wurden Fabriken angelegt, um dem Nährstande aufzuhelfen; Dorfschulen, um die Jugend auch auf dem Lande zu bilden, Armen- und Waisenhäuser, um die Kinder der Soldaten und anderer dürftiger Aeltern zu versorgen. In zehn Jahren wurde von ihm ein Aufwand von mehr als 5 Millionen Thaler nur allein für neue Kolonisten gemacht, durch die er das unter der vorigen Regierung durch die Pest ganz verödete Litthauen wieder zu bevölkern suchte. Aus dem Salzburgischen allein nahm er achtzehn tausend fleißige Einwohner auf, die von ihrem fanatischen Erzbischof, der Religion wegen, gedrückt und vertrieben wurden. Und statt seine Unterthanen zu allen diesen Ausgaben mit neuen Auflagen zu beschweren, erließ er ihnen einen Theil der alten. Ihr werdet vielleicht glauben, er habe, um dieß möglich zu machen, die Hälfte seines Heeres abgedankt; allein keineswegs; er vermehrte es vielmehr von 40,000 auf 70,000 Mann; doch vor Kriegen hütete er sich, so sehr es ihm möglich war. Zwar wurde er in eine kurze Fehde mit Schweden verwickelt; aber er gewann dabei, ohne große Aufopferungen, den besten Theil von Schwedisch Pommern. Seine Soldaten waren Muster gut geübter Truppen. Durch den Prinzen Leopold von Dessau wurden sie so weit gebracht, daß ein preußisches Regiment dreimal schneller feuerte, als ein anderes. Dieses trefflich geübte Heer kam Friedrich Wilhelms Nachfolger sehr wohl zu statten. Eben so ersprießliche Dienste leistete ihm ein Schatz von beinahe neun Millionen Thaler, den er ihm hinterließ.

Friedrich Wilhelm I. hatte zwei Seiten; ich habe ihn euch bis jetzt von der schönen geschildert; von der andern nahm er sich bei weitem nicht so gut aus. Er besaß ein hitziges, aufbrausendes Temperament, und war ein rauher, harter, wilder Soldat. Der geringste Widerspruch reizte ihn bis zu Thätlichkeiten. Ein kurzes: Raisonnir er nicht, das er mit barscher Stimme an seine Leute hin schnarrte, machte bald jeder Einrede ein Ende. Gar manche, die ihn zur Unzufriedenheit reizten, hatten die Gewalt seines Stocks und seiner königlichen Fäuste zu empfinden. Selbst in Stunden der Andacht war er nicht frei von den Aufwallungen wilder Leidenschaftlichkeit. Er ließ sich einmal von seinem Kammerdiener, kurz vor dem Schlafengehen, das Abendgebet vorlesen, am Ende folgte der Segen. Der Kammerdiener las: «der Herr segne Sie und behüte Sie,» so heißt es nicht, fuhr ihn der König an. Er las nochmals «der Herr segne Sie und behüte Sie,» es heißt nicht so, schrie der König lauter und stärker. Zitternd fing der Kammerdiener zum drittenmal an, «der Herr segne Sie und behüte Sie,» ich sage dir aber, es heißt nicht so, brüllte der König ihn an; uns, uns, uns, heißt es; weißt du denn nicht, verdammter Schurke, indem er ihm die Nachtmütze ins Gesicht warf, daß wir vor Gott beide, du und ich nichts weiter als Hundsfötter sind? — Auf gleiche Art war er der Tyrann seiner Kinder und seiner ganzen Familie; alles zitterte vor ihm, gewöhnte sich aber nach und nach zu sclavischem Gehorsam.

Ein so rauher Krieger konnte wenig Sinn für Wissenschaften und schöne Künste haben. Die Gelehrten waren ihm Pedanten, die er mit solcher Geringschätzung behandelte, daß er seinen Hofnarren zum Präsidenten der Berliner Societät der Wissenschaften machte, und einmal auf der Universität zu Frankfurt an der Oder den Satz vertheidigen ließ, daß alle classischen Schriftsteller der Römer und Griechen nichts weiter als Saalbader und Narren gewesen seyen.

Sämmtliche Professoren wurden zu dieser schönen Disputation eingeladen, und wenn sie nicht kamen, von seinen Korporälen abgeholt und in den Hörsaal getrieben.

Unter die Zahl seiner Schwachheiten gehörte die Freude, die er an seinem Leibregiment hatte, das aus lauter Riesen bestand. Er verwendete, ungeachtet seiner Scheu vor unnöthigen Ausgaben, die ansehnlichsten Summen darauf. Wenn irgendwo von seinen Werbern ein Mensch von ungewöhnlicher Größe, er mochte Inländer oder Ausländer, Bürger, Bauer oder Student seyn, ausgespäht wurde, so mußte er ihn haben. Kein Mittel, weder Geld, noch List und Gewalt wurde unversucht gelassen; selbst in ihren Häusern und in ihren Betten waren solche Leute nicht sicher. Von den preussischen Werbern wurden wahre Menschendiebereien getrieben und empörende Gewaltthätigkeiten begangen. Sie hätten vor allen andern die strenge Justiz verdient, die Friedrich Wilhelm an den gemeinen Hausdieben ausüben ließ, die, ohne Umstände vor dem Hause, wo sie gestohlen hatten, aufgeknüpft wurden.

Von Podagra und Gichtschmerzen gequält, gab Friedrich Wilhelm I. schon in seinem 52sten Lebensjahre, 1740, nicht ganz fünf Monate vor dem deutschen Kaiser Karl VI., den Geist auf. Er hinterließ den preußischen Staat, in einem blühenden Zustande, seinem damals 28jährigen Sohne, dem großen Friedrich II.

Friedrich II. (1740 — 1786.)

Friedrich II. war zu Berlin den 24. Januar 1712 geboren, mit Anlagen zu allem Schönen, Guten und Grossen. Schon in seinen frühesten Jahren gefiel er durch seine einnehmende Gesichtsbildung, seinen Anstand, seinen Geist und seine Wißbegierde. Die Erziehung, die er erhielt, war ganz französisch; darum behielt er auch sein ganzes Leben

hindurch eine auffallende Vorliebe für französische Literatur und Kunst. Bis zu seinem siebenten Jahre blieb er unter der Leitung einer würdigen französischen Matrone, der Oberstin Rocoules, dann kam er unter die Hände männlicher Erzieher und Lehrer. Unter letzteren machte ihn besonders ein geistreicher und belesener Franzose, du Han de Jandun, mit den Grundsätzen der schönen Wissenschaften, und den besten prosaischen und poetischen Werken der Franzosen bekannt. Bald entbrannte in dem jungen Prinzen eine leidenschaftliche Liebe zur Lectüre; er ließ über den Büchern alle andere Beschäftigungen liegen. Das Flötenspiel des berühmten sächsischen Tonkünstlers Quanz, der sich im Jahr 1728 an dem Berliner Hofe hören ließ, entflammte auch Friedrichs Liebe zur Musik. Täglich nahm er zwei oder drei Stunden Unterricht, und so wurde er, bei reiferem Alter, selbst ein Meister auf der Flöte, denn alles, was ein Jüngling mit Liebe ergreift, und mit Eifer verfolgt, führt ihn stufenweise weiter, als er hofft. Alle seine Künste und wissenschaftlichen Beschäftigungen mußte aber Friedrich hinter dem Rücken des strengen Vaters treiben, der ihm in seinem Zorn die Flöte zerschlagen und die Lesebücher vernichtet haben würde, wenn er ihn darüber angetroffen hätte. Er wollte einen rohen Soldaten aus ihm bilden, wie er selbst war, nicht einen schön geputzten, eleganten und belesenen französischen Stutzer; darum ließ er ihm auch einmal einen zierlichen Schlafrock von Goldbrocat, den er auf des Prinzen Zimmer entdeckte, ohne Umstände wegnehmen und in das Feuer werfen; und ein andermal wurden ihm, ohne Rücksicht auf seine Thränen, die beiden Haarlocken abgeschnitten. Der harte Vater konnte nicht begreifen, daß sich Liebe zur Eleganz und Sinn für sittliche und literarische Bildung recht gut mit kriegerischem Muthe vereinigen lassen. Friedrich sollte gerade so seyn und leben, wie er; der König ahnete nicht, daß er von diesem Prinzen, den er mit so vieler Tyrannei behandelte, einst in allen Stücken weit übertroffen

werden würde. Kleiner Schulden wegen ließ er ihn oft Tage lang auf die Wache setzen. Das ganze Thun und Wesen seines Sohns mißfiel ihm so sehr, daß er sogar mit dem Gedanken umging, ihm die Thronfolge zu entziehen; und wenig fehlte noch, so hätte er dem, der bestimmt war, der Ruhm und der Stolz der Preußen, ja aller Deutschen, zu seyn, sogar den Kopf abschlagen lassen. Wahrscheinlich wäre es wirklich geschehen, wenn Friedrich Wilhelm an seinem Hofe Blutrichter gefunden hätte, wie Philipp II. in Spanien. —

Wodurch reizte aber der Prinz bis zu einem solchen Grade den Zorn des Vaters? Durch die Anstalten, welche er machte, ihm zu entfliehen. Er sollte sich wider seinen Willen mit einer Prinzessin vermählen, die er nicht kannte und nicht liebte. Diesem Zwange zu entgehen, entwarf er mit zwei vertrauten Freunden den Plan zur Flucht. Von Wesel aus, wohin er seinen Vater auf einer Reise begleitet hatte, wollte er nach Holland, und von da weiter nach England entweichen. Allein durch einen aufgefangenen Brief an seinen Freund Katt zu Berlin, kam der ganze Plan an den Tag. Keith, der zweite Freund, hatte noch Zeit zu entkommen; der Prinz und Katt aber wurden arretirt. Friedrich antwortete kurz und trotzig in den Verhören, die man seinem Feinde, dem General Grumkow, übertragen hatte. Dadurch zog er sich eine noch härtere Behandlung zu. Er wurde nach Küstrin auf die Festung gebracht, wo er in einem Gefängniß mit schlechter Kost vorlieb nehmen, und ohne Messer und Gabel essen mußte.

Gegen die Theilnehmer an seiner Flucht wüthete der König schrecklich. Ein vertrauter Kammerdiener des Prinzen wurde nach Spandau auf die Festung geschickt, und an die Karre geschmiedet. Dem Lieutenant Katt, der ihm zu Berlin in einem leinenen Soldatenkittel vorgestellt werden mußte, riß er eigenhändig das Ordenskreuz von der Brust, und trat ihn mit Füßen; die Prinzessin Friederike Sophie, Frie-

drichs Schwester, und nachherige Markgräfin von Baireuth, die ebenfalls um die Flucht ihres Bruders wußte, bekam Ohrfeigen und Faustschläge ins Gesicht; der König war auch sehr geneigt, sie, wie Katt, mit Füßen zu treten, wenn eine beherzte Kammerfrau sie nicht noch zu rechter Zeit seinen Händen entrissen hätte. — Der Prinz sollte — dieß war des Vaters Wille — nicht als sein Sohn, sondern als desertirender Oberstlieutenant gerichtet und zum Tode verurtheilt werden. Der würdige Generalmajor von Buddenbrock, der mit in dem Kriegsgerichte saß, riß, voll edlen Unwillens über diesen Antrag, seine Weste mit den Worten auf: «Wenn Euer Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.» Auf diese Rede verschloß ihm der König nicht den Mund mit seinem gewöhnlichen: Raisonnir er nicht; nein, er ging vielmehr ein wenig in sich, und seine Stimme wurde weicher. Der Prinz blieb unverurtheilt im Gefängniß; der unglückliche Katt aber mußte, ohne Gnade, und zwar auf des Königs Befehl, zu Küstrin vor den Augen des Prinzen sterben, der aus dem Fenster die Execution mit ansehen sollte. Als man den bejammernswürdigen jungen Mann vor ihm vorbei zum Tode führte, rief Friedrich ihm zu: «Lieber Katt! vergeben Sie mir das Unglück, in das ich Sie gestürzt habe.» «Wenn ich zehn Leben hätte,» erwiederte Katt, «so würde ich sie für meinen Prinzen hingeben.» — Er bestieg hierauf den Bluthügel, und erwartete mit Gelassenheit den tödtlichen Streich.

Der Prinz fiel halb todt von Ohnmacht in Ohnmacht. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, erhielt er einen Besuch von dem Feldprediger Müller, von dem sein Freund zum Tode begleitet worden war. Er hinterbrachte ihm Katt's letzte Worte, tröstete und beruhigte den Prinzen mit so viel Rührung und Theilnahme, und sprach ihm mit so viel Vernunft und Schonung zu, sich dem väterlichen Willen zu unterwerfen, und alles, was geschehen war, als

eine Fügung der Vorsehung zu seiner Besserung anzusehen, daß Friedrich den wackern Mann lieb gewann, ihm sein Vertrauen schenkte, und seinen Rath befolgte. — Der Feldprediger gab dem König Nachricht von den veränderten Gesinnungen des Prinzen, und seiner Bereitwilligkeit, die Wünsche seines Vaters und Königs zu befolgen. Von nun an ging sogleich alles besser, denn wirklich hatte sich Friedrich durch seinen Starrsinn und die trotzige Widersetzlichkeit, die er sich öfters gegen die Verfügungen des Königs erlaubte, viele Unannehmlichkeiten selbst zugezogen. Es wurde jetzt ein Eid von ihm verlangt, daß er sich wegen dessen, was vorgefallen war, an Niemand rächen, sich stets als einen gehorsamen Sohn beweisen, und sich ohne die väterliche Zustimmung nicht verheirathen wolle. Unter dieser Bedingung, die er ohne Widerrede erfüllte, wurde ihm seine Begnadigung zugesagt. Er behielt aber noch lange zu Küstrin Stadtarrest, und durfte nicht nach Berlin kommen. Selbst an dem Hochzeitfeste seiner Schwester mit dem Markgrafen Friedrich von Baireuth, seufzeten die Mutter und das Brautpaar noch vergeblich nach dem heißgeliebten Prinzen, den sie schmerzlich vermißten, als der König, der an diesem Tage von ungewöhnlich guter Laune war, ihn an der Hand führend, unvermuthet in den Saal trat. «Seht ihr, Madame,» sagte er zur Königin, «da ist nun auch der Fritz wieder.» In einem Augenblick lagen Mutter, Schwester und Bräutigam an dem Halse des Prinzen, und bedeckten ihn mit Thränen und Küssen. Es war eine schöne, rührende Scene, an welcher der ganze Hof Theil nahm. Aller Groll hatte nun ein Ende. Das ganze Land jubelte über diese Aussöhnung des Vaters mit dem Sohne, und gab sich den schönsten Hoffnungen hin.

Im Jahr 1733 vermählte sich der Kronprinz nicht nach seiner Neigung, sondern nach dem Willen des Vaters, mit der jungen Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern. Er schätzte und achtete sie, aber er trennte

sich sogleich wieder von ihr, und zog sich von dem Hofe nach dem Lustschloß Rheinsberg, oder vielmehr Rhinsberg zurück, denn es liegt nicht am Rhein, sondern am Flüßchen Rhin in der Mittelmark. Der König hatte dieses Schloß und die Herrschaft Ruppin für ihn gekauft. In einem Kreise auserlesener Freunde und achtungswürdiger Männer, die er sich zu Gesellschaftern wählte, verlebte hier der Kronprinz selige Tage. Er schwelgte in dem Genusse aller Schätze der schönen Literatur, labte sich, voll Sehnsucht, an den hohen Idealen, welche das Leben und die Thaten großer Männer in seiner Seele zurück gelassen hatten, und bereitete sich so auf die ruhmvolle Laufbahn, die er bald betreten sollte. Die klassischen Schriften der Alten kannte er blos aus wässerigen französischen Uebersetzungen. Unter den Schriftstellern seiner Zeit war besonders Voltaire sein Abgott. Er begnügte sich aber nicht, ihn zu bewundern; er suchte ihm und andern nachzueifern. Es sind auch von Friedrich aus jener Periode eine Menge Episteln und andere poetische Versuche vorhanden, die keinesweges unter die schlechtesten Arbeiten französischer Dichter gehören. Ehe er sie dem Druck übergab, mußte immer ein anderer Dichter, gemeiniglich Voltaire, sie ausfeilen, und ihnen die erwünschte Glätte geben, denn die Beobachtung der Schulregeln war nie Friedrichs Sache, niemals brachte er es daher auch nur so weit, daß er orthographisch schreiben lernte. Voltaire beschwerte sich oft gegen seine Freunde über des Kronprinzen schmutzige Wäsche, die er waschen müsse; wenn er aber mit Friedrich von dieser Arbeit sprach, so sagte er lächelnd, wie es einem feinen Hofmann geziemt, er habe nur noch die Pünktchen auf die i zu setzen gehabt. Für deutsche schöne Literatur besaß Friedrich keinen Sinn; er sprach immer mit Geringschätzung davon. Man machte ihm das zum Vorwurf; aber hatten denn vor dem Jahr 1740 die Deutschen eine schöne Literatur? Wäre Friedrich um ein Jahrhundert später geboren worden, so würde er anders davon geurtheilt haben.

Was ihn zu seiner Zeit anekelte, das ist ja auch für uns längst schon ungenießbar geworden. Es gereicht ihm jedoch zum Vorwurf, daß er nie Kenntniß von den ungeheuern Fortschritten nehmen wollte, welche die deutschen Schriftsteller während seiner Regierung machten.

Friedrich lebte zu Rhinsberg den Wissenschaften mit solchem Eifer, daß er versuchte, sich ganz des Schlafs zu entwöhnen, und so sein Leben zu verdoppeln; allein die Natur behauptete ihre Rechte, und er trieb es nicht über vier Tage lang.

Mit seinem königlichen Vater suchte er das gute Einverständniß durch hundert Beweise ungeheuchelter kindlicher Liebe zu erhalten. Er begleitete ihn auf seinen Musterungsreisen, erfreute ihn mit allerlei kleinen Geschenken an Producten aus seinem schönen Garten in Rhinsberg, Melonen, frühen Spargeln, Blumen; auch mit Truthühnern und anderm Geflügel aus seinem Hühnerhofe, was alles mit großem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Daher empfing ihn auch der König in den letzten Tagen seines Lebens, bei dem Besuch, den er von dem Prinzen erhielt, mit väterlicher Herzlichkeit, nannte ihn seinen lieben Fritz, und unterhielt sich täglich mehrere Stunden lang mit ihm ohne Zeugen, bis endlich ihre Aussöhnung vollends durch des Vaters Tod besiegelt wurde.

Von dem Jahr 1740 läuft nun Friedrichs Geschichte eine Zeit lang mit der Geschichte des österreichischen Hauses fort. Gleich nach seinem Regierungsantritt machte er Anstalt, das preußische Heer mit neuen Regimentern zu verstärken. Seine Rüstungen deuteten auf einen Krieg; niemand aber wußte mit Gewißheit, wem es galt, bis die Nachricht von dem am 20. October 1740 erfolgten Tode Kaisers Karl VI. einlief. Schon in dem darauf folgenden Novembermonate setzte sich das preußische Heer gegen Schlesien in Marsch, und nun blieben die Absichten des Königs, sich

dieser schönen Provinz zu bemächtigen, nicht länger zweifelhaft.

Maria Theresia (geb. 1717, † 1780). Karl VII. (1742—1745.) Oesterreichischer Erbfolgekrieg. Erster schlesischer Krieg. (1740.)

Durch den Tod ihres Vaters Karls VI. wurde Maria Theresia, seine Tochter, Königin von Ungarn und Böhmen, und Erzherzogin von Oesterreich. Sie war zu Wien am 15. Mai 1717 geboren, und also damals 23 Jahre alt. Schon in ihrem 19ten Jahre vermählte sie sich mit dem ehemaligen Herzog Franz Stephan von Lothringen, der nun Großherzog von Toscana geworden war.

Es zeigte sich jetzt, nach dem Regierungsantritt dieser Prinzessin, daß ihr Vater weit besser gethan hätte, wenn er ihr die Erbfolge in seinen Staaten nicht durch die pragmatische Sanction, sondern durch ein gutes Heer von einigen hundert tausend Mann, und eine volle Schatzkammer gesichert hätte, denn wo das Interesse in das Spiel kommt, da achten die Großen der Erde selten ihre Verträge. Maria Theresia hatte, mit Ausnahme der Truppen, die in Italien standen, kaum 50,000 Mann, und dieser bedurfte sie noch gegen die Türken in Ungarn. In dem Schatze befanden sich nicht über 100,000 Gulden.

In dieser mißlichen Lage wurde die Königin in Schlesien von dem jungen und kriegslustigen Könige von Preußen angegriffen. In einigen Monaten war die ganze schöne Provinz, bis auf die festen Plätze Brieg, Neisse und Glogau, von ihm erobert. Es schien dieses kein großes Heldenstück, denn Friedrich hatte keinen Feind vor sich, und man war auf einen Angriff nicht gefaßt. Seine Ansprüche auf Schlesien beruheten auf alten Erbverträgen mit den ehemaligen

schlesischen Fürsten. Das Verlangen, seine Staaten zu vergrößern, wie er selbst in den Briefen an seine vertrauten Freunde bekannte, seinen Namen in den Zeitungen, und wo möglich in der Geschichte glänzen zu sehen, war aber die geheime Haupttriebfeder, die ihn in Bewegung setzte. Die ganze Welt war erstaunt über die Kühnheit, womit er es wagte, seine Forderungen gegen das mächtige österreichische Haus geltend zu machen, denn man hatte weder von ihm, noch von seinem starken, aber unerfahrnen Heer, große Begriffe. Desto höhere Erwartungen aber erregte Friedrichs Feldherr Schwerin, der seine Schule in der Kriegskunst unter Marlborough und dem Prinzen Eugen in den Niederlanden gemacht hatte. Bald stand diesem erfahrnen Krieger ein anderer Schüler Eugens, der österreichische Feldmarschall von Neuperg gegenüber, von dem eiligst in Mähren ein Heer zusammengezogen worden war, mit welchem er die von den Preußen blokirte Stadt Brieg zu entsetzen suchte. Am 10. April 1741 begegneten sich beide Heere bei dem Dorfe Mollwitz, und eine Schlacht sollte nun über den Besitz von Schlesien entscheiden; sie begann Nachmittags um zwei Uhr. Die österreichische Reiterei wüthete fürchterlich unter dem preußischen Fußvolk. Die Batterien der Preußen wurden erstürmt, die Kanoniere niedergehauen, die Kanonen gegen die Preußen gerichtet, ihr ganzer rechter Flügel geworfen. Der König besorgte das Schlimmste; er hielt es für rathsam, sich einstweilen zu entfernen, und sich zum Reservekorps des Herzogs von Holstein zu begeben, der bei Strehlen stand. Er ritt so schnell, daß die mitgenommene Bedeckung ihm nicht folgen konnte. In der Stadt Oppeln, wo er in der Nacht ankam, wäre er beinahe gefangen worden; er wußte nicht, daß Oesterreicher darin lagen. Kaum hatte er sich und die Seinigen auf den Zuruf: Wer da! als Preußen zu erkennen gegeben, so knallten ihm durch das Gitterthor Flintenschüsse entgegen. Hätte man ihn eingelassen, so wäre er, wie in einer Falle, gefangen gewesen. So

aber kehrte er auf das eiligste wieder um, und erhielt bald darauf die erfreuliche Nachricht, daß die bedenkliche Schlacht, so eine üble Wendung sie auch anfangs genommen hatte, von seinem wackern Schwerin doch noch gewonnen worden sey. Beschämt und unzufrieden mit sich selbst, eilte er auf das Schlachtfeld zurück, wo er den Feldherrn von zwei Schüssen verwundet fand. Der Prinz Leopold von Dessau hatte die Schlacht geendet.

Bald darauf vereinigten sich mit Friedrich neue mächtige Feinde der jungen Königin, zu dem Untergange derselben. Zuerst ließ ihm Frankreich Vorschläge zu einem geheimen Bündniß machen. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, und am Ende sogar auch Spanien, traten demselben bei. Man hatte im Sinn, sich in den größten Theil der österreichischen Staaten freundschaftlich zu theilen. Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern sollte Oberösterreich, Böhmen, Tyrol, das Breisgau, und die Kaiserwürde; der König von Preußen aber Niederschlesien bekommen; der Kurfürst von Sachsen bat sich Mähren und Oberschlesien, und der König von Spanien Parma und Piacenza aus. Wirklich nahm der Kurfürst von Bayern einen Theil von Oesterreich und das Königreich Böhmen in Besitz. Am 7. Dezember 1741 ließ er sich in Prag zum König ausrufen. Am 24. Januar des folgenden Jahres wurde er auch in Frankfurt am Main zum Kaiser erwählt.

Auf allen Seiten von Feinden gedrängt und geängstiget, suchte Maria Theresia Hülfe bei ihren getreuen Ungarn. Auf einem Reichstage, den sie nach Presburg zusammen berufen hatte, erschien sie in ungarischer Trauerkleidung, mit dem Königsschwerdt umgürtet, und der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ihr halbjähriges Söhnchen, den nachherigen Kaiser Joseph II. auf den Armen tragend, ging sie, langsamen Schrittes, majestätisch durch den Versammlungssaal, bestieg eine Rednerbühne, und hielt in lateinischer Sprache eine eindringende Rede, worin sie den Ständen in den rüh-

rendſten Ausdrücken ihre traurige Lage ſchilderte, und ſich und ihren Prinzen, den ſie an ihr Herz drückte, dem Schutze und der Hülfe der biedern Ungarn empfahl. — Die Jugend, die Schönheit, das Unglück der Königin, machten tiefen Eindruck auf alle Gemüther. Sämmtliche Magnaten und Abgeordnete zogen ihre Schwerdter aus der Scheide, ſchwangen ſie über den Kopf, und ſchrieen einmüthig: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! (Laßt uns für unſern König Maria Thereſia ſterben.) Sie nannten ſie ihren König, und nicht ihre Königin. Sie, die bis dahin eine ruhige majeſtätiſche Faſſung behalten hatte, zerfloß nun in Thränen, und dadurch ſtieg die Begeiſterung noch höher. Es wurde ihr eine bedeutende Unterſtützung an Truppen und Geld bewilligt. Dieß geſchah am 11. September 1741. Bald darauf führten 15,000 ungariſche Edelleute einen mächtigen Schwarm Kroaten, Panduren, Wallachen nach Deutſchland, von denen die Bayern und Franzoſen wieder aus Oeſterreich vertrieben wurden. Der öſterreichiſche General Bärnklau ſchlug die Bayern bei Schärding (17. Januar 1742) und beſetzte München gerade an dem Tage, wo der Kurfürſt, unter dem Namen Karls VII., in Frankfurt zum Kaiſer gekrönt ward (12. Februar).

Um ſich Ruhe vor dem Könige von Preußen zu verſchaffen, der in Böhmen und Mähren hauſete, und am 17. Mai 1742 bei Czaslau wieder eine Schlacht gegen den Prinzen von Lothringen, einen öſterreichiſchen General, den Schwager der Königin Maria Thereſia, gewonnen hatte, ſchloß ſie mit Friedrich zu Breslau den 11. Juni 1742 einen Separatfrieden, durch den ſie Ober- und Niederſchleſien, mit Ausnahme des Fürſtenthums Teſchen, und der Städte Troppau und Jägerndorf, zugleich auch die Grafſchaft Glatz an Preuſſen abtrat. Der König hatte nun nichts mehr zu wünſchen, und zog ſich zurück. Sein Gewiſſen machte ihm zwar Vorwürfe, daß er ſeine Alliirten verlaſſen hatte; allein er wußte

schon Gründe zu finden, sich zu beruhigen. Die Ruhe des Friedens benützte er, sein Heer vollzählig zu machen, und die erschöpfte Schatzkammer wieder zu füllen.

Zweiter schlesischer Krieg. (1744.)

Alles ging nunmehr der Königin Maria Theresia nach Wunsch. Im Jahre 1742 wurden die französischen Marschälle Belleisle und Broglio, mit ihrem Heere, so enge von dem österreichischen Feldherrn, Prinzen von Lothringen, in der Stadt Prag eingeschlossen, daß ein guter Theil davon verhungern mußte, und die übrigen Helden nur mit Pferdefleisch, Hunden, Katzen, Ratten und andern solchen Leckerbissen ihr Leben fristen konnten, bis der Marschall Belleisle in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember sich mit einem Theile der Besatzung durchschlug, die übrigen mußten sich und die Stadt ergeben.

Der Kurfürst von Bayern, jetzt Kaiser Karl VII., wurde zum zweitenmal aus München vertrieben, wohin er zurückgekehrt war. König Georg II. von England, der bisher blos Subsidiengelder an Maria Theresia bezahlt hatte, erschien nun selbst an der Spitze eines Heeres Engländer, Hannoveraner, Hessen, Oesterreicher, und schlug die Franzosen bei Dettingen (27. Juni 1743). An dem König von Sardinien fand die Königin von Ungarn einen neuen Bundesgenossen in Italien, und an dem Kurfürsten von Sachsen (König in Polen) einen andern in Deutschland.

Mit Sachsen wurde am 20. Dezember 1743 ein Vertrag geschlossen, der dem König von Preußen bange machte, es möchte ihm Maria Theresia sein Schlesien wieder abfordern, sobald sie mit ihren andern Feinden etwas mehr im Reinen seyn würde. Er hielt daher für rathsam, sich wieder in den Krieg zu mischen. Im August 1744 rückte er darum mit 100,000 Mann in Böhmen ein, und drang bis an die

Grenzen von Oesterreich vor; wurde aber schnell wieder von dem österreichischen Feldmarschall Daun bis nach Schlesien zurück getrieben, und in eine sehr mißliche Lage versetzt. Die Feinde folgten ihm nach, besetzten viele schlesische Städte, und schrieben starke Brandschatzungen aus. Während er sich mit ihnen schlug, starb unvermuthet Karl VII. zu München (20. Januar 1745) und nun hatte Marien Theresiens Gemahl gegründete Hoffnung Kaiser zu werden. Friedrichs Lage wollte sich aber nicht bessern. Im Sommer 1745 wurde er bei Frankenstein durch 20,000 Oesterreicher von einem seiner Generale, dem Markgrafen Karl, der in Jägerndorf kommandirte, ganz abgeschnitten. Wahrscheinlich hätte er sich ergeben müssen, wenn ihn der brave General Ziethen nicht gerettet hätte. Ziethen, der sich bei dem Könige befand, erhielt nämlich Befehl, sich mit seinem Husarenregimente, was es auch kosten möchte, durch die Feinde durchzuhauen, und dem Markgrafen Nachricht von der Noth zu bringen, worin der König sich befand. Den General dauerten seine wackern Leute, die so offenbar sollten hingeopfert werden; zwar gehorchte er, aber ungern. Zum Glück verfiel er auf eine List, die herrlich gelang. Er erinnerte sich nämlich, daß erst kürzlich eine Lieferung neuer blauer Pelze für seine Husaren angekommen sey, in denen die Feinde sie noch nicht gesehen hatten. Ziethen ließ sie diese Pelze anziehen, schloß sich mit ihnen ruhig an einen abziehenden feindlichen Trupp an, der sie für österreichische Husaren ansah, und zog so am hellen Tage mitten durch seine Feinde. Am Ende wurde er freilich noch erkannt, nun aber war es schon zu spät; er schlug sich glücklich durch, kam wohlbehalten in Jägerndorf an, und brachte noch eine Anzahl österreichischer Gefangener mit. Friedrich wurde befreit, und gewann darauf am 3. Juni die Schlacht bei Hohenfriedberg, die den Feinden über 12,000 Mann an Todten und Gefangenen kostete, und noch überdem am 30. September die Schlacht bei Sorr; die Sachsen aber wurden den 15. Dezember von

dem Fürsten Leopold von Dessau bei Kesselsdorf geschlagen. Ganz Sachsen fiel hierauf in Friedrichs Hände. Am 18. Dezember 1745 hielt er zu Dresden seinen Einzug.

Durch diese Reihe von Siegen wurde der Dresdener Friede erfochten, der am 25. Dezember 1745 unterzeichnet wurde. Friedrich erhielt sich durch denselben in dem Besitz von Schlesien, worauf Oesterreich zum zweitenmal Verzicht leistete. Dem König von Polen (Kurfürsten von Sachsen) wurde nichts abgenommen, als eine Million Thaler für rückständige Brandschatzungen.

Mit Ruhm bedeckt, kam der große Friedrich unter dem Zujauchzen der freudetrunkenen Berliner, am 28. Dezember 1745 in seine Hauptstadt zurück.

Mit ihren übrigen Feinden hatte Maria Theresia noch drei Jahre lang zu kämpfen. Schon am 22. April 1745 hatte sie sich mit dem jungen Kurfürsten von Bayern abgefunden, der seinen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande entsagte, und dafür seine väterlichen Staaten zurück erhielt. Die Franzosen aber waren nicht so leicht zu befriedigen; sie hatten sich nach der Schlacht bei Fontenoy unter dem Marschall von Sachsen (Maréchal de Saxe) (22. Mai 1745) der wichtigsten Plätze in den österreichischen Niederlanden bemächtigt, und waren nicht geneigt, sie wieder heraus zu geben. Im Jahre 1746 eroberten sie auch ganz Flandern. Gleichwohl kam, durch Englands Vermittlung, von dessen Flotten die französische Seemacht ganz zerstört worden war (1748), der Frieden zu Aachen zu Stande. Alle Eroberungen wurden wieder zurück gegeben; die österreichische Macht blieb unzertrümmert, und es ging nichts davon verloren, als Schlesien und Parma, Piacenza, Guastalla, auch ein Stück von Mailand, das an Don Philipp, jüngsten Sohn des Königs von Spanien, abgegeben werden mußte. Dieser wenigen Provinzen wegen wurde so viel Blut vergossen, so viel Geld verschwendet, so viel Unglück ange-

richtet! Man hätte noch einmal so viel Land für die Summen kaufen können, die durch diesen verderblichen Krieg verschlungen wurden.

Der siebenjährige oder dritte schlesische Krieg. (1756 — 1763.)

Nach dem Dresdener Frieden wurde von dem Könige von Preußen, und nach dem Aachener auch von Maria Theresia und den andern Mächten, die eingetretene Waffenruhe zur Wiederherstellung ihrer Finanzen und ihrer Kriegsheere verwandt. Die Künste des Friedens blüheten, und man hielt die Erneuerung kriegerischer Scenen auf viele Jahre für entfernt. Allein Maria Theresia konnte den Verlust ihres schönen, mit arbeitsamen Einwohnern bevölkerten Schlesiens nicht verschmerzen, und suchte insgeheim durch furchtbare Verbindungen sich wieder in Besitz desselben zu setzen. Zuerst erneuerte sie das Bündniß mit dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August III., der, nicht durch Unglück gewarnt, in einem neuen Kriege neue Provinzen zu erhaschen hoffte; dann trat demselben Elisabeth, damalige Kaiserin von Rußland, bei, weil sie sich durch eine Aeußerung Friedrichs II. über ihren Privatcharacter, empfindlich beleidigt fand, endlich folgten auch Ludwig XV., König von Frankreich, der Lust hatte, Hannover zu erobern, um dadurch Abtretungen von England in America zu erzwingen, und Schweden, als Bundesgenosse der Franzosen.

Vier der größten Mächte hatten sich also zu Friedrichs II. Verderben verschworen, und sein Untergang wäre, obgleich England ihm zur Seite stand, unvermeidlich gewesen, hätte er nicht durch Verrätherei noch zu rechter Zeit Nachricht von dem gefährlichen Anschlage erhalten.

Die Bundesgenossen hatten ihre Zurüstungen kaum an-

gefangen; es fehlte ihnen an Geld, und ihre Truppen lagen noch größtentheils in den Standquartieren. Friedrich II. aber besaß eine reiche Schatzkammer, und ein trefflich geübtes Heer von 200,000 Mann. Wie ein Riese erhob er sich plötzlich von seinem Lager, und fiel mit einem Theil dieses Heeres, im Monat August 1756, in Sachsen ein. Sein unerwarteter Anmarsch versetzte den Dresdener Hof in die größte Bestürzung. In möglichster Eile wurden alle sächsischen Truppen, im Ganzen nicht mehr als 14,000 Mann, in einem festen Lager bei Pirna, zusammen gezogen, wo sie die Ankunft eines österreichischen Heeres erwarten sollten. Mitlerweile rückte der König von Preußen, den 10. September, ohne Widerstand in Dresden ein. Er nahm sein Hauptquartier in einem Garten in der Vorstadt, und benahm sich nicht als Feind, sondern mehr als Gast und künftiger Bundesgenosse der königlichen Familie, gestattete nicht, daß man sie beleidigte, ließ sie sogar bekomplimentiren, und mit der größten Artigkeit behandeln. Man blieb ihm nichts schuldig, und trieb die Höflichkeit so weit, ihn zur Tafel einzuladen, und ihm Kammerdiener zu seiner Bedienung anzubieten, was aber Friedrich nicht für gut fand anzunehmen. Dieser Höflichkeiten ungeachtet wurden in Dresden alle Kanzleien versiegelt, die ganze Artillerie und alle Kriegsvorräthe nach Magdeburg gebracht, und im ganzen Lande die kurfürstlichen Kassen in Beschlag genommen.

Vor allem war dem König daran gelegen, die Papiere, die auf das gegen ihn geschlossene Bündniß Bezug hatten, in seine Gewalt zu bekommen. Sie waren ihm unentbehrlich zu seiner Selbsterhaltung, und zur Rechtfertigung seines unerwarteten Einfalls in Sachsen. Man hatte vorausgesehen, daß er auf die Auslieferung des Archivs dringen würde; es war daher der wichtigste Theil davon in das Zimmer der Königin (Kurfürstin) gebracht worden, die diese Papiere wie den kostbarsten Schatz bewachte. Friedrichs Antrag, sie heraus zu geben, wurde rund abgeschlagen; alle Vorstellungen

waren vergeblich. Der preußische General Winterfeld warf sich umsonst vor der Königin auf die Kniee nieder, und stellte ihr die Folgen ihrer Widersetzlichkeit vor; sie beharrte steif auf ihrem Entschlusse. Bald darauf erschienen andere Abgeordnete, die militärisch verfuhren, und den verschlossenen Schrank mit Instrumenten öffnen wollten. Die Königin suchte ihn jetzt mit ihrem eigenen Körper zu beschützen, und stellte sich vor denselben mit ausgespannten Armen. Niemand, glaubte sie, würde es wagen, ihre königliche Person anzutasten. Allein die Krieger, denen nichts heilig ist, ergriffen sie, und trugen sie von ihrem Posten weg, ohne auf ihr großes Geschrei und ihre thätliche Widersetzlichkeit zu achten. Friedrich erhielt die verlangten Papiere. Allein die scheinbare Grausamkeit, womit die Königin behandelt worden war, und die in den Berichten des sächsischen Ministers an die auswärtigen Höfe mit den schwärzesten Farben geschildert wurde, trug nicht wenig bei, seine Feinde zu vermehren, und viele seiner Freunde kaltsinnig zu machen.

Der König von Preußen verlangte von König August III. nichts als strenge Neutralität und Entlassung seiner Truppen. Zu dem letzten Punkte wollte August sich nicht verstehen; er ermahnte vielmehr seine Krieger, die Ehre ihres Königs zu retten, und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Hierzu waren sie auch um so williger, da sie von der Annäherung eines österreichischen Heeres hörten, das damals schon 70,000 Mann stark war. Wirklich rückte es, unter dem General Brown, zu Ende des Septembers an, um die in dem Lager bei Pirna enge eingeschlossenen, und schon mit dem Hunger kämpfenden Sachsen zu befreien. Allein Friedrich ging ihm entgegen, schlug es, obgleich nur halb so stark, als Brown, am 1. Oktober bei Lowositz, und zwang das ganze sächsische Korps, das Gewehr vor ihm zu strecken, und sich zu ergeben. Ohne Truppen befand sich nun August III. mit seinem ganzen Kurfürstenthum in der Gewalt des Feindes.

Der König von Preußen war indessen wegen seines Einfalls in Sachsen, den man als einen Landfriedensbruch behandelte, bei dem Reichshofrathe angeklagt, und als Landfriedenstörer verurtheilt worden. Im Januar 1757 wurde auf dem Reichstage zu Regensburg ein Reichsexecutionskrieg gegen Friedrich beschlossen, und sogleich Anstalt zur Aufstellung einer Reichsarmee gemacht. Sie sammelte sich nur langsam, und war so beschaffen, daß sie ihren Feind, anstatt ihn zu schrecken, sehr lustiger Laune machte. Die Contingente der Bayern, Würtemberger, und einiger andern ansehnlichen Stände ausgenommen, war der Rest des Heeres eine Vereinigung undisciplinirter Horden, die den Kreuzfahrern vielleicht nicht unähnlich sahen, und das buntscheckigste Ganze ausmachten. In Franken und Schwaben waren Reichsstände, die nur einige Mann stellten. Mancher hatte keine Soldaten, sondern nur einen Fähnrich oder Lieutenant zu liefern, der oft ein vom Pflug weggenommener Bauernkerl war; andere stellten blos einen Tambour, dem sie eine Trommel aus ihren alten Rüstkammern umhingen. Die Schweinetreiber avancirten zu Querpfeifern, und aus abgelebten Karrengäulen wurden Dragonerpferde gemacht. Die Reichsprälaten ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen, und schickten sie zum Heere. Waffen, Kleidung, Bagage, kurz alles war bei diesem zusammengerafften Haufen Menschen, die man Soldaten nannte, verschieden. Man konnte unmöglich große Thaten von einem so bunten Gemisch erwarten.

Indessen sie sich zusammen zogen, schlug der König von Preußen tapfer in Böhmen auf die Oesterreicher los, die unter allen seinen Gegnern für ihn die furchtbarsten waren. Bei Prag wurde von ihm, am 6. Mai 1757, ein Hauptsieg erfochten, der dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Brown, die das österreichische Heer anführten, 12,000 Mann Todte und Verwundete, und 8000 Mann an Gefangenen kostete. Auch die Preußen mußten ihn theuer genug erkaufen, besonders durch den Tod des al-

ten und verdienten Feldmarschalls Schwerin, der, von drei Kugeln getroffen, auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Alles schien jetzt für Friedrich nach Wunsch zu gehen; gleichwohl nahm dieser Feldzug für ihn die unglücklichste Wendung. Nach einem von dem österreichischen Feldmarschall Daun am 18. Juni zurückgeschlagenen Angriff bei Collin, konnte sich der König nicht länger in Böhmen halten, und mußte auf die Deckung seiner eigenen Provinzen bedacht seyn, denn der von ihm erlittene Schlag war die Loosung für die Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen, die preußischen Staaten anzufallen. Die Franzosen brachen in Ostfriesland, in Hessen, in die kur- und herzoglich braunschweigischen Lande ein; der kaiserliche General Haddik wagte sich mit nicht mehr als 4000 Mann bis an die Thore von Berlin, und brandschatzte die Stadt; die Russen machten sich durch ein blutiges Treffen bei Großjägerndorf (am 30. August) zu Meistern vom Königreiche Preußen; die Schweden besetzten Pommern und die Uckermark, und das Reichsexecutionsheer rückte bis nach Thüringen vor, um Sachsen zu befreien. Ein Reichsschluß hatte den König aller seiner Länder, ja selbst der Kurwürde, verlustig erklärt.

So gerecht auch seine Besorgniß war, der Menge seiner Feinde zu unterliegen, so besaß er doch noch Heiterkeit des Geistes genug, um in französischen Versen scherzend sein Testament zu machen. Dabei unterließ er aber nichts, sich mit der kleinen Macht, die ihm noch zu Gebote stand, unter den Lebendigen zu behaupten. Besonders hatte er große Lust, seine letzten Kräfte an den vereinigten Franzosen und Reichsvölkern zu versuchen. Sie waren 60,000 Mann, er aber nur 22,000 stark. Schon früher hatten die Franzosen die Wirkung der preußischen Thätigkeit zu Gotha erfahren, welche Stadt sie, mit ihrem Heerführer Soubise, 8000 Mann stark, zu ihrem Erholungsorte ausersehen hatten. Es war eben Mittagszeit; die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der preußische Ge-

neral Seidlitz, mit 1500 Reitern, unerwartet vor den Thoren erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand. Sie verließen die rauchenden Schüsseln, und eilten aus der Stadt. Nur wenige Soldaten wurden von den Preußen zu Gefangenen gemacht; desto mehr aber Kammerdiener, Laquaien, Köche, Friseurs, Maitressen, Feldpater und Comödianten. Die Equipagen vieler Generäle fielen ihnen in die Hände, worunter man ganze Kisten voll wohlriechenden Wassers und Pommaden, und eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papagaien fand. Seidlitz überließ seinen Husaren die Toilettenbeute; den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Dieser kleine Unfall schlug den Muth der Franzosen nicht nieder; im Gegentheil — er entflammte in ihnen das Verlangen, zu fechten und sich in einer regelmäßigen Schlacht Genugthuung zu verschaffen. Ihre einzige Besorgniß war, der König möchte ihnen entrinnen. Und als sie sich, durch ihre Verbindung mit dem Reichsheere, beinahe dreimal so stark sahen, als er, warfen sie die Frage auf, ob es auch Ehre bringen könne, sich mit einem so kleinen Häufchen zu schlagen? Sie waren jetzt so voll Zuversicht in ihre Tapferkeit und Stärke, daß sie es wagten, den König auf einem Terrain anzugreifen, wo er ganz seine taktischen Künste entwickeln konnte.

Es geschah dieß am 5. November 1757, bei dem Dorfe Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo der schwedische Held Gustav Adolph gefallen war. Durch eine zurückschreitende Bewegung lockte der große Friedrich die Franzosen aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, zogen einen großen halben Mond um ihn, und suchte ihm in den Rücken zu kommen. Der König, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden, sah den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ nicht einmal seine Linien aus-

FRIEDRICH DER GROSSE
BEI ROSSBACH.

Digitized by Google

rücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittagszeit war, beschäftigten sich die Soldaten ganz ruhig mit ihren Mahlzeiten. Die Franzosen, die in der Ferne dieß mit ansahen, konnten kaum ihren Augen trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, wo man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht leistet. Diese Ansicht war keine der geringsten Ursachen des schwachen Widerstandes und des panischen Schreckens der Franzmänner, der diesen Tag so denkwürdig machte. Während die hoffnungstrunkenen Feinde ganz sorglos anrückten, kam der General Seidlitz mit der preußischen Reiterei plötzlich hinter einem Hügel hervor, und stürzte, wie ein Donnerwetter, in künstlichen Manoeuvern auf sie los. Was nie auf einem Schlachtfelde erhört war, geschah hier: die leichte Reiterei griff die feindliche schwere Cavallerie an, und warf sie. Die Husaren, mit ihren flinken Pferden, hatten die Verwegenheit, die französische Gensd'armerie anzufallen. Weder der Muth dieser Krieger, noch ihre kolossalen Rosse, konnten hier entscheiden. Alles wurde zurück geworfen. Soubise ließ das Reservekorps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. Zu gleicher Zeit stellte sich das vorher so ruhige preußische Fußvolk in Schlachtordnung, und empfing die Franzosen mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketenfeuer, wie bei Musterungen. Das französische Fußvolk sah sich nun von seiner Reiterei verlassen, und von dem Feinde in der Flanke angegriffen. Franzosen und Reichsvölker warfen jetzt ihre Gewehre weg, um desto schneller laufen zu können; nur einige Schweizerregimenter, die in französischem Solde standen, fochten noch eine Zeit lang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigskreuze den Husaren in die Hände, die nicht ermangelten, sich damit zu schmücken. Zwei und siebenzig Kanonen und 22 Fahnen wurden erobert, und 6220 Mann zu Gefangenen gemacht. Die vereinigten Heere hatten

3560 Todte und Verwundete; die Preußen nur 300. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange, denn es war kein Rückzug, es war eine Flucht in der größten Verwirrung. — Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröstete die verwundeten französischen Offiziere, die jetzt in ihrem Feinde den menschenfreundlichsten Helden verehren lernten.

Dieser Triumph wurde als ein Nationalsieg angesehen, den sich alle Deutsche zur Ehre rechneten. Schon auf dem Schlachtfelde äußerte sich diese Stimmung. Ein preußischer Reiter, im Begriffe einen französischen gefangen zu nehmen, erblickte in dem Augenblicke, da er Hand anlegen wollte, einen österreichischen Küraſſier hinter sich mit dem Schwerdte über seinem Kopfe. «Bruder Deutscher!» — rief ihm der Preuße zu — «laß mir den Franzosen!» «Nimm ihn!» sagte der Oesterreicher, und ritt davon.

Von Freunden und Feinden wurde die Schlacht bei Roßbach nicht als ein ernsthafter Kampf, sondern mehr als eine lustige Farce betrachtet. Soubise ward selbst von den Franzosen verlacht und verspottet. In Deutschland aber sangen Weiber und Kinder und lustige Gesellen in allen Straßen Lieder zur Ehre der Preußen und ihres tapfern Königs.

Die Schweizer waren, wie ich euch schon gesagt habe, die letzten, die liefen. — Auf die Königin von Polen, in deren Seele die heftigsten Leidenschaften wühlten, machte die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach eine so entsetzliche Wirkung, daß man sie am folgenden Tage todt fand.

Alles änderte sich jetzt wieder plötzlich zum Vortheile der Preußen. Den 5. Dezember 1757 wurde von dem Könige noch ein anderer Sieg, bei Leuthen in Schlesien, über das österreichische Hauptheer erfochten; der Prinz Ferdinand von Braunschweig aber, der die hannövrischen, hessischen und braunschweigischen Bundestruppen des Königs befehligte, trieb die Franzosen über die Weser und den Rhein

zurück. Ein Jahr darauf, 1758, schlug Friedrich am 25. August die Russen bei Zorndorf, wurde aber dafür wieder am 14. October bei Hochkirchen von dem österreichischen General Grafen von Daun geschlagen. Im Jahre darauf gewann Prinz Ferdinand, den 1. August, eine Hauptschlacht bei Minden gegen die Franzosen, die wieder in Niedersachsen vorgedrungen waren. Der König selbst aber verlor 12 Tage später ein Haupttreffen bei Kunnersdorf, in welchem die Russen über ihn siegten.

Ich will euch nicht mit der Erzählung anderer Gefechte ermüden, in welchen sich das Kriegsglück bald auf diese, bald auf jene Seite neigte. Zu Ende des Jahres 1761 war es mit dem großen Friedrich so weit gekommen, daß er fast ohne Hoffnung seinem nahen Untergange entgegen sah. Er befand sich in einem solchen Gedränge, daß nichts Geringeres, als die Zertrümmerung der ganzen preußischen Monarchie zu erwarten war. Auf das Schlimmste gefaßt, trug er in diesem Feldzuge Gift bei sich, um den letzten Schlägen des widrigen Schicksals zuvor zu kommen. Aber plötzlich veränderte sich, gerade in den hoffnungslosesten Augenblicken, der ganze Horizont des politischen Himmels.

Es lief nämlich die Nachricht von dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth ein. Ihr Thronfolger war Peter III., ein eifriger Freund und Verehrer des großen Friedrichs, mit dem er sogleich einen Waffenstillstand, und bald darauf Frieden schloß. Dadurch wurden alle Entwürfe der Bundesgenossen zu Friedrichs Verderben, alle ihre Operationsplane, alle ihre Hoffnungen vernichtet. Peter rieth ihnen ernstlich zum Frieden; da man aber zu Wien ihn nur unter unannehmbaren Bedingungen eingehen wollte, so erhielt der General Czernitscheff Befehl, mit seinen 20,000 Russen, die vorher mit den Oesterreichern gefochten hatten, zu dem Könige zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen. Noch mehr: Peter, der seinen Freund Friedrich so vergötterte, daß er sein Bildniß küßte, die preußische

Uniform trug, und ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtete, wollte noch in Person, mit einem andern großen Heere, sich mit ihm vereinigen. Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug von 1762.

Der Krieg zog sich nun nach Schlesien. Das Glück war den Preußen nicht ungünstig, und das Czernitscheffsche Corps kam ihnen wohl zu statten. Unvermuthet ereignete sich aber in Rußland eine außerordentliche Revolution. Peter III., der kaum den russischen Thron bestiegen hatte, wurde wieder herunter gestürzt. Durch übereilte Maßregeln, Mangel an nöthiger Vorsicht, und die auffallenden Vorzüge, die er den Deutschen vor den Russen einräumte, hatte er alle Volksklassen wider sich empört. Hierzu kam noch die üble Behandlung seiner Gemahlin, der nachherigen großen Kaiserin Katharina II., die sich die Liebe des Volkes in einem hohen Grade erworben hatte. Peter erklärte laut seinen Vorsatz, sie zu verstoßen, und schon war ein Kloster zu ihrer Wohnung ausersehen, wo sie den Rest ihrer Tage traurig verleben sollte. Die Pflicht der Selbsterhaltung forderte sie auf, dieses Unglück durch den Sturz ihres Haustyrannen abzuwenden. Angebetet von ihren Umgebungen kostete es ihr nur einen Wink, und Peter hatte keine Krone mehr. Er wurde in einen Kerker gestoßen, und sechs Tage nachher gab er seinen Geist auf.

Gleich nach seiner Entthronung erhob sich ein lautes Kriegsgeschrei gegen den König von Preußen. Das ganze russische Volk war überzeugt, er allein habe dem Kaiser die allgemein mißfälligen Neuerungen angerathen. Selbst Katharina II. hielt ihn nicht für ihren Freund, und war bereit, ihn völlig zu Grunde richten zu helfen. Der Krieg war daher beschlossen. Als man aber des erblaßten Peters Papiere untersuchte, erregten Friedrichs Briefe allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man vermuthet hatte. Es waren weise Regierungsrathschläge, und die ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Lei-

denschaften zu mäßigen. Alle empörende Neuerungen waren ihm widerrathen worden. Auch Katharina hatte Ursache, mit seinen Aeußerungen über sie zufrieden zu seyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch mit Achtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt. Friedrichs Feinde verstummten, und der Haß hörte auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt; Czernitscheff erhielt aber Befehl, mit seinem Corps das preussische Heer zu verlassen.

Die Oesterreicher und Preußen schlugen sich jetzt noch fort bis zum 24. November 1762, wo ein Waffenstillstand, bis zum Monat März 1763, verabredet wurde; schon am 15. Februar kam aber sowohl zwischen diesen beiden Mächten, als zwischen Preußen und Sachsen, der Hubertsburger Friede zu Stande *). Das deutsche Reich und die beiderseitigen Bundesgenossen waren mit eingeschlossen. Friedrich behielt Schlesien; alle eroberten Länder und Plätze wurden zurück gegeben: man befand sich nach sieben Jahren auf eben demselben Punkte, von dem man ausgegangen war, und unsägliche Ströme Blutes waren umsonst vergossen worden. Der allmählige Abtritt der Russen, Franzosen, Schweden, selbst des deutschen Reiches, und einige bedeutende Schläge, die den Oesterreichern noch beigebracht worden waren, hatten dem Könige von Preußen so glimpfliche Bedingungen verschafft.

Franz I. (1745—1765.)

Es wird euch noch im Gedächtniß seyn, daß nach dem Tode des Kaisers Karl VII. der Königin Maria Theresia die Freude zu Theil wurde, ihren Gemahl unter dem

*) Hubertsburg, ein Lustschloß in Sachsen.

Namen Franz I. auf den Kaiserthron erhoben zu sehen. Er war ein Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen; allein sein väterliches Erbland wurde ihm von den Franzosen entrissen, die ihm dafür das Großherzogthum Toskana zur Entschädigung angewiesen. Im Jahre 1736 vermählte er sich mit Maria Theresia, die ihn zärtlich liebte, ihm aber doch nie den geringsten Antheil an der Regierung ihrer Staaten einräumte. Er hatte daher auch wenig Mittel und Gelegenheit, sich um das deutsche Reich verdient zu machen. Am 18. August 1763 starb er eines schnellen Todes.

Joseph II. (1765 — 1790.)

Viel mehr, als von Franz I., ist von seinem großen Sohne, Joseph II., zu rühmen, der die österreichische Monarchie bis zur höchsten Stufe des Wohlstandes und des Glückes erhoben haben würde, wenn seine Unterthanen schon reif genug zu dem gewesen wären, was er aus ihnen machen wollte, und seine hohen Absichten nicht verkannt hätten. Er war ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte, und dem sie es nicht dankten; ein Weiser, der stets das Gute wollte, es aber nur selten ausführen konnte; ein Regent, welcher Beglücker seiner Völker zu seyn suchte, und für ihren Peiniger angesehen wurde.

Joseph II. ward am 13. März 1741 geboren. Denkt euch unter ihm einen schlanken, wohlgestalteten Mann von mittlerer Größe, voll Munterkeit und Feuer. Früh schon war der Feind seines Hauses, Friedrich der Große, sein Vorbild und der Gegenstand seiner Bewunderung gewesen. Auch in der Schule seiner hochgesinnten Mutter hatte er Gelegenheit viel zu lernen; nur allzuoft aber gerieth sein lebhaftes Temperament in Widerspruch mit ihrem strengen Willen. Auch entdeckte er an ihr manche Schwächen, die einen

übeln Eindruck auf sein Gemüth machten. Er sah, zum Beispiel, daß sie der Geistlichkeit zu sehr ergeben war, und ihre Frömmigkeit auf mancherlei Art gemißbraucht wurde; daher bekam er eine unbesiegbare Abneigung gegen die Geistlichkeit; die Mutter legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und bestimmte ihn dadurch, seine Achtung nur dem Verdienste zu schenken.

Nach dem Hubertsburger Frieden wurde Joseph zum römischen König erwählt, und 1765, nach dem Tode seines Vaters bestieg er den Kaiserthron. Maria Theresia that jetzt für ihn, was sie für ihren Gemahl nicht hatte thun wollen. Sie nahm ihn nämlich zum Mitregenten an; aber freilich nur dem Namen nach, denn bis zu ihrem Tode 1779 behielt sie immer die eigentliche Regierung ihrer Erblande selbst. Joseph überließ sie ihr, und verwendete die Zeit, die ihm blieb, zu Reisen, um seine eigenen und die benachbarten Länder näher kennen zu lernen. Auf diesen Reisen, die er unerkannt, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, unternahm, hatte er gar manche erfreuliche Abentheuer, wobei sich seine Güte, Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit in dem schönsten Lichte zeigte. Im Jahre 1768 besuchte er Friedrich den Großen in seinem Lager bei Leuthen in Schlesien, und erhielt hierauf von ihm einen Gegenbesuch. Neun Jahre nachher brachte er 6 Wochen in Paris zu, wo er sich, ungekannt, in Kaffee- und Billardhäusern unter das Volk mischte, das allgemein von ihm entzückt wurde. Ich wünschte wohl, euch einige Anekdötchen von seinem Aufenthalte in Paris, und Josephs Reisen überhaupt, zu erzählen; es würde mich dieß aber zu weit führen. Leset, wenn ihr begierig darnach seyd, die besondern Werke, in denen sie gesammelt sind *).

Nach seiner Zurückkunft brach, im Jahre 1777, ein

*) Anekdoten und Charakterzüge von Kaiser Joseph II. in drei Theilen. Pezzl, Charakteristik desselben. Wien 1790.

neuer Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, über die Staaten des verstorbenen Kurfürsten von Bayern, Maximilian Josephs, aus. Schon hatte Friedrich I. ein Heer nach Böhmen marschiren lassen, besonders gern hätte Joseph sich im Felde mit Friedrich gemessen, allein durch den Frieden von Teschen nahm er schnell wieder ein Ende.

Durch Maria Theresiens Tod wurde endlich Joseph II. Alleinherrscher über alle österreichischen Staaten. Nun war es Zeit, die Plane, die er schon längst entworfen hatte, zur Ausführung zu bringen. Zuerst ließ er der Geistlichkeit empfinden, daß ein anderer Arm sie regiere. Es waren ihm der Mönche und Nonnen viel zu viel in seinen Erblanden; man berechnete die Anzahl dieser Müssiggänger auf 63,000. Er hielt sie nicht nur größtentheils für unnütze, sondern auch, wegen ihrer Verbindung mit Rom, und weil sie der Aufklärung des Volkes entgegen arbeiteten, für schädliche Menschen. Vor allen Dingen hob er daher diese Verbindungen mit dem Pabste auf, und führte eine größere Preßfreiheit ein. Dann ging er über die Klöster, und zog nicht nur alle Nonnenklöster, sondern auch sehr viele Mannsklöster ein. Was darüber für ein Geschrei, nicht nur bei den Ordensleuten, sondern auch bei dem Volke selbst, entstand, das ihnen anhing, läßt sich leicht denken. Noch größer und allgemeiner wurde das Murren durch den Adel, dem er nicht mehr die ehemaligen Vorzüge vor dem Bürgerstande zugestehen wollte. Die besten Stellen sollten fortan nicht mehr den Vornehmsten, sondern den Würdigsten gehören. Die Leibeigenschaft der Bauern in den österreichischen Staaten sollte aufgehoben, und auf solche Art dem Adel ein Theil seiner Einkünfte entzogen werden. Adelige Verbrecher wurden, gleich den bürgerlichen, verurtheilt, mit Ketten an den Füßen, die Gassen zu kehren. Dieß Alles erregte bittern Groll in tausend Herzen. Um in Joseph bessere Gesinnungen gegen die Geistlichkeit zu erwecken, kam der Pabst Pius VI. selbst nach Wien; allein der Kaiser ließ sich in

seinem Plane nicht irre machen; er fuhr fort, die Klöster aufzuheben, und die Anzahl der Mönche bis auf 21,000 herab zu setzen. Dem heiligen Vater wurde kein anderer Trost, als die Beweise hoher Verehrung, die er von dem österreichischen Volke erhielt, das von allen Seiten sich heran drängte, um seinen Segen zu empfangen. — Wohin Joseph seine Blicke wandte, fand er Verbesserungen nöthig. Er führte ein neues Gesetzbuch ein, durch welches alle Todesstrafen aufgehoben wurden. Mit dem Tode der Verbrecher, dachte er, ist der menschlichen Gesellschaft nicht gedient; ihr Leben aber kann derselben durch harte Arbeiten noch nützlich werden; sie sollen daher, anstatt zu sterben, so lange sie können, Schiffe die Donau hinauf ziehen, oder am Festungs- und am Wegebau arbeiten. — Die Staatsverwaltung des Königreichs Ungarn wollte er ganz seinen deutschen Staaten gleich machen. Darüber entstand neue Unzufriedenheit, und in der Wallachei ein gefährlicher Aufruhr. Einen andern, noch bedenklichern Aufstand veranlaßte er durch seine Neuerungen in den Niederlanden. Allenthalben fand er Widersprüche und Widersetzlichkeit. Er mußte, um die Gemüther zu beruhigen, seine Verordnungen wieder zurück nehmen.

Im Jahre 1788 gerieth Joseph in einen Krieg mit den Türken, der Anfangs eine sehr üble Wendung nahm, doch aber noch glücklich genug geendet wurde. Im folgenden Jahre erregte er durch ein neues Steuergesetz neues allgemeines Murren. Edelleute und Bauern waren damit unzufrieden. Allenthalben herrschte in seinen Staaten, die er glücklich zu machen strebte, lautes Mißvergnügen. Die Niederländer empörten sich aufs Neue, erklärten sich für frei, jagten die kaiserlichen Truppen aus dem Lande, und wiesen alle gütlichen Vorschläge trotzig zurück. Nicht ruhiger verhielten sich die Ungarn; sie verlangten ungestüm ihre alten Rechte und ihre alte Verfassung wieder. Ihr Aufstand diente

auch den Tyrolern zum Signal, die bis jetzt verhaltene Unzufriedenheit laut werden zu lassen.

Von Schmerzen des Leibes und der Seele niedergebeugt, verließ nun den großen Kaiser, der seine besten Absichten verkannt sah, aller Muth und alle Standhaftigkeit. Er dachte in seinem Herzen: Bleibt, was ihr waret, wenn ihr keinen Sinn für einen glücklichern Zustand habt! So erklärte er im Jahre 1790 alle, während seiner Regierung erlassene Verordnungen für aufgehoben. Schon einen Monat darauf lebte er nicht mehr. Am 20. Februar 1790 entfloh sein edler Geist. — Noch in die Stille des Grabes verfolgte ihn der Unwille der Menschen. Man schrieb auf seine Gruft: «Hier ist die unaufhörliche Unruhe endlich in Ruhe gesetzt.»

Josephs sanfte Miene verkündigte den Menschenfreund. Er entsagte allen Bequemlichkeiten, welche die Grossen dieser Erde nur in Weichlinge umschaffen. Im Sommer stand er um fünf Uhr auf; im Winter etwas später. Seine Arbeiten mit den Cabinetssecretairen nahmen sogleich ihren Anfang. Sobald die Staatsgeschäfte abgethan waren, ließ er sich Bittschriften überreichen, hörte Jeden, selbst Leute aus dem geringsten Stande, an, und erfüllte ihre Bitte, wenn er sie erfüllen konnte. Um 12 Uhr ritt er gewöhnlich, von einem einzigen Bedienten begleitet, spazieren. Seine Speisen waren einfach; eine einzige Köchin besorgte sie. Wasser war sein gewöhnlicher Trank. Um 11 Uhr Nachts pflegte er zu Bette zu gehen, wenn dringende Geschäfte ihn nicht nöthigten, länger aufzubleiben.

Alle Stände hatten gleichen Anspruch auf Josephs Schutz und Gnade. Als man ihn einst bat, den Prater (einen angenehmen Lustwald auf einer Donauinsel) nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab, und sagte: «Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte,

so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern hinabsteigen, und darin meine Tage zubringen.«

Friedrich der Große in der letzten Hälfte seiner Regierungsjahre. (1763 — 1786.)

Wir haben Friedrichs Größe als Krieger, in seinem Kampfe mit den vornehmsten europäischen Mächten, die sich zu seinem Untergange verbunden hatten, bewundern müssen; noch viel größer und verehrungswürdiger erscheint er uns aber in seinen 23 letzten Regierungsjahren als ein Fürst des Friedens, als Landesvater, als Wohlthäter und Beglücker seiner Völker. Kein anderer Regent war inniger von der Wahrheit überzeugt, daß die Könige des Volkes wegen da sind, und nicht das Volk der Könige wegen. Deshalb lebte er auch ganz für seine Unterthanen, die ihn anbeteten. Um die Wunden zu heilen, die ihnen durch seine Kriege waren geschlagen worden, und die Staatseinkünfte für die Zukunft zu vermehren, verschenkte er an sie, von dem Jahre 1763 an, über 40 Millionen Thaler zu Landesverbesserungen; auch wurden von ihm den Gutsbesitzern in Pommern, in Schlesien und in der Mark, zu eben diesem Zwecke, viele Millionen Thaler zu 1 und 2 Prozent geliehen, die Zinsen aber zu Besoldungen für Schullehrer angewandt. Nicht durch neue Steuern, sondern durch Vermehrung der Volksmenge, durch Anlegung neuer Dörfer, durch Urbarmachung öder Landesstriche, durch Begünstigung des Ackerbaues, durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen suchte er seine Schatzkammer zu bereichern. In 23 Jahren ließ er über 6000 neue Dörfer bauen, die mit 42,669 Familien bevölkert wurden; den Flüssen und Seen wußte er durch Dämme mehrere hundert tausend Morgen Land abzugewinnen, und Sümpfe in das fruchtbarste Ackerfeld zu verwandeln. Auf allen Seiten erhoben sich neue blühende Colonien, und wo sonst Wasser und Moräste waren,

da prangten jetzt gute Gebäude, vortreffliche Wiesen und Felder, fette Weiden mit zahllosen Heerden. Zum Besten des Ackerbaues wurde die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben; zur Ermunterung des Kunstfleißes wurden die Fabrikanten mit Geld unterstützt. Besonders in Schlesien kamen auf solche Art die Leinwand- und viele andere Manufacturen nach und nach zum größten Flor. — Von einem Freunde der schönen Künste und Gelehrsamkeit, wie Friedrich der Große war, läßt sich erwarten, daß auch Gelehrsamkeit und Künste einen mächtigen Beschützer an ihm fanden. Nur hatte er größeren Glauben an französische, als an deutsche Gelehrte, welche letztere immer mehr von ihm verkannt wurden. Er schien gar nicht zu wissen, gar nicht zu ahnen, was für eine glückliche Revolution seit den schlesischen Kriegen, besonders dem letzten, in der deutschen Sprache und Literatur, vorgegangen war, und wie glücklich ein Gellert, Kleist, Uz, Haller, Klopstock, Lessing, Ramler, Spalding, Gleim, Garve, Engel, zum Theil unter seinen Augen, darauf gewirkt hatten. Er dachte sich die Deutschen noch als halbe Barbaren, ohne Sinn für schöne Literatur, zu der sich, seiner Meinung nach, ihre harte, holperige Sprache gar nicht schickte. Sein Umgang mit französischen Bellettristen, die sich eben so wenig Mühe gaben, als er selbst, die deutsche Sprache und Deutschlands Schriftsteller näher kennen zu lernen, war ganz natürlich nicht geeignet, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Friedrich fuhr auch als König fort, sich mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen. Die Geschichte seiner Zeit, worin er mit Meisterhand seine eigenen und seiner Nachbarn Kriege und Staatsverwaltungen beschrieb, auch seine Denkwürdigkeiten und andere Werke werden unsterblich bleiben, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophons. —

Man tadelt an Friedrich II. seinen Mangel an Religion; ewig aber wird die Welt seine Duldung und Menschen-

Liebe segnen. — Am 17. August 1786 verlor in ihm Europa den größten Regenten jener Zeit.

Deutsche Literatur und Kunst in dem zweiten Abschnitte des sechsten Zeitraumes.

Zu Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts waren die tiefen und herrlichen Töne, in denen sich die Sänger Opitz und Flemming (s. oben) hatten vernehmen lassen, fast gänzlich verhallt. Es kamen andere Dichter, die keinen Sinn für einfache, natürliche Schönheit in Gedanken und Ausdruck hatten. Sie wollten, nach dem Ausdruck eines deutschen Literaturkenners, die Farben noch farbiger, den Ton noch tönender, das Schönste noch schöner haben. Von der Art waren Lohenstein († 1683) und Hofmannswaldau († 1679), beide Schlesier. Dem Ungeschmack, der durch sie verbreitet wurde, widersetzten sich vorzüglich Friedrich Freiherr von Canitz, preußischer geheimer Staatsrath († 1699), Johann von Besser, königlich polnischer Ceremonienmeister († 1729), und Christian Wernicke, der vom dänischen Hofe in Geschäften gebraucht wurde, und die letzten Jahre seines Lebens in Hamburg zubrachte.

Im Jahre 1646 wurde zu Leipzig einer der größten deutschen Gelehrten, der Freiherr Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geboren; allein er schrieb nur in lateinischer und französischer Sprache, und wirkte daher wenig auf die schöne Literatur seines Volkes. Auf ihn folgte ein anderer berühmter deutscher Philosoph, der Freiherr von Wolff (geboren 1697), der, als philosophischer Schriftsteller und academischer Lehrer, einen viel allgemeinern Einfluß auf die Sprache und den Geschmack der Deutschen hatte. — Man glaubt sich, wenn man einen Theil des damaligen literari-

schen Wustes gelesen hat, durch seine Schriften in eine neue, hellere und trefflichere Welt versetzt.

In dem Jahre 1700 ward bei Königsberg ein Mann geboren, von dem in der gelehrten Welt viel Gutes und Böses gesprochen wurde. Dieser war Johann Christoph Gottsched, nachheriger Professor der Philosophie zu Leipzig († 1766). Er erwarb sich Verdienste um die deutsche Grammatik und Literatur; er reinigte die deutsche Sprache von ihren gröbsten Schlacken, und widersetzte sich der damaligen tollen Sprachmischerei; denn zu seiner Zeit strotzten die deutschen Bücher von französischen und lateinischen Wörtern und Floskeln; auch machte er vielen trefflichen Köpfen das Studium ihrer Muttersprache wichtig und angenehm. Er selbst aber war ein schlechter Dichter, und seine Schriften waren schlechte Muster zur Nachahmung; deßwegen ging sein übriges Wirken in's Leere.

Johann Jakob Bodmer, Professor der Geschichte, zu Zürich (geb. 1698), war einer der eifrigsten Gegner des einseitigen Geschmackes der Gottschedschen Schule. Er erwarb sich in gleichem Maaße die Verehrung seiner Zeitgenossen als Dichter, als geistreicher Uebersetzer, als Kunstrichter und deutscher Sprachkenner. Durch ihn wurden die Deutschen aufmerksam gemacht auf die verborgenen Schätze ihrer Urväter, und auf die schönen Werke der Britten. Sein Heldengedicht, Noah, das bedeutendste unter seinen poetischen Werken, wird wenig mehr gelesen.

Friedrich von Hagedorn (geb. 1708, gest. 1754), wurde durch seine ersten poetischen Versuche bald ein Muster für Andere, das sie zur Nachahmung reizte. Besonders zeigte er sich als Schöpfer und Meister in der leichten Liedergattung. Man hat auch von ihm Lehrgedichte und Fabeln.

Albrecht von Haller, ein Schweizer, Mitglied des großen Raths zu Bern, und Präsident der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen (geb. 1708, gest. 1777), war groß als Gelehrter, und eben so als deutscher Dichter.

Er sah und fühlte die hohen Schönheiten der Natur, und malte sie mit kräftigem Pinsel. Auch wußte er die abgezogensten Wahrheiten und ganze Reihen philosophischer Ideen zu beleben. Wir haben von ihm in Prosa drei politische Romane, Usong, Alfred, Fabius und Cato, die den Ruhm des Dichters nicht verdunkeln. Ueberall erscheint er als ein guter, edler, wohlwollender Mensch, wenn gleich manchmal seine Stirne sich zu strafendem Ernste runzelt.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Canonicus zu Halberstadt (geb. 1719, gest. 1803), schien der Dichter der Grazien und Liebesgötter. Er besang, was die Welt Schönes und Gutes hat: Wein, Rosen und Freundschaft. Seinem Scherze glich nichts an Feinheit, seiner Liebe nichts an sanftem Feuer. Alle seine Bilder waren lachend, seine Verse von entzückender Leichtigkeit, nachlässig, oft klein und jugendlich tändelnd. Noch mehr, als seine Lieder der Liebe, werden aber noch jetzt seine Grenadierlieder geschätzt, die warme Vaterlandsliebe, Treue und Tapferkeit athmen.

Christian Ewald von Kleist, geb. 1715 in Pommern, starb 1759 als Major bei dem preußischen Heere im siebenjährigen Kriege an einer in der Schlacht bei Kunnersdorf empfangenen Wunde. Mitten unter Waffengetöse besang er die Schönheiten der Natur und die Größe des Schöpfers. Er war ein Dichter von dem feinsten Gefühle, und Alles schien in seinen Werken bis auf den letzten Pinselstrich vollendet.

Johann Peter Uz, Assessor des kaiserlichen Landgerichts Burggrafthums Nürnberg, war 1720 in Ansbach geboren, und starb im Jahre 1796. Er zeigte sich als ein Dichter voll reiner Liebe für Vaterland und Sittlichkeit, und bewies in seinen Oden, welcher Erhabenheit und Süßigkeit die deutsche Sprache, selbst unter den Fesseln des Reimes, fähig ist.

Christian Fürchtegott Gellert, Professor der Philosophie zu Leipzig (geb. 1715, gest. 1769), ein frommer,

duldsamer, einnehmender Dichter, bemächtigte sich durch seine geistlichen Lieder, die sich durch Hingebung und Innigkeit auszeichneten, der Herzen des Volkes, und gefiel in seinen Fabeln durch freundliche Gutmüthigkeit, Heiterkeit und leicht verständliche Moral. Am meisten Talent hatte er zu kleinen fröhlichen Erzählungen, die ihm sehr gut gelangen. Er war auch der Verfasser von einem Roman, von mehreren Schauspielen, die jetzt selten mehr gelesen werden, und von Briefen, die zu jener Zeit für musterhaft galten.

Gottlieb Wilhelm Rabener, Obersteuerrath zu Dresden (geb. 1714, gest. 1771), war ein gewandter Satyriker, und verspottete, nicht ohne Beifall, den Altergelehrten, den Dichterling, den tölpischen Priester, den albernen Dorfjunker, den Wucherer, den Gecken.

Friedrich Gottlieb Klopstock, dänischer Legationsrath (geb. 1724, gest. 1803), wurde vor vielen andern Dichtern die Ehre und der Stolz der deutschen Nation, besonders durch seinen Messias, ein Gedicht in 24 Gesängen. Aber nicht dieses Gedicht allein, alles, was Klopstock sang, ist groß, erhaben und von schöpferischem Genie beseelt. Er erhebt, entzückt, erschüttert, erwärmt das Herz. In seinen Oden und seinen Trauerspielen, die nicht zur Vorstellung gemacht sind, erkennt man allenthalben den großen Dichter der Messiade.

Karl Wilhelm Ramler, Professor der schönen Wissenschaften bei den Kadetenkorps zu Berlin (geb. 1725, gest. 1798), suchte der Horaz der Deutschen zu werden, und besang, wie der Römer, oft in demselben Sylbenmaße, die Thaten seines Königs, die Freuden der Menschheit; er rang aber zu mühsam nach Begeisterung, und ließ daher sehr viele seiner Leser unbegeistert.

Christian Felix Weiße, Kreissteuereinnehmer zu Leipzig (geb. 1726, gest. 1804), dichtete eine Menge lieblicher Lieder, auch für Kinder, komische Opern, Lust- und Trauerspiele, und machte sich durch seinen Kinderfreund, der

noch immer gelesen wird, um die deutsche Jugend sehr verdient. Sein dramatisches Genie war unerschöpflich fruchtbar, und eben so stark in der Darstellung des Unschuldigen, Naiven, Natürlichen, als glücklich in dem Ausdrucke großer Gesinnungen, heftiger Leidenschaften, erhabener Gedanken.

Gotthold Ephraim Lessing, herzoglich braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel (geb. 1729, gest. 1781), einer der größten, vielseitigsten und berühmtesten deutschen Schriftsteller. Gleich groß und vortrefflich in Trauerspielen und scherzhaften Liedern, in Lustspielen, Epigrammen und Fabeln, vereinigte er in sich alle Eigenschaften und Vollkommenheiten des tragischen, komischen und fröhlichen Dichters. In seinen Schauspielen schilderte er deutsche Nationalsitten und deutsche Charaktere, wobei er nichts von den Alten, nichts von den Nachbarn entlehnte, und alles aus sich selbst schöpfte. Lessing war ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit, ein Kenner der Regeln und des menschlichen Herzens, ein Selbstdenker und redlicher Wahrheitsforscher. Seine Prosa ist unübertrefflich, und von klassischem Geschmacke.

Salomo Geßner, Mitglied des großen Raths und Buchhändler zu Zürich (geb. 1730, gest. 1787), verewigte seinen Namen durch seine lieblichen Idyllen, in welchen er die schöne Natur mit frohen Menschen bevölkert darstellt, wie sie in dem goldenen Zeitalter konnten gelebt haben, glücklich durch Tugend, kindliche Liebe, Großmuth, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit, und das Bewußtseyn eines reinen Herzens. Er schrieb nicht in Versen, sondern in poetischer Prosa. Seine Schriften, die in alle Sprachen übersetzt wurden, erregten zuerst die Aufmerksamkeit der Nachbarn, die sich bis dahin gar wenig um die deutsche Literatur bekümmert hatten, und die nun auf einmal in Geßner einen Dichter kennen lernten, dem sie keinen andern aus ihrer Nation an die Seite setzen konnten, und dem sie sich vergeblich bemüheten gleich zu kommen.

Christoph Martin Wieland, herzoglich weimarischer Hofrath zu Weimar (geb. 1733, gest. 1812), war unstreitig der fruchtbarste unter allen deutschen Belletristen vom ersten Range, sowohl in Prosa, als in Versen. In allen seinen Schriften wußte er die Weisheit durch Witz, Laune, und das Spiel der blühendsten Phantasie zu würzen; in allen finden sich Spuren seiner großen Belesenheit in den Alten und Neuen, in allen sprechen sich seine Empfindungen und ein philosophischer Geist aus. Am besten gefiel er sich in romantischen Gedichten, wie sein Oberon, Amadis ꝛc. wo er das Wahre mit dem Wunderbaren, das Komische mit den rührendsten Schilderungen so schön zu vereinigen wußte. In andern erheiterte er die Lehren ernster Moral durch feinen und gefälligen Witz, durch Schilderungen voll Sinn und Wahrheit. Jedem Gegenstand wußte er die heiterste, lieblichste und interessanteste Seite abzugewinnen, und ihn von dieser seinen Lesern vorzustellen.

Gottlieb Conrad Pfeffel, hessendarmstädtischer Hofrath und Direktor der Kriegsschule zu Colmar, wo er 1736 geboren wurde, war der Verfasser von vielen Schauspielen, die er größtentheils aus fremdem Boden auf den deutschen verpflanzte. Viel besser aber gefiel er durch seine Fabeln und Erzählungen. Andere kleine Verse, gesellschaftliche Scherze, Launen und epigrammatische Einfälle, gelangen ihm nicht minder. Schon früh hatte er das Unglück, das Licht seiner Augen zu verlieren; gleichwohl behielt er seine heitere Stimmung bis an den Tod († 1809).

Gottfried August Bürger, erst Amtmann zu Alten-Gleichen, dann Professor zu Göttingen (geb. 1748, gest. 1794), dichtete Lieder von unbeschreiblicher Lieblichkeit, theils tändelnd, naiv, populär, theils erhaben und voll starker und wahrer Gedanken. Unübertrefflich war er besonders in seinen Romanzen, unter denen einige voll herzergreifender und Entsetzen erregender Stellen sind; andere aber auch von muthwilliger Laune überströmen. Kein deutscher Dichter

war seiner Sprache mächtiger, als Bürger; kein anderer erlaubte sich aber auch, wie er, so viel Gemeinheiten, die man selbst an einem Bänkelsänger anstößig finden würde.

Ludwig Christian Heinrich Hölty, dieser gute und gemüthliche Dichter besang am liebsten Liebe, Wein und die Freuden der stillen ländlichen Natur, oder überließ sich seinen wehmüthigen Gedanken an Tod und Grab. Er war 1748 im Hannöverischen geboren, und starb schon 1776, in seinem 27sten Lebensjahre, als Candidat der Theologie.

Friedrich von Schiller, dieser große, sinnige, hochbegeisterte Dichter, dessen Name mit Stolz von jedem Deutschen ausgesprochen werden darf, war der Sohn eines würtembergischen Lieutenants, in der Folge Majors. Er wurde in dem Jahre 1759 geboren, und erhielt seine Bildung auf der Militärakademie zu Stuttgart, weniger durch Lehrer, als durch eigenes Nachdenken, und durch das Lesen der Werke großer Dichter, zu denen er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Klopstock's Messias, Göthe's Götz von Berlichingen, Lessing's dramatische Arbeiten, Shakespear's Schauspiele waren die Schule, in der sein zur Poesie gestimmter Geist eine weit angemessenere Nahrung fand, als in dem Studium der Theologie oder der Arzneiwissenschaft, dem er sich widmen sollte. Bald begnügte er sich nicht mehr mit Lesen; er wollte selbst produciren. In seinem achtzehnten Jahre, nachdem er einige frühere Versuche verbrannt hatte, schuf er, ohne Erfahrung, ohne Welt- und Menschenkenntniß, bloß durch die in ihm liegende Kraft des Genie's und des Nachdenkens, ein Werk, das ganz Deutschland in Erstaunen setzte. Ich meine sein Schauspiel «die Räuber.» Erst nach seinem Austritte aus der Akademie, nachdem er 1780 zu Stuttgart als Regimentsarzt angestellt worden war, ließ er es aufführen, und erregte damit allgemeines Aufsehen. Da sich aber ein Graubündner bei dem Herzoge beschwerte, daß der Verfasser die Graubündner in diesem Stücke gemeine Straßenräuber genannt habe, so wurde Schiller verboten, weiter

Etwas drucken oder aufführen zu lassen. Dieß gefiel dem Dichter nicht. Er nahm daher seinen Abschied, und ging erst nach Mannheim, wo er 1782 Theaterdichter wurde, und seinen Fiesco, auch Kabale und Liebe schrieb. In der Folge hielt er sich eine Zeit lang in Dresden auf, wo er die daſige Bibliothek trefflich benutzte, und seine Studien fortsetzte; dann brachte er einen Sommer auf einem Landsitze, in der Nähe von Leipzig zu, ging 1787 nach Weimar, und wurde zwei Jahre später, als Professor der Philosophie und Geschichte, zu Jena angestellt. Dort schrieb er seinen dreißigjährigen Krieg und seinen Wallenstein. Schon früher war sein Don Carlos erschienen. Durch anhaltendes und nächtliches Studiren wurde aber jetzt des Dichters Gesundheit immer mehr untergraben. Sein Freund Göthe zog ihn nach Weimar zurück, wo er fortan, ohne Amtsgeschäfte, ganz allein der Kunst und Literatur, seiner Familie und seinen Freunden lebte. Hier dichtete er auch, in glücklicher Muße, seine gelungensten Werke: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. — Im Jahre 1805 freuten sich schon die Seinigen über seine Genesung von einer Kränklichkeit, die nicht ungegründete Besorgnisse bei ihnen erregt hatte, als er am 9. Mai desselben Jahres doch noch ihren Armen entrissen wurde. — Schiller wußte durch seine Werke die Leser so zu ergreifen, daß er sie ohne Mühe zu der Höhe hinauf zog, zu der er sich selbst erhoben hatte. Er schilderte in seinen Schauspielen die Menschen nicht immer, wie sie waren, sondern wie sie seyn sollten. Die Wirklichkeit wurde, unter seiner Feder, zum Ideal. Er glich einem Maler, der seine Originale zu verschönern und zu veredeln sucht, ohne die Aehnlichkeit zu verlieren, doch aber auch diese bisweilen der Kunst zum Opfer bringt. Wirklich muß man sich gestehen, daß Schillers Don Carlos und Wallenstein, nicht der Wallenstein und Don Carlos der

Geschichte sind. Der große Dichter überbot bisweilen seine Kraft, und gab zu viel. —

August Wilhelm Iffland, königl. preußischer Generaldirektor der Schauspiele (geb. 1759), einer unserer vorzüglichsten dramatischen Dichter, und selbst Schauspieler. Er gefiel sich vorzüglich in Familiengemälden, in welchen ihm die Darstellung einzelner Charaktere und Situationen trefflich gelang. Im Ganzen aber fand man seine Schauspiele etwas zu gedehnt und ohne komische Kraft. gest. 1814.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, kaiserlich russischer Staatsrath (geb. 1761), einer der fruchtbarsten Dichter und Prosaisten, besonders merkwürdig aber als dramatischer Dichter. Seine besseren Schauspiele haben ungleich mehr Wärme des Gefühls, Interesse und komische Kraft, als die Ifflandschen; viele aber der schlechtern stehen tief unter diesen. — Durch seine politischen Schriften wirkte er in der letzten Zeit mächtig auf die Volksstimmung gegen die Franzosen, und trug zu ihrer Vertreibung bei. Seine nachherigen Grundsätze schienen aber einem Theil seiner Leser so gefährlich, daß ein jenaischer Studierender, Karl Sand, ein sonst edler Jüngling, zu Mannheim, wo Kotzebue sich in dem Jahre 1819 aufhielt, den Dolch gegen ihn zuckte, und zum Meuchelmörder an ihm wurde.

Johann Wolfgang von Göthe, geb. zu Frankfurt am Main 28. August 1749, gest. als geheimer Cabinetsminister zu Weimar 1832 März 22., ist unstreitig derjenige Schriftsteller, der seit seinem ersten Auftreten mit Götz von Berlichingen (1773) und Werthers Leiden (1774) am meisten auf seine Nation gewirkt, und bis an sein Ende ihre Verehrung und Theilnahme besessen hat. Er hat die deutsche Sprache als vollkommener Meister behandelt und gezeigt, daß sie an Biegsamkeit und Kraft keiner andern nachstehe, und daß sie in Prosa und Poesie zur musterhaftesten Darstellung geeignet sey. Seine Aufmerksamkeit war der Kunst und Natur, beiden in ihren mannigfaltigsten Ver-

zweigungen, gewidmet, und er blieb bis an sein Ende, ein langes, reiches Leben hindurch, ein unermüdeter Forscher und Sammler alles Merkwürdigen. Wenn auch für den Knaben und Jüngling seine Werke noch nicht die völlige Befriedigung darbieten, so geht diese doch für den gereiften Mann zur bleibenden Dauer hervor.

Friedrich von Matthissson, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, gest. zu Wörlitz 1831, hat sich als gefühlvoller Naturdichter, der besonders von den Alpengegenden begeistert wurde, ausgezeichnet. Seine Elegien, besonders die »in den Ruinen eines Bergschlosses geschriebene« sind zart und lieblich.

Mit ihm geistig verwandt ist Joh. Gaudenz Freiherr von Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, von dem mehrere Lieder, die Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und Unschuld, in einer eben so zarten als lebhaften Weise aussprechen, sogar in den Mund des Volkes übergegangen sind.

Zu den noch lebenden gehören besonders Ludwig Uhland, August Graf von Platen, Friedrich Rückert, genannt Freimund Reimar, August Wilhelm Schlegel, Justinus Kerner und Andere. Auch von den Entschlafenen konnte ich nur einen Theil anführen. Die Namen eines Spalding, Jerusalem, Lichtwer, Zachariä, Cronegk, Dusch, Winkelmann, Cramer, Kästner, Klinger, Heinse, Musäus, Gerstenberg, Kant, Herder, Forster, Campe, Leisewitz, Eschenburg, Ebert, Thümmel, Engel, Garve, Sulzer, Mendelsohn, Mastalier, Göckingk, Miller sollten aber doch keinem deutschen Jünglinge unbekannt bleiben. Hierzu gehören auch Jacobi, Lichtenberg, Claudius, Schubart, Michaelis, Stollberg, Voß, Hippel, J. Müller, Rosegarten, Heidenreich, Brandes, Knigge, Moriz, Körner, Müllner, Wilhelm Müller ꝛc. ꝛc. — Unter den Schriften dieser theils mehr, theils

minder berühmten Männer ziemt es der deutschen Jugend, sich ihre Unterhaltungsbücher zu wählen. Wer gleich nach dem Besten greift, der sorgt auch am besten für seine Bildung, und erspart sich die Mühe, das Schlechte zu verwerfen.

Die Franzosen. Ludwig XIV. (1643—1715.)

Zwei und siebenzig Jahre wurden in dem sechsten Zeitraume durch die Regierung Ludwigs XIV. in Frankreich ausgefüllt. Man nannte diesen Ludwig den Großen; allein er war nicht groß durch seinen inneren Gehalt, wie König Friedrich II. von Preußen, dem dieser Beiname als Krieger, als Landesvater, als Staatsmann und als Weisen gebührte; er glänzte nur von erborgtem Lichte, und nichts schien wahrhaft groß an ihm selbst, als seine Ehr- und Länderſucht. Alles übrige war das Werk der talentvollen Feldherren, Minister und anderer Staatsmänner, von denen er umgeben war. Mazarin, Louvois, Colbert waren seine Räthe, Condé, Turenne, Luxembourg, Villars seine Feldherren. Nur ihr Werk schien Ludwigs Größe zu seyn.

Unter welchen nichtigen Vorwänden die Niederlande und Deutschland von diesem kriegslustigen und ländergierigen Könige beunruhigt, und mit welcher wüthenden Barbarei seine Kriege geführt wurden, ist uns schon bekannt. Es gelang ihm wirklich, seine Staaten durch einen Theil von Flandern, die Franche-Comté, Straßburg und andere Eroberungen zu vergrößern; allein während er eine Provinz nach der andern wegnahm, schmachteten seine Unterthanen im bittersten Elend, und am Ende versank das ganze Land in die äußerste Erschöpfung. Zwar blüheten eine Zeit lang unter seines weisen Ministers Colbert Staatsverwaltung, die Manufacturen, der Handel und die Künste; allein nach

dem Tode dieses großen Mannes erhielten sie sich nicht mehr auf derselben Höhe, und am Ende brachte ihnen Ludwigs XIV. toller Religionseifer einen unverschmerzlichen Stoß bei. Dieser allerchristlichste König fing nämlich an, seine protestantischen Unterthanen auf das Unchristlichste zu verfolgen. Er nahm ihnen ihre Gewissensfreiheit, die er ihnen doch feierlich bestätigt hatte, ließ ihre Tempel zerstören, die Kinder aus den Armen der Väter und Mütter reissen, und tausend Drangsale über alle ergehen. Dragoner, die ohne Schonung unter ihren Mitbürgern, wie in Feindes Land, wütheten, waren die Vollstrecker seiner Gewaltthätigkeiten. Um ihren Händen zu entgehen, entfloh, mit Lebensgefahr, über eine halbe Million Franzosen nach England, Holland, in die Schweiz und nach Deutschland, wohin sie die Trümmer ihres Vermögens, ihren Kunstfleiß und ihren Handlungsverkehr brachten, und Colonien anlegten, die großentheils noch jetzt blühen. Auch in den Umgebungen von Nürnberg, zu Erlangen, Schwabach, Wilhelmsdorf, finden sich noch Reste davon, und noch viel mehr im Brandenburgischen.

Die Folgen von Ludwigs Kriegen, und dem unweisen Verfahren gegen seine Unterthanen, waren Abnahme des Handels, Verwirrung der Finanzen, Verfall der Seemacht, ja oft Hungersnoth, und allgemeines Elend unter dem Volke, zu einer Zeit, wo die Vergnügungen des Hofes keine Grenzen mehr hatten.

Doch es war von dem Himmel beschlossen, daß auch er am Ende seiner Tage einen Theil der Widerwärtigkeiten empfinden sollte, die er in so reichem Maaße seinem eigenen Volke und seinen Nachbarn zubereitet hatte. Die französischen Generale konnten zuletzt beinahe keine Schlacht mehr gewinnen, und ihr stolzer König mußte sich Gesetze von Feinden vorschreiben lassen, die er einst verachtet und gedemüthigt hatte. Er ertrug aber sein Unglück mit ehrenwerther Standhaftigkeit, zumal da sich dessen ungeachtet sein Enkel, der Herzog von Anjou, auf dem spanischen Throne behaup-

tete (S. 438). Das Jahr 1715 war das letzte seines Lebens. Er starb am 1. Sept., und hinterließ seinem Urenkel Ludwig XV., ein zerrüttetes Reich, und eine Schuldenlast von drittehalbtausend Millionen Livres.

Ludwig XV. (1719 — 1774.)

Anstatt durch weise Sparsamkeit einen Theil dieser ungeheuren Schulden zu tilgen, vermehrte sie Ludwig XV. noch durch seine Verschwendung, und die unerhörten Geldvergeudungen, die er seinen Maitressen nachsah. Er hatte nach und nach eine Menge solcher Buhlerinnen an der Seite. Die vornehmsten waren die berüchtigte Pompadour, die Herzogin von Chateauroux, die Gräfin Dubarry. Es ist unglaublich, was für Summen diese Weiber dem Staate kosteten. Auf einen Schein von ihrer Hand mußten Millionen bezahlt werden. Die Dubarry allein zog 18 Millionen aus dem königlichen Schatze, die Geschenke, die sie von dem Könige erhielt, ungerechnet. Eine andere, Namens la Tournelle, wünschte sich zu Choisy einen Pallast nach ihrem Sinne gebaut. Der Kostenanschlag belief sich auf 1 Million 200,000 Livres. Die Pompadour wirthschaftete noch übler, und der König selbst dachte so wenig an Sparsamkeit, daß er ein mit Diamanten besetztes Kleid trug, das auf 25 Millionen geschätzt wurde, und womit also jährlich über eine Million nur an Zinsen verloren ging. Um die erforderlichen Summen zu seinen und seiner Lustdirnen Verschwendungen beizuschaffen, verpachtete er die Staatseinkünfte an die sogenannten Generalpächter, die das Volk aussaugten und unmenschlich drückten, sich selbst aber übermäßig bereicherten. Nie wurde der Staat leichtsinniger und schlechter verwaltet. Die Pompadour ernannte die Generale, die Finanz- und Kriegsminister. Sie schien zu glauben, Gott gebe unfehlbar dem, der das Amt habe, auch den Ver-

ſtand. Daher machte ſie einen gewiſſen Rouille, der nie einen Seehafen geſehen hatte, zum Miniſter des Seeweſens.

Durch den Tod wurde Ludwig XV. ganz unerwartet mitten aus ſeinem wüſten Leben heraus geriſſen. Er bekam noch im 64ſten Jahre die Kinderpocken, an denen er dahin ſtarb. Sein Gewiſſen erwachte auf dem Todtenbette. Als er ſah, wie ein Theil ſeiner Arme und Beine, wie ganze Glieder ihm wegfaulten, und keine Rettung mehr für ihn war, verfiel er in wilde Verzweiflung, und ſchrie vergeblich um Hülfe gegen die Teufel, die er zu ſehen glaubte, und die ſich weder mit dem Crucifix, noch mit Weihwaſſer wollten verjagen laſſen. — Kaum war er todt, ſo lud man ſeinen Leichnam auf einen Wagen, und fuhr ihn im Galopp, wie er im Leben zu fahren gewohnt war, nach St. Denis, dem Begräbnißorte der franzöſiſchen Könige, als ob man eines ſolchen Königs nicht ſchnell genug los werden könnte. — Alle Schenken waren voll wein- und freudetrunkener Menſchen.

Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Ludwig XV. und einem Friedrich II., ſeinem Zeitgenoſſen, der die Millionen in ſeiner Schatzkammer nicht auf Maitreſſen und mit Diamanten geſtickte Kleider, ſondern auf die Verbeſſerung des Landes und die Unterſtützung ſeiner Unterthanen verwendete, die ihn dafür liebten und ſegneten! Ihm wurde auch dagegen eine heitere, nicht von Gewiſſensbiſſen getrübte Sterbeſtunde.

Nach Ludwig XV. beſtieg ſein Enkel, Ludwig XVI., den Thron. Ich werde bald viel von dieſem unglücklichen Könige zu erzählen haben.

Franzöſiſche Literatur und Kunſt.

Schon unter Ludwig XIII. war in Frankreich die Morgenröthe der ſchönen Künſte angebrochen; die Sprache

bildete sich immer mehr aus; es traten Dichter und Prosaisten in Menge auf, und war nicht Alles gut, was sie schrieben, so verdiente doch wenigstens ein Theil davon Lob. Unter den Prosaisten zeichneten sich zuerst Voiture und Balzac durch ihre Briefe aus; auch schien Voiture kein schlechter Poet. Bleibenden Ruhm erwarb sich aber erst der große Theaterdichter Peter Corneille († 1684), der sich anfangs im Lustspiele, nachher aber mit weit glücklicherem Erfolge in dem Trauerspiele versuchte. Er gab der Tragödie eine ganz neue Gestalt, und ließ an Stärke der Gedanken, an Energie der Gesinnungen, in dem Ausdrucke der Leidenschaften, und in glücklicher Wahl der Worte, seine Vorgänger weit hinter sich. In dem Lustspiele wurde er aber bald von J. B. Moliere, dem besten und berühmtesten Komiker aller Zeiten, verdunkelt († 1674). Dieser war, wie unser Iffland, zugleich Schauspieler und Schauspieldichter, und schrieb seine Komödien theils in Prosa, theils in Versen. Einen nicht viel geringeren Namen machte sich Quinault durch seine Opern. Moliere wurde weder in seinem Leben, noch nach seinem Tode, von einem andern komisch-dramatischen Schriftsteller erreicht; Corneille aber fand in Jean Racine einen glücklichen Nebenbuhler, und wurde von ihm in dem Ausdrucke zarter Herzensgefühle, in Weichheit, Wohlklang und Eleganz des Styls übertroffen († 1699). Unnachahmlich, wie Moliere, blieb auch der naive Fabeldichter Jean Lafontaine, ein lieblicher, gutmüthiger, und doch zugleich schalkhafter Erzähler, der die äsopische Fabel nach seiner eigenen Manier meisterhaft behandelte. — Nicht minder stolz sind die Franzosen auf einen andern ihrer Dichter, Boileau Despreaux, der aber weniger Poet, als kalter Kunstrichter war. In seiner Art poétique, einer Nachahmung der Horazischen Ars poëtica, trägt er die Grundsätze aller Gattungen der Dichtkunst in zierlichen Versen vor.

Auch treffliche prosaische Schriftsteller verherrlichten das Zeitalter Ludwigs XIV. Die Madame de Sevigné

wurde, durch ihre schönen, naiven und natürlichen Briefe, ein Muster im Briefstyl. Der sanfte Fenelon *) schrieb in dem Geiste Homers seinen Telemach, einen moralischen Roman, voll ächter Sittlichkeit und Lebensweisheit. Der Herzog de la Rochefoucault kleidete seine Beobachtungen über den Menschen in tief durchdachte Maximen von treffender Wahrheit ein. La Bruyere schrieb, mit tiefer Menschenkenntniß und origineller Feder, seine Charaktere. Vier große Kanzelredner, Bossuet, Bourdaloue, Flechier und Massillon, brachten auch die Kanzelberedsamkeit zu einer Höhe, die sie vorher nie erreicht hatte.

Alle diese Schriftsteller, und noch Hunderte vom zweiten und dritten Range, lebten unter Ludwig XIV. und wurden von ihm theils durch Aemter und Ehrenstellen, theils durch Geschenke und Gnadengehalte ermuntert. Neben ihnen glänzten andere Künstler der ersten Größe. Der berühmte Geschichtsmaler Poussin, der größte aus der französischen Schule, war schon im Jahre 1665 schlafen gegangen. Sein Zeitgenosse, der eben so berühmte Landschaftmaler, Claude Lorrain (eigentlich Claude Gelée) starb 17 Jahre später, 1682. Auch gehörten noch in das siebenzehnte Jahrhundert Peter Mignard, der seine vorzüglichste Stärke im Portrait hatte, und Karl Le Brün, ein gelehrter Darsteller der Leidenschaften, der den Figuren in seinen historischen Gemälden den lebendigsten Ausdruck zu geben wußte. Kein französischer Maler aus dem 18ten Jahrhundert kam diesen an Talenten gleich. In einem andern Fache, als Baumeister und architectonische Zeichner, verewigten ihre Namen François Mansard (der Erfinder der gebrochenen Dächer, die von ihm Mansarden genannt wurden) († 1666)

---

*) François de Salignac de la Motte Fenelon, Erzbischof von Cambrai, geb. 1652, gest. 1715. Man hat von seinem Telemach gegen 110 Ausgaben, und gegen 100 Uebersetzungen.

und Claude Perrault (geb. 1613), anfangs Arzt und Naturforscher; nach dessen Zeichnung die Façade des Louvre, das Observatorium in Paris, und noch viele andere prächtige Gebäude aufgeführt wurden, die man allgemein bewundert.

Unter den französischen Bildhauern that sich besonders der berühmte Girardon durch treffliche Arbeiten hervor, und in der Gartenkunst der weltbekannte Le Nôtre. Nur in der Musik blieben die Franzosen zurück. Lully, ihr vornehmster Tonkünstler, war nicht ein Franzose, sondern ein Italiener.

Kein einziger von den angeführten Schriftstellern und Künstlern lebte in den Provinzen; alle hatten ihren Aufenthalt zu Paris, der Haupt- und Musenstadt Frankreichs.

Unter Ludwig XV. standen neue Schriftsteller auf, die einen ehrenvollen Rang unter den großen Männern aller Nationen einnahmen. Johann Baptista Rousseau, der feurigste und erhabenste Odendichter der Franzosen, gehörte noch zum Theil dem Zeitalter Ludwigs XIV. an († 1741). Der Baron von Montesquieu, Parlamentspräsident zu Bordeaux, erwarb sich unsterblichen Ruhm durch seinen Esprit des lois, seine Lettres persannes, sein Werk Sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains. Er starb im Jahre 1755. Ein anderer Rousseau (Johann Jakob), ein geborner Genfer, schrieb in einem männlichen, kraftvollen und musterhaften Style mehrere philosophische Abhandlungen und politische Schriften (z. B. den Contrat social), ein Werk über die Erziehung (seinen Emile), einen Roman (la nouvelle Héloise) und viele andere Schriften, in welchen er durch seltsame, aber mit großer Kunst durchgeführte und vertheidigte Behauptungen allgemeines Aufsehen erregte. Noch mehr Bewunderung erweckte durch sein vielumfassendes Genie Arouet de Voltaire. Er glänzte als dramatischer, epischer, lyrischer und scherzhafter Dichter. Unnachahmlich war er besonders in seinen kleinen poetischen Erzählungen und seinen Episteln. In manchen Tragödien kam er dem Racine, nie aber in seinen Comödien dem Moliere gleich. Seine Henriade ist das einzige lesbare

epische Gedicht der Franzosen, bleibt aber weit hinter Tasso's Gedicht: «das befreite Jerusalem,» zurück. Als Geschichtschreiber, Philosoph, politischer Schriftsteller und Kunstrichter wirkte er außerordentlich auf die Denkungsart und den Geschmack seines Volkes. Man wirft ihm Seichtigkeit und Einseitigkeit vor, auch wohl nicht mit Unrecht; allein er kannte sein Publicum, und wußte, daß demselben mit trockener Gründlichkeit und umständlichem Beschauen des Gegenstandes nach allen Seiten wenig gedient war. Immer bleibt Voltairen das Verdienst, den Franzosen die Augen geöffnet, sie verständiger, duldsamer, menschlicher, besser gemacht, und den Aberglauben unter ihnen, so viel es seine Kräfte vermochten, ausgerottet zu haben. — Durch seine Schriften gegen die christliche Religion wurde er ein Verbreiter der Irreligiosität, und ein Störer des Friedens vieler Herzen. Er starb im Jahre 1778.

Die Engländer.

Olivier Cromwell. († 1658.) Karl II. Jacob II. Wilhelm III. († 1702.)

Die Engländer verließen wir am Schlusse der ersten Abtheilung dieses Zeitraums, unter der Regierung des Kronräubers Olivier Cromwell, der sich nicht König, sondern Beschützer von England nannte. Dieser Mann, von so schlechtem Character er auch immer seyn mochte, hatte große Regentengaben, und seine Staatsklugheit war nicht geringer, als sein Kriegstalent. Darum gelang es ihm auch bald, England sein verlornes Ansehen wieder zu verschaffen, und den Nachbarn Achtung und Furcht einzuflößen. Er starb im Jahre 1658 Sept. 3., nachdem er den Spaniern Jamaica und andere Besitzungen abgenommen hatte.

Oliviers Sohn, Richard, dachte nicht wie der Vater.

Er zog ein ruhiges Leben der Führung einer stürmischen Regierung vor, und überließ (1659 April) die Krone, ohne Widerstand, dem Sohne des enthaupteten Karls I., der jetzt unter dem Namen Karl II. den Thron bestieg. Die Engländer fühlten sich aber unter diesem wollüstigen und verschwenderischen Fürsten nicht glücklich. Noch unzufriedener waren sie mit seinem Bruder und (seit 1685) Nachfolger, Jakob II. Dieser nahm sich so wenig ein Beispiel an dem unglücklichen Schicksale Karls I., und hauſete so toll, daß er von dem Throne und aus dem Lande getrieben wurde. Er strebte nach größerer königlicher Macht, als ihm gebührte, und suchte, von einem Heere unterstützt, die katholische Religion wieder in England einzuführen. Dadurch erbitterte er unversöhnlich das Volk gegen sich, und veranlaßte es, Hülfe gegen ihn in den Niederlanden, bei seinem eigenen Schwiegersohne, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, zu suchen, der auch kein Bedenken fand, nach England überzusetzzen, und seinen Schwiegervater von dem Throne zu stoßen. Jakob II. entfloh am 21. December 1688 mit seiner ganzen Familie nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. sehr gut aufgenommen und als König behandelt wurde. Aber alle seine Bemühungen, die verlorne Krone wieder zu erlangen, waren vergeblich.

Der Prinz von Oranien wurde unter dem Namen Wilhelm III. zum König von England ausgerufen, blieb aber zugleich Statthalter der vereinigten Niederlande. Um künftigen Mißbräuchen zuvor zu kommen, bestimmte man ganz genau die Rechte des Königs und des Volkes. Fortan sollte der König für sich allein weder neue Gesetze geben, noch alte aufheben, keine Steuern eigenmächtig ausschreiben, kein Kriegsheer in Friedenszeiten unterhalten u. s. w. Man nennt diese Zeit die der englischen Revolution. Wilhelm zeigte sich durch Muth und Klugheit des Zutrauens des englischen Volkes würdig. Zuerst that er der Eroberungsbegierde seines länderſüchtigen Nachbars, Ludwigs XIV. Ein-

halt, dann verjagte er Jakob II., der von Ludwig mit Mannschaft, Geld und Schiffen unterstützt, in Irland gelandet war, und sich dort zu behaupten suchte. Am Ende brachte er noch vor seinem im Jahre 1702 erfolgten Tode ein Bündniß zwischen England, den vereinigten Niederlanden und Oesterreich zu Stande, um zu verhindern, daß Spanien dem Herzoge von Anjou, einem Enkel Ludwigs XIV., zu Theil werden möchte. Daß dieser Zweck nicht ganz erreicht wurde, ist euch schon aus der Geschichte des spanischen Successionskrieges bekannt. (S. oben.)

Die Königin Anna (1714). Georg I. († 1727.) Georg II. († 1760.)

Wilhelm III. starb ohne Kinder. Man ließ ihm daher die zweite Tochter des vertriebenen Königs Jakob II. folgen. Der Name dieser Prinzessin war Anna. Sie regierte ganz in dem Sinne des Königs Wilhelm, unterstützte das Haus Oesterreich kräftig gegen Frankreich, und trug durch ihre Feldherren viele und wichtige Siege davon. Mit dem größten unter ihnen, dem Herzoge von Marlborough, sind wir bereits näher bekannt; ihr wisset aber noch nicht, daß er am Ende seiner kriegerischen Laufbahn von seinen Feinden gestürzt, aller seiner Aemter entsetzt, auch mit solchem Undanke und solcher Härte verfolgt wurde, daß er sich genöthigt sah, sich eine Zeit lang aus seinem Vaterlande zu entfernen. — In seinen letzten Jahren wurde dieser unerschrokkene Held furchtsam, wie ein Kind; man konnte seine Schwäche nicht ohne Mitleid ansehen. — Durch Marlboroughs und Eugens Siege wurden für England wichtige Vortheile errungen, denn durch den Utrechter Frieden (1713) erlangte es die sehr bedeutende Festung Gibraltar, die Insel Minorca,

die Halbinsel Neuschottland in Nordamerica, auch Neufoundland, die Hudsonsbai, und die Insel St. Christoph in Westindien.

Nach der Königin Anna Tod (1714) kam die englische Krone an den Kurfürsten von Hannover, der ein Urenkel Jakobs I. war, und seit jener Zeit hat sich bis zu diesem Tage das Haus Hannover auf dem englischen Throne behauptet. Georg I. — dieß war der Name des neuen Regenten — herrschte mit großer Mäßigung und Klugheit. Durch den Nachdruck, womit er, bei aller seiner Friedfertigkeit, Englands Rechte gegen die benachbarten Staaten behauptete, und nicht weniger durch seine Herablassung und Leutseligkeit erwarb er sich in einem hohen Grade das Zutrauen der englischen Nation und der andern Mächte, zwischen denen er als Vermittler und Friedensstifter auftrat († 1727).

Unter Georg II., seinem Sohne, genoß England lange einer glücklichen Ruhe. Ein großer Strich Landes, an der südlichen Grenze von Carolina in Südamerica, der während seiner Regierung von englischen Familien angebaut wurde, erhielt von ihm den Namen Georgien. — Durch den Tod Kaisers Karl VI. (1740) wurde König Georg in den österreichischen Erbfolgekrieg und in einen besondern Krieg gegen die Franzosen verwickelt, in welchem die französische Seemacht von der englischen größtentheils vernichtet wurde. Er endete sich durch den Aachener Frieden (1748). Sieben Jahre später (1755) entstand ein neuer Krieg mit Frankreich über die Grenzberichtigung von Neuschottland, wodurch die Engländer auch in den siebenjährigen Krieg verflochten wurden. Ihre Waffen waren so siegreich in allen vier Welttheilen, daß sie durch den Pariser Frieden (1763) ganz Canada, einen Theil von Louisiana, die Insel Cap-Breton, in der Nähe von Neuschottland, und mehrere Inseln in Westindien erlangten. Georg II. erlebte

aber diesen Frieden nicht; denn er starb schon im Jahre 1760.

Georg III. (1760.)

Georg III., ein Enkel des vorigen, sah nach dem Pariser Frieden sein Reich auf dem höchsten Gipfel der Macht und des Wohlstandes. Nicht seine eigenen Heere, sondern die Truppen eines bloßen Vereins von englischen Kaufleuten — der ostindischen Gesellschaft — hatten nach und nach in Ostindien die ansehnlichen Reiche Bengalen und Bahar erobert. Der größte Theil von Nordamerika war in den Händen der Engländer, und täglich wurden ihre daſigen Colonien größer und blühender. Diesen Colonien fiel aber der Druck, in dem sie von dem Mutterlande gehalten wurden, immer lästiger. Sie durften nämlich ihre Landeserzeugnisse nicht mit ihren eigenen, sondern nur auf englischen Schiffen ausführen, durften nur von England aus ihre Bedürfnisse beziehen, und in ihrem eigenen Lande keine Fabriken anlegen. Alles, damit die Engländer durch den Verkehr mit ihnen desto größern Gewinn haben möchten. Diese harten Gesetze wurden zwar in der Folge ein wenig gemildert; die Amerikaner wollten sie aber ganz aufgehoben wissen, weil Handel und Kunstfleiß dadurch bei ihnen gelähmt blieben; und da das nicht geschah, und sie noch überdem mit neuen Auflagen und Schatzungen gedrückt wurden, so suchten sie das Joch des Mutterlandes ganz abzuschütteln; sie strebten nach Freiheit, und erklärten sich im Jahre 1776 wirklich für einen unabhängigen Staat. Hierüber entstand ein langer Krieg zwischen ihnen und England, in dem die Amerikaner von den Franzosen und Spaniern so treulich unterstützt wurden, daß sich England gezwungen sah, in dem zweiten Pariser Frieden von 1783 seine ehemaligen dreizehn schönen Colonien als freie vereinigte Staaten anzuerkennen, und allen seinen Rech-

ten auf dieselben zu entsagen. Zugleich verloren die Engländer an die Spanier ganz Florida und die Insel Minorca, und an die Franzosen mehrere Besitzungen in Ostindien. — So nachtheilig ihnen auch der amerikanische Freiheitskrieg gewesen war, so siegreich behaupteten sie doch in der Folge wieder ihre Uebermacht zur See gegen alle andere Nationen.

Englische Literatur und Kunst.

In der englischen Literatur leuchteten in der letzten Hälfte dieses Zeitraums drei Gestirne der ersten Größe unter dem übrigen Sterngewimmel hervor. Diese waren Milton, Newton und Locke.

Johann Milton, Geheimschreiber des Protectors Cromwell und des Parlaments, erlangte durch sein Verlornes Paradies, ein Gedicht in zwölf Büchern, zwar nicht mehr in seinem Leben, aber bald nach seinem 1674 erfolgten Tode, den Ruhm des erhabensten englischen Dichters. Anfangs wurde der Werth dieses Kunstwerks von der englischen Nation ganz verkannt. Kaum war es erschienen, so schien es auch schon wieder vergessen. Erst nach zwanzig Jahren machten geschmackvolle Kunstrichter das Publicum aufmerksam auf den Schatz, den es in demselben besaß, auf den Reichthum an Dichtungen, die reizenden Gemälde der unschuldigen Liebe, die lebendigen Beschreibungen, die herrlichen Gleichnisse, und die erhabenen Gedanken, die es enthielt. Milton war schon über sechzig Jahre alt, arm und blind, wie Homer und Ossian, als er der Urheber dieses herrlichen, obgleich nicht ganz fehlerlosen Gedichtes wurde. Man tadelt daran, daß er die Welt nicht auf Gottes bloßen Ruf entstehen, sondern erst den Riß dazu mit einem Zirkel entwerfen läßt, daß seine Teufel mit Kanonen schießen, daß er die Sünde mit dem Tode vermählt, und ihr Schlangen zu Kin-

dern giebt, daß die Gottheit und die Engel nicht immer mit Würde sprechen, und die Teufel als Kröten herum hüpfen; auch findet man Sprache und Versbau bisweilen hart. Diese Mängel werden aber von den Schönheiten dieses Gedichtes weit überwogen.

Isaac Newton war noch größer als Naturforscher und Mathematiker, wie Milton, in einem andern Fache, als Dichter. Er bekleidete das Amt eines Obermünzmeisters, und war zugleich Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London. Von ihm lernten wir näher die Natur des Lichtes und den Ursprung der Farben kennen, die nichts anders sind, als verschiedentlich gebrochene Lichtstrahlen. Er erklärte uns die Bewegung der himmlischen Weltkörper, lehrte, wie die Bahn der Cometen zu berechnen und die Erscheinung derselben voraus zu bestimmen ist, entdeckte das Gesetz, nach welchem die Erde andere Körper, und überhaupt ein Körper den andern, anzieht, und zeigte, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern gegen die Pole hin etwas platt gedrückt seyn müsse, was sich auch durch angestellte Versuche in der Folge vollkommen bestätigt hat. — Am Ende seines Lebens sank aber dieser große Mann so sehr von seiner Höhe herab, daß er die Berechnung seiner eigenen Lehrsätze nicht mehr verstand. Er starb 1726, über 80 Jahre alt.

John (Johann) Locke, einer der scharfsinnigsten Denker Englands, wurde 1632 geboren und lebte bis zu dem Jahre 1704. Durch sein philosophisches Werk über den menschlichen Verstand, welches von dem tiefsten Studium der geistigen Natur des Menschen zeugt, machte er sich weltberühmt. Er schöpfte nicht aus andern Philosophen. Um die menschliche Seele mit ihren Begriffen und Affecten kennen zu lernen, ging er in sich selbst zurück, und theilte am Ende der Welt die Resultate seiner Beschauung mit. Neun Jahre brachte er mit der Ausarbeitung dieses Werkes zu. Er bestimmt darin die Kräfte und Schranken des mensch-

chen Verstandes so richtig, und lehrt ihre Anwendung in der Erforschung und Beurtheilung der Wahrheit so treffend, daß man es als ein Hauptbuch, für die Kunst zu denken, betrachten kann. — Man verdankt ihm auch eine vollständige Anweisung zur Erziehung der Jugend. Eine Zeit lang war er selbst Erzieher des Grafen von Shaftesbury; in der Folge aber nahm er den bescheidenen Posten eines Commissärs bei dem Commerz-Collegium der englischen Colonien an.

Schon 24 Jahre vor Locke starb Samuel Buttler (1680), Verfasser des komischen Heldengedichtes Hudibras, das König Karl II. mit großem Vergnügen las. Um den Verfasser kümmerte er sich aber so wenig, daß dieser beinahe verhungerte.

Johann Dryden, ein talentvoller Odendichter, versündigte sich bisweilen an dem guten Geschmacke, und schrieb zu flüchtig, weil er um Brod arbeitete. Er starb 1701.

Benjamin Franklin, ein amerikanischer Engländer, Gesandter der amerikanischen Staaten am französischen Hofe und nächst Washington Haupttriebfeder der amerikanischen Revolution, war der Erfinder der Blitz- oder Gewitterableiter, und der Verfasser mehrerer nützlicher Schriften. Er starb 1799.

David Hume glänzte unter den englischen Geschichtschreibern. Jonathan Swift war ein geistreicher Satyriker; Alexander Pope, einer der zierlichsten Dichter, der besonders in seinem Versuche über den Menschen das Lehrreiche mit dem Angenehmen auf das Glücklichste zu verbinden wußte. — Der angenehme Fabeldichter John Gay, der liebliche Maler der Natur, Jacob Thomson, der schwermüthige Verfasser der Nachtgedanken, Eduard Young, und der Romandichter Richardson, ein Londoner Buchhändler, Verfasser der Pamela, Clarissa, und des Grandison, machten ihrem Vaterlande nicht weniger Ehre.

In der Malerei blieben die Engländer stets hinter den Italienern, den Franzosen und Teutschen zurück; desto rühmlicher zeichneten sich ihre Kupferstecher aus. Doch machte sich

der Maler Hogarth (geb. 1697, gest. 1764) besonders durch seine geistvollen Carricaturen berühmt. Aber auch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdrucke, gehörte er zu den ausgezeichnetsten Künstlern. Christoph Wren, der größte Baumeister, den England je gehabt hatte, setzte seinem Ruhme ein bleibendes Denkmal durch die Paulskirche zu London, die, nach der Peterskirche zu Rom, der prächtigste christliche Tempel der Welt ist. Geb. 1632, gest. 1723. An der Kirche wurde von 1676—1710 gebaut.

Die Spanier.

Unter König Karl II. gerieth das Königreich Spanien immer mehr in Verfall, und versank in solche Schwäche, daß ihm Ludwig XIV. ungestraft ganze Provinzen rauben konnte. Wir wissen bereits, wie dessenungeachtet von Karl II., mit welchem der österreichische Regentenstamm in Spanien ausstarb (1700), in seinem Testament dem Herzoge von Anjou, einem Enkel seines Feindes Ludwig, die spanische Monarchie vermacht, der rechtmäßige Erbe aber, Kaiser Leopold, übergangen wurde. Auch ist uns nicht unbekannt, daß über diese Erbstreitigkeiten der spanische Successionskrieg entstand, der durch den Frieden von Utrecht geendigt wurde. Der Herzog von Anjou blieb unter dem Namen Philipp V. auf dem spanischen Throne; das Haus Oesterreich bekam aber nichts weiter, als die spanischen Niederlande und die spanisch-italienischen Länder.

Unter dem neuen Könige Philipp V. und seinen Nachfolgern, Ferdinand VI. und Karl III., erholte sich Spanien wieder ein wenig, und eroberte in einem Kriege mit Oesterreich (1733) Neapel und Sicilien, behauptete es auch für den Infanten Don Carlos. Auch Parma und Piacenza kamen, 15 Jahre später (1748), durch einen Friedens-

schluß an einen spanischen Prinzen. — Philipp V. † 1746, Ferdinand VI. † 1759, Karl III. † 1788.

Die Portugiesen.

Wir haben gesehen, wie die Portugiesen in der ersten Hälfte dieses Zeitraums sich wieder frei machten von der Herrschaft der Spanier, unter der sie seit Philipp II. seufzten, und den Herzog von Braganza, unter dem Namen Johann IV., auf den Thron setzten. Sein Sohn Alphons VI. verlor ihn wieder, und mußte ihn an seinen Bruder Peter II. abtreten († 1706). Portugal fing an, sich von seinen Unfällen zu erholen; Handlung und Schifffahrt blüheten auf, aber die Regierung Johanns V., Peters Sohn und Nachfolger, eines abergläubisch bigotten Fürsten, der sich vom Pabste den Ehrennamen des allergläubigsten Königs erwirkte, war nicht geeignet, das Glück und die Aufklärung seines Volkes merklich zu befördern. Er nahm die Inquisition in Schutz, wohnte öfters selbst ihrem Mordgepränge (Auto da fe) bei, und überließ in seinen letzten Jahren die Staatsverwaltung ganz einem Kapuziner, der ihm beständig zur Seite seyn mußte, und unter dessen Herrschaft nichts gedeihen konnte († 1750). Joseph Emanuel, sein Sohn, wußte die Minister besser zu wählen. Er fand an dem Marquis von Pombal einen großen Mann, voll Einsicht, Muth und Standhaftigkeit, einen trefflichen Rathgeber und Gehülfen. Eines solchen bedurfte er nach den vielen Unglücksfällen, die ihn und sein Reich betrafen. Im Jahre 1755, am 1. November, stürzte ein schreckliches Erdbeben in wenigen Minuten einen großen Theil seiner Hauptstadt Lissabon über den Haufen; eine ausgebrochene Feuersbrunst verzehrte einen Theil der noch gestandenen Gebäude; der Tajo trat aus seinen Ufern, und verwüstete Felder und Gärten. Seuchen, Hungersnoth

und Sterben waren die nächsten Folgen davon. Drei Jahre darauf verlor der König beinahe das Leben durch einen meuchelmörderischen Schuß, der des Nachts nach ihm in seinen Wagen geschah. In der Muße, die er sich nach einem kurzen Kriege mit Spanien und Frankreich verschaffte, arbeitete er mit seinem weisen Minister an nützlichen Veränderungen in dem Lande, beförderte den Ackerbau, den Kunstfleiß, die Gelehrsamkeit, verbesserte die Kriegsverfassung, demüthigte die übermüthige Geistlichkeit, hob zuerst in seinem Lande die Jesuiten auf, that den Gräueln der Inquisition Einhalt, und machte sich verdient um sein Volk durch viele andere treffliche Einrichtungen († 1777). Seinem würdigen Minister Pombal wurde von der Königin Maria Franziska Isabella, Joseph Emanuels Tochter, mit schnödem Undank gelohnt; sie entzog ihm seine Bedienungen, hob viele seiner guten Einrichtungen wieder auf, und ließ sich ganz von seinen Feinden leiten. So gelangten nun, durch Pombals Sturz, die Geistlichkeit und die Inquisition bald wieder zu ihrem verlornen Ansehen. Das portugiesische Volk aber sank unter dieser Königin zurück auf seinen vorigen niedrigen Standpunkt.

Die Italiener und Schweizer.

Es war von der Vorsehung beschlossen, daß die Päbste nach der Reformation nie wieder zu ihrem verlornen Ansehen gelangen sollten. Clemens IX., der letzte, der es wagte, seine eingebildeten Rechte mit Gewalt zu behaupten (1708), wurde bald durch den übeln Erfolg seiner Unternehmungen überzeugt, daß Völker und Fürsten nicht mehr dachten, wie zu den Zeiten Gregors VII. Von dort an suchten sich seine Nachfolger mehr durch Mäßigung, Nachgiebigkeit, Höflichkeit und Kabalen zu behaupten. Unter ihnen zeichneten sich vorzüglich Benedict XIV. und Clemens XIV. aus. —

Benedict durch seine Billigkeit, Friedliebe und Gelehrsamkeit, Clemens durch die Aufhebung des Jesuitenordens 1783. Benedict starb im Jahre 1758, als ein drei und achtzigjähriger Greis, nachdem er seine sämmtlichen Schriften, in zwölf Quartbänden, hatte drucken lassen. — Gleich nachdem Clemens XIV. die Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnet hatte, fand man einen Zettel angeschlagen mit den Buchstaben: P. S. S. V. Niemand wußte, wie man sie deuten sollte; der Pabst aber erklärte sie auf der Stelle. Sie bedeuten, sagte er: Presto Sacra Sede Vacante (bald wird der heilige Stuhl ledig seyn). Diese Prophezeihung fing schon nach neun Monaten an in Erfüllung zu gehen. Er fühlte Anfälle von Mattigkeit, die immer mehr und mehr zunahm; bald war er nur noch ein Schatten von sich selbst. Seine Knochen schienen weich und kleiner zu werden, seine Stimme fing an zu erlöschen, und er fühlte die entsetzlichsten Schmerzen. «Ich gehe in die Ewigkeit,» sagte er, «und ich weiß warum.» Am 22. September 1774 starb er in seinem 69sten Jahre. Ohne Zweifel war sein Tod ein Werk der Gesellschaft Jesu, die durch Gift ihre Aufhebung an ihm gerächt hatte. Die ganze Welt glaubte es wenigstens, ob es gleich nicht strenge bewiesen werden konnte.

In Toscana, dem nördlichen Nachbarstaate der Päbste, bestieg, nach dem Aussterben des großherzoglichen Hauses Medicis, der Herzog von Lothringen, nachheriger Kaiser Franz I., den großherzoglichen Thron (1737), den er aber bald seinem Prinzen Peter Leopold überließ. — Die Veränderungen in dem Königreiche Neapel und Sicilien sind uns schon bekannt. (S. 404, 406).

Der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, erlangte im Jahre 1720 die Insel Sardinien, als einen Ersatz für Sicilien, das ihm im Utrechter Frieden 1713 war zugesprochen worden, und nahm von dort den Titel eines Königs von Sardinien an. — In Venedig und Genua fielen keine wichtigen Veränderungen vor; Mailand aber, Mantua und

die andern spanischen Staaten kamen, nach dem spanischen Erbfolgekriege, an das Haus Oesterreich.

Der Italiener Nachbarn, die Schweizer, behaupteten sich in ihrer Unabhängigkeit. Nur durch Mißhelligkeiten und Streitigkeiten unter sich selbst, wurde ihre Ruhe gestört; äußere Feinde hatten sie nicht. Wissenschaften, Künste und Handel konnten daher ungehindert unter ihnen blühen. Anstatt Kriege mit den benachbarten Mächten zu führen, gaben sie lieber einen Theil ihrer Truppen in den Sold derselben, besonders der Franzosen. Daraus, und aus dem Handelsverkehr mit den Nachbarn, entstand aber eine merkliche Veränderung in den Sitten der Schweizer, die sich von ihrer alten Einfalt entfernten, und eine französische Gestalt annahmen.

Die Türken.

Ich gedenke nichts mehr von den Kriegen der Türken mit den Oesterreichern. Euch ist schon bekannt, wie sie, unter dem Kaiser Leopold, im Jahre 1683, Ungarn verwüsteten, und sogar die Stadt Wien belagerten, wie sie aber von dem polnischen Könige Sobiesky geschlagen, und in der Folge von dem Prinzen Eugen ganz aus Ungarn vertrieben wurden (S. 526). Sie hatten auch mehrere Kriege mit den Persern, Russen, Polen, Venetianern. Die Russen blieben ihnen, so lange sie der berühmte Feldherr Graf von Münnich anführte, stets überlegen; nach seiner Entfernung aber eroberten die Türken wieder, was sie früher verloren hatten, unter andern die berühmte Festung Belgrad (1739). Unter der Regierung des Sultans Mustapha III. erlitten die Osmanen von den Russen in den Kriegen über Polen (1769 — 1774) fast unaufhörliche Niederlagen, und unter den folgenden Kaisern verfielen sie immer

mehr in einen Zuſtand von Schwäche, die ſie wohl fühlten, und deswegen ſorgfältig neue Kriege mit ihren mächtigen Nachbarn, Rußland und Oeſterreich, ſogar durch freiwillige Abtretung ganzer Provinzen zu vermeiden ſuchten. Es fehlte dem türkiſchen Volke nicht an tapfern Kriegern, wohl aber an geübten Feldherren, und den Kriegsvölkern an guter Zucht, Gehorſam und Uebereinſtimmung unter ſich. Die Entkräftung des osmanniſchen Staates war vorzüglich den vielen innerlichen Unruhen zuzuſchreiben, die meiſtens durch die Janitſcharen, ein ſtreitbares, aber unbändiges Fußvolk, veranlaßt wurden. Durch ihre Empörungen verloren viele Kaiſer Thron und Leben, oder ſahen ſich doch gezwungen, ihre Großveziere (erſten Miniſter) der unvernünftigen Wuth dieſes tollen Schwarms preis zu geben. Der Stolz und die Verachtung, womit die unwiſſenden Türken auf ihre chriſtlichen Nachbarn herab ſehen, hinderte ſie, die beſſern Einſichten derſelben zu benützen, und zu lernen, was ihnen noch mangelt. Gleichwohl haben ſie manche Verbeſſerungen in der Kriegskunſt von ihnen angenommen. Auch die Buchdruckerkunſt fand Eingang in ihrer Hauptſtadt; da aber viele Bücherſchreiber in Gefahr geriethen, ihr Brod zu verlieren, ſo ließ man die Buchdrukkereien wieder eingehen. Man würde übrigens den Osmanen zu nahe treten, wenn man glaubte, ſie ſeyen ganz ohne Bildung; nein, der Dichtkunſt und dem Studium der Geſchichte ergaben ſie ſich immer mit Liebe. Es fehlte ihnen auch nicht an Schriftſtellern in dieſen und andern Fächern; in jedem Betrachte ſind ſie aber noch weit hinter den übrigen europäiſchen Völkern zurück. Der Handel blüht unter ihnen, beſonders in Conſtantinopel und in ihren aſiatiſchen Seehäfen, welche von den Europäern, die ihnen den Namen der Levante geben, beſucht werden.

Die Russen. Peter der Große. (1689 — 1725.)

Zu Anfang dieses Zeitabschnittes waren die Russen noch in den Augen der Welt die europäischen Wilden; man dachte sich dieselben ungefähr so, wie man sich noch heutiges Tags die Irokesen in Nordamerika denkt; doch, wie es scheint, mit Unrecht, denn obgleich das Volk noch außerordentlich roh war, so blühten doch im Innern des Reiches schon ansehnliche Städte, wie Moscau, Novogrod, Smolensk und andere mehr. Freilich bestanden sie meistens noch aus hölzernen Hütten, von denen, ohne sonderlichen Schaden, einige hundert abbrennen konnten; es fehlte aber auch nicht an ziemlich gut gebauten Palästen, deren Entstehung schon einen bedeutenden Grad von Cultur voraussetzte.

Endlich erschien, gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der große Mann, der von dem Himmel bestimmt war, das russische Volk zu dem Range der gebildeten Nationen zu erheben. Dieser Mann war der Czar Peter der Erste, der dritte Sohn des Czars Alexei, dem er im Jahre 1672 geboren wurde. Peters ältester Bruder starb jung. Er hatte Petern zu seinem Nachfolger ernannt; da dieser aber noch ein Kind war, so führte einstweilen seine ehrsüchtige Schwester Sophia die Regierung. Sie gefiel sich so wohl auf dem Throne, daß sie nicht Lust hatte, wieder herab zu steigen, und in der Stille den Plan entwarf, ihren Bruder Peter aus dem Wege zu räumen. Allein zu Rußlands Glück wurde ihre schändliche Absicht noch zu rechter Zeit entdeckt, und sie mußte in ein Kloster wandern. Endlich trat im Jahre 1689 der siebenzehnjährige Prinz Peter selbst die Regierung an. Nähere Rechte zur Krone hätte zwar sein Bruder Iwan gehabt; aber dieser war blödsinnig, und leistete freiwillig Verzicht auf dieselbe.

Peter hatte, durch eine schlechte Erziehung, so wenig Bildung erlangt, daß es nicht zu wundern gewesen wäre, wenn die rohen Russen, unter seiner Leitung, noch viel roher

geworden wären. Allein sein gutes Glück führte ihm einen jungen Genfer zu, den er lieb gewann und zu seinem Freunde und Rathgeber machte. Der Name dieses Fremdlings war Lefort. Er erzählte dem Czar viel von Reisen, die er gemacht hatte, von den guten Einrichtungen und Anstalten, die er in andern Staaten bemerkt hatte; er sprach von den Verbesserungen, deren Rußland noch bedurfte, um ihnen ähnlich zu werden, und so entflammte er in dem jungen Monarchen plötzlich das glimmende Genie. Peter faßte den Entschluß, ein edlerer Mensch zu werden, über gebildete Menschen zu herrschen, und aus seinen Russen eine neue Nation zu machen.

Schon nach den zwei ersten Regierungsjahren verließ er sein Reich, und ging, unter einem gemeinen Namen, mit seinem Freunde Lefort nach Holland. Lefort trat als russischer außerordentlicher Gesandter bei den Generalstaaten auf; Peter war einer seiner Diener. Zu Amsterdam ließ er sich als Schiffszimmermann einschreiben, und arbeitete zu Zaardam lustig, aber ungekannt, neben andern gemeinen Zimmerleuten und Schmiedeknechten. In den Mußestunden, die ihm seine tägliche Arbeit ließ, studirte er Mathematik, Befestigungskunst, Schifffahrt; er lernte Gegenden aufnehmen und Risse entwerfen. Die Werkstätten der Handwerksleute, die Fabriken und Manufacturen wurden von ihm besucht; nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Er hörte auch anatomische Vorlesungen, und wurde ein ziemlicher Chirurg. Von Holland schiffte er nach England hinüber, wo er sich in dem Schiffsbau noch bessere Kenntnisse erwarb. Er kam zurück nach Holland; alles, was er Neues und Gutes sah, wurde zum Besten seines Landes benutzt. Endlich, nach Verlauf von zwei Jahren, trat er seine Rückreise nach Rußland an, begleitet von einer Menge Künstler und Handwerksleute aller Art, die er in seine Dienste genommen hatte. Wenige Jahre darauf sah man zum erstenmal große russische Schiffe auf dem schwarzen Meere, auf der Ostsee und dem Ozean

wogen. Edle, regelmäßige Gebäude stiegen zwischen den russischen Hütten empor. Es wurden Gymnasien, Akademien, Druckereien, Bibliotheken angelegt. Die Städte bekamen eine feinere Gestalt, eine bessere Polizei. Nach und nach änderte sich auch der Anzug der Russen, und ein Theil ihrer alten Gewohnheiten. Das Reisen in fremde Länder war ehedem in Rußland verboten; Peter empfahl es im Gegentheile allen jungen Edelleuten, damit sie auch lernen möchten, wie gebildete Nationen leben, denken und handeln. Das russische Jahr, welches sonst mit dem Monate September angefangen hatte, weil man glaubte, Gott habe die Welt im Herbste erschaffen, damit die Menschen gleich vollauf zu essen finden möchten, nahm jetzt, wie bei den benachbarten Völkern, mit dem Monat Januar seinen Anfang. Es wurde auch von Peter die kirchliche Verfassung verbessert; er selbst erklärte sich für das Haupt der Kirche, und schränkte den Mönchsstand ein. Darüber entstand nun große Unzufriedenheit. Die Mönche schrieben Bücher gegen ihn, und behaupteten, Peter sey der Antichrist. Zum Beweise führten sie an, daß er den Lebendigen den Bart abscheeren, und den Todten auf der Anatomie den Bauch aufschneiden lasse. Da trat aber ein anderer Klosterbruder auf, der sich bei dem Czar einzuschmeicheln suchte, und zeigte, daß Peter unmöglich für den Antichristen gehalten werden könne, weil die Zahl 666 nicht in seinem Namen enthalten sey. — Der Verfasser der Schmähschrift wurde gerädert, und sein Gegner zum Bischof von Rezan gemacht.

Durch einen neunjährigen gefährlichen Krieg mit den Schweden, von dem in der Folge die Rede seyn wird, wurde Peters des Großen unermüdete Thätigkeit zur Wohlfahrt seines Volkes nicht unterbrochen. Er ließ nützliche Bücher, zur Belehrung der Russen, aus fremden Sprachen übersetzen und drucken. Es wurden, zur Belebung des Handels im Innern, Canäle angelegt, und andere Anstalten getroffen. Man fing an, die Bergwerke in Sibirien zu bearbeiten, und in allen

russischen Seehäfen herrschte die größte Thätigkeit. In Ingermannland, an dem Newa-Strome, nicht sehr weit von den Ufern der Ostsee, erhob sich auch auf Peters Wink die neue prächtige Stadt, die seinen Namen führt, ich meine St. Petersburg. Ehedem standen an diesem Orte nur wenige schlechte Fischerhütten. Peter ließ sich dort ein kleines hölzernes Häuschen bauen, das noch jetzt zu sehen ist, denn um es zu erhalten, wurde es von seinen Nachfolgern mit einer Mauer umgeben und mit einem Dache bedeckt. Er ließ noch mehr Häuser, Anfangs nur von Holz, und eine Festung anlegen. Die Gebäude vermehrten sich, sie wurden immer ansehnlicher; endlich kamen Palläste zum Vorschein; Peter selbst ließ sich ein schönes Schloß bauen, und verlegte dahin seine Residenz, die vorher in der Stadt Moscau war. Im Jahre 1789 enthielt diese neue Stadt schon gegen 218,990 Einwohner; jetzt zählt sie 271,000 Seelen.

Ein verderblicher Krieg mit den Türken, zu welchem Peter der Große genöthigt war, hätte beinahe allen seinen Planen ein schnelles Endé gemacht. Er wurde von dem türkischen Heere, am Pruthstrome, so eng und so hoffnungslos eingeschlossen, daß er nichts weiter mehr vor sich sah, als Tod oder Gefangenschaft. Seine Gemahlin Katharina war aber vom Himmel zu seiner Retterin ausersehen. Sie sammelte alle ihre Juwelen, all ihr anderes Geschmeide, all ihr Geld, entlehnte noch mehr dazu von den russischen Generalen, und sandte diesen ganzen ansehnlichen Schatz an den türkischen Großvisier, der sich glücklich damit bestechen ließ, und dem Czar mit seinem Heere, unter zwar harten, aber doch erträglichen Bedingungen, freien Abzug gestattete. Dieß war der berühmte Friede am Pruth, durch welchen Peter die Stadt Asow, und einen Theil seiner Seemacht verlor. — Kronstadt, unweit Petersburg, wurde nun der Standort seiner Flotte, die im Jahre 1718 schon wieder 20 Linienschiffe und gegen 200 Galeeren stark war, wozu auch noch viele Fregatten kamen. Er bedurfte ihrer nicht mehr

lange gegen die Schweden, die ihn in diesen Krieg verwikkelt hatten; denn im Jahre 1721 wurde mit ihnen der Nyſtädter Friede geſchloſſen, durch welchen der Czar Liefland, Eſthland, Ingermannland und noch mehr andere Provinzen behielt. Erſt jetzt nahm er den Titel eines Kaiſers von Rußland an.

Mit nicht geringerem Glücke unternahm er einen Krieg gegen Perſien, in welchem er die ſchönſten perſiſchen Provinzen an der Weſtſeite des kaſpiſchen Meeres eroberte.

Nun hatte er erſt recht Gelegenheit, ſich in der Ruhe des Friedens als Landesvater und Veredler ſeiner Völker zu zeigen. Die Geſetze, die Juſtiz- und Polizeiverfaſſung und das Finanzweſen wurden verbeſſert. Er ließ neue Städte und Feſtungen bauen, und ermunterte mit unermüdeter Thätigkeit den Kunſtfleiß. Die Ruſſen, die ſonſt faſt nichts verſtanden, als Leder und Pelzwerk zu gerben, lernten Tapeten, Leinwand, Seidenwaaren wirken, und ſogar Spiegel gießen und poliren. Manche ſeiner Neuerungen erregten zwar Mißvergnügen; im Ganzen aber ließ das Volk ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren.

Nur ſein Sohn Alexis (Alexei) hatte keinen Sinn dafür. Er verabſcheute die Reformen ſeines Vaters, und machte ſogar ſtrafbare Anſchläge wider ihn. Peter ſah voraus, daß nach ſeinem Tode, wenn Alexis lebte, alle Frucht ſeiner Arbeit wieder verloren gehen würde. Dieſer Gedanke erfüllte ihn mit der ſchmerzlichſten Unruhe. Nur durch den Tod ſeines Sohnes konnte, ſeiner Ueberzeugung nach, das ruſſiſche Volk vor dem Zurückſinken in die vorige Barbarei gerettet werden. Nach einem langen und peinlichen Kampfe zwiſchen Vater- und Regentenpflichten, entſchloß er ſich endlich im Jahre 1718, dem Wohl des Volkes das Leben ſeines Sohnes zum Opfer zu bringen. Der unglückliche Alexis wurde, weil er aus dem Reiche entflohen war, und eine Empörung vorgehabt haben ſollte, zum Tode verurtheilt, ſtarb aber am Abend vor dem zur Hinrichtung beſtimmten

Tage. — Bei Peters vielen hohen Eigenschaften, gereichten ihm seine Neigung zum Trunke, sein schnell aufbrausender Zorn und die unmenschlichen Grausamkeiten, die er in demselben beging, zum gerechten Vorwurfe. Er starb im Jahre 1725.

Katharina I. († 1727). Anna († 1740). Peter III. Katharina II. († 1796).

Katharina I., Peters Gemahlin und Nachfolgerin, war von sehr geringer Herkunft. Ihr ganzer Lebenslauf scheint ein unglaublicher Roman. In früher Kindheit verlor sie ihre Aeltern, arme leibeigene Bauersleute, zu Rughen, einem kleinen Dorfe in Liefland. In der Folge verlobte sie sich mit einem schwedischen Sergeanten; am Tage vor der Hochzeit wurde er aber mit seinem Regimente nach Riga abgerufen, und sie sah ihn nie wieder. Kurz darauf nahm der russische General Bauer die Stadt Marienburg, wo Katharina sich aufhielt, mit Sturm ein. Sie wurde mit vielen andern Frauen und Mädchen als Gefangene weggeführt. Der General bemerkte sie unter dem jammernden Haufen; sie gefiel ihm; er nahm sie zu sich, und vertraute ihr die Aufsicht über sein Haus an. Hier sah sie einmal der Fürst Menzikoff, und nahm sie, weil auch er Gefallen an ihrer Person und ihrem Benehmen fand, ebenfalls als Wirthschafterin in seine Dienste. Katharina blieb bei ihm bis zum Jahre 1704. Um jene Zeit speiſete einmal Peter der Große bei dem Fürsten. Er wurde auſserordentlich eingenommen von dieſes lieblichen Mädchens Schönheit und Verstand. Bald darauf bat er sich dieſelbe von dem Fürsten aus, und zwar nicht als Wirthschafterin, sondern als Lebensgefährtin, als Gemahlin. Heimlich ließ er sich mit ihr trauen, und nun kam ſie nicht mehr von ſeiner Seite, begleitete ihn auf ſeinen Feldzügen, und rettete

ihn, wie wir gesehen haben, durch ihren Verstand und die Opfer, die sie in dem rechten Augenblicke brachte, mit seinem ganzen Heere am Pruth. — Hört ihr künftig von dem Mädchen von Marienburg sprechen, so wißt ihr nun, welche Person ihr euch unter demselben zu denken habt.

Nach Peters Tode erhielt Katharina, durch Menzikoff's Künste, das Scepter; er aber wurde, unter ihrem Namen, der eigentliche Regent. Sie befleckte die letzten Jahre ihres Lebens durch Ausschweifungen, und zerstörte ihre Gesundheit mit dem starken Tokayerwein, den sie etwas zu sehr liebte. Sie starb im Jahre 1727.

Ihre Nachfolgerin wurde die Kaiserin Anna, verwittwete Herzogin von Kurland, eine Bruderstochter Peters des Großen. Sie ließ sich von ihrem Günstlinge, Ernst Johann von Biron, nachherigem Herzoge von Kurland, einem ehrsüchtigen Ungeheuer, das schrecklich unter ihrem Namen wüthete, beherrschen. Gegen 12,000 Menschen ließ er auf dem Blutgerüste sterben, 20,000 wurden in die sibirischen Wüsteneien verbannt. Vergeblich warf sich, wie man erzählt, die Kaiserin selbst ihm zu Füßen, vergeblich suchte sie ihn durch Bitten und Thränen zu erweichen. — Bei aller Tyrannei im Innern, erweiterte er aber doch die Macht Rußlands nach Außen, und verschaffte dem Reiche Achtung und Ansehen.

Wäre der Kaiserin Anna Wunsch erfüllt worden, so würde, nach ihrem Tode (1740), dieser Biron Reichsverweser geworden seyn; allein man nahm keine Rücksicht auf ihren letzten Willen, und Elisabeth, Peters des Großen Tochter, der vorher, mit Unrecht, seine Nichte vorgezogen worden war, wurde von der Leibwache auf den Thron gesetzt. Sie führte einen glücklichen Krieg mit den Schweden, und beschützte Künste und Wissenschaften, erlaubte sich aber mit ihren Günstlingen ein sehr ungebundenes Leben, und ließ sich durch diese Menschen zu vielen, für das Wohl des Staates nachtheiligen Schritten verleiten. († 1762.)

Ihr Nachfolger wurde erst Peter III., ein Enkel Peters des Großen, und nach ihm dessen Wittwe, Katharina II., eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Ich habe euch schon erzählt, wie ihr Gemahl, Peter, im Sinne hatte, sie in ein Kloster zu schicken, und wie sie ihn dagegen von dem Throne stieß (S. 472). Unstreitig war sie die größte und würdigste Kaiserin, die über das russische Volk herrschte. Sie erhob das Reich zu einer viel höheren Stufe von Macht, Ruhm und Ansehen, als ihre Vorgängerinnen. Ueberall wachte ihr Auge. Sie vermehrte die Bevölkerung, verstärkte das Landheer und die Seemacht, sorgte für die bessere Erziehung der Jugend, beschützte die Wissenschaften und Künste, machte unzählige nützliche Veränderungen, und wurde die Gesetzgeberin ihres Volkes, von dem sie geehrt und gesegnet ward. Mit den Türken führte sie siegreiche Kriege, und würde sie vielleicht, von Oesterreich unterstützt, ganz aus Europa verdrängt haben, wenn ihre Schatzkammer besser bestellt gewesen wäre, und auf einer andern Seite die Schweden sie nicht zu sehr beschäftigt hätten. — Liebe und Ruhmsucht waren die beiden Hauptleidenschaften dieser Kaiserin. Immer hatte sie mehrere Günstlinge zur Seite, die zugleich ihre Geliebten waren. Dabei versäumte sie aber die Regierungsgeschäfte nicht. Ein Theil ihrer Zeit war ihren Liebschaften, der andere größere den Arbeiten mit den Ministern gewidmet. Sie ehrte die Gelehrten, besonders die französischen, unterhielt einen Briefwechsel mit ihnen, wie König Friedrich, und lud sie an ihren Hof ein; sie machte auch selbst Anspruch auf literarischen Ruhm, und wurde die Verfasserin mehrerer Schriften in französischer und russischer Sprache. Immer blieb sie sich gleich an Thätigkeit, bis am 9. November 1787 ein Schlagfluß ihrem Leben und ihrer merkwürdigen Regierung plötzlich ein Ende machte.

Die Schweden.

Königin Christine († 1689). Karl Gustav († 1660). Karl XI. († 1697).

Die Königin Christine, Gustav Adolphs Tochter, behauptete in den ersten Jahren ihrer Regierung mit Würde das Ansehen der Krone. Sie liebte die Künste und Wissenschaften, fand Gefallen an dem Umgange mit Gelehrten, zog viele an ihren Hof, kaufte Gemälde, alte Handschriften, alte merkwürdige Bücher, Medaillen, und beschäftigte sich selbst sehr eifrig mit den Studien. Zugleich aber gab sie allmählig immer mehr den Intriguen und kleinlichen Leidenschaften ihrer Umgebungen nach, und so wurde in ihr durch das Getriebe der Faction am Ende ein solcher Ueberdruß an den Regierungsgeschäften erregt, daß sie den Entschluß faßte, die Krone niederzulegen, und künftig ganz allein ihrer Liebe zu den Wissenschaften und Künsten zu leben. Dieses Vorhaben führte sie 1654 in ihrem 29. Lebensjahre wirklich aus, und übergab die Regierung ihrem Vetter Carl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, den sie liebte und schätzte, aber doch, weil ihre Freiheit ihr noch lieber war, als seine Hand, nie zum Gemahl haben wollte. Nun verließ sie Schweden, trat in Brüssel zu der katholischen Religion über, und ging hierauf nach Rom, wo sie, mit vielem Glanze, zu Pferd in Amazonenkleidung einzog, und den größten Theil ihrer übrigen Tage verlebte. — Daß sie ihre Krone niedergelegt hatte, gereute sie in der Folge wieder, allein zu spät. Sie starb im Jahre 1689.

Der neue König Karl Gustav, ein junger, kriegslustiger Fürst, eroberte, durch schnelle Angriffe, fast ganz Polen und Dänemark. Schon im sechsten Jahre seiner Regierung übereilte ihn aber der Tod, und vereitelte seine weiteren Plane. Er hatte von 1654 bis 1660 regiert.

Karl XI., sein Sohn, strebte nach unumschränkter Gewalt. Nicht die Beförderung der Wohlfahrt seines Volkes, sondern die Füllung seiner Schatzkammer, lag ihm am meisten am Herzen. Die meisten Krongüter, die von seinen Vorfahren verschenkt, verkauft, verpfändet, vertauscht worden waren, wurden von ihm wieder eingezogen, und dadurch eine Menge Familien gänzlich zu Grunde gerichtet. Er blieb ungerührt von den Klagen der Unglücklichen, die oft zu Hunderten vor seinem Pallaste standen, und um Erbarmen flehten. Der gefühlvollen Königin, die weinend eine Fürbitte für sie wagte, gab der harte Mann zur Antwort: Madame, wir haben Euch zur Gemahlin genommen, daß Ihr uns Kinder gebäret, und nicht, daß ihr uns vorschreibet, was wir zu thun haben.» — Der gekränkten Fürstin blieb nichts übrig, als ihren Schmuck und alle ihre Kostbarkeiten hinzugeben, um einen kleinen Theil des Raubes zu ersetzen, den sich der König erlaubt hatte. Er verwendete ihn zur Vermehrung seiner Kriegsmacht und zur Abtragung eines Theils der Staatsschulden. Im Jahre 1697 starb Karl XI. dahin, und die Flüche der Unglücklichen, die er gemacht hatte, folgten ihm in die Gruft.

Karl XII. (1697 — 1718.)

Karl XII., sein Sohn, war zur Zeit, da sein Vater aus der Welt ging, erst fünfzehn Jahre alt. Man hielt ihn lange für ein ganz kleines Genie; Niemand versprach sich viel von ihm, Niemand ahnete, was in ihm lag; er war selbst in den Sitzungen des Staatsrathes zerstreut, unaufmerksam, gleichgültig. Was konnte man von einem solchen Könige erwarten? Aber plötzlich erwachte er aus seinem Traume Drei mächtige Fürsten, der russische Czar Peter der Große, der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, und der König von Dänemark, Friedrich IV.,

hatten Karls XII. Verderben beschlossen. Sie wollten ihm wenigstens ansehnliche Provinzen entreißen. Der Augenblick schien günstig zu einem solchen Unternehmen; denn was war von einem jungen, unerfahrnen, verdrossenen Fürsten, wie Karl, für Widerstand zu befürchten?

Ihre Anschläge wurden bekannt. Man berieth sich in dem schwedischen Staatsrathe, in Karls Gegenwart, über die drohende Gefahr. Einige Räthe waren der Meinung, man solle das Ungewitter durch Unterhandlungen abzuleiten suchen. Karl aber erhob sich jetzt mit Würde von seinem Sitze. Meine Herren! sagte er, ich werde nie einen ungerechten Krieg anfangen; einen rechtmäßigen aber bin ich entschlossen nicht anders, als mit dem Verderben meiner Feinde zu enden. Auf den Ersten, der sich gegen mich erklärt, gehe ich sogleich los; und wenn ich ihn überwinde, so hoffe ich auch den andern Furcht einzujagen.

Zuerst brach der Krieg gegen den König von Dänemark aus, von dem der Herzog von Holstein, Karls Schwager, angegriffen worden war. Karl XII. hatte eine gut gerüstete Flotte von 40 Schiffen in Bereitschaft. Er schiffte sich zu Karlskrona, am 8. Mai im Jahre 1700, darauf ein. Eine unzählige Volksmenge begleitete ihn nach dem Hafen. Er segelte gegen Kopenhagen; die Engländer und Holländer, bereit, ihn zu unterstützen, ließen ihre Geschwader zu seinen Schiffen stoßen. Der Graf Piper, sein erster Minister, und der General Rehnsköld, waren ihm zur Seite. Die dänische Flotte suchte eine Schlacht zu vermeiden; ungehindert konnte sich daher die schwedische der Stadt Kopenhagen nähern.

Der König schlug dem General Rehnsköld vor, eine Landung zu unternehmen, und Kopenhagen nicht nur zur See einzuschließen, sondern auch zu Lande zu belagern. Der Gedanke war glücklich. Es wurden sogleich Anstalten gemacht, Truppen, Faschinen, spanische Reiter, und was zu einer Belagerung gehört, an das Ufer zu bringen. Der König be-

stieg ein Boot; die Landungsschiffe folgten ihm nach; die Kanonen donnerten von der Flotte gegen das Ufer, und deckten die Landung. Der junge König konnte nicht schnell genug das Gestade erreichen. Man war noch dreihundert Schritte weit vom Lande entfernt, als er, voll Ungeduld, mit dem Degen in der Hand, in das Meer sprang. Das Wasser ging ihm, zum Glücke, nur bis an den Gürtel; Offiziere, Minister und Soldaten folgten sogleich seinem Beispiele, und suchten, ohne das Musketenfeuer der Dänen zu achten, das Ufer zu erreichen. Rechts und links schwirrten ihm die Flintenkugeln um die Ohren. Der König hatte in seinem Leben nichts dergleichen pfeifen hören. Er fragte den englischen Generalmajor Stuart, der ihm zur Seite ging, was das für ein Sausen sey? «Das ist das Pfeifen der Kugeln,» war die Antwort. «Gut!» sagte der König, «das soll künftig meine Feldmusik seyn.» — Der Strand wurde glücklich erreicht, und die dänische Landmiliz und Reiterei, welche die Landung verhindern sollte, in die Flucht geschlagen. Karl ließ frische Truppen nachkommen. Die Stadt Kopenhagen war auf keine Belagerung vorbereitet; sie schickte Abgeordnete, und ließ den König demüthig bitten, sie nicht zu beschießen. Karl empfing die Gesandtschaft zu Pferde, an der Spitze seines Garderegimentes; sie trug ihm ihr Gesuch auf den Knieen vor. Ihr Wunsch wurde erfüllt; die Stadt mußte aber eine starke Brandschatzung bezahlen, zu der sie sich willig verstand.

Der König von Dänemark war damals mit seinem Kriege im Holsteinischen beschäftigt. Karl ließ ihm sagen, er sey blos gekommen, um sich mit dem Schwerte Frieden zu erfechten, und Friedrich müsse sich entschließen, schnell die Hand dazu zu bieten, wenn er nicht seine Hauptstadt zerstört und sein Königreich mit Feuer und Schwert verwüstet sehen wolle. — Durch diese Drohung ließ König Friedrich sich schrecken. Er versprach, allen seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Holstein zu entsagen, und den Herzog für die

Kriegskosten zu entschädigen. Für sich selbst machte König Karl keine besondere Forderung, ihm genügte das schmeichelhafte Bewußtseyn, schon im achtzehnten Jahre einen stolzen Feind zum Frieden gezwungen zu haben.

Beinahe um eben dieselbe Zeit, da Karl den König der Dänen überfiel, wurde er selbst von dem Könige von Polen in Liefland angegriffen, das damals noch zu Schweden gehörte. Friedrich August — dieß war sein Name — belagerte mit einem guten Heere die Stadt Riga, konnte sie aber nicht erobern. Im Oktober desselben Jahres erschien der russische Czar Peter mit 80,000 Mann vor der zu jener Zeit schwedischen Stadt Narwa in Ingermannland, zwischen dem Peipussee und dem finnischen Meerbusen. Karl XII., äußerst aufgebracht über die Treulosigkeit Peters, der ihm nicht einmal den Krieg erklärt, und noch seine Gesandten in Stockholm hatte, eilte mit einem Heere zum Entsatz herbei. Zweihundert Transportschiffe setzten es nach Liefland über. Es war nicht stärker, als 20,000 Mann. Peter war viermal so stark; aber er verachtete keineswegs seinen Feind, denn er wußte, daß die Schweden durch gute Mannszucht und Uebung im Kriege ersetzten, was ihnen an Menschenzahl fehlte. Er suchte daher seine 80,000 Mann noch mit einem andern Corps von 40,000 Mann zu verstärken. Karl sollte bei jedem Schritte aufgehalten werden, und Narwa gar nicht zu sehen bekommen. Dreißig tausend Mann wurden ihm bis auf eine Stunde weit von der Stadt entgegen geschickt; 20,000 andere mußten ihm noch weiter vorwärts den Paß verlegen, und noch andere 5,000 Mann erwarteten ihn als Vortrab der übrigen.

Das russische Heer war zu jener Zeit nicht viel besser, als ein Schwarm Wilder. Die wenigen Regimenter, auf die man sich verlassen konnte, wurden von teutschen Offizieren angeführt. Die übrigen Truppen erschienen roh, wie sie aus ihren Wäldern gekommen waren, mit Thierfellen bedeckt, und theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Keulen bewaffnet;

wenige hatten Flinten. Es fehlte ihnen nicht an Geschütz, sie besaßen aber nicht einen einzigen guten Kanonier. Peter diente damals bei seinem Heere als Lieutenant. Er wollte durch sein Beispiel die stolzen russischen Edelleute zur Subordination und zum Gehorsam gewöhnen. Alle seine erlernten Künste wurden von ihm gegen die Feinde aufgeboten. Er steckte sein Lager ab, ließ es auf allen Seiten befestigen, Redouten aufwerfen, und Laufgräben ziehen.

Gegen solche Feinde rückte jetzt der König von Schweden an. Sein Heer marschirte ihm zu langsam; er nahm nur 8000 Mann davon mit sich, und ging auf die Russen los. Diese wußten nicht, was für ein kleines Häufchen sie vor sich hatten. In dem Glauben, sie würden von der ganzen schwedischen Armee angegriffen, ließen sich die ersten 5000 Mann beinahe ohne Widerstand zurück schlagen. Ihre Flucht verbreite Furcht und Schrecken bei dem folgenden Corps von 20,000 Mann. Sie zogen sich mit ihnen zum Hauptheere zurück. In Zeit von zwei Tagen wurden von den Schweden alle Posten erstürmt, und dann, nach einer kurzen Ruhe, das gesammte russische Heer angegriffen.

Es war am 30. November 1700. Sobald eine Bresche von hinlänglicher Größe in die Verschanzungen geschossen war, wurden sie mit dem Bajonet erstürmt. Ein schrecklicher Schnee, den der Wind den Russen ins Gesicht stöberte, unterstützte den Angriff der Schweden. Karl bekam einen Schuß an den Hals; die Kugel aber war matt und blieb in der Halsbinde stecken; doch sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen. In Zeit von drei Stunden waren alle Verschanzungen erstürmt. Der rechte Flügel des russischen Heeres wurde zersprengt. Die Fliehenden wollten sich über den Narwa-Fluß retten. Allein die Brücke brach unter dem Gedränge, und Alles, was noch diesseits war, mußte sich, nach einem kurzen Widerstande, ergeben. Zehn tausend Russen waren in ihren Verschanzungen umgekommen, eine Menge anderer ertrunken; ihr Geschütz befand sich in den

Händen der Sieger. Gleichwohl standen auf dem linken Flügel, der sich bis in die Nacht gehalten hatte, noch genug, um die Schweden bis auf den letzten Mann zu vertilgen; allein sie waren vom Schrecken so betäubt, daß sie alle Fassung verloren hatten, und sich freiwillig noch mehr als dreissig tausend Mann stark, an weniger als 7000 Mann Schweden ergaben. Karl ließ sie entwaffnen, schickte sie über den Narwa-Fluß nach Hause zurück, und behielt nicht einen einzigen gemeinen Soldaten als Gefangenen. Nur die Generale und andere hohe Offiziere blieben bei seinem Heere. Er zog hierauf siegreich in Narwa ein.

Hierauf ging er auf die Sachsen in Liefland los, die von einem guten Heerführer, dem Feldmarschall Steinau, und dem Herzoge von Kurland angeführt wurden. Auch sie schlug er an der Dwina; aber dieser Sieg fiel ihm schon weit schwerer; denn er hatte nicht mehr ungeübte, halb wilde Krieger vor sich, wie die Russen.

Karl XII. stößt den König von Polen vom Thron (1702).

Unter Karls XII. Feinden war Friedrich August der voreiligste, und an Macht der schwächste; denn ob er gleich König von Polen hieß, so konnte er doch bei Weitem nicht über dieses Land und dessen Kriegsmacht so uneingeschränkt gebieten, wie Karl über Schweden. Polen war nichts anders, als eine Republik, und König August ihr Oberhaupt; die vornehmste Staatsgewalt befand sich in den Händen eines Senats, ohne dessen Genehmigung der König beinahe nichts unternehmen konnte, und zwar in diesem Kriege noch weniger, als sonst, weil er ihn ohne Zustimmung des Volkes unternommen hatte. Dieß wußte Karl XII., er nahm sich daher vor, dem König August seine ganze Rache

empfinden zu lassen, und das polnische Volk zu zwingen, ihm die Krone zu nehmen, und sie einem Andern aufzusetzen.

In dieser Absicht rückte er in Polen ein, und drang bis Grodno vor, bemächtigte sich der Stadt Warschau, und hielt am 5. Mai 1702 seinen Einzug. August sammelte indessen ein polnisches Heer zu Krakau. Eine Schlacht sollte bald darauf entscheiden. Karl XII. hatte nur 12,000 Mann bei sich; auf die schlechten polnischen Truppen, die meistens aus unzufriedenen und ungehorsamen Edelleuten bestanden, war aber wenig zu rechnen; sie entflohen gleich bei dem ersten Angriffe der Schweden, und schadeten mehr, als sie nützten. So trug nun Karl einen vollständigen Sieg davon. Er benützte seine Vortheile, schlug die Sachsen, unter dem General Steinau, noch einmal im folgenden Jahre 1703, und nöthigte am Ende wirklich die Reichsversammlung zu Warschau, den polnischen Thron für erledigt zu erklären.

Bald darauf wäre Friedrich August seinen Feinden, den Schweden, beinahe persönlich in die Hände gefallen; er saß in einem Orte, unweit Krakau, ruhig bei Tische, als plötzlich der schwedische General Rehnsköld, der einen sächsischen Vorposten überfallen hatte, mit seiner Reiterei erschien, und ihn aufzuheben suchte. Kaum hatte August noch Zeit, ein Pferd zu besteigen und zu entfliehen.

Ein junger Woiwode von Posen, Stanislaus Leczinski, mußte jetzt, auf Befehl Karls XII., von den polnischen Reichsständen zum Könige erwählt werden. Dies geschah auch wirklich den 12. Juli 1704 in Gegenwart eines schwedischen Generals und einiger anderer Offiziere, obgleich nicht ohne Widerspruch. Seine Königswürde hätte aber beinahe wieder ein schnelles und trauriges Ende genommen; denn während er, ohne irgend eine Gefahr zu ahnen, noch in Warschau verweilte, überrumpelte König August die Stadt mit einem Heere von 20,000 Mann, und suchte seinen Gegenkönig aufzuheben, was ihm jedoch nicht gelang. Karl eroberte hierauf vollends Polen, vertrieb die Russen von den

Grenzen, schlug 1706 nochmals die Sachsen, besetzte die sächsischen Erbstaaten des Königs August, und zwang ihn im Frieden von Altranstädt (1706), auf die polnische Krone förmlich Verzicht zu leisten. Schon früher war Stanislaus in Warschau feierlich gekrönt worden.

Die Schlacht bei Pultawa (1709).

Jetzt, da sich Karl XII. seines zweiten Feindes entledigt hatte, sollte auch mit Macht der dritte und gefährlichste, Peter der Große, angegriffen werden. Mitten im Winter (Januar 1708) brach Karl aus Sachsen auf, trieb die Russen, die in Polen eingedrungen waren, bis über den Dnieper zurück, ging selbst bei Mohilew über diesen Strom, und erkämpfte noch mehrere Siege. Dabei beging er aber die Unvorsichtigkeit, sich zu weit in die Ukraine zu vertiefen. Es wurde ihm von den Russen die Zufuhr aus Polen abgeschnitten; unvermerkt verging der Sommer, und es fehlte seinem Heere, beim Eintritt des Herbstes, an den unentbehrlichsten Bedürfnissen. Die Reiterei hatte keine Stiefel, das Fußvolk keine Schuhe, beinahe keine Kleider mehr, oft mangelte es ihnen auch an Brod. Hierzu kam dann noch der schreckliche Winter von 1709, in welchem der Frost Bäume und Felsen zersprengte, und die Menschen zu Hunderten wegraffte. Auf einem einzigen Marsche verlor einmal der König von Schweden 2000 Mann. So war nun nach und nach sein schönes Heer von 43,000 Mann auf 18,000 geschmolzen. Gleichwohl hatte er noch nicht die Hoffnung aufgegeben, Moskau zu erreichen, und zu erobern. Vorher aber mußte er sich der festen Stadt Pultawa bemeistern, wo der Czar gut gefüllte Magazine angelegt hatte. Gelang ihm dieses Unternehmen, so hatte sein Heer wieder Ueberfluß an Nahrung und Kleidung, und er konnte rasch mit demselben weiter vorwärts dringen.

Die Stadt wurde also belagert. Ehe sie aber eingenommen werden konnte, eilte Peter mit 70,000 Mann zu ihrem Entsatz herbei. Karl nahm die neu angekommenen Feinde in Augenschein, und schlug eine Abtheilung davon. Auf dem Rückwege nach seinem Lager erhielt er aber einen Flintenschuß an den Fuß, der ihm das Fersenbein zerschmetterte. Die Wunde war so gefährlich, daß seine Wundärzte schon Anstalt machten, ihm das Bein abzunehmen. Ein geschickter teutscher Chirurg — Neumann war sein Name — rettete es ihm; aber die Genesung erfolgte nur sehr langsam. Während Karl noch das Bette hütete, rückte der Czar mit seiner ganzen Macht gegen ihn vor, und bot ihm eine Schlacht an. Karl wartete nicht, bis er angefallen wurde; er machte selbst den Angriff, und ließ sich dabei vor seinem Fußvolk in einer Sänfte hertragen. Die russischen Schwadronen wurden von der schwedischen Reiterei geworfen. Karl glaubte schon, es sey die Schlacht gewonnen. Vielleicht hätte er auch gesiegt, wenn der General Kreutz, den er mitten in der Nacht abgeschickt hatte, dem Feind auf einem Umwege in die Flanke zu fallen, sich nicht verirrt hätte. Da er aber nicht erschien, so behielt der Czar Zeit, die zersprengte Reiterei wieder zu sammeln, und die Schweden anzugreifen. Die Schlacht wurde nun allgemein. Der Prinz Menzikoff rückte mit einem Corps Russen zwischen das schwedische Heer und das Lager, schnitt es von seinen Zelten, von seinem Gepäcke ab, umringte 3000 Mann schwedischer Reservetruppen, und hieb sie zusammen. Auf der andern Seite drang der Czar selbst mit seinem überlegenen Heere heran, unterstützt von dem Feuer seiner 70 Kanonen, denen die Schweden nur vier entgegen zu setzen hatten. Die zwei Pferde an Karls Sänfte wurden niedergeschossen. Kaum waren zwei andere vorgespannt, so zertrümmerte eine Kanonenkugel die Sänfte selbst, ließ aber den König unbeschädigt. Nun mußten ihn abwechselnd 24 Trabanten tragen; bald aber waren 21 davon erschossen. Es war nicht mehr, wie bei Narwa; die

Schweden mußten weichen, mußten fliehen; ihr Lager wurde erobert, ihre vornehmsten Offiziere wurden gefangen genommen.

Karl schämte sich der Flucht, und konnte sich doch auch nicht länger vertheidigen. Ein polnischer General, Poniatowski, der kein Kommando hatte, nahm sich seiner an, sammelte 500 Mann Reiterei um die Person des Königs, hieb sich mitten durch die Feinde bis zu dem schwedischen Gepäcke, eine Stunde Wegs vom Schlachtfelde. Man setzte dort den König in den Wagen des Grafen Piper, seines Ministers, der gefangen genommen worden war, und eilte mit ihm, so schnell die Pferde zu laufen vermochten, dem Dnieper zu. Die Fliehenden suchten das türkische Gebiet zu erreichen, was ihnen auch, unter tausend Gefahren, endlich mit ziemlichem Glücke gelang.

Karl XII. auf türkischem Gebiete.

Karl XII. wurde von den Türken ehrenvoll aufgenommen, und nach der Stadt Bender in Bessarabien geführt. Eine Menge Polen, Schweden, Kosacken, die den Russen entgangen waren, eilten ihm nach. So vergrößerte sich sein Gefolge bis zu 1800 Mann. Alle diese Menschen wurden auf Kosten des türkischen Kaisers mit ihren Pferden großmüthig ernährt und unterhalten. Der König wollte nicht in der Stadt bleiben, sondern lieber unter Zelten wohnen. Auf sein Verlangen wurden er und seine Leute damit versehen. Einige Zeit darauf ließ er sich ein eigenes Haus bauen; die Offiziere folgten seinem Beispiele; die Soldaten errichteten für sich Barakken, und so wurde in kurzer Zeit aus einem Lager eine kleine Stadt, wo der König und alle die Seinigen im Ueberflusse lebten. Täglich erhielt Karl auch, auf Befehl des Großsultans, 500 Thaler an baarem Gelde zu seinen Ausgaben.

Einen Theil dieser Baarschaft wendete er zur Bestechung der türkischen Großen an, denn alles war ihm daran gelegen, den Kaiser wider die Russen aufzuwiegeln, und ihn zu bewegen, ein recht ansehnliches Heer gegen sie in das Feld rücken zu lassen.

Während Karl XII. müßig in der Nähe von Bender saß, bestieg der vormalige König August wieder den polnischen Thron; und der König von Dänemark, der nicht mehr Ursache hatte, sich zu fürchten, landete in Schweden. Auch Karls übrige Staaten wurden angegriffen. Indessen gelang es ihm, nach mancherlei fehlgeschlagenen Versuchen, den Großherrn doch noch zu bestimmen, gegen die Russen ein Heer auszurüsten. Peter wollte den Angriff nicht erwarten. Er ging ihnen mit 80,000 Mann bis in die Nähe von Jassy, der Hauptstadt der Moldau, entgegen. Wie er da am Pruth mit seinem ganzen Heere eingeschlossen, und beinahe gefangen genommen worden wäre, ist uns schon bekannt. (S. 515.) Auch wissen wir bereits, wie durch seinen Friedensschluß mit den Türken der Schweden Hoffnungen wieder vereitelt wurden.

Ueber drei Jahre waren seit Karls Ankunft in Bender verflossen. Sein langer Aufenthalt, die Kosten, die er verursachte, und die unaufhörlichen Intriguen, die der König anzettelte, waren dem türkischen Hofe längst schon zur Last gefallen. Um einen so beschwerlichen Gast zum Aufbruch zu bestimmen, entzog man ihm einen Theil seines Unterhalts, verminderte seinen täglichen Gehalt, und gab ihm am Ende gar nichts mehr. Es wurde ihm sogar mit dem Zorne des Sultans gedroht, woferne er sich nicht freiwillig entfernen würde; und da er auf diese Drohung noch weniger Lust dazu bezeigte, als vorher, so wurde Anstalt gemacht, sich seiner Person zu bemächtigen. Karl, entschlossen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, ließ in der Geschwindigkeit sein Haus verschanzen, Thüren und Fenster verrammeln, und alles in Vertheidigungsstand setzen.

Bald darauf erschien wirklich ein Heer Türken und Tartaren, mit 10 Stück Kanonen. Der König war sehr beliebt bei den Janitscharen, die ihn bewunderten, und öfters sehr freigebig von ihm beschenkt wurden. Es fiel ihnen schwer, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Sechzig der ältesten und ehrwürdigsten, die schon ganz weiße Bärte hatten, kamen als Abgeordnete der übrigen, mit weißen Stäben in der Hand, und wollten ihn bewegen, sich ihren Händen anzuvertrauen, und sich in der Güte zu entfernen. Karl ließ sie nicht einmal vor sich, und gab Befehl, ihnen zu sagen, er würde ihnen allen den Bart abschneiden lassen, wenn sie nicht augenblicklich wieder gingen.

Aufgebracht über diesen Schimpf und den Starrsinn des Königs, schrien sie, er sey ein Demirbasch, ein eiserner Kopf, und eilten zurück, ihrem Anführer zu hinterbringen, wie ihr Antrag war aufgenommen worden. Nun wurde, ohne weitere Umstände, der Befehl zum Angriff des verschanzten Hauses und Lagers gegeben. Die Kanonen fingen an zu spielen. In wenigen Augenblicken war von den Türken und Tartaren das kleine Lager erstürmt, und drei hundert Schweden, die darin lagen, wurden zu Gefangenen gemacht. Der König sah alles zu Pferde mit an, aber er hatte noch nicht Lust sich zu ergeben. Nun haben wir pro aris et focis zu kämpfen, sagte er zu den Generalen, die ihn begleiteten, und sprengte nach dem Hause, das von 40 Bedienten besetzt war. Die Türken waren ihm schon zuvor gekommen, und hatten sich in Besitz des Hauses gesetzt. Er jagte sie alle durch die Fenster hinaus. Das Haus wurde in Brand gesteckt. Er hieb sich mit seinen Offizieren durch die Belagerer, trieb sie auf fünfzig Schritte weit zurück, und suchte das steinerne Kanzleigebäude zu erreichen; doch sie kehrten sogleich wieder um, und umringten das kleine Häufchen. Der König blieb mit seinem Sporn an etwas hangen, und stürzte zu Boden. Sogleich fielen über zwanzig Janitscharen über ihn her; er warf seinen Degen von sich, damit er nicht die

Schande haben möchte, entwaffnet zu werden. Jetzt packten ihn die Türken bei den Armen, bei den Beinen, beim Kopf, unter dem Rücken, und trugen ihn, wie einen Kranken, in das Quartier des Pascha. Karl hatte eine Menge Feinde erschossen und erstochen; jetzt aber, da er überwältigt war, sah er die Janitscharen lachend an, gleich als ob die Sache nur Spaß gewesen wäre. Sie schrieen, mit ernstem Gesichte, voll Unwillen, aber doch zugleich voll Ehrerbietung: Alla! Alla! Gott, Gott! Seine Offiziere wurden nicht mit solcher Achtung behandelt; Türken und Tartaren plünderten sie rein aus. Diese seltsame Scene ereignete sich am 12. Februar 1713, in dem Jahre, da durch den Utrechter Frieden dem spanischen Successionskriege ein Ende gemacht wurde.

Karl war nun ein Gefangener der Türken; wurde aber von ihnen mit der größten Schonung behandelt. Man wollte ihn jetzt nicht mehr zur Rückreise zwingen. Doch bald trug er selbst darauf an. Als man sah, daß es ihm Ernst war, wurde er von dem Sultan nochmals prächtig beschenkt mit einem scharlachenen Zelt, acht der schönsten Pferde, einem Säbel mit Juwelen besetzt. Drei hundert Reiter wurden ihm zur Bedeckung, und 60 Wagen mit Proviant zu seinem und seiner Leute Unterhalt mitgegeben. Am 14. Oktober 1714 brachen sie auf. Die Türken wollten, um den König nicht zu ermüden, nur ganz kleine Tagreisen machen; allein er nöthigte sie, wie er es selbst gewohnt war, des Morgens um drei Uhr aufzustehen, und sich mitten in stockfinsterer Nacht auf den Weg zu machen. Sie brummten ein wenig darüber in den Bart, durften es aber nicht wagen, sich zu widersetzen.

An der Grenze von Siebenbürgen entließ er das türkische Gefolge, versammelte seine Schweden in einer Scheune, nahm Abschied von ihnen, und ermahnte sie, ganz unbesorgt um ihn zu seyn, und sobald als möglich sich in Stralsund einzufinden. Hierauf setzte er, um von Niemanden unterwegs erkannt zu werden, eine Perücke und einen Tressenhut auf,

zog einen grauen Rock an, hüllte sich in einen blauen Mantel, ließ sich nur von einem einzigen Offizier begleiten, und ritt so, auf Postpferden, von Station zu Station, über hundert und fünfzig Meilen weit, bis nach Pommern, wobei er das Gebiet seiner Feinde sorgsam zu vermeiden suchte. Am 21. November 1714 kam er zu Stralsund an. Der Kommandant, dem sich der König zu erkennen gab, konnte seinen Augen kaum trauen. Er warf sich vor ihm nieder, umfaßte, vor Freude weinend, die Knie des geliebten Monarchen, und drückte ihm seine Freude aus. Die Nachricht von Karls Zurückkunft verbreitete sich sogleich in der ganzen Stadt. In allen Straßen erschallte das Geschrei: Der König ist da! Es war Nacht; die Einwohner standen wieder aus ihren Betten auf; die Fenster wurden erleuchtet, das Geschütz donnerte, alles trank schreiend und jubelnd auf des Königs Gesundheit.

Man glaubte, es würde nun mit Schweden bald besser gehen, denn in Karls Abwesenheit war alles sehr schlimm gegangen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., hatte den besten Theil von Pommern weggenommen; Liefland, Ingermannland, Carelien und die Hälfte von Finnland, waren in Peters Händen. Der Kurfürst von Hannover hatte sich Bremen und Verden zugeeignet; von dem Könige von Dänemark war das Herzogthum Holstein erobert worden; König August saß wieder auf dem polnischen Throne. Der Handel der Schweden war zerstört; sie hatten weder Geld, noch Kredit mehr; viele Tausend brave schwedische Soldaten schmachteten in den sibirischen Einöden.

Bald ahneten die Bewohner der Stadt Stralsund, daß ihre Freude, daß ihre Hoffnungen zu voreilig gewesen waren. König Karl wurde in ihren Mauern von einem preussischen und dänischen Heere belagert; kaum konnte er, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, noch seine Person retten. Die Stadt mußte sich ergeben, nachdem sie drei Monate lang von den Feinden war geängstigt worden.

Der Himmel wollte, daß erst durch des Königs Tod Schweden den lange vermißten Frieden wieder erlangen sollte. Dieser Tod erfolgte schon im Jahre 1718. Karl XII. wollte den König von Dänemark in Norwegen angreifen. Er belagerte die Festung Friedrichshall. Vor dieser Stadt wurde er in den Laufgräben von einer halbpfündigen Kartätschenkugel an die rechte Schläfe getroffen. Er sank sogleich todt mit dem Kopfe auf die Brustwehr nieder, an die er sich gelehnt hatte. — Ein gleichgültiger Franzose, der ihn in diesem Zustande liegen sah, sagte weiter nichts, als: Voilà la pièce finie; allons souper!

So endete Karl XII., nur sieben und dreißig Jahre alt, sein merkwürdiges Leben. — Ich habe bei diesem außerordentlichen Mann etwas lange verweilt, weil so viel Interessantes von ihm zu sagen war, und wahrscheinlich durch ihn ein großer Theil von Europa sich ganz anders gestaltet haben würde, wenn er nicht die Schlacht bei Pultawa verloren hätte.

Fortsetzung der Geschichte der Schweden.

Durch Karls XII. Mißbrauch seiner uneingeschränkten Gewalt, war Schweden, wie wir gesehen haben, sehr unglücklich geworden. Nach seinem Tode wurde daher beschlossen, der königlichen Gewalt engere Grenzen zu setzen. Dies geschah, und man räumte den Ständen und Reichsräthen ihren ehemaligen Antheil an der Regierung wieder ein. Um sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln, nahm, von jetzt an, Schweden eine Zeit lang keinen Antheil mehr an den europäischen Angelegenheiten, und sorgte nur für sich selbst. Karl XII. war nie vermählt gewesen, und hatte daher keine Kinder hinterlassen; deßwegen kam seine Schwester Ulrike, und in der Folge ihr Gemahl Friedrich I., aus dem Hause

Hessen-Cassel, auf den schwedischen Thron († 1761). Auf ihn folgte Adolph Friedrich, aus dem Hause Holstein († 1771). Unter seiner Regierung blüheten Ackerbau, Handlung, Schifffahrt und Gelehrsamkeit bei den Schweden wieder auf. Allein zwei unglückliche Kriege mit Rußland und Preußen, in den Jahren 1741 und 1757, wozu noch die Uneinigkeit der Partheien im Innern kam, hinderten alle weitern Fortschritte. Die Macht des Königs, die vorher zu groß schien, war jetzt viel zu schwach, den zunehmenden Unruhen Einhalt zu thun, und das Ansehen des Reichs gegen Außen zu behaupten.

Gustav III. († 1792.)

Gustav III., Adolph Friedrichs Sohn, nahm sich nach seiner Thronbesteigung vor, der Verwirrung durch einen Gewaltschlag ein Ende zu machen, den Reichsräthen ihre übermäßige Gewalt zu entziehen, und die königliche zu vergrößern, ohne sie ganz unumschränkt zu machen. Der König war sehr beliebt bei den Soldaten; dieß erleichterte ihm die Mittel zu seinem Plan. Er schritt rasch zur Ausführung desselben, versammelte die Offiziere um sich her, entdeckte sich ihnen, und forderte sie auf, seine Absichten zu unterstützen. Alle waren dazu bereit; nur drei widersetzten sich. Er ließ ihnen die Degen abfordern; den übrigen ertheilte er sogleich seine Befehle. An die Soldaten hielt er eine Anrede, die mit beifälligem Zurufe erwiedert wurde. Hierauf wurden alle Zugänge des Sitzungssaals des Reichsraths, der eben versammelt war, mit Truppen besetzt, und ihm ein ruhiges Verhalten empfohlen. Der König versicherte sich auch des Artillerieregiments, und ließ durch öffentlichen Aufruf das Volk zur Ruhe ermahnen, und auffordern, keinen andern als seinen Befehlen zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt, und einige Personen verhaftet. So war

nun der entscheidende Schlag geschehen. Der Reichsrath befand sich in der Gewalt des Königs, der nunmehr die Reichsstände in dem königlichen Schlosse versammelte, ihnen die Lage des Reiches und die Nothwendigkeit einer Reform in einer kraftvollen Rede vortrug, und die von ihm entworfene neue Constitution vorlesen ließ. Sie wurde augenblicklich genehmigt und beschworen. Alles war nun geschehen. Die gefangenen Reichsräthe erhielten ihre Freiheit, nie aber ihre verlorne Gewalt zurück; sämmtliche Staatsdiener blieben in ihren Aemtern, und es folgte auf diesen kurzen Sturm eine heitere, beglückende Ruhe. In der Folge wußte Gustav auch den trotzigen Adel zu bändigen, und sich noch ausgedehntere Rechte zu verschaffen. Dadurch bereitete er sich aber selbst sein Verderben; denn ein Theil der Adeligen, denen daran gelegen war, ihre ehemalige Gewalt wieder zu erlangen, machten einen Mordanschlag wider sein Leben. Ein gewisser Ankarström, der den König persönlich haßte, erbot sich, die schwarze That auszuführen. Ein Maskenball, der zu Stockholm in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 gegeben wurde, bot die erwünschteste Gelegenheit dazu dar. Kurz vor dem Anfange des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet. Er ließ sich aber dadurch nicht abhalten, um eilf Uhr in dem Saale zu erscheinen. Erst trat er in eine Loge, und bald nachher, da er durchaus nichts Verdächtiges bemerkte, auch unter die Tanzenden. Jetzt umringte ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und eine von ihnen, der Graf Horn, klopfte ihm auf die Schulter, mit den Worten: «Gute Nacht, Maske!» Dieß war das Signal. In demselben Augenblicke drückte Ankarström eine scharf geladene Pistole auf den König ab, und verwundete ihn in dem Rücken. Gustav hatte noch Geistesgegenwart genug, die nöthigen Verfügungen zu treffen. Ankarström und seine Theilnehmer wurden entdeckt und verhaftet, der König aber auf sein Zimmer gebracht, und den Händen der Aerzte übergeben. Die Wunde war tödtlich.

Nach einem neuntägigen Leiden verschied Gustav III. Ankarström aber büßte sein Verbrechen auf dem Blutgerüste, nachdem er mehrere Tage nach einander, von Henkers Hand war mit Ruthen gepeitscht worden.

Die Polen.

In Polen ging es in dem letzten Abschnitte dieses Zeitraumes sehr stürmisch zu. Beständig wurde der Staat von Partheien zerrissen. Nach einem blutigen Kriege ging Liefland an die Schweden verloren, und die Souverainität über Preußen an den Kurfürsten von Brandenburg (1657). Smolensk, Kiew, und die Ukraine jenseits des Dniepers, mußten an Rußland abgetreten werden. Es brach ein innerlicher Krieg wider den König Johann Casimir selbst aus, der zuletzt, aus Verdruß, die Krone niederlegte, und in ein französisches Kloster ging. Unter einem seiner Nachfolger, dem tapfern Johann Sobieski, der, wie ich euch schon erzählt habe, unter dem Kaiser Leopold Wien entsetzte, und die Türken aus Deutschland verjagte, kam das polnische Reich wieder zu einigem Ansehen († 1696). Auf ihn folgte ein Kurfürst von Sachsen, August II., der, wie wir in der Geschichte Karls XII. gesehen haben, von diesem kriegerischen Könige überwunden, und genöthigt wurde, eine Zeit lang die Krone an Stanislaus Leczinski zu überlassen; nach Karls Niederlage bei Pultawa setzte er sie aber auf's Neue auf. Ihm folgte sein Sohn August III. (1733), aber nicht ohne Widerspruch des ehemaligen Königs Stanislaus, der, von Frankreich unterstützt, wieder den Thron zu erringen suchte, sich aber am Ende mit dem lebenslänglichen Besitze von Lothringen begnügen mußte († 1766). — Die stolzen polnischen Edelleute hatten große Vorrechte, und maßten sich immer größere an. Oft machten sie solche gegen einander selbst auf den Reichstagen geltend; daher sagt man

noch heut zu Tage von Versammlungen, in denen Streit und wilde Unordnung herrscht: Es geht da zu, wie auf dem polnischen Reichstage. Weder das Gesetz, noch die schwache Macht der Könige war vermögend, dem Unfuge Einhalt zu thun. Die polnische Nation machte immer auffallendere Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. Hierzu kamen denn noch die Bedrückungen der Dissidenten, das heißt, der Glieder der protestantischen und griechischen Kirche, die von allen Staatsämtern ausgeschlossen, und nicht besser als die Schutzjuden behandelt wurden. Unter solchen Umständen ließ im Jahre 1764 die russische Kaiserin Katharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski (Stanislaus Augustus) auf den polnischen Thron setzen. Der neue König war aber nicht mächtig genug, der immer mehr einreißenden Gesetzlosigkeit entgegen zu arbeiten. Der Adel theilte sich in mehrere Partheien, und bildete Conföderationen (Verbindungen), wovon jede ihre Ansprüche mit gewaffneter Hand zu behaupten suchte. So wurden neue Verheerungen und Grausamkeiten aller Art begangen, und, um das Maaß des Unglücks noch voller zu machen, entstand auch ein Krieg mit den Türken. Noch nicht genug, die angrenzenden Mächte, nämlich Rußland, Oesterreich, Preußen wollten die Verwirrung im Innern benutzen, suchten alte Ansprüche hervor, machten sie geltend, und eigneten sich auch einen grossen Theil des Königreichs zu, auf den sie durchaus kein Recht hatten. Diese erste Theilung von Polen geschah im Jahre 1772. Ein und zwanzig Jahre darauf, 1793, fanden Rußland, Oesterreich und Preußen für gut, eine zweite Theilung vorzunehmen, und den Polen nicht mehr, als ungefähr das Drittheil ihres ehemaligen Gebietes zu lassen. Mit russischen Bajonetten wurde der Reichstag gezwungen, seine Einwilligung zu der Zerstückelung des Landes zu geben. Was übrig war, mußte ganz unter russischer Vormundschaft stehen. Nun aber erhob sich, obgleich zu spät, Kosciuszko, ein Mann voll Vaterlandsliebe, Kraft und Thätigkeit, stellte sich an die

Spitze der Conföderation von Krakau, und suchte die Freiheit seines Volkes gegen die Bedrückung ihrer feindlichen Nachbarn zu vertheidigen. Russen und Preußen wurden von ihm geschlagen; doch was wollte er in die Länge, ohne Bundesgenossen, mit seinem kleinen Häuflein, gegen drei der gewaltigsten Mächte Europa's ausrichten? Umzingelt von zahlreichen Feinden, mußte er endlich unterliegen. Von den Russen geschlagen, sank Kosciuszko, mit Wunden bedeckt, unter dem Ausrufe: Finis Poloniae! vom Pferde, und fiel in Gefangenschaft. Der ganze Ueberrest von Polen wurde nun von den Feinden besetzt, und im October 1795 vollends vertheilt. Durch diese drei Theilungen erhielt Rußland 5 Millionen Einwohner, Oesterreich 4 Millionen 600,000; Preußen 2 und eine halbe Million. Die Polen waren nun nicht mehr eine eigene Nation. Ihr letzter König, Stanislaus, lebte zu Petersburg von einem Gnadengehalte, und Kosciuszko ebenfalls in Rußland als Staatsgefangener. Stanislaus starb im Jahre 1798, und Kosciuszko, der in der Folge seine Freiheit wieder erlangte, ging über England nach Amerika, von da nach Frankreich, und dann in die Schweiz, wo er, in Luzern, 1817 starb. Das Vaterland ließ seinen Leichnam abholen, und hatte so viel Zartgefühl, ihn der freien Erde Krakau's zu übergeben. Doch die Geschichte der Polen vom Jahre 1789 gehört in den folgenden Zeitraum.

Die Dänen.

Die Dänen wurden zu Anfang dieses Zeitabschnittes (1648) von Friedrich III. beherrscht. Dieser Monarch gerieth in einen unglücklichen Krieg mit den Schweden, der ihm mehrere Provinzen kostete. Dagegen erlangte er durch die Reichsstände im Jahre 1660 eine unumschränkte Gewalt

in seinem Lande, und die Erblichkeit der Krone bei allen seinen Nachkommen. Er starb im Jahre 1670. Friedrich IV., der erste Feind Königs Karl XII. von Schweden, wurde durch die Einnahme seiner Hauptstadt gezwungen, Frieden mit ihm zu schließen, und dem Herzog von Holstein seine Besitzungen zurück zu geben; nach Karls Niederlage bei Pultawa bemächtigte er sich aber doch des ganzen Herzogthums Schleswig, und behielt es durch den Frieden von Friedrichsburg. Eine fünfzehnjährige ungestörte Ruhe, deren sich Dänemark hierauf zu erfreuen hatte, brachte dieses Reich zu einer hohen Stufe von Wohlstand; Handel, Künste und Wissenschaften blüheten. Christian VI., sein Sohn Friedrich V. und Christian VII. regierten in dieser schönen Zeit, Ersterer von 1730 bis 1746, der Zweite bis 1766, der Dritte bis 1808. Letzterer hatte an einer Geisteskrankheit zu leiden, die ihn oft des Gebrauchs der Vernunft beraubte.

Die Perser.

Zu Anfang dieses Zeitabschnittes (1648) herrschte über die Perser Schah Hussein seit 1694, ein träger und wollüstiger Fürst, der sich, in seinem Pallaste eingeschlossen, mit vollem Vertrauen verrätherischen Staatsdienern und Feldherren hingab, durch welche, mit ihm, das ganze Geschlecht der Sofi die Krone von Persien gegen die Afghanen verlor, ein Volk, das ihnen vorher unterworfen war (1720). Hierauf entstanden Bürgerkriege, von welchen das Reich viel zu leiden hatte. Unter denselben erhob sich Nadir Schah, ein persischer Tartar, der nachher Kuli Chan genannt ward, durch große kriegerische Thaten und andere Gaben so sehr, daß er (1736) König von Persien wurde. Uebrigens war er ein Wüthrich, den man wegen seiner Grausamkeiten ermordete (1747). Nach seinem Tode wurde das Reich unter

mehrere Beherrscher getheilt, ohne jedoch gänzlich beruhigt zu werden. In einem ansehnlichen Theile des Landes leben jetzt die Afghanen, arabische Stämme und räuberische Gebirgsbewohner, in völliger Unabhängigkeit. Der größere Theil von Persien befindet sich aber unter unumschränkter Regierung eines muhamedanischen Schahs, jetzt Feth Ali.

Ende des Reichs des Großmoguls.

Auringzeb, der berühmteste Kaiser dieses Reiches, herrschte beinahe 50 Jahre über dasselbe, und starb erst im Jahre 1707. Anfangs war er ein heuchlerischer Bösewicht, der seinen eigenen Vater gefangen nahm und seine Brüder ermordete. Durch Verstellung, Falschheit und Tapferkeit vergrößerte er sein Reich; als seine Zwecke erreicht waren, wurde er, aus einem schlechten Menschen, ein guter Fürst. Unter seinen Nachkommen entstanden blutige Kriege wegen der Thronfolge. Unter ihnen wurde der träge und sorglose Muhamed Schah so schwach und verächtlich, daß 1739 der persische König Kuli Chan das mogolische Reich mit leichter Mühe überwältigte, ihn selbst gefangen nahm, unermeßliche Schätze zur Beute wegführte, und einen großen Theil des Reichs mit Persien vereinigte. Von jener Zeit an sank es immer tiefer. Viele Statthalter und Völker machten sich unabhängig. Die Engländer in Indien benutzten die Verwirrung; so kam es dahin, daß endlich der ganze große und mächtige Staat zertrümmert und aufgelöst wurde. Maratten, Rasbutten, Sihks, Engländer und mehrere indische Könige, die unter ihrer Oberherrschaft stehen, sind jetzt die Besitzer größerer und kleinerer Theile desselben.

Die Chinesen.

Bei den Chinesen erwarb sich der Kaiser Kanghi den Ruhm eines großen und klugen Fürsten. Sein Nachfolger war Kien long. Durch glückliche Umstände wurde das chinesische Reich mit einem Theile der Tartaren, mit dem Kaiserthum Tibet und anderen Ländern, die ihm tributbar wurden, sehr vergrößert. Die Chinesen, von denen ehedem die Europäer viel hätten lernen können, mußten in den neuern Zeiten viel von ihnen annehmen und würden noch viel weiter gekommen seyn, wenn nicht Stolz und Eigendünkel sie für die bessern Einsichten und Kenntnisse anderer Völker unempfindlich gemacht hätten. Sie vermieden den Umgang mit den Europäern, die sie als unruhige, gefährliche Menschen ansahen, und gestatteten ihnen keinen Aufenthalt mehr in dem Innern des Reiches. Ihr Handelsverkehr beschränkt sich auf den einzigen Hafen von Canton. Der letzte chinesische Kaiser hieß Ya-king. Er ist im Jahre 1820 gestorben.

Uebersicht der vornehmsten Ereignisse in den beiden Abschnitten des sechsten Zeitraums.

Die Entdeckung von Amerika verschaffte den Europäern viel neue Kenntnisse, Waaren, Reichthümer, Colonien und Gelegenheiten zu Kriegen. Die Spanier und Portugiesen, die sich zuerst in diesem neuen Welttheile festsetzten, wurden wieder, zum Theil, von den Engländern und Franzosen daraus vertrieben. Auch der Handel nach Ostindien, zu dem sich die Portugiesen einen neuen Weg gebahnt hatten, ging wieder größtentheils an die Engländer, Holländer und Franzosen verloren. — Durch Luther's und Zwingli's Reformation wurde neues Licht über Europa verbreitet; die Christen lernten durch sie ihre alten Rechte kennen und ge-

brauchen. Ein großer Theil von Deutschland und der Schweiz, Schweden, Dänemark und England, rissen sich von der Herrschaft der Päbste los. Durch die Religionsläuterung, und die Freiheit, zu denken und zu prüfen, die eine Folge davon war, gelangten auch die Wissenschaften mehr zur Vollkommenheit: das Wahre, Schöne und Nützliche aller Art wurde ausgeforscht, und in Anwendung gebracht. Zwar veranlaßte die Einführung der geläuterten Religion viele Unruhen, Haß, Feindseligkeiten unter den verschiedenen Partheien, und endlich in Deutschland den blutigen dreißigjährigen Krieg, in Frankreich und England aber noch viel größere Gräuel; nach und nach besänftigten sich jedoch die Gemüther, und gewöhnten sich an wechselseitige Verträglichkeit. Karl V., der zu Anfang dieses Zeitraums regierte, vereinigte unter seinem Scepter ganz Spanien mit seinen amerikanischen Besitzungen, die ganze österreichische Monarchie, und die Niederlande. Nachdem er die Regierung niedergelegt hatte, kamen die deutschen österreichischen Lande an seinen Bruder Ferdinand. Spanien und alles Uebrige blieb seinem Sohne Philipp II., der aber, durch seine Bedrückungen, einen Theil der Niederlande auf immer verlor. Unter dessen Nachfolgern gerieth Spanien immer tiefer in Verfall. Desto höher und blühender erhob sich Frankreich seit den Zeiten Heinrichs IV. Zu seinem größten Flor gelangte es unter Ludwig XIV., der aber auch zugleich durch die Schuldenlast, die er hinterließ, und die von seinem Nachfolger, Ludwig XV., noch vergrößert wurde, Veranlassung zu der furchtbaren Revolution gab, welche unter Ludwig XVI. zum Ausbruch kam. Die Engländer legten unter der Königin Elisabeth den Grund zu ihrem weit ausgebreiteten Handel. Ihre Reichthümer und ihre Besitzungen nahmen, von dort an, mit jedem Jahre zu. Schweden trennte sich gänzlich von Dänemark und Norwegen. Durch Gustav Adolph und Karl XII. wurde es siegreich und furchtbar. Rußland gelangte, unter Peter dem Großen, zu einer Höhe, die es vorher nie

erreicht hatte. Die Russen wurden von ihm zu einem ganz neuen, gesittetern Volke umgeschaffen, bei dem bald Künste und Wissenschaften zu blühen anfingen. — Zu Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden zwei neue Königreiche in Europa, Preußen und Sardinien; in Asien aber bildete sich das dritte persische Reich, und das Reich des großen Moguls, welches letztere aber auch in eben diesem Zeitraume wieder zertrümmert wurde. Die Türken machten ansehnliche Eroberungen, und rückten bis vor Wien; ihrer weitern Ausbreitung wurden aber von den Russen und Ungarn Grenzen gesetzt. China kam unter die Botmäßigkeit der Mantschu-Tartarn. Auf allen Seiten wurden neue Länder entdeckt, angebaut und benutzt. Die Europäer wurden reicher und scharfsinniger, als ihre Vorfahren, leider aber nicht besser und tugendhafter.

Zeitfolge der berühmtesten Personen und der vornehmsten Begebenheiten in den beiden Abtheilungen des sechsten Zeitraumes.

Jahre nach Chr. G.

1517. Maximilian I. Franz I. Heinrich VIII. Christian II. Friedrich der Weise. Joachim I. Leo X. Luther. Zwingli. Anfang der Reformation in Deutschland.
1519. Maximilian I. stirbt. Karl V.
Anfang der Reformation in der Schweiz.
1520. Soliman I. Leonardo da Vinci stirbt.
1525. Herzogthum Preußen. Friedrich der Weise stirbt. Bauernkrieg.
1526. Sultan Baber. Ludwig II., König von Ungarn, stirbt. Böhmen österreichisch.
1527. Rom wird geplündert.
1528. Freiheit von Genua. Doria.

1529. Reichstag zu Speier.
1530. Augsburger Confession.
1531. Herzogthum Florenz.
1543. Copernicus stirbt.
1546. Luthers Tod. Schmalkaldischer Krieg.
1547. Franz I. und Heinrich VIII. sterben. Eduard VI.
1552. Passauischer Vertrag.
1553. Maria, Königin von England.
1555. Religionsfriede zu Augsburg.
1558. Ferdinand I. Elisabeth. Karl V. stirbt.
1560. Melanchthon stirbt.
1563. Ende der Kirchenversammlung zu Trient.
1564. Maximilian II. Calvin stirbt.
1572. Pariser Bluthochzeit.
1576. Rudolph II.
1582. Gregorianischer Calender.
1585. Sixtus V.
1587. Abbas der Große.
1588. Philipps unüberwindliche Flotte.
1589. Ermordung Heinrichs III. Heinrich IV.
1598. Edict von Nantes.
1603. Jacob I.
1606. Paul V.
1610. Heinrich IV. wird ermordet. Ludwig XIII.
1612. Matthias.
1619. Ferdinand II.
1625. Karl I.
1630. Gustav Adolph in Deutschland.
1632. Schlacht bei Lützen. Christina.
1635. Prager Friede.
1637. Ferdinand III.
1639. Opitz stirbt.
1643. Ludwig XIII. Richelieu und Galilei sterben. Ludwig XIV. Mazarin.
1644. Die Mantschu-Tartaren in China.

1648. Der westphälische Friede. Staat der vereinigten Niederlande.
1649. Karl I. enthauptet.
1650. Descartes stirbt.
1653. Cromwell wird Protector von England.
1658. Kaiser Leopold. Cromwell stirbt. Karl II.
1660. Karl II.
Karl Gustav, König von Schweden, stirbt. Karl XI.
1661. Kang-hi in China.
1670. Corneille. Moliere. Racine. Boileau. Fenelon.
1672. Französisch-holländischer Krieg.
1683. Wien von den Türken belagert.
1688. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, stirbt.
1688. Wilhelm III. († 1702). Verheerung der Pfalz am Rhein durch die Franzosen.
Königin Christine von Schweden stirbt.
1692. Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg.
1697. August II. Karl XII. Ryswicker Friede.
1699. Canitz stirbt.
1700. Karl II., König von Spanien, stirbt. Nordischer Krieg.
1701. Entstehung des Königreichs Preußen. Friedrich I. Spanischer Erbfolgekrieg.
1702. August II. wird entthront.
1704. Schlacht bei Höchstädt. Locke stirbt.
1705. Joseph I. († 1711).
1707. Auringzeb stirbt.
1709. Schlacht bei Pultawa.
1711. Karl VI. († 1740).
1713. Utrechter Friede. Friedrich Wilhelm I. Prgamatische Sanction.
1714. Anna, Königin von Großbritannien, stirbt. Georg I. Friede zu Baden.
1715. Ludwig XIV. stirbt. Ludwig XV.
1716. Leibnitz stirbt.

1718. Karl XII. fällt.
Victor Amadeus, König von Sardinien.
1725. Peter der Große stirbt. Katharina I.
1726. Newton stirbt.
1727. Georg II.
1733. August III.
1734. Don Karlos in Neapel und Sicilien.
1735. Kien-long in China.
1737. Das Haus Medicis stirbt aus.
1740. Karl VI. und Anna von Rußland sterben. Maria Theresia. Elisabeth. Friedrich Wilhelm stirbt. Friedrich II. Benedict XIV. Oesterreichischer Erbfolgekrieg.
1742. Karl VII. Breslauer Friede.
1744. Zweiter schlesischer Krieg.
1745. Franz I. Dresdener Friede.
1747. Kuli Chan stirbt.
1748. Aachener Friede.
1754. Christian Freih. v. Wolf stirbt. Hagedorn stirbt.
1755. Englisch-französischer Krieg. Erdbeben in Lissabon.
1756. Siebenjähriger Krieg in Deutschland.
1757. Mustapha III.
1760. Georg III.
1762. Katharina II.
1763. Friede zu Paris und Hubertsburg. August III. stirbt. Stanislaus Augustus Poniatowski.
1765. Joseph II.
1766. Christian VII. König Stanislaus stirbt. Gottsched stirbt.
1769. Clemens XIV. Gellert stirbt.
1771. Gustav III. Rabener stirbt.
1772. Neue schwedische Regierungsform. Erste Theilung von Polen.
1773. Aufhebung des Jesuitenordens.
1774. Ludwig XV. stirbt. Ludwig XVI. Achmet VI.

1775. Pius VI. Englischer nordamerikanischer Krieg.
1777. Joseph I., König von Portugal stirbt. Haller stirbt.
1778. Amerikanischer Freiheitskrieg. Voltaire stirbt. J. J. Rousseau stirbt.
1780. Maria Theresia stirbt.
1781. Lessing stirbt.
1782. Bodmer stirbt.
1786. Friedrich der Große stirbt.
1787. Salomon Geßner stirbt.

Siebenter Zeitraum.

Von der französischen Revolution und der Auflösung des römisch-deutschen Reiches bis auf unsere Zeiten.

Jahre nach Christi Geburt 1789 bis 1833.

Leopold II. (1790 — 1792.)

Kaiser Joseph lebte noch zu Anfang dieses Zeitraumes; schon im Jahre 1790 überließ er aber durch seinen Tod den deutschen Kaiserthron seinem Bruder Leopold, dem bisherigen Großherzoge von Toscana. Seit zwanzig Jahren war dieser weise und gütige Fürst in jenem kleinen Staate der Vater und Beglücker seines Volkes gewesen; ganz Deutschland freute sich, ihn zum Regenten zu erhalten, und seine Erbstaaten besonders gaben sich, nach dem lauten Mißvergnügen mit des Kaiser Josephs Regierung, den schönsten Hoffnungen hin. Leopolds II. ernster Vorsatz war, sie zu erfüllen. Er machte schon 1791 Frieden mit den Türken, beruhigte die Ungarn, besänftigte die Niederländer, verbesserte die Justiz, die Polizei, die öffentliche Erziehung, und nahm in seines Bruders Joseph Staatseinrichtungen viele Aenderungen vor, die der Zeitgeist zu fordern schien. Er suchte auch durch ein Bündniß mit Preußen und Sachsen, das im Jahre 1791 unter dem Namen der Pilnitzer Convention geschlossen wurde, den zunehmenden Unordnungen, die in Frankreich durch die Revolution entstanden waren, einen Damm entgegen zu setzen. Allein schon zu Anfang des folgenden Jahres, den 1. März 1792, machte ein allzufrüher Tod seinen weitern Entwürfen ein Ende, und erfüllte alle Herzen mit Trauer.

Franz II. (1792.)

Der jetzt regierende Kaiser Franz II., Leopolds II. Sohn (geb. den 12. Februar 1768), wurde sein Nachfolger. Er vergrößerte im Jahre 1795 seine Lande durch einen ansehnlichen Theil von Polen. Bis zu dem Jahre 1815 hatte dieser Fürst fast beständig mit den Franzosen zu kämpfen, oder sich zu neuen Feldzügen gegen sie zu rüsten. In sechs Kriege wurde er mit ihnen verflochten, von denen die ersten außerordentlich unglücklich für ihn und das deutsche Reich ausfielen. Er verlor eine Menge Provinzen, und häufte über seine Erbstaaten eine ungeheure Schuldenlast, unter welcher sie beinahe erlagen. Deßwegen konnte er auch wenig zu dem Wohle seiner Unterthanen thun, die vergeblich nach Frieden seufzten.

Kaiser Franz schien einen Theil der Zukunft zu ahnen. Schon im Jahre 1804 merkte er, daß er bald nicht mehr mit Ehre die deutsche Kaiserkrone würde tragen können. Er erklärte sich daher, durch ein Patent vom 11. August dieses Jahres, zum Erbkaiser von Oesterreich, unter dem Namen Franz der Erste, und legte, zwei Jahre darauf, im Jahre 1806, das Scepter als römisch-deutscher Kaiser wirklich nieder. Bayern, Würtemberg, Sachsen, Baden, und noch andere der angesehensten deutschen Fürsten, hatten sich von dem deutschen Reichsverbande losgesagt, und waren in einen besondern Bund (den rheinischen) getreten, dessen Beschützer ein fremder Fürst, der französische Kaiser Napoleon, war. Kaiser Franz konnte nun nicht länger mit Anstand das Oberhaupt der wenigen übrigen kleinen Fürsten bleiben; deßwegen entsagte er freiwillig der deutschen Kaiserkrone. So war nun das von Karl dem Großen gegründete römisch-deutsche Kaiserthum, nachdem es etwas über 1000 Jahre bestanden hatte, gänzlich wieder aufgehoben.

Der Verlust, den Kaiser Franz in seinen vier ersten Kriegen gegen Frankreich an Ländern und Menschen zu erlei-

den hatte, war ungeheuer. Alles aber wurde durch den siegreichen Ausgang der beiden letzten Feldzüge so reichlich ersetzt, daß jetzt die österreichische Monarchie größer, mächtiger und blühender da steht, als vorher. Nur an der angehäuften Schuldenlast wird sie noch lang zu tragen haben, zumal da der Krieg mit den Neapolitanern diese Last noch vergrößert hat, und die neuesten Rüstungen, wegen der türkischen Angelegenheiten, auch kostbar waren.

Die Preußen. Friedrich Wilhelm II. (1786—1797.)

Friedrich Wilhelm II., der Neffe und Nachfolger des großen Friedrichs, erbte von ihm ein mächtiges und blühendes Reich, ein Heer von 200,000 Mann, und einen Schatz von 70 Millionen Thalern, der aber, durch üble Wirthschaft und unnöthige, folgeleere Kriege, bald wieder vergeudet war. Nicht durch diese Kriege, wohl aber durch ein anderes schwer zu rechtfertigendes Mittel, die Unterjochung und Theilung von Polen, im Einverständniß mit Rußland und Oesterreich (1793 und 1795), vergrößerte er seine Staaten mit sehr ansehnlichen Provinzen, und zwei und einer halben Million neuer Unterthanen. Schon früher hatte er, auf eine viel rechtmäßigere Art, die beiden schönen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth mit seiner Monarchie vereinigt. Von dem letzten Markgrafen, Christian Friedrich Karl Alexander, waren sie ihm nämlich, als seinem nächsten Erben, gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden, freiwillig abgetreten worden; dagegen verlor Friedrich Wilhelm II. in einem Kriege gegen Frankreich, durch den Baseler Friedenstractat 1795, seine Provinzen jenseits des Rheins. Dieser Krieg fing schon im Jahre 1792 an, und hatte die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und die Unterdrückung der französischen Revolution zum Zwecke. Kaiser Franz II.

war Friedrich Wilhelms Bundesgenosse in demselben. Bald werde ich euch mehr davon zu erzählen haben.

Nur eilf Jahre lang wurde die preußische Monarchie von diesem Könige beherrscht. Er hatte üble Rathgeber an seinem Minister Wöllner und anderen Personen, die allgemein als Feinde, oder doch Störer der Aufklärung und religiösen Duldung, in den preußischen Staaten gehaßt wurden. Ihr Werk war das berüchtigte Religionsedikt, nach welchem jeder Geistliche ein ihm vorgelegtes Glaubensbekenntniß beschwören, oder sein Pfarramt niederlegen und sein Leben mit seiner Familie im Elende zubringen mußte

Nach Friedrich Wilhelms Tod fand sich die anfangs so reichlich gefüllte Schatzkammer nicht nur leer, sondern es waren auch über 18 Millionen Thaler Schulden zu bezahlen. Er starb am 16. November 1797.

Friedrich Wilhelm III. (1797.)

Der noch jetzt regierende König Friedrich Wilhelm III. suchte, gleich nach dem Tode seines Vaters, das mißvergnügte Volk mit der Regierung auszusöhnen, und durch weise Sparsamkeit wieder neue Schätze für Zeiten der Noth zu sammeln. Er hob das verhaßte Religionsedikt wieder auf, entfernte die Personen, die dazu gerathen hatten, begünstigte die Freiheit, zu denken und zu schreiben, machte mancherlei andere nützliche Einrichtungen, und übertrug die Leitung sämmtlicher Reichsgeschäfte seinem würdigen Staatskanzler, dem edel gesinnten Hardenberg. Er selbst zeigte sich allenthalben als Vater seines Volkes, und gab ihm mit seiner schönen und tugendhaften Gemahlin Luise, einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, das Beispiel zärtlicher Gattenliebe und eines zufriedenen und glücklichen häuslichen Lebens. Kein anderes Fürstenpaar hätte verdient, ein so reines und stilles Glück recht lange zu genießen; allein es

war nur von kurzer Dauer. So sehr sich Friedrich Wilhelm bemühte, einen Krieg mit dem länderſüchtigen französischen Kaiser Napoleon, von dem nun bald die Rede seyn wird, zu vermeiden, und die Ruhe, die sein Land erlangt hatte, zu erhalten, so wurde er doch durch die drohende Stellung, welche die Franzosen gegen ihn annahmen, durch die Verletzung seiner Neutralität und durch andere Umstände gezwungen, gegen sie zu Felde zu ziehen. Es geschah dieß im Jahre 1809. Er verlor am 14. October 1806 die Schlacht bei Jena und Auerstädt und im Jahre 1807, in Verbindung mit den Russen, die Schlachten bei Eylau und Friedland, auf welche der leidige Friede von Tilsit folgte, der ihm die Hälfte seiner Staaten kostete. Aus einem ehemals großen und mächtigen Könige war er nun einer der kleinsten geworden. Die Geschichte dieses Krieges und der merkwürdigen Feldzüge von 1812 bis 1815, durch welche sich dieser edle König wieder in den Besitz seiner verlornen Provinzen setzte, oder sich mit andern entschädigte, werde ich weiter unten bei der Darstellung der französischen Revolutionskriege erzählen. Preußen ist gegenwärtig wenigstens eben so mächtig, als vorher. Um desto mehr ist zu bedauern, daß die tiefgebeugte, liebenswürdige Königin von Preußen den neuen Glanz, die neue Größe ihres Reiches nicht mehr erlebte. Sie war schon in dem Jahre 1810, in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung, gestorben. — Auch diese traurigen Jahre wußte der König zum Wohle seines Volkes zu benutzen; er traf viele löbliche Anstalten, stiftete viel Gutes. Die Errichtung der neuen Universitäten zu Berlin und Breslau fällt in jene Periode.

Die Franzosen.

Ludwig XVI. (1774.) Ausbruch der französischen Revolution.

Schon im Jahre 1774 war Ludwig XVI. seinem Großvater, Ludwig XV., auf dem französischen Throne gefolgt,

nachdem er sich bereits 1770 mit der jungen und geistreichen Schwester des deutschen Kaisers Joseph, Marie Antoinette, vermählt hatte. Ludwig vereinigte, von Jugend auf, mit einem herrlichen Gedächtniß und guter Fassungskraft einen unermüdeten Fleiß im Studiren. Er erlangte daher sehr schöne Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, vernachlässigte aber dabei gerade diejenigen, die einem Regenten am unentbehrlichsten sind, nämlich Menschenkenntniß, Staatsklugheit und Regierungskunst. Mit einem natürlichen und gebildeten Sinne für Rechtlichkeit verband er noch viele andere schöne Eigenschaften; allein die stillen Tugenden eines Privatmanns sind unzulänglich auf dem Throne in stürmischen und gefahrvollen Zeiten. Von dieser Wahrheit war Ludwigs trauriges Schicksal ein neuer Beweis.

Er hatte, wie wir schon wissen, von seinen kriegerischen und verschwenderischen Ahnherren, Ludwig XIV. und Ludwig XV., eine ungeheure Schuldenlast geerbt, die nicht durch ihn selbst, wohl aber durch seine junge Gemahlin und die Prinzen seines Hauses, die das lockere Leben schon gewohnt waren, noch bedeutend vermehrt wurde. Die jährlichen Zinsen von dem schuldigen Capitale machten eine unglaubliche Summe. Um sie abzutragen, mußte das Volk mit unerschwinglichen Auflagen belastet werden; die Edelleute aber, wären sie auch noch so reich gewesen, die Geistlichen und Staatsdiener wollten keinen Groschen dazu beisteuern; nicht diese privilegirten Stände, der Mittelstand allein sollte Alles tragen, und noch überdieß viele hundert tausend Thaler Gnadengehalte an müßige Krippenreiter *) und ihre Familien bezahlen helfen. Dazu kam dann noch der kränkende Umstand, daß bei jeder Gelegenheit die Adeligen den Bürgerlichen vorgezogen, und die besten Staatsämter nicht den Würdigsten, sondern den Vornehmsten, gegeben wurden. Wenigstens er-

*) Den dürftigen Adel, dem sich auch öfters sehr wohlhabende Edelleute anschlossen.

hielt bei dem Heere nie ein Unadeliger eine Offizierstelle. Der Tapfere mußte oft unter dem Feigen, der Verständige unter dem Unverständigen dienen. Ueber dieß Alles entstand Mißvergnügen und Murren.

Ludwigs XVI. rechtschaffener und scharfsinniger Finanzminister, der edle Turgot, sah wohl ein, daß alles Uebel von den privilegirten Ständen kam; er wollte daher zweckmäßige Aenderungen machen; allein er fand den heftigsten Widerstand, und der König scheute sich vor dem Kampfe mit der Geistlichkeit, dem Adel und dem Parlamente, in den er sollte verwickelt werden. Ludwig erhielt in der Person eines andern tugendhaften und edeldenkenden Ministers, des biedern Malesherbes, der Turgot's Freund war, eine neue Stütze und einen zweiten treuen Rathgeber; allein ihre vereinten Bemühungen vermochten nichts wider die Ränke und die Gewalt der Gegner. Die Königin, der Minister Maurepas, der ganze Bund der Privilegirten war wider sie. Malesherbes nahm, weil alle seine Bemühungen vergeblich waren, seinen Abschied, und Turgot mußte ihn nehmen. Jetzt brach der amerikanische Freiheitskrieg aus (1778 — 1782), durch welchen die Staatsschuld um 1400 Millionen Livres vermehrt wurde. Durch die Verschwendung des Hofes und die Schulden der Prinzen, die bezahlt werden mußten, wurde sie noch größer. Die zahlreichen Ausgaben überstiegen die Einnahme um 140 Millionen. Durch neue Auflagen wurde neue Unzufriedenheit erregt. Am Ende wußte sich der König nicht anders mehr zu helfen, als durch die Zusammenberufung einer Nationalversammlung, welche das Volk laut verlangte. Am 4. Mai 1789 wurde sie eröffnet, und es fanden sich die Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgerstandes dabei ein. Der König ahnete nicht, daß er eine Pulvermine anlegte, durch welche sein ganzes Reich in Brand gerathen sollte.

Gleich anfangs erhob sich ein gewaltiger Streit über die Frage: ob nach den Ständen oder nach den Köpfen gestimmt

werden sollte. Der Bürgerstand verlangte das Letztere, weil er sonst von der Geistlichkeit und dem Adel, die ein gemeinschaftliches Interesse hatten, wäre überstimmt worden; denn es wären ja zwei Stände gegen einen gewesen. Er bestand auch mit solcher Kraft auf seinem Willen, und das Volk machte so bedenkliche Bewegungen, daß ihm mußte nachgegeben werden. Gänzliche Gleichheit der Rechte und Pflichten war nun die Forderung des Bürger- und Bauernstandes; keinen Vorzug sollten die Geistlichen und der Adel mehr genießen, sie sollten die Lasten des Staates mit tragen helfen, wie der gemeine Mann, und nur Verdienste sollten künftig die Rangordnung bestimmen. Dagegen sträubte sich natürlich der bisherige Stand der Privilegirten auf das Aeusserste. Je lebhafter aber in der Nationalversammlung der Kampf der Partheien ward, desto drohender wurde die Stellung des Pariser Pöbels, der die Abgeordneten des dritten Standes unterstützte. Es wurden seinen aufrührerischen Rotten Truppen entgegengeschickt; allein sie weigerten sich, auf ihre Mitbürger zu feuern, und waren sehr geneigt, ganz zu ihnen überzutreten. Von nun an sahen sich der König und die obern Stände ganz ohne Schutz. Es mußten daher deutsche Truppen gegen das unruhige Volk aufgeboten werden. Dadurch wurde das Uebel noch ärger; die Erbitterung stieg immer höher, und es wurde beschlossen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Unter diesen Umständen entfernte der König seinen Finanzminister Necker, welcher der Abgott des Volkes war, aus Paris (11. Juli 1789), weil derselbe von den Höflingen als die Ursache aller Unruhen bezeichnet worden war. Anfangs gerieth ganz Paris darüber in starren Schrecken. Bald aber lief Alles nach den Waffen; die Sturmglocken ertönten; keine Gewalt konnte das aufgereizte Volk mehr bändigen. Vergeblich waren die Säbelhiebe und Flintenschüsse der fremden Krieger; die französischen Gardisten traten zum Volke über, und machten gemeinschaftliche Sache mit ihm. Ein Schwarm von mehr als 30,000 Mann flu-

thete bewaffnet nach der Bastille, der Festung von Paris, und suchte sich derselben zu bemächtigen. Die muthigsten von ihnen drangen in den Schloßhof; es waren da Kanonen aufgepflanzt; alle Bürger, die den Hof betraten, wurden niedergeschossen. Die Belagerer geriethen darüber in neue Wuth; die Bastille wurde erstürmt und erobert, dem Gouverneur aber der Kopf abgehauen, und auf einer hohen Lanze jubelnd in der Stadt herum getragen. Das Ludwigskreuz, das man ihm von dem Halse gerissen hatte, hing man dem Grenadier um, von dem zuerst die Mauer erstiegen worden war. Die Kanonen in demselben und in dem Invalidenhause, das ebenfalls in Besitz genommen wurde, befanden sich nun in den Händen des Volkes, das ein furchtbares Heer bildete.

Von jetzt an galt kein Gesetz mehr. Es wurden Gräuel aller Art, nicht nur in Paris, sondern auch in den andern Städten des Königreichs, an den Aristokraten (so nannte man den Adel), an der Geistlichkeit und an den Staatsbeamten begangen. Wer von diesen fliehen konnte, der entfloh, um wenigstens sein Leben zu retten, aus dem Königreiche. So verbreitete sich ein Schwarm französischer Emigranten über ganz Europa. Die Güter aller derjenigen, die das Land verlassen hatten, wurden als Nationaleigenthum eingezogen; auch sämmtliche Besitzungen der Geistlichkeit, gegen 3000 Millionen Francs an Werth, wurden weggenommen und dazu geschlagen.

Im Jahre 1791 bekam Frankreich eine neue Verfassung, die der König annehmen mußte. Er blieb nun nicht mehr Herr über die Staatseinkünfte, wie seine Vorfahren, und mußte sich jährlich mit 25 Millionen Francs begnügen, die ihm ausgesetzt waren. Aller Unterschied der Geburt, der Titel, der Stände wurde förmlich aufgehoben. Es gab nun keine Herzoge, keine Grafen und Barone mehr; sämmtliche Franzosen hießen Citoyens, — Bürger! Die Achtung für die Person des Königs wurde täglich geringer; in seinem Pallaste der Tuilerien behandelte man ihn wie einen Gefan-

genen, der zu entfliehen suchte; beständig war er von Leuten umgeben, die alle seine Bewegungen beobachteten. Einst, da er nach seinem Lustschlosse St. Cloud fahren wollte, fiel das Volk den Pferden in die Zügel und hielt den Wagen an. Seine Diener, die ihm zu Hülfe eilten, wurden zur Erde niedergerissen, bei den Haaren herumgeschleppt, mit Schlägen und Flintenkolbenstößen mißhandelt. Der König wollte reden; ein Grenadier rief ihm zu: «Schweige! Du hast uns hier nichts zu befehlen; nur von unserm Commandanten nehmen wir Befehle an!» Mit diesen Worten hielt er ihm das Bajonett vor die Brust. Der Pöbel schrie: der Wagen müsse augenblicklich umkehren, sonst werde man den König mit seinem ganzen Anhange massakriren. «Nein!» erschallte eine Stimme, «laßt ihn reisen; wir wollen ihn vor der Stadt an den nächsten Baum aufknüpfen.»

Wenn nicht schon vor diesem Auftritte Ludwigs Entschluß, zu entfliehen, fest stand, so mußte dieser Fürst jetzt in seiner ängstlichen Lage, da er sah, in welcher Gefahr sein und der Seinigen Leben schwebte, darin bestärkt werden. Wirklich ließ er, durch vertraute Diener, in der größten Stille, alle Anstalten zu seiner Entfernung treffen. Als Alles in Bereitschaft war, wurde die Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791 dazu festgesetzt. Um ein Uhr des Morgens ging die ganze königliche Familie, jedes Glied derselben einzeln, durch eine Nebenthür, die nicht bewacht war, zum Schlosse hinaus. Schon wartete ihrer, auf einem bestimmten Platze, ein Wagen. Die Königin reisete unter dem Namen einer Baronesse von Korff, und hatte sich unter diesem Titel einen Paß ausfertigen lassen; der König stellte ihren Kammerdiener vor.

Sie kamen glücklich zur Stadt hinaus. Erst um neun Uhr des Morgens wurde ihre Flucht bemerkt. Vergeblich schlug man Lärm in allen Straßen; vergeblich donnerten die Kanonen zu dem Getöse der Trommeln und Sturmglocken; umsonst eilten auf allen Straßen reitende Boten den Flüchtlingen nach. Der Vorsprung, den der Wagen des Königs hatte,

war zu groß. Er kam unangehalten bis nach Champagne, — aber nicht weiter. Unglücklicher Weise wurde Ludwig in der Stadt St. Mennehould von dem Postmeister, Drouet, erkannt. Dieser Mann ließ der königlichen Familie nichts von seiner Entdeckung merken; und gab ihr Pferde zur Fortsetzung der Reise, eilte ihr aber auf kürzerem Wege nach Varennes zuvor, ließ sie hier gefangen nehmen, und wieder nach Paris zurückbringen.

Am 25. Juni 1791 kam der Wagen, unter einer starken Bedeckung Nationalgarden und einem großen Volksgedränge wieder in dem Pallaste der Tuilerien an. Alle Thore wurden sogleich, nach dem Eintritte der königlichen Familie, wie in einem Staatsgefängnisse, geschlossen und mit einer starken Wache besetzt. Jedes Glied derselben erhielt sein eigenes Zimmer, keines durfte mit dem andern sprechen; blanke Degen und Bajonette versperrten ihnen den Ausgang.

Blutscenen am 10. August und 2. September 1792.

Als die Nachricht von der Gefangenschaft der königlichen Familie in Deutschland bekannt wurde, besprachen sich Kaiser Leopold II. und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., die damals regierten, über die zweckmäßigsten Mittel, der wilden Unordnung in Frankreich Einhalt zu thun, dem König Ludwig seine Freiheit wieder zu verschaffen, und ihre eigenen Staaten sicher zu stellen (August 1791). Leopold II. hatte noch überdieß die Mißhandlungen seiner Schwester und seines Schwagers zu rächen; denn er war ein Bruder der Königin Marie Antonie. Auch die Emigranten, die sich in großer Menge am Rheine gesammelt hatten, blieben nicht müßig, und rüsteten sich, mit den ausgewanderten französischen Prinzen an ihrer Spitze, zu einem Angriffe.

König Ludwig XVI. wurde jetzt genöthigt, denen, die sich zu seiner Befreiung waffneten, selbst den Krieg zu er-

Afrikas den svarte mannens revolusjon
mot kristendom og slaveri.

Digitized by Google

klären (20. April 1792). Er hatte, nachdem von ihm die neue Constitution beschworen worden war, wieder einen Theil seiner Freiheit erlangt. Am 10. August 1792 musterte er seine Schweizergarde, und forderte sie auf, ihm treu zu bleiben in den Stunden der Gefahr, die vielleicht bald erscheinen würden, denn er habe Nachricht von einem Anfalle, den das Volk auf seine Person unternehmen würde. Wirklich hatte man den Pöbel beredet, der König habe eine Verschwörung gegen die Nationalversammlung angesponnen. Es wurden daher, wie er es vorausgesehen hatte, die Thore der Tuilerien eingesprengt. Die Nationalgarden, die sie bewachten, ließen es geschehen. Die Schweizer Offiziere hingegen befahlen ihren Soldaten, auf die Eindringenden zu feuern; da aber das Volk schrie, es wolle dem Könige nichts zu Leide thun, so nahmen auch diese Anstand, Feuer zu geben. Da rissen einige Offiziere den Gemeinen die Gewehre aus den Händen, und schossen gegen das andringende Volk. Dieses richtete die Kanonen gegen sie, und nun begann ein schreckliches Blutbad. Kaum einige wenige von den 1800 Schweizern, aus denen die Garde bestand, blieben am Leben. Der Major, der den Befehl gegeben hatte, zu feuern, wurde in kleine Stücke zerhauen. Im Ganzen kamen einige tausend Menschen um. Unausgesetzt ertönten die Sturmglocken während dieser Greuelscenen. Haufenweise lagen die Leichname aufgethürmt. Der größte Theil des Pallastes wurde ausgeplündert, und kaum entging er einer gänzlichen Zerstörung. Der König suchte Sicherheit in der Nationalversammlung. Schreiend verlangte der wüthende Pöbel seine Absetzung. Wirklich wurde er in seiner königlichen Würde suspendirt, und mit seiner Familie nach dem Tempel, einem festen Schlosse, das ehedem den Tempelrittern gehört hatte, in engere Verwahrung gebracht.

Zugleich — und schon vorher — waren alle Gefängnisse der Stadt mit einer unzähligen Menge Freunde und Anhänger des Königs und der Königin angefüllt worden, und täglich schleppte man mehrere von ihnen unter dem schändlichen

Namen «Vaterlandsverräther» auf das Blutgerüst. Es war von einem Arzte, Namens Guillot, eine besondere Köpfmaschine erfunden worden, mit welcher ein Kopf, saß er auch auf dem stärksten Halse, in einem Augenblicke abgeschlagen war. Man nannte diese Maschine, nach seinem Namen, Guillotine. Das wüthende Volk fand aber, daß die Hinrichtungen, wenn auch gleich an manchem Tage zwanzig und noch mehr Köpfe fielen, doch noch zu langsam gingen, zumal, da sich die auswärtigen Feinde der Republik, Oesterreicher, Preußen, Emigrirte, mit raschen Schritten der Hauptstadt näherten, denn die Gefangenen konnten die Abwesenheit der Nationaltruppen benutzen, und sich in Freiheit setzen. Gegen einige entstand noch überdieß Argwohn, daß man sie absichtlich entwischen lassen, oder ihnen auf irgend eine Art durchhelfen wolle. Es wurde daher beschlossen, sich aller Eingekerkerten an einem einzigen Tage durch den Tod zu entledigen. Der 2. September 1792 wurde dazu verabredet. Das Volk versammelte sich auf dem Platze, wo ehedem die Bastille gestanden hatte, in einer Anzahl von mehr als 20,000 Menschen, und nöthigte die Criminalrichter, ihm nach den Gefängnissen, hauptsächlich nach der Abtei St. Germain, zu folgen, die ganz mit angeblichen Volksfeinden angefüllt war. Einer nach dem andern wurde vor die Richter gebracht, die ihm, ohne weiteres Verhör und ohne auf eine Rechtfertigung zu merken, sein Todesurtheil bekannt machten. Nach einigen Minuten, die man ihm zu einem kurzen Gebete gönnte, wurde er von gedungenen oder freiwilligen Mördern, die sich mit Schwerdtern, Dolchen, Piken und andern Mordgewehren bewaffnet hatten, gleich an den Thüren des Gefängnisses niedergemacht. Diese Gräuelscenen dauerten auch noch an den folgenden Tagen fort, weil der Schlachtopfer für einen einzigen Tag zu viel waren. Männer und Frauen, Greise und Kinder, Vornehme und Gemeine, Schuldige und Unschuldige mußten sterben. Am 3. Sept. verlor unter Andern auch eine vertraute Freundin der Königin, die sonst wegen ihrer

Schönheit, Sanftmuth und Wohlthätigkeit allgemein beliebte Prinzessin von Lamballe, das Leben. Ich erzähle euch, wie mit ihr verfahren wurde, als ein Beispiel der wilden Grausamkeit, mit der an diesen Tagen die Pariser Tiger wütheten.

Am 3. September wurde die Prinzessin, die in dem Hotel de la Force gefangen saß, vor die Commission gebracht, die sich unten in dem Gefängniß versammelt hatte. Man schleppte sie gewaltsam bei den Armen durch den kleinen Hof, wo noch keine Spur von Hinrichtung zu sehen war, in den großen Hof. Hier sah sie schon den Boden mit Blut bedeckt, und sank vor Entsetzen ohnmächtig nieder. Zwei von den Henkersknechten hielten sie, und führten sie nach dem Orte, wo die Blutmenschen mit aufgestreiften Hemdärmeln, blutigen Armen und mit Waffen in der Hand Volksgericht hielten. Nach einigen unbedeutenden Fragen, die sie beantworten mußte, wurde ihr befohlen, Freiheit, Gleichheit und Haß dem Könige, der Königin und dem ganzen Königthum zu schwören. Sie schwor Freiheit und Gleichheit; nichts aber konnte sie bewegen, Haß gegen die Königin, ihre Freundin, und den König zu geloben. Sogleich befahl ihr der Richter, abzutreten. Diese Redensart hieß in den damaligen Blutgerichten so viel, als: zum Tode gehen. Im Abgehen wurde ihr aber doch noch, vielleicht um sie zu retten, der Rath gegeben, es lebe die Nation! zu rufen. Aber bei dem ersten Schritte aus der Gefängnißthür erblickte sie die letzten Zuckungen einiger Sterbenden, die man so eben niedergehauen hatte, und trat in das fließende Blut. Unwillkührlich rief sie aus: Ah quelle horreur! (Ach, welch ein Gräuel!) Dieß war dem rasenden Pöbel das Signal zu ihrer Ermordung. Die Henker ergriffen sie. «Ich bin verloren!» waren ihre letzten Worte. Sie wurde fortgeschleppt, und erhielt einen Hieb über die Augen; ihr Blut floß. Mit einem dicken Knotenstocke bekam sie noch einen Schlag über den Kopf. Nun fielen mehr als zwanzig Unmenschen über sie her, und durch-

bohrten sie mit ihren Piken. Den vom Blute triefenden Leichnam der Prinzessin schleppte man auf einen Haufen anderer Ermordeter in die Straße St. Antoine. Hier wurden ihr die Kleider vom Leibe abgestreift, die Brüste abgeschnitten, das Herz herausgerissen, und der abgehauene Kopf mit dem Herze zu einem Weinhändler gebracht, den die Mörder zwangen, ihnen Wein zu geben, und an dem Tische, auf welchem sie das blutige Haupt und Herz der unglücklichen Prinzessin aufgestellt hatten, mit ihnen zu trinken. Hierauf steckten sie den Kopf auf eine Pike, trugen ihn durch die Stadt, und schleppten den zerstümmelten Leichnam an einem Seile nach. Ein Fleischer zerhackte das Herz und bot es feil. Da Niemand es kaufen wollte, warf er es den Hunden vor. Der Körper wurde am Ende, nebst dem Kopfe und den Leichnamen vieler anderer Ermordeter, in einen Steinbruch gefahren, wo er verfaulte. — Nie wütheten die amerikanischen und australischen Wilden mit solcher Unmenschlichkeit gegen einander, wie diese französischen Hyänen. Gegen 7000 Menschen wurden an dem 2. und 3. September nur allein zu Paris erwürgt; zu Rheims und an andern Orten erfolgten ähnliche Scenen. Die meisten dieser Schlachtopfer hatten keine andere Schuld auf sich, als daß sie das gesetzlose Rasen des Volkes und seiner Repräsentanten mißbilligten.

Hinrichtung Ludwigs XVI. (1793.)

Indessen hatte sich ein neuer Nationalconvent gebildet, in welchem die Jacobiner, eine wilde Rotte sogenannter Volksfreunde, den größten Einfluß hatten. Dieser neue Convent schwur feierlich Haß allen Königen und aller Königsmacht, schaffte demnach am 21. Sept. 1792 die königliche Würde in Frankreich für immer ab, und erklärte den französischen Staat für eine Republik. Mit diesem Tage begann nun auch eine neue Zeitrechnung; deswegen findet man auf

allen französischen Büchern, aus den Jahren 1792—1806, statt der gewöhnlichen Jahreszahl: An de la République. Auf dem Titel der letzten Ausgabe des Wörterbuches der französischen Academie steht z. B.: An VII. de la République; es ist also im Jahre 1799 erschienen. Vom Kaiser Napoleon wurde aber 1806 diese neue Zeitrechnung wieder aufgehoben.

Während sich Frankreich so zu einem Freistaate gestaltete, und der bisherige König im Tempelgefängniß schmachtete, näherten sich mit schnellen Schritten die Heere der Oesterreicher, Preußen und Emigranten zu seiner Befreiung und zur Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge. Schon am 19. August 1790 hatten sie das französische Gebiet betreten. Siegreich drangen sie weiter vor, bemächtigten sich der Festungen Longwy und Verdun, und kamen gegen den 20. September bis nach St. Menehould in Champagne. Hier setzte ein zahlreiches französisches Heer, unter den Befehlen des Generals Dumouriez, und die nasse herbstliche Jahreszeit ihrem weitern Vorrücken Grenzen. Der Plan, den König zu befreien, mußte, wie man behauptet, auf Ludwigs eigenes Bitten, weil sein Leben dadurch in Gefahr kam, aufgegeben werden. Durch bodenlose und zerrissene Wege, tiefe Moräste, angeschwollene Flüsse, von Ruhr und andern Seuchen angegriffen, und jeder Art von Mangel ausgesetzt, ohne Schlachtvieh und Feuerung, traten die deutschen Heere ihren Rückzug gegen Coblenz an. Die eingenommenen Festungen mußten sie wieder herausgeben. Der ganze von ihnen zurückgelegte Weg war mit Leichen bedeckt. Indeß sie auf der einen Seite von Dumouriez verfolgt, oder wenigstens zurückgewiesen wurden, brach auf einer andern Seite, von Landau aus, der General Custine mit einem französischen Heere hervor, und bemächtigte sich vom 29. September bis 23. Oktober der Städte Speier, Worms, Mainz, Frankfurt am Main. Er verbreitete rings umher solchen Schrecken, daß man schon glaubte, er stehe vor

den Thoren von Nürnberg. Dumouriez schlug am 5. und 6. November (1792) die Oesterreicher gänzlich bei Gemappe in den Niederlanden, wohin sie sich zurückgezogen hatten.

Durch ein so großes Waffenglück schwoll den Republikanern das Herz; sie erboten sich, allen Völkern gegen ihre Tyrannen beizustehen, und ihnen Freiheit und Gleichheit erfechten zu helfen. Den Emigranten aber droheten sie den Tod, und ihren König verurtheilten sie dazu.

Zweimal mußte sich dieser unglückliche Fürst vor die Schranken des Nationalconvents stellen, und sich gegen allerlei nichtige Anklagen seiner Feinde verantworten. Allein seine Vertheidigung, und die meisterhaften Reden seiner Sachwalter, halfen zu nichts, denn sein Untergang war beschlossen.

Schon die Art, wie er in seinem Gefängnisse behandelt wurde, ließ das Schlimmste besorgen. Er war da umgeben von den trotzigsten, härtesten, verworfensten Menschen, die ihn täglich mit Hohn und Spott betrübten, und durch muthwillige Kränkungen seine Leiden mehrten. Stündlich ließen sie ihm empfinden, daß er nicht mehr auf dem Throne saß, daß die rohesten Auswürflinge der Nation seine Gebieter waren. Seit dem 29. September wurde er entfernt von seiner Gemahlin, seiner Schwester, seinen Kindern, in ein enges Loch, in welchem die zwei kleinen Fenster mit starken eisernen Stäben verwahrt waren. Lesen war hier sein einziger Zeitvertreib, indeß die Partheien im Nationalkonvent im Kampf über die Bestimmung seines Schicksals lagen. Die Jacobiner, oder die wüthende Parthei der Patrioten, verlangten seinen Tod; die gemäßigteren, oder die Girondisten, wollten bloß auf Verbannung erkennen, und doch wenigstens einen Schein Rechtens beobachtet wissen. Allein ihr Haufe war der kleinere und schwächere; gleichwohl wurde ihnen nachgegeben, in soferne man den Beschluß faßte, den König nicht ungehört zu verurtheilen, und über die Art seiner Bestrafung die Stimmen zu sammeln. Nach dem Gesetze waren zu seiner Verurtheilung wenigstens zwei Drittel der Stim-

men nöthig. Die Jacobiner aber brachten es durch ihre Umtriebe dahin, daß beschlossen wurde, in diesem so wichtigen Falle, wo man sich vor Uebereilung sorgfältiger hätte hüten sollen, als in jedem andern, die Mehrheit einer einzigen Stimme gelten zu lassen.

Der 17. Januar 1793 wurde zur Abstimmung festgesetzt. Um ihre Gegner zu schrecken, versammelten die Jacobiner in der Nähe des Convents die Banditen vom 2. September, die wilden Pikenträger, die besoldeten Meuchelmörder, die an jenem Bluttage so viele ihrer Mitbürger niedergewürgt hatten. Zugleich mit ihnen erschien eine ungeheure Anzahl anderer bewaffneter Menschen, die während der Sitzung des Convents die Waffen erklirren ließen, und Alle, die dem Könige noch wohl wollten, mit Furcht und Schrecken erfüllten. Gleichwohl wurde er nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt. — Nichts konnte jetzt den unglücklichen Monarchen mehr retten. Der 21. Januar 1793 wurde zur Vollstreckung des Urtheils festgesetzt.

Weinend brachte ihm sein ehemaliger Minister, nun sein Vertheidiger, der tugendhafte Malesherbes, die Nachricht von dem gefällten Todesurtheil; erst später wurde sie dem Könige offiziell, durch Abgeordnete des Convents bekannt gemacht. Ludwig war schon darauf vorbereitet; er hörte sie ohne Erschütterung an. Seine letzten Stunden widmete er den Pflichten der Religion und seiner Familie. Den 21. Januar stand er schon Morgens um 5 Uhr auf, hörte noch eine Messe und empfing das heilige Abendmahl. Seine Gemahlin, Kinder, Schwester nochmals zu sehen, konnte er sich nicht entschließen; er trug dem Priester auf, ihnen seinen Segen und das letzte Lebewohl zu bringen.

Um halb neun Uhr erschienen die Todesboten, mit dem Bierbräuer Santerre, als General der Nationalgarde, an ihrer Spitze, um den König nach dem Richtplatze zu führen. Das Blutgerüst mit der Guillotine war auf dem ehemaligen Platze Ludwig XV., hinter den Tuilerien, aufgerichtet. An

dem Orte, wo ehedem die Bildsäule dieses Königs prangte, sollte, als eine Folge seiner und seiner Buhlerinnen Verschwendung, das Haupt des viel edler gesinnten Enkels durch Henkers Hand fallen! Um halb eilf Uhr erschien des Königs Wagen. Fünfzehn bis zwanzig tausend Bürgersoldaten waren auf dem Richtplatze aufgestellt, um das Andringen des Volkes abzuhalten. Kanonen, mit Kartätschen geladen, hatte man nach dem Blutgerüste gerichtet, und in einer andern Ecke lauerte Santerre's Reiterei auf den Fall, daß etwa ein Versuch zu des Königs Befreiung gemacht werden sollte.

Mit Entschlossenheit bestieg der unglückliche Monarch, nach einer kurzen Unterredung mit seinem Beichtvater, die Blutbühne. Er sträubte sich ein wenig, sein Kleid abzulegen, und sich die Hände auf den Rücken binden zu lassen; bald aber unterwarf er sich auch dieser Demüthigung. Nun trat er vor das Volk, und winkte mit dem Kopfe. Er wollte sprechen. Die Militärmusik schwieg einen Augenblick. «Franzosen! ich sterbe unschuldig» — redete er die Versammlung an.... In demselben Augenblicke aber fingen, auf des Bierbrauers Santerre Befehl, die Tambours wieder an zu trommeln, und des Königs übrige Worte verhallten ungehört. Gelassen legte er nun sein Haupt auf die Mordmaschine. «Steige hinauf zum Himmel, Sohn des heiligen Ludwigs!» rief ihm knieend sein Beichtvater zu. In demselben Augenblicke fiel das Beil, und Ludwigs edler Geist entfloh der Erde. —

Der Scharfrichter ergriff sein Haupt, zeigte es nach allen Seiten dem Volke, und es ertönte ein lautes, aber bei weitem nicht allgemeines Geschrei: «Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!» — Viele drängten sich heran, und tauchten ihre Sacktücher in das heilige Blut des gemordeten Unschuldigen, zu ewiger Erinnerung an seine Tugenden und seinen Tod. — Still und in sich gekehrt, ging der große Haufen aus einander.

So wurde der redlichste König, der sein verblendetes

Volk wie ein Vater liebte, und nie wissentlich Böses that, ein himmelschreiendes Opfer der schändlichsten Cabale, und endete sein tugendhaftes Leben, wie ein Missethäter, unter der Hand des Henkers. Nie wird das französische Volk diesen Schandfleck von sich abwaschen können.

Fortgesetzte Revolutionsgräuel. Der Blutmensch Robespierre. Hinrichtung der Königin.

Den größten Antheil an der Hinrichtung des Königs hatte der Blutmensch Maximilian Robespierre, ehemals Parlamentsadvocat, jetzt Anführer der Jacobiner, oder wüthenden Patrioten. Ihm genügte nicht an dem Blute dieses Fürsten; auch alle Freunde und Anhänger desselben sollten von der Erde vertilgt werden. Unter diese rechnete er zuerst die Girondisten, dann die Herbertisten und andere Partheien. Am 2. November ließ er auch die Königin, wie die gewöhnlichen Verbrecher, auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, den Rücken gegen das Pferd gekehrt, den Scharfrichter ihr gegenüber sitzend, auf den Richtplatz führen und enthaupten (16. Oct. 1793). In den Zwischenräumen kam die Reihe an die Gelehrten, deren Urtheile und Federn er fürchtete; dann an die Reichen, nach deren Schätzen ihn gelüstete. Nie ruhte die Guillotine. Fünfzig bis sechszig Köpfe, die täglich unter ihrem Beile fielen, waren ihm viel zu wenig. Es wurden Versuche mit einer neuen Blutmaschine gemacht, die neun Köpfe auf einmal abschlagen sollte. Sie wollte nicht gelingen; aber die Menschheit gewann nichts dabei. Es wurde so viel Blut vergossen, daß die Erde es nicht mehr einsaugen konnte, und der Boden davon unwegsam wurde. Man mußte die Schlachtbank in eine andere Gegend der Stadt verlegen. — Im ganzen Reiche sollen, nach einer mäßigen Berechnung, durch dieses Ungeheuer in den letzten sechs Monaten seines Lebens täglich

500 Köpfe gefallen seyn, im Ganzen also gegen 54,000. Hunderttausend andere Menschen verloren ihr Leben durch die Mordgräuel in den südlichen Departements; doppelt so viel in dem Gebiete von Lyon und den umliegenden Landschaften; der Ermordungen in den andern Gegenden des Reiches nicht zu gedenken. Die Jahrbücher der Menschheit haben keinen Tyrannen aufzuweisen, der diesem Robespierre an Blutgier und Grausamkeit zu vergleichen gewesen wäre. Doch endlich schlug auch seine Stunde. Der Convent ermannte sich, und ließ ihn gefangen nehmen. Um einem schimpflichen Tode zuvor zu kommen, drückte der überwältigte Wütherich eine Pistole auf sich ab, und brachte sich eine schwere Wunde bei. Halb todt wurde er nun nach der Guillotine geschleppt, wo er am 27. Juni 1794 sein schändliches Leben, unter eben dem Eisen endete, durch welches, auf sein Anstiften, des frommen Königs und der Königin Haupt gefallen war.

Mit Robespierre sank auch die Macht und Wichtigkeit der Jacobiner. Es wurde das Revolutionsgericht, das vorher nur nach seiner Leitung und in seinem Geiste richtete, neu und besser organisirt; von nun an sollte nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit den Richtern vorschweben.

Revolutionskriege bis zum Baseler Frieden (1795).

Die Hinrichtung des unglücklichen Königs Ludwig XVI. veranlaßte die Deutschen, im Jahre 1793 ihre Kriegsrüstungen zu verdoppeln. Auch das deutsche Reich trat den verbündeten Mächten bei; von den Franzosen aber wurde gegen England, Holland und Spanien der Krieg erklärt. Portugal, Rußland, Neapel, Toscana und der Pabst vereinigten sich mit allen diesen Mächten gegen die neuen Republikaner, die nun fast ganz Europa wider sich hatten.

Die Oesterreicher drangen 1793, unter der Anführung

des Prinzen von Koburg, in Verbindung mit Engländern, Hannoveranern, Preußen und Holländern, wieder in den Niederlanden vor, schlugen den General Dumouriez zweimal, bei Neerwinden und Löwen, und rückten wieder in Frankreich ein. Der Herzog von Braunschweig belagerte mit dem preußischen Heere die Stadt Mainz, und zwang sie zur Uebergabe; auch schlug er noch in demselben Jahre die Franzosen bei Pirmasens und Kaiserslautern. Im folgenden Jahre, 1794, gingen aber alle errungene Vortheile wieder verloren; denn die Oesterreicher wurden, nach mehreren Niederlagen, von französischen Generalen aus den Niederlanden vertrieben. Deßwegen waren die Preußen genöthigt, sich auch an den Oberrhein zurück zu ziehen. Das ganze linke Rheinufer kam dadurch, mit Ausnahme der Städte Luxemburg und Mainz, in die Gewalt der Franzosen.

Der König von Preußen war nun des Krieges und der Uneinigkeit, die bei dem verbündeten Heere herrschte, überdrüssig. Es wurde daher von ihm, gleich zu Anfang des Jahrs 1795, ein besonderer Friede mit Frankreich geschlossen, und Hessenkassel folgte im August 1795 seinem Beispiele. Auch Toscana söhnte sich mit der neuen Republik aus, und Spanien erkaufte sich den Frieden mit der Abtretung seines Antheils an der Insel St. Domingo.

Von dem General Pichegru wurde nun noch im Jahre 1795 Holland erobert, und unter dem Namen der Batavischen Republik in eine neue Form gegossen.

Neue Constitution der Franzosen. Fortsetzung ihrer Kriege, bis zu dem Frieden von Campo-Formio (1795 — 1797). Entstehung der cisalpinischen Republik.

Im Jahre 1795 fanden die Franzosen für gut, sich abermals eine neue Verfassung zu geben. Die Regierungs-

geschäfte sollte nämlich ein doppelter großer Rath, und der Rath der Fünfhunderte, besorgen. Die Beschlüsse aber sollten von fünf Männern, die das vollziehende Direktorium bildeten, vollstreckt werden.

Die Kriege mit Oesterreich, England und Rußland, welche Mächte am 28. September 1795 eine Tripelallianz mit einander geschlossen hatten, gingen indessen fort. Im Jahre 1796 setzten zwei starke französische Heere, unter Jourdan und Pichegru, über den Rhein und verdrängten die Oesterreicher, wurden aber wieder von ihnen zurück geschlagen. Ein drittes französisches Heer, unter dem General Moreau, siegte bei Ettlingen im Badischen, und Jourdan schlug den General Wartenberg bei Friedberg. Nach diesen Siegen drang Moreau von der einen Seite, Jourdan von einer andern, über Würzburg, Forchheim, Nürnberg, bis in die Oberpfalz vor. Schnell wurde aber Jourdan, nach einer blutigen Schlacht bei Amberg, wieder zurückgetrieben, und nach einem zweiten und dritten Treffen über den Rhein gejagt. Moreau mußte sich deswegen eiligst aus Bayern gegen den Rhein zurück ziehen, den er aber nicht erreichen konnte, ohne dem Erzherzog Karl bei Emmendingen noch eine Schlacht zu liefern, in welcher die Deutschen siegten. Gleichwohl führte Moreau sein Heer in voller Ordnung über den Strom, und erwarb sich durch seinen meisterhaften Rückzug den Ruhm eines der geschicktesten Feldherrn.

So siegreich aber auch die Waffen der Oesterreicher in Deutschland waren, so übel erging es ihnen in Italien, wo der General Buonaparte die französischen Truppen anführte. Er war damals erst 26 Jahre alt. Nach einer Reihe von Siegen näherte er sich, von der Lombardei aus, den deutschen Grenzen, drängte den Erzherzog Karl zurück, der nach der Schlacht bei Emmendingen das Kommando in Italien übernommen hatte und ihn abzuhalten suchte, rückte gleich in den ersten Monaten des Jahrs 1797 bis nach Klagenfurt

vor, und erzwang endlich im October den Frieden von Campo-Formio, durch welchen Oesterreich seine Niederlande, Mailand und Mantua verlor, dafür aber den größten Theil des venetianischen Gebietes erhielt.

Schon im Jahre 1793 war der König von Sardinien genöthigt worden, Frieden mit Frankreich zu machen und Savoyen und Nizza abzutreten; Pabst Pius VI. aber mußte Avignon, Bologna, Ferrara, Romagna fahren lassen.

Aus diesen päbstlichen italienischen Provinzen, aus Mailand, Mantua, Modena, Reggio, Massa Carrara, und einem Theile des venetianischen Gebietes, auch einigen andern kleinen Provinzen, wurde eine neue Republik, die cisalpinische oder italienische, gebildet und nach dem französischen Geschmacke organisirt.

So glücklich die Neufranken, wie man jetzt die Franzosen nannte, zu Lande in Italien waren, so sehr verfolgte sie ein widriges Geschick zur See. Sie verloren fast alle ihre Colonien an die Engländer, und ihre Flotte wurde von diesen furchtbaren Feinden beinahe ganz zerstört.

Zweiter Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, verbunden mit Rußland und der Pforte, in den Jahren 1798 bis 1801.

Frankreich, das jetzt in ein Bündniß mit Spanien trat, benutzte den Frieden zu vielen gewaltthätigen Unternehmungen, wodurch sich nothwendig bald wieder ein neuer Krieg entzünden mußte. Genua bekam von ihnen eine andere Verfassung, und den Namen der ligurischen Republik; Rom, mit seinem Gebiete, wurde unterjocht und in eine Republik verwandelt (1797); Helvetien besiegt und unabhängig von dem französischen Staate gemacht (1798); da man England zur See nicht überwältigen konnte, so wurde

beschlossen, es zu Lande in seinen indischen Besitzungen anzugreifen, und General Buonaparte ging deßwegen mit einer Flotte nach Aegypten, um von da weiter nach Ostindien vorzudringen. — Kaum war er aber gelandet, so kamen die Engländer und verbrannten ihm seine Schiffe bei Abukir.

Dieser gewaltsamen Ausbreitung der französischen Macht konnten die andern Mächte nicht mit gleichgültigen Augen zusehen. Oesterreich schloß in der Stille ein Bündniß mit Rußland; die Pforte, die in Aegypten angegriffen worden war, trat demselben bei; auch Neapel erklärte sich gegen Frankreich, und Sardinien ergriff die Waffen. England unterstützte alle mit seinem Gelde.

In der Mitte des Dezembermonats 1798 erschien ein russisches Heer in Mähren. Dagegen ging der General Jourdan am 1. März 1799 wieder über den Rhein. Ueberall siegten in diesem Jahre die Waffen der Verbündeten. Jourdan wurde von dem Erzherzoge Karl zweimal geschlagen und über den Rhein zurück geworfen. In Italien überwand der österreichische General Kray den französischen General Scheerer, und der russische General Suwarow, der den Oberbefehl über die vereinigten Russen und Oesterreicher übernommen hatte, entriß den Franzosen ganz Italien. Dagegen wurde in der Schweiz Korsakow, ein anderer russischer General, von Massena geschlagen. Unzufrieden mit Oesterreich, mehrerer Ursachen wegen, ertheilte hierauf der russische Kaiser (Paul) seinen Truppen Befehl zum Rückmarsch in das Vaterland. Die Oesterreicher aber behaupteten sich, dessen ungeachtet, in dem Besitze von Italien, und ließen den Franzosen nichts als Genua und Nizza.

Nun trat aber ein Ereigniß ein, das von den nachtheiligsten Folgen für die Ruhe von Europa war. Buonaparte kam nämlich 1799 aus Aegypten zurück, wo er seine Absichten nicht erreichen konnte, stürzte die bisherige Regierungs-Verfassung in Frankreich um, und ließ sich auf zehn Jahre zum Oberconsul ernennen, mit einer Gewalt, wie sie vorher

kaum der König besessen hatte. Dieß geschah im Monat November (1800). Buonaparte machte an England und Oesterreich Friedensanträge. Da diese nicht angenommen wurden, stellte er sich an die Spitze seines italienischen Heeres, und schlug den österreichischen General Melas auf die entscheidendste Art zu Marengo, unweit Turin. Noch überdieß hatte im Dezember 1800 der Erzherzog Johann eine große Niederlage bei Hohenlinden von dem General Moreau zu erleiden, wodurch der leidige Friede von Lüneville (1801) herbei geführt wurde, durch welchen Deutschland das ganze linke Rheinufer, Oesterreich aber alle seine wieder eroberten Länder in Italien, die Grafschaft Falkenstein, und das sogenannte Frickthal verlor.

Dritter französisch-deutscher Krieg, im Jahre 1803. (Gegen Oesterreich, verbunden mit Rußland.)

Nur vier Jahre sollte die von Deutschland so theuer erkaufte Waffenruhe bestehen. Napoleon Buonaparte hatte sich im Jahre 1804 zum französischen Kaiser krönen lassen, und herrschte, dem Scheine nach zwar mit beschränkter Gewalt, in der That aber vollkommen unumschränkt über Frankreich. Stolz auf seine Macht, wendete er die Zeit des Friedens, mit Verhöhnung der benachbarten Staaten, zur Ausführung seiner Vergrößerungsplane an. Im Jahre 1805 verwandelte er die italienische Republik in ein Königreich, und ließ die Krone sich selbst aufsetzen. Bald darauf vereinigte er die ligurische Republik mit Frankreich; und Helvetien mußte sich auf das engste mit ihm verbinden. Holland wurde als ein Theil von Frankreich benützt; schon früher war Piemont mit dem französischen Staate vereinigt worden. Dieß Alles erregte die größte Erbitterung bei den benachbarten Mächten, besonders Oesterreich, England und Rußland; denn das Gleichgewicht von Europa war nun gänzlich

aufgehoben, und in Zukunft war es vielleicht Niemand mehr möglich, einem Koloß, wie Frankreich, zu widerstehen? Die Engländer, die nach einem kurzen Frieden schon wieder den Krieg begonnen hatten, und sich von Napoleon mit einer Landung bedroht sahen, sparten weder Geld noch Unterhandlungen, um das glimmende Feuer der Unzufriedenheit und des Hasses zur vollen Flamme anzufachen. So brach im Jahr 1805 ein neuer kurzer, aber schrecklicher Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, verbunden mit Rußland, aus.

Ohne die Ankunft der Russen abzuwarten, ging der österreichische General Mack, den 8. September 1805, mit einem starken Heere über den Inn, und fiel in Bayern ein, das mit Napoleon verbündet war. Der Kurfürst flüchtete sich in seine fränkischen Lande, wohin ihm seine Truppen folgten. Ebenfalls noch im September rückte ein großes französisches Heer über den Rhein und den Main heran. Die eine Abtheilung drang über Schwaben vor, nöthigte den Markgrafen von Baden und den Kurfürsten von Würtemberg zu Verträgen, und zog sich gegen Ulm, wo das österreichische Heer stand; die andere rückte über Würzburg heran, vereinigte sich auf ihrem Wege mit den Bayern, und kam den Oesterreichern in den Rücken. So wurde am 14. October der General Mack von allen Seiten bei Ulm angegriffen, und sein Heer gänzlich geschlagen, zerstreut, oder gefangen. Unaufhaltsam drangen hierauf die Franzosen nach Wien vor, und besetzten diese Kaiserstadt schon am 15. November 1805.

Der geringe Ueberrest des österreichischen Heeres, vereinigt mit 50,000 Russen, die indessen angelangt waren, zog sich nach Mähren zurück. Hier stieß ein zweites russisches Heer zu ihnen. Dafür kam es bei Austerlitz, einer kleinen Stadt im Brünner Kreise, am 2. Dezember 1805 zu einer neuen blutigen Schlacht, in der mit der größten Hartnäckigkeit gefochten wurde. Zu Tausenden blieben die Franzosen auf dem Schlachtfelde liegen. Dessen ungeachtet aber

mußten die Verbündeten der Uebermacht weichen; ihr Heer wurde geschlagen. In der ersten Bestürzung schloß Franz II. mit dem französischen Kaiser, den 9. Dezember, einen Waffenstillstand, gerade zur Zeit, da ein drittes russisches Heer heranrückte, und der tapfere Erzherzog Karl mit einem andern Heere Oesterreicher zur Befreiung der Hauptstadt herbei eilte.

Auf diesen Waffenstillstand folgte am 26. Dezember 1805 der harte Friede von Preßburg, in welchem Oesterreich alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen genehmigen, und Napoleon als Kaiser anerkennen, auch Venedig, mit dem noch dazu gehörigen Gebiete, an das Königreich Italien abtreten mußte. Zugleich erkannte Oesterreich die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg als souveräne Könige an, und überließ ihnen und dem Kurfürsten von Baden, zur Verglößerung ihrer Staaten, Tyrol, Vorder-Oesterreich, den Breisgau. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Oesterreich verbunden, und der bisherige Kurfürst von Salzburg mit Würzburg entschädigt.

Der Rheinbund. Vierter französisch-deutscher Krieg (gegen Preußen in den Jahren 1806 u. 1807).

Bayern, Würtemberg und Baden hatten schon an dem Kriege von 1805 gegen Oesterreich als französische Bundesgenossen Antheil genommen, und waren in dem Frieden von Preßburg als souveräne Fürsten anerkannt worden. Im Jahre 1806 sagten sich noch 16 andere deutsche Fürsten von dem bisherigen deutschen Reichsverbande los, und errichteten unter sich einen Verein, der Rheinbund genannt, dessen Haupt, unter dem Namen eines Protectors, Kaiser Napoleon war. Frankreich wollte jetzt die bisherige deutsche Reichsverfassung nicht mehr anerkennen; Franz II. wollte nicht länger Kaiser seyn. Er legte daher, durch die Entsa-

gungsurkunde vom 6. August 1806, die deutsche Kaiserkrone förmlich nieder, und behielt nur den Titel eines Kaisers von Oesterreich, den er schon früher angenommen hatte.

Um diesem neuen Bunde, der unter seinem kriegslustigen und mächtigen Protector den übrigen vereinzelten deutschen Fürsten sehr gefährlich werden konnte, das Gleichgewicht zu halten, wollte ihm der preußische König Friedrich Wilhelm III. einen andern, den nordischen Bund, entgegen setzen, dem alle Fürsten beitreten sollten, die nicht in dem rheinischen Bunde begriffen waren. Zugleich wurden noch mehr andere Forderungen von Preußen gemacht, die Kaiser Napoleon nicht eingehen wollte. Friedrich Wilhelm konnte auch den Verlust seines schönen Fürstenthums Ansbach nicht verschmerzen, das ihm zur Vergrößerung von Bayern war abgedrungen worden. Da ihm nun Rußland seine mächtige Unterstützung zugesagt hatte, so wollte er sich mit Gewalt der Waffen verschaffen, was in der Güte nicht zu erlangen war. Wohl ihm, wenn er schon ein Jahr früher diesen zu lange verzögerten Entschluß gefaßt hätte!

Am 8. October 1806 eröffnete der König den Feldzug durch seinen Uebergang über die Saale. Napoleon rückte ihm mit Heeresmacht entgegen. Schon am 14. October, an eben demselben Tage, wo im vergangenen Jahre Mack bei Ulm geschlagen wurde, fiel die entscheidende Schlacht bei Jena vor. Mehr als 150,000 Krieger auf jeder Seite, und im Ganzen gegen 800 Kanonen, verbreiteten Tod und Schrecken. Das preußische Heer, mit dem auch 22,000 Sachsen verbunden waren, wurde völlig geschlagen; ganze Kolonnen wurden abgeschnitten. Nur ein kleiner Theil davon, meistens Reiterei, konnte sich retten. Man rechnete über 20,000 Todte und Verwundete, mehr als 40,000 Mann Gefangene, wozu noch in der Folge ganze Corps von 20,000 Mann kamen. Drei hundert Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Schon am 27. October rückten die Franzosen in Berlin ein. Die Festungen Magdeburg, Stettin, Kü-

strin, Danzig und die meisten schlesischen Festungen gingen verloren.

Die Trümmer des geschlagenen preußischen Heeres vereinigten sich nun mit den Russen. Zwischen diesen und den Franzosen kam es bei Eilau erst zu einer unentscheidenden, und dann zu Friedland in Ostpreußen, am 14. Juni 1807, zu einer sehr entscheidenden Schlacht, zum Nachtheile der Russen und Preußen, auf welche der Friede von Tilsit folgte, durch den der König von Preußen seine halbe Monarchie verlor. Alle seine Provinzen am linken Ufer der Elbe mußte er an Napoleons Bruder, Hieronymus abtreten, und diesen als König von Westphalen anerkennen. An Sachsen, das von den Preußen zu den Franzosen übergetreten war, kam polnisch Preußen und ein Theil der Niederlausitz; an Bayern das Fürstenthum Bayreuth. Auch Rußland nahm für sich einen Theil von den Ländern seines bisherigen Freundes und Bundesgenossen!

Die Lande der Kurfürsten von Hessen, und des Herzogs von Braunschweig, die es mit Preußen gehalten hatten, gingen für ihre Besitzer verloren und wurden dem neuen Königreiche Westphalen einverleibt; der rheinische Bund wurde bestätigt, und so bekam Deutschland eine ganz andere Gestalt.

Seit dem Frieden von Preßburg waren vier neue Königreiche — Bayern, Würtemberg, Sachsen, Westphalen — entstanden. Alle Fürsten, die nicht dem rheinischen Bunde beigetreten waren, verloren ihre Souveränität, und wurden den von Napoleon beschützten Regenten unterworfen.

Fünfter französisch-deutscher Krieg gegen Oesterreich allein, in dem Jahre 1809.

Für Kaiser Franz war der Verlust so vieler schöner Provinzen, die ihm durch den Preßburger Frieden entrissen

worden waren, zu schmerzhaft, und Napoleons immer weiter reichendes Umsichgreifen zu beunruhigend, als daß er nicht, so lange es noch Zeit schien, einen nochmaligen Versuch hätte wagen sollen, seine geschwächte Monarchie auf den ehemaligen Fuß wieder herzustellen. Das Jahr 1809 schien ein günstiger Zeitpunkt zur Ausführung dieses Plans; denn die französischen Heere, und Napoleon selbst, waren in Spanien beschäftigt. Den 27. März erschien des Kaisers Franz Kriegserklärung. Napoleon eilte sogleich zurück nach Frankreich, und betrieb seine Rüstungen. Der Rheinbund mußte ihm die französischen Soldaten ersetzen, die in Spanien zurückgeblieben waren.

Schon am 18 April traf er in Ingolstadt ein, schlug am 20., 21., 22. u. 25., an der Spitze deutscher Truppen vier Schlachten, die er alle gegen die Oesterreicher gewann, zog in der Folge zwar auch bei Aspern und Eslingen den Kürzeren, erzwang aber durch das Treffen bei Raab in Ungarn, und die Hauptschlacht bei Wagram, worin er den Sieg davon trug, einen Waffenstillstand zu Znaym, und in der Folge, am 14. October, den Frieden von Wien, wodurch für Oesterreich wieder eine Menge seiner noch übrigen schönsten Provinzen verloren gingen: Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel, das Herzogthum Krain, ein Theil von Kärnthen, das Triester Gebiet, die Grafschaft Görtz, Friaul, ein Theil von Croatien, Fiume, das österreichische Istrien, Westgallizien, Krakau und ein Theil von Ostgallizien, waren nun dahin. Dabei wurden von den Franzosen ungeheure Contributionen erhoben, und das baare Geld, das sich in den vorhergehenden Kriegen schon beinahe ganz verloren hatte, vollends ausgeführt. Nach dem Allen forderte der übermüthige Sieger, — er, der Sohn eines corsischen Edelmanns, — auch noch als Gemahlin, mehr aber, wie es scheint, als Geisel zu seiner Sicherheit, die Tochter des österreichischen Kaisers, dem er so tiefe Wunden geschlagen hatte; und sie mußte ihm zugestanden werden. Zwar

hatte Napoleon schon eine Gattin (Josephine); er ließ sich aber von ihr trennen, weil sie zu alt war, um ihm Kinder zu gebären. Er wollte einen Sohn und Erben haben. Auch dieser Wunsch wurde ihm noch durch die junge Erzherzogin Marie Luise gewährt. Aber nun kehrte ihm sein bisher so günstiges Glück unwillig den Rücken.

Französisch-russischer Krieg. Napoleon dringt in das Herz von Rußland ein. Einäscherung der Stadt Moscau. Vernichtung der ganzen französischen Macht (1812).

In allen ihren Kriegen, vom Anfange der französischen Revolution an, waren die Engländer immer den Franzosen zur See überlegen geblieben. Napoleon ließ kein Mittel unversucht, sie von ihrer Höhe herab zu ziehen; allein umsonst. Seine Lieblingsidee war, ihnen alle Seehäfen von Europa zu verschließen, und ihren Handel mit diesem ganzen Welttheile zu vernichten. In Frankreich, Italien, Holland, dem nördlichen Deutschland, dessen er sich mitten im Frieden bemächtigt hatte, war ihm dieß auch gelungen. Wurden durch Schleichhandel englische Waaren eingeschwärzt, so nöthigte er die Fürsten, die unter seiner Botmäßigkeit standen, sie aufsuchen und verbrennen zu lassen, unbekümmert, ob sie schon bezahlt waren oder nicht. Durch dieses gräuliche sogenannte Continentalsystem verarmten viele tausend Menschen, und Millionen mußten darunter leiden; denn nicht nur die englischen Fabrikate, sondern auch alle Colonialwaaren kosteten von nun an unerschwingliche Preise.

Dieses heillose System wollte Napoleon nun auch den Russen und Schweden aufdringen; sie sollten ihrem Handel mit England entsagen, und keine englischen Schiffe in ihre Häfen mehr aufnehmen. Wirklich erreichte er anfangs seinen Zweck. Bald aber ließ Kaiser Alexander, weil er einsah,

welchen Schaden er seinen eigenen Unterthanen durch die Handelssperre gegen England zufügte, Milderung eintreten. Darüber entstanden Zwistigkeiten, und da Napoleons Wille in der Güte nicht erfüllt wurde, so wollte er die Russen und Schweden mit Heeresmacht zwingen, sich Gesetze von ihm vorschreiben zu lassen. Den Schweden wurde schwedisch Pommern weggenommen; die Russen sollten noch viel empfindlicher gezüchtigt werden. In dieser Absicht wurden ungeheure Rüstungen von Napoleon gemacht, und alle Kräfte, die ihm zu Gebote standen, zu dem Riesenkampfe aufgeboten. Polen war der Sammelplatz seiner Kriegesmacht. Zu 400,000 Franzosen und Italienern stießen 100,000 Mann rheinische Bundestruppen; Preußen und Oesterreich, die er gezwungen hatte, in Bund mit ihm zu treten, mußten jedes mit 30,000 Mann seine Flanke decken.

So näherte er sich, seiner furchtbaren Macht vertrauend und nicht sein Verhängniß ahnend, mit mehr als einer halben Million Menschen und über 1200 Kanonen der russischen Grenze, und ging am 24. und 25. Juni 1812 über den Niemen, nachdem er vorher die Ufer des Stromes in eigener Person, als polnischer Reiter verkleidet, recognoscirt hatte. Mit dem einen Theile marschirten seine Generale, Macdonald und Oudinot, auf Petersburg, mit dem andern er selbst und Davoust auf Moscau los.

Durch geschickte Bewegungen wurden die russischen Heere von einander abgeschnitten. Vergeblich suchten sie die vordringenden Feinde abzuhalten; nur auf der Straße nach Petersburg gelang es ihnen. Auf der andern rückten mordend, brennend und plündernd die Franzosen immer weiter, schlugen die russischen Heere bei Smolensk und Mosaisk, und näherten sich täglich mehr der alten Hauptstadt von Rußland. Moscau zu erreichen, war Napoleons Wunsch und Streben. Hier wollte er, wie vor einigen Jahren zu Wien und Berlin, seinen Sitz aufschlagen, aus den Provinzen des Reichs Brandschatzungen eintreiben, und sein zahlrei-

ches Heer mit allen Bedürfnissen reichlich versehen lassen. In dem Herzen von Rußland nahm er sich vor, zu überwintern, und dann im nächsten Frühjahr den russischen Kaiser, wenn er sich nicht in den Willen des Siegers fügen würde, in seiner zweiten Hauptstadt Petersburg aufzusuchen.

Welche Freude für Napoleon, als er am 14. September die große, mit mehr als 300,000 Einwohnern bevölkerte alte Kaiserstadt wirklich vor sich liegen sah, und am Tage darauf seinen Einzug halten konnte! Kein Feind machte ihm die Annäherung streitig. Der russische General Kutusow hatte sich mit seinem Heere entfernt, weil er sich zu schwach fühlte, der französischen Macht zu widerstehen; nirgends waren Vertheidigungsanstalten getroffen; kein Schuß ließ sich von den Mauern her hören; Napoleon konnte ruhig Besitz von der Stadt nehmen. — Allein wie wunderte er sich, als sich ihm, bei seinem Eintritt in das Thor, keine neugierige Menschenmenge entgegendrängte! In allen Straßen herrschte dumpfe Stille, wie auf einem Todtenacker, zwischen Gräbern. Sämmtliche Einwohner, bis auf eine kleine Zahl, die sich in den Häusern verborgen hielt, waren mit ihrer besten Habe entflohen, und hatten Alles, was sie nicht fortbringen konnten, freiwillig den Feinden überlassen. — Den Franzosen gefiel nicht diese Verödung der Stadt; sie sahen voraus, daß sie ihre Küche selbst würden bestellen müssen; doch trösteten sie sich mit der Aussicht auf eine unermeßliche Beute, die ihrer wartete. — Aber wie groß war ihr Entsetzen, da sie plötzlich an hundert Orten in der Stadt Flammen auflodern sahen! Rauchwolken wirbelten in die Luft. Von dem Winde getrieben, verbreitete sich bald der Brand, wie ein Feuermeer, über die ganze Stadt, und wüthete mehrere Tage lang fort. Nur der Kreml oder das kaiserliche Residenzschloß, das, nebst den dazu gehörigen Gebäuden, mit einer dreifachen dicken Mauer und einem tiefen Graben umgeben war, blieb verschont. Hier hatte Napoleon mit den vornehmsten Offizieren sein Quartier genommen, und hier

hielt er sich bis zum 17. October, indeß seine Soldaten in den dampfenden Ruinen der Stadt wühlten und sich durch Plünderung zu bereichern suchten. Bald war ihnen aber an einem Stück Brod mehr gelegen, als an einem Klumpen Gold oder Silber.

Durch die Einäscherung der Stadt Moscau waren alle Plane Napoleons vereitelt worden. Ohne Lebensmittel, und aller andern Bedürfnisse beraubt, konnte sein Heer hier nicht überwintern. Die Feinde rückten wieder heran, und gestatteten nicht, daß die Franzosen in der Gegend umher fouragirten. Noch furchtbarer näherte sich die schlimme Jahreszeit. Schon war die Hälfte des Monats October vorüber. Napoleon sah sich gezwungen, die wenigen guten Tage, die ihm noch übrig blieben, zu einem schnellen Rückzuge zu benützen.

Am 17. October 1812 trat er diesen schauderhaften Rückzug an. Der russische Heerführer, Kutosow, folgte ihm; Kosaken umschwärmten seinen Rücken, umschwärmten ihn zur Seite. Ueberfälle folgten auf Ueberfälle. Zum Glück war der ganze Weg, von Moscau bis Smolensk, durch den Krieg schon zu einer Wüste geworden. Die Franzosen hatten Mangel an Allem. Wollten sie sich, wo noch etwas in verödeten Dorfschaften zu hoffen war, einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln erbeuten, so liefen die bewaffneten Bauern zusammen und fielen, in Verbindung mit den Kosaken, grimmig über die Feinde her. Hierzu kam dann auch noch die plötzlich eingetretene strenge Kälte, der Schnee und das Eis, womit die Wege bedeckt waren. Die Feinde ließen den Fliehenden nicht Zeit, zu ruhen und sich zu wärmen. Menschen und Pferde fielen täglich zu Tausenden vor Hunger, Frost und Mattigkeit. Zu Tausenden wurden sie auch gefangen genommen und in das Innere von Rußland zurückgeschleppt. Je weniger die Franzosen widerstehen konnten, desto häufiger und hartnäckiger wurden die Anfälle der Russen.

Endlich erreichten die Trümmer dieses noch vor zwei Monaten so großen und schönen Heeres die Ufer des Be-

reszinastromes, im russischen Gouvernement Minsk, wo ihrer noch die härteste Prüfung wartete. Um das ersehnte Ziel schneller zu erreichen, mußte Napoleon den größten Theil seines Gepäckes und selbst seines Geschützes vernichten lassen.

Am 27. November 1812 erfolgte auf zwei Brücken der Uebergang. Kaum waren sie hergestellt, so begann ein fürchterliches Gedränge. Jeder wollte der Erste seyn, Jeder sich retten, ehe Rettung unmöglich wurde. Die Russen waren den Franzosen auf dem Nacken, und feuerten Schuß auf Schuß mit Kartätschen unter den gedrängten Haufen. Die Verwirrung wurde immer größer. Um schneller über die Brücke zu kommen, stieß Einer den Andern in das Wasser; manche stürzten nieder, und wurden von den Rädern der Wägen und Kanonen zermalmt; Andere versuchten auf dem Treibeis das jenseitige Ufer des Flusses zu erreichen, und fanden den Tod in den Fluthen. Zu Tausenden wurden sie niedergeschossen. Eine ganze Division Truppen, die den Nachtrab ausmachte, wurde von den Russen gefangen genommen; über 20,000 andere Gefangene fielen denselben, noch von Smolensk aus, in die Hände.

Die Ueberreste des geschlagenen Heeres zogen sich gegen Wilna zurück. Acht Meilen von dieser Stadt bestieg Napoleon einen Schlitten, und eilte, so schnell er konnte, im strengsten Incognito, über Dresden nach Paris zurück. — Er war ausgezogen, wie weiland König Xerxes; er kam zurück, wie Jener; einsam und schimpflich floh er davon! — Napoleons Entfernung hatte die völlige Auflösung der Ueberbleibsel seines Heeres zur Folge. Marschälle, Offiziere, Soldaten folgten dem Beispiele des Kaisers. Keine Compagnie hielt mehr zusammen. Es war eine Heerde ohne Hirten; Jeder suchte sich zu retten, wie er konnte. In dem kläglichsten Zustande kamen die meisten in Sachsen an. Viele Tausende blieben unterwegs liegen.

Sechster französisch-deutscher Krieg. Fortsetzung des französisch-russischen. Die große Befreiungsschlacht bei Leipzig, am 18. October 1813.

Napoleons Niederlage in Rußland war ein Wink zur Vereinigung für alle seine erklärten und heimlichen Feinde. Zuerst verbanden sich die Preußen mit den Russen. Das ganze preußische Volk ermannte sich; und alle wehr- und waffenfähige Mannschaft strömte mit nie gesehener Begeisterung nach den Sammelplätzen ihrem Könige zu. Wer nicht selbst kommen konnte, der gab Geld her, sollte es auch der letzte Sparpfennig seyn.

Indessen hatte der Vicekönig von Italien, Eugen, Napoleons Stiefsohn, die Reste des zerstreuten Heeres an der Elbe bei Magdeburg gesammelt, und suchte sich da zu halten, bis der Kaiser mit einem neuen Heere zu seiner Unterstützung erscheinen würde. Wirklich sammelte dieser mit unglaublicher Geschwindigkeit neue Streitkräfte, ging damit schon im Monat März 1813 wieder über den Rhein und vereinigte sich mit dem Vicekönig. — Bei Großgörschen, unweit Lützen, kam es hierauf zu einer mörderischen Schlacht. Die Russen und Preußen mußten sich mit einem Verluste von 15,000 Todten und Verwundeten über die Elbe zurückziehen, und Dresden räumen. Sie wurden nochmals, am 20. und 21. Mai, bei Bautzen geschlagen, und Napoleons Glücksstern schien auf's Neue aufgegangen zu seyn. Der Kronprinz von Schweden rückte nun aber zur Unterstützung der Alliirten mit einem Heere an, und Oesterreich trat auf ihre Seite. Auch die Oesterreicher erlitten, gleich bei ihrer ersten Unternehmung gegen die Stadt Dresden, eine empfindliche Niederlage (26. und 27. August). Von jetzt an traf aber die Franzosen ein harter Schlag nach dem andern, ohne daß es zu einem Haupttreffen gekommen wäre. Erst die große Schlacht bei Leipzig sollte ihr Schicksal vollends entscheiden.

Am 14. October 1813 kam Napoleon mit seinen Garden in den Ebenen von Leipzig an, wo ihn sein Heer erwartete. Am 16. nahm die Schlacht ihren Anfang. Napoleon wurde nicht bezwungen, im Gegentheil, sein Centrum und der linke Flügel drangen etwas vorwärts. Gleichwohl machte er, den Ausgang des schrecklichen Kampfes ahnend, am 17. October den Antrag auf freien Rückzug und einen Waffenstillstand. Davon wollten aber die Verbündeten nichts hören. Der Kronprinz von Schweden war mit 30,000 Mann zu den Preußen gestoßen, und der russische General Benningsen wurde, von Grimma her, mit einem wenigstens eben so starken Corps erwartet. Darum fing, am 18. October 1813, der furchtbare Kampf auf's Neue an. Lange standen die Franzosen unerschütterlich. Auf dem linken Flügel ging aber ein Theil der Sachsen und Würtemberger, die mit den Franzosen fochten, zu den Deutschen über. Dadurch entstand Unordnung. Auch auf den andern Seiten konnten die Franzosen dem Andrange ihrer Feinde nicht länger mehr widerstehen. Oesterreicher, Preußen, Russen, Schweden stürmten mit vereinten Kräften auf sie los. Um 9 Uhr Vormittags hatte die Schlacht angefangen, um drei Uhr Nachmittags war sie entschieden, und die Franzosen kämpften nur noch um den Rückzug. Auf den österreichischen General Bubna wurde einer ihrer letzten Angriffe gerichtet. Es eilten mehrere Generale, auch der Engländer Bogue, mit einer Batterie Congrevischer Raketen zur Hülfe herbei. Mit entsetzlichem Gezische, Heulen und Brausen fuhren die höllischen Brandmaschinen mit ihrem unauslöschlichen Feuer unter die französischen Kriegerschaaren. Sie platzten aus einander, und brennend, wie Kerzen, raseten die französischen Soldaten im Felde herum. Eine Menge Anderer fielen unter den Kugeln des Geschützes, oder unter den Lanzen und Säbeln der nachsetzenden Reiter. Am Abend waren die Franzosen ganz auf Leipzig zurückgeworfen. Den folgenden Morgen wurde die Stadt erstürmt, und den Feinden nachgesetzt. Was da laufen konnte,

das lief, und suchte sich zu retten, in wilder Flucht. Gefangen wurden 23 Generale, 30,000 Gemeine im Felde und 23,000 in den Lazarethen; 500 Kanonen erbeuteten die Sieger, und auf dem Schlachtfelde sammelte man 100,000 Flinten. Die übrige Beute war ungeheuer.

Dieß war die große Völkerschlacht, die Befreiungsschlacht, die am 16. und 18. October 1813 bei Leipzig geschlagen wurde.

Fortsetzung des Krieges auf französischem Boden. Napoleon muß sich ergeben, und wird auf die Insel Elba verbannt.

Napoleons Niederlage bei Leipzig war das Signal zu einem allgemeinen Aufstande der deutschen Fürsten und Völker wider die Franzosen; nur der König von Sachsen, der zu Leipzig gefangen genommen wurde, wollte seinen alten Verbindungen treu bleiben. Der König von Bayern hingegen war schon vor der Schlacht von Leipzig dem Bündniß der andern hohen Mächte beigetreten (8. October 1813), und als Napoleon sich mit den Trümmern seines Heeres über Frankfurt nach Mainz zurückzuziehen suchte, erwartete ihn bereits der General Wrede mit einem Heer Bayern und Oesterreicher bei Hanau, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Allein Napoleon war noch stark genug, sich durchzuhauen, und erreichte glücklich das linke Rheinufer.

Erst mit dem Anfange des Jahres 1814 ging auch das große verbündete Heer der Deutschen, Schweden und Russen an mehrern Orten über den Rhein, und rückte unaufhaltsam nach dem Innern von Frankreich vor. Am 27. Januar kam ihnen Napoleon, der die Muße, die ihm gegönnt worden war, wohl benutzt, und alle seine Kräfte aufgeboten hatte, selbst mit 70,000 Mann entgegen, wurde aber geschlagen. Ein Verlust von mehr als 12,000 Gefangenen und 73 Ka-

DES ACCIDENTS OCCASIONS.

Digitized by Google

nonen beugte ihn nicht. Er wehrte sich wie ein Löwe, zog Verstärkungen an sich, schlug auf die Russen, auf die Preussen, die Bayern, die Würtemberger los, und drängte seine Feinde immer weiter zurück. Nach vielen Gefechten, in welchen das Kriegsglück hin und her schwankte, gelang es Napoleon, den Verbündeten in den Rücken zu kommen. Tausende von französischen Bürgern und Bauern schlossen sich an ihn an, andere fingen die Couriere, die Zufuhren auf, und versetzten die feindlichen Heere in eine sehr mißliche Lage. Dadurch wurden die Alliirten, die auf einer andern Seite wichtige Vortheile erfochten hatten, bestimmt, rasch auf Paris loszugehen, um sich, während Napoleon gegen die Mosel hin manövrirte, durch einen Hauptschlag dieser Stadt zu bemächtigen. Ein Corps von ungefähr 40,000 Mann Franzosen suchte ihnen die Annäherung zu verwehren; es wurde angegriffen und geschlagen. Paris mußte nun den verbündeten Heeren seine Thore öffnen. Der schon lang verhaltene Haß des größten Theils der Einwohner gegen den Despoten machte sich nunmehr Luft, und der Einzug der Monarchen glich einem wahren Triumphzuge (31. März). Eine provisorische Regierung wurde eingerichtet, und Napoleon für abgesetzt erklärt (1. April 1814).

Als dieser hörte, daß die verbündeten Heere auf Paris losgegangen waren, eilte er, so schnell er konnte, herbei, um die Uebergabe der Stadt zu verhindern. Allein er kam nicht weiter, als bis Fontainebleau, wo er schon die Nachricht von seiner Entthronung erhielt. Er mußte sich gefallen lassen, der französischen Krone förmlich zu entsagen (11 April). Doch behielt er den Kaisertitel und bedeutende Einkünfte. Die Insel Elba, im mittelländischen Meere, wurde ihm zum Aufenthalte angewiesen und, mit voller Souverainität, als Eigenthum übergeben. Abgeordnete der verbündeten Mächte begleiteten ihn nach Frejus, wo er, nicht ohne Gefahr, unterwegs ermordet zu werden, anlangte (27. April), und von da weiter nach Elba segelte.

Schon am 6. April war der rechtmäßige Nachfolger Ludwigs XVI., unter dem Namen Ludwig XVIII., zum Könige ausgerufen worden. Am 5. Mai zog er zu Paris ein. — Am 30. Mai 1814 wurde mit den verbündeten Mächten der erste Pariser Friede abgeschlossen, durch welchen Frankreich auf seine alten Grenzen zurückgesetzt wurde, wie sie im Jahre 1792 waren. Dazu erhielt es noch, zu Jedermanns Erstaunen, einen Theil von Savoyen, das Departement Montblanc und Vaucluse.

Des enthaupteten Königs Sohn, Ludwig XVII., war bei einem Schuster gestorben, zu dem ihn die Republikaner in die Lehre gegeben hatten.

Napoleon bemächtigte sich auf's Neue des französischen Thrones. Die Schlacht bei Waterloo. Die zweite Verbannung auf die Insel St. Helena.

Napoleon wußte, daß er in Frankreich einen starken Anhang zurückgelassen hatte. Er erfuhr es auch bald auf seiner Insel, wo er sich einstweilen die Zeit mit Bauen, Reiten, Schifffahrten und besonders mit der Musterung seiner Garden vertrieb, von denen man ihm einen Theil mitgegeben hatte. Bald vernahm er, daß man mit der neuen Regierung gar nicht zufrieden schien. Die alten Soldaten waren ihm noch immer mit voller Seele ergeben, weil sie unter seiner Anführung Ehre und Beute erfochten hatten; die Besitzer der Nationalgüter setzten ihre ganze Hoffnung auf ihn; Bürger und Bauern, zu vielen Tausenden, wünschten ihn zurück, weil ihnen die drückenden Auflagen, von denen sie Befreiung hofften, nicht waren abgenommen worden.

Diese günstige Stimmung wollte Napoleon benutzen, und einen Versuch machen, sich nochmals auf seinen verlornen Thron zu schwingen. Er traf in größter Stille alle Anstal-

ten dazu. Die fremden Truppen hatten Frankreich verlassen; es war in den ersten Zeiten seiner Ankunft nichts von ihnen zu besorgen.

Als Alles in Bereitschaft war, schiffte er sich zu Elba, mit ungefähr 1000 Mann seiner alten Garde, auf einer Brigg und einigen andern Fahrzeugen ein, und langte am 1. März 1815 glücklich an den Küsten der Provence an. Er marschirte nördlich der Dauphine zu, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Man öffnete ihm die Thore von Grenoble; ganze Regimenter königlicher Truppen gingen zu ihm über. Ganze Corps, die bestimmt waren, ihn aufzuhalten, vereinigten sich mit ihm; sein Marsch nach Paris glich einem Siegeszuge; kein Tropfen Blut wurde vergossen. Ludwig XVIII. mußte auf das eiligste bei seines Gegners Annäherung sich entfernen. Schon am 20. März langte Napoleon zu Paris an, und nahm wieder Besitz von dem verlassenen Throne. Die europäischen Monarchen waren damals auf dem Congreß zu Wien mit der Theilung der den Franzosen wieder abgenommenen Länder beschäftigt. Napoleons Wiederauftreten in Frankreich machte bei Allen großes Aufsehen. Sie trafen sogleich furchtbare Anstalten zu einem neuen Kriege, und 770,000 Streiter wurden aus allen Gegenden von Europa gegen diesen Friedensstörer zusammenberufen.

Auf mehreren Punkten sammelten sich die Heeresmassen an den Grenzen von Frankreich; ihr Einfall aber verzögerte sich, weil man die Ankunft der Russen erst abwarten wollte, und noch andere Hindernisse eintraten, bis zum Monat Junius. Napoleon hatte indessen eine neue furchtbare Macht gesammelt. Viele tausend französische Krieger, die während seines Aufenthalts zu Elba aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren, wurden in seine Heere eingereihet. Er hielt nicht für rathsam, den Angriff der Feinde abzuwarten. Rasch zog er seine Truppen, 150,000 Mann stark, zusammen und fiel damit wüthend die Preußen an, die, unter dem alten

Helden Blücher, in den Niederlanden an der Sambre standen. Sie wurden geworfen, und mußten sich, mit bedeutendem Verluste, in der Dunkelheit der Nacht zurückziehen. Beinahe hätte der alte preußische Feldherr bei diesem Treffen selbst Freiheit und Leben verloren; denn er stürzte vom Pferde, und die feindliche Reiterei sprengte zweimal über ihn weg. Gleichwohl wurde er gerettet.

Mit gleicher Schnelligkeit, wie er die Preußen geschlagen hatte, wollte Napoleon nun auch den zweiten Tag darauf (18. Juni) ein Heer Engländer vernichten, das unter dem Herzog von Wellington bei Waterloo stand, und den ersten Tag nicht hatte geschlagen werden können. Allein sie waren nicht unvorbereitet, wie die Preußen, und hielten festen Fußes alle Angriffe aus, bis die Preußen, die nur zurückgedrängt, nicht aufgerieben waren, zu ihrer Unterstützung herbeieilten. Blücher kam mit dem größern Theil seines Heeres und nahm Theil an der Schlacht; aber noch immer blieb der Ausgang unentschieden. Gegen Abend erschien endlich General Bülow mit einer andern Abtheilung preußischer Krieger, stürmte im Rücken der Franzosen, wie ein Donnerwetter, auf ihre rechte Flanke los, und verbreitete Schrecken und Tod. Schnell war nun ein voller Sieg errungen. Unwiderstehlich drangen Britten und Preußen vorwärts. In wilder Flucht stürzten die Franzosen auf einander, und suchten sich vor dem heranstürmenden Feinde zu retten. Ihre Niederlage war gräßlich. Kaum wenige Tausende kamen nach Paris zurück. Napoleon, der unterwegs beinahe gefangen worden wäre, übertraf an Schnelligkeit alle andern Flüchtlinge. Er war der Erste, der wieder in der Hauptstadt anlangte, und die Nachricht von der verlornen Schlacht brachte.

Zum zweiten Male mußte er jetzt abdanken. Er überließ Frankreich seinem Schicksale, und entfloh nach Rochefort, wo er gesonnen war, sich nach Amerika einzuschiffen. Allein die englischen Kreuzer hinderten ihn an der Abfahrt. Er befand sich nun in keiner geringen Verlegenheit; nirgends

auf dem festen Land war Sicherheit für ihn zu finden; wohin sollte er sich also wenden? Jeder Augenblick brachte neue Gefahr; denn die Verbündeten hatten sich schon wieder der Stadt Paris genähert, und ihm drohete das schreckliche Schicksal, an seine Feinde ausgeliefert zu werden. Der Gedanke, ein Gefangener des Königs von Preußen zu seyn, den er ehedem mit so frechem Uebermuthe behandelt hatte, war ihm entsetzlich. Lieber wollte er sich daher freiwillig den Engländern in die Arme werfen, die er für die großmüthigsten unter seinen Feinden hielt und von denen er die meiste Schonung erwartete. Er ergab sich daher — nicht an das englische Heer, sondern an den Capitain eines brittischen Linienschiffes, der sich erbot, ihn nach England überzusetzen. Dieß wünschte Napoleon. Glücklich langte er an den Küsten von England an; er durfte aber, was ihn sehr beugte, nicht einmal das Land betreten, sondern mußte, auf Befehl der Regierung, ein anderes Schiff, den Northumberland, besteigen, welcher ihn nach der einsam zwischen Afrika und Amerika liegenden Insel St. Helena bringen sollte, die ihm als Verbannungsort angewiesen war. Hier lebte er nun von 1815 an, aber nicht als souverainer Fürst, sondern unter strenger Aufsicht, wie ein Gefangener, in einem einsam liegenden Hause, das für ihn eingerichtet wurde, bis zum 5. Mai 1821, wo er starb.

Die verbündeten Heere setzten indessen Ludwig XVIII. wieder auf den Thron. Um die Franzosen friedfertiger zu machen, wurde die ganze Buonapartische Armee aufgelöst, und von den Verbündeten ein 150,000 Mann starkes Occupationsheer, das 18 feste Plätze besetzt hielt, zurückgelassen. Mit einer ungeheuern Contribution von 700 Millionen Franken mußten die Franzosen ihre Kriegslust büßen.

Schon in dem ersten Pariser Frieden war Frankreich auf seine alten Grenzen vom J. 1792 zurückgesetzt worden. Durch den zweiten wurden diese Grenzen noch etwas enger gezogen; doch verlor es keine einzige große Provinz, wie es wohl billig hätte seyn sollen.

Frankreich unter der Regierung Ludwigs XVIII.

Nach der Entfernung Napoleons auf die Insel St. Helena blieb Ludwig XVIII. im ungestörten Besitze des französischen Thrones. Noch lange nachher glich Frankreich einem vom Sturme bewegten Meere, das, selbst nachdem die Winde sich gelegt haben, noch braust und tobt. Der Kampf der Partheien war fürchterlich. Auf der einen Seite standen die Ultraroyalisten (die streng königlich Gesinnten), die Alles wieder auf den alten Fuß haben wollten, wie vor der Revolution; auf der andern die Liberalen, die es mit der neuen Verfassung hielten, wie der König dieselbe beschworen hatte. Zu den Ersteren gehörten vorzüglich die Emigrirten, die, nach der sehr richtigen Bemerkung eines ihrer Gegner, während der langjährigen Verbannung, in der sie leben mußten, nichts vergessen und nichts gelernt hatten. Sie verlangten ihre ehemaligen Güter, ihre ehemaligen Rechte und die ehemaligen Mißbräuche zurück, was ihnen doch nicht zugestanden werden konnte. Unter der Maske der Liberalen verbarg sich auch eine Menge heimlicher Freunde und Anhänger des ehemaligen Kaisers Napoleon; sie machten Verschwörungen gegen das königliche Haus und erlaubten sich mancherlei aufrührerische Bewegungen. Ein Bösewicht fand sogar kein Bedenken, aus Haß gegen die dermalige Regentenfamilie, dem künftigen Kronerben, Herzog von Berry, in dem Augenblicke, da derselbe von der Oper nach Hause fahren wollte, beim Einsteigen in den Wagen ein großes Messer, das er sich zu dieser schauderhaften That besonders hatte schmieden lassen, in die Brust zu bohren (1820). Der unglückliche Fürst starb bald darauf an seiner Wunde. Der Mörder aber erreichte doch nicht seine Absicht; denn die zur Wittwe gewordene Herzogin gebar am 29. September desselben Jahres einen Prinzen, der unter dem Namen eines Herzogs von Bordeaux, statt seines Vaters, zum einstigen Kronerben erklärt wurde. Der Mörder, Louvel, starb auf dem Blutgerüste,

ohne Mitschuldige anzugeben. Alles zeugte aber von einer fortdauernden innern Gährung unter dem Volke, die sich auch mehrmals durch offenbaren Aufstand äußerte. So versuchte z. B. ein gewisser General Berton, sich mit seinem Anhange der Stadt Saumur zu bemächtigen; eine andere Verschwörung wurde zu Colmar entdeckt u. s. w. Napoleon war zwar am 5. Mai 1821 an seinem Verbannungsorte St. Helena gestorben. Durch seinen Tod wurde aber die Ruhe in Frankreich nicht hergestellt; der Kampf der Faktionen dauerte fort; eine Parthei wüthete gegen die andere, und so geschah es, daß unter der Regierung des sanften Königs Ludwig XVIII. mehr Menschen auf das Blutgerüst geschleppt wurden, als unter dem despotischen Kaiser Napoleon. Dieß behaupteten wenigstens öffentlich die französischen Redner in der Kammer der Volksabgeordneten.

Am 16. September 1824 starb der König Ludwig XVIII. Sein Bruder, der Graf Artois, folgte ihm in der Regierung, unter dem Namen Karl X. Sein erster Schritt war, die Censur aufzuheben, wodurch er sich sehr beliebt machte. Allein die bald sichtbar werdende Begünstigung der Congregation, das Gesetz über Sacrilegien, die Errichtung von Klöstern, ja sogar die Aufnahme der Jesuiten, die große neue Staatsschuld zur Entschädigung der Emigranten, die Allgewalt des Ministers Villele u. s. w. trübten die erste Freude um so mehr, da die lästige und ganz erfolglose Besetzung von Spanien noch immer fortdauerte. Indeß gewann der König an Popularität, da er unterm 6. Juni 1827 mit England und Rußland ein Bündniß einging, den bedrängten Griechen zu helfen, worauf unterm 16. Oktober die glorreiche Schlacht von Navarin folgte — und da er endlich, am 2. Jenner 1828, seinen Minister Villele entließ.

Die Spanier.

Spanien wurde zu Anfang dieses Zeitraums von Karl IV. beherrscht. Er nahm nach dem Ausbruche der französischen Revolution, von 1793 bis zum Jahre 1795, sehr thätigen Antheil an dem Kriege wider die französische Republik, verband sich aber in der Folge, zu seinem Unglücke, mit den Franzosen wider die Engländer, die den Handel und die Seemacht der Spanier zerstörten. Besonders unglücklich war für ihn die Seeschlacht bei Trafalgar 1805, in welcher der englische Admiral Nelson die französische Flotte beinahe ganz, und die spanische bis auf 10 stark beschädigte Schiffe zu Grunde richtete.

Nach vielen andern Opfern, die dieser König seinem falschen Freunde Napoleon bringen mußte, benutzte dieser Treulose die Mißhelligkeiten, die in der königlich spanischen Familie eingerissen waren, zu ihrem Verderben. Karls IV. Sohn, Ferdinand, war nämlich fälschlich bei dem Vater angeklagt worden, als strebe er ihm nach der Krone. Der König ließ ihn deßwegen verhaften, mußte ihn aber bald wieder frei geben. Ein Volksaufstand bestimmte in der Folge Karl IV., die Regierung freiwillig, zum Besten seines Sohnes, niederzulegen. Bald gereute ihn aber dieser Schritt wieder, und er nahm seine Entsagung zurück. Nun mischte sich Napoleon in die Familienhändel, und unter dem Vorwande, den Zwist in der Güte beizulegen, lockte er hinterlistig erst den Sohn, dann auch den Vater nach Bayonne, einer französischen Stadt. Anstatt aber den alten König zu besänftigen, entflammte er dermaßen seinen Zorn gegen den Sohn, daß er diesem gebot, der Krone ganz zu entsagen, und sie an ihren hinterlistigen Feind Buonaparte zu übergeben. Der junge König weigerte sich; Napoleon aber fuhr ihn an: »Prinz! hier gilt keine andere Wahl, als Tod oder Entsagung;« — Ferdinand hing zu sehr am Leben, und hoffte noch zu viel von der Zukunft, als daß er sich

lange hätte sträuben sollen; er überließ den spanischen Thron dem arglistigen Räuber, und wanderte mit seiner ganzen Familie in ein festes französisches Schloß, wo er sechs Jahre lang gehalten wurde. Ein nicht viel besseres Schicksal hatte der Vater. Napoleon aber setzte unverweilt die ihnen abgetrotzte Krone auf das unwürdige Haupt seines Bruders Joseph, eines ehemaligen Advokaten (1808). Mit den Spaniern hoffte er hierauf leicht fertig zu werden; ein kleines Heer von 12,000 Mann war seiner Meinung nach hinreichend, sie zu unterjochen und im Gehorsam zu erhalten; er ahnete aber nicht, daß ihm die verderbliche Eroberung dieses Landes 600,000 seiner besten Krieger kosten würde.

Als die stolzen Spanier vernahmen, daß der treulose Nachbar ihre Königsfamilie in die Gefangenschaft geführt, und einen Advokaten zum Regenten über sie gesetzt habe, entbrannten sie in heftigem Zorne gegen alle Franzosen; Männer und Weiber, Greise und Jünglinge, Weltliche und Geistliche schwuren, daß sie lieber für Religion und Freiheit sterben, als die schimpflichen Ketten der Franzosen tragen wollten.

Sogleich griff Alles nach den Waffen. Die Gewehre wurden geladen, Schwerter und Dolche geschliffen, heimliche Verschwörungen eingeleitet und Gift gemischt; denn gegen Buben, wofür man die Franzosen erklärte, hielt man jedes Bubenstück erlaubt. Die Kämpfer sammelten sich; alle Franzosenfreunde durch das ganze Reich wurden ermordet, indeß die vereinigten Oberhäupter des Volkes die Verwaltung des Reichs, im Namen des gefangenen Königs Ferdinand, übernahmen und Alles leiteten. So entspann sich nun ein langer, fürchterlicher Krieg. Nach sechs blutigen, aber ruhmvollen Jahren behaupteten die Spanier, von England unterstützt, ihre Unabhängigkeit. Seit langer Zeit war kein Krieg mit solcher Erbitterung geführt worden. Die Losung war Zerstörung und Tod. Man kannte da kein Erbarmen. Die spanischen Frauen ermordeten gefangene Franzosen unter Mar-

tern. Im Minho wurden einmal 700 französische Gefangene ersäuft; sogar in den Siechhäusern brachte man die Kranken um das Leben. — Endlich, am 10. Mai 1814, bestieg Ferdinand VII., nach Napoleons Sturz, wieder den Thron, der ihm von seinem Vater feierlich abgetreten wurde.

Die Geistlichkeit, die Inquisition, die Obscuranten hatten sich über seine Wiedereinsetzung zu freuen; denn alle erlangten ihr verlornes Ansehen wieder. Gegen die Cortes aber, oder die spanischen Reichsstände, welche diese Gelegenheit benutzen wollten, die königliche Gewalt mehr einzuschränken, wurde mit desto größerer Strenge verfahren; sie wurden zum Theil verhaftet, und entweder nach Festungen gebracht, oder in Klöster verwiesen, oder unter das Militär gesteckt. Ihre Anhänger und diejenigen, welche unter König Josephs Regierung Offizier- oder Civilstellen angenommen hatten, kamen noch schlimmer weg. Alle Offiziere, bis zum Capitain herab, mußten mit Weibern und Kindern das Land räumen; gleiches Schicksal traf die Civilbeamten vom Staatsrathe bis zum Kriegscommissair.

Durch diese harten despotischen Maaßregeln gegen die Cortes, die sich so verdient um das Vaterland gemacht hatten, und die Anführer des tapfern spanischen Heeres, entstand allgemeines Mißvergnügen im Volke. Nur durch die strengsten und furchtbarsten Mittel konnte es eine Zeit lang zurückgehalten werden. Je willkührlicher aber der König handelte, desto lebhafter fühlte man die Nothwendigkeit, seiner ungebundenen Macht enge Schranken zu setzen. Das Signal dazu wurde von dem Regiment Asturien gegeben, das unter der Anführung des Don Raphael de Riego zu Calegas, in Andalusien, in Cantonnirung lag, um zu Cadix mit andern Regimentern nach Süd-Amerika eingeschifft zu werden. Ganz unvermuthet proclamirten diese Krieger am Neujahrstage 1820 die Constitution, welche schon 1812 von den Cortes, in Abwesenheit des Königs, war gegeben, aber von Ferdinand VII. mit Unwillen verworfen worden. Noch

mehr andere Truppenabtheilungen schlossen sich ihnen an, und setzten sich auf der Insel Leon, unweit Cadix, fest, wo sie einen vom König abgesetzten Offizier, den tapfern Obersten Don Anton de Quiroga, zu ihrem obersten Befehlshaber erwählten. — Es wurden von der Regierung sogleich Maaßregeln getroffen, durch die treu gebliebenen Truppen den Aufstand zu unterdrücken; allein umsonst; sie vermochten nichts gegen den Muth und die Anzahl der Unzufriedenen, die sich mit jedem Tage mehrte. Während letztere anfingen, Streifzüge in das Innere des Landes zu unternehmen und durch ausgestreute Proclamationen die Bewohner aufzufordern, sich ihnen anzuschließen, brachte der aus seinem Vaterlande verbannte General Mina eine zweite Insurrection in Spaniens nördlichen Provinzen zu Stande. Schon sah man einer gewaltsamen und blutigen Revolution, wie einst die französische, entgegen, als der König, erschrocken über die drohenden Bewegungen seiner Völker, anerkannte, daß er von schlimmen Rathgebern geleitet worden sey, und durch ein Dekret vom 7. März 1820 die Constitution der Cortes unbedingt annahm, und bald darauf beschwor. So wurde das Ungewitter glücklich abgewendet. Man machte sogleich Anstalt, die Cortes auf's Neue zusammen zu berufen. Die wegen politischer Meinungen Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, die Inquisition und die Klöster aufgehoben, und die Jesuiten aus dem Lande verwiesen.

Damit war aber die Ruhe noch nicht hergestellt. Es entstand ein hitziger Kampf der Partheien; denn der eine Theil des Volkes (die Liberalen) bestand auf der neuen Verfassung; der andere (die Serviles), worunter besonders die Geistlichkeit gehörte, verlangte die alte Ordnung der Dinge. Fanatische Mönche zeigten sich besonders thätig bei diesem Streite. Ein großer Theil der königlich Gesinnten wanderte nach Frankreich aus, und unterstützte von da die zurückgebliebenen Mißvergnügten durch Intriguen und Geld. So kam es dahin, daß nach und nach ein ganzes Heer, un-

ter dem Namen der Glaubensarmee, von den Gegnern der neuen Constitution auf die Beine gebracht, und zu dem Umsturz derselben angewendet wurde. Es entzündete sich ein trauriger Bürgerkrieg, der aber bald mit der Vernichtung des sogenannten Glaubensheeres endete. Der König selbst und seine Minister kamen bei diesen gewaltigen Reibungen öfters sehr ins Gedränge. Mehr als einmal wurde er gröblich beleidigt und sogar am Leben gefährdet; er mußte sehen, daß ein Theil der Garden vor seinen Augen niedergehauen wurde, und sich noch mehr andere Demüthigungen gefallen lassen.

So dauerten die innerlichen Unruhen fort, bis zu Ende des Jahres 1822, wo endlich auch mehrere auswärtige Mächte sich in den Streit mischten. Diese Mächte waren Frankreich, Rußland und Preußen. Frankreich wollte zwar zugeben, daß der König von Spanien ein constitutioneller König bleibe, aber er sollte frei seyn, sollte seine verfassungsmäßigen Rechte ungehindert ausüben können, seine Würde sollte nicht ferner geschändet, noch sein Leben bedrohet werden. Noch weiter gingen die andern Mächte. Sie ließen, weil die gütlichen Unterhandlungen ohne Erfolg waren, endlich durch ihre Gesandten drohende Noten überreichen, und da diese mit Stolz beantwortet wurden, so verließen ihre Minister den spanischen Hof.

Da nun England nicht gestatten wollte, daß eine fremde Macht sich gewaltsam in Spaniens innere Angelegenheiten mische, und das spanische Volk, voll Begeisterung für seine neue Verfassung, entschlossen war, sie aufs Aeußerste zu vertheidigen, so brach zu Anfang des Jahres 1823 ein neuer blutiger Krieg aus, dessen Folgen aber traurig für die Freunde der Menschheit waren. Die edlen Spanier verloren auch die gesetzliche Freiheit; die glorreichen Vaterlandsvertheidiger wurden hingerichtet, Verfolgungen waren an der Tagesordnung — Pfaffen herrschten! In krampfhafter Bewegung liegt dieses hochherzige Volk, und hofft vergebens von seinem Könige den Lohn für die ihm im Unglücke so rühmlich bewiesene,

musterhafte Treue. — England konnte — oder wollte — die Franzosen nicht hindern an der Intervention; aber es rächte sich auf eine empfindliche Weise; es machte die größte Eroberung ohne Schwertstreich — es erkannte des spanischen Amerika's Unabhängigkeit an, und schloß die ersten Handelsverträge mit diesen jungen überseeischen Staaten!

Abfall der spanischen südamerikanischen Colonien.

Gleich nachdem der König von Spanien die Constitution der Cortes angenommen hatte, wurden die im Aufstande begriffenen spanisch-amerikanischen Colonien aufgefordert, sich unter der neuen Verfassung wieder mit dem Mutterlande zu vereinigen. Allein umsonst. Der Bürgerkrieg wüthete in Südamerika fort; die königlichen Heere wurden einmal über das andere geschlagen. Endlich riß sich ein großer Theil der spanischen Colonien ganz von dem Mutterlande los. Zuerst erklärten sich die Provinzen in Terra firma, aus denen General Bolivar siegreich die Spanier vertrieben hatte, unter dem Namen Columbia, feierlich für einen Freistaat, und wurden auch von den nordamerikanischen Freistaaten, denen schon früher die spanische Provinz Florida hatte abgetreten werden müssen, dafür anerkannt. Noch nicht genug: auch Alt-Mexiko empörte sich, und ließ dem Könige keine andere Wahl, als entweder selbst zu kommen und als Kaiser über das Land zu herrschen, oder einen seiner Brüder, oder auch einen nahen Verwandten als Regenten zu schicken. Dieser Antrag blieb unbeantwortet. Man suchte dagegen die Aufrührer mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zurückzubringen; doch vergeblich. Es gelang vielmehr in der Folge (J. 1822) einem gewissen Iturbide, sich von dem Militär als Kaiser ausrufen zu lassen, und sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Schon vorher bestand daselbst ein Con-

greß von 140 Abgeordneten, von welchen ein Theil den neuen Kaiser freiwillig in seiner Würde bestätigte, der andere Theil aber von den Soldaten, unter der Drohung, sie alle aufzuknüpfen, dazu gezwungen wurde. Iturbide bestieg also den unsichern Thron, doch unter der Bedingung, daß er die neue Verfassung annehmen würde, die ihm vorgelegt werden sollte. Er beschwor sie, hielt sie aber nicht. Er wurde verbannt, kam wieder und wurde hingerichtet. Nun wurde auch Mexiko ein Freistaat.

Auch alle andern spanisch-amerikanischen Provinzen folgten dem Beispiele von Columbia und erklärten sich für Freistaaten. So entstanden die Republiken Chili, Buenos Ayres, Santa Fe, Entre-Rios, Cuyo und Cordova und andere. Auch Ober- und Unter-Peru suchten sich frei zu machen von dem Joche des Mutterlandes, und es ist ihnen gelungen.

So gingen also die schönen gold- und silberreichen Länder, wodurch sich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Spanien so sehr bereicherte, zugleich aber entvölkerte, in diesem neunzehnten Jahrhunderte wahrscheinlich für immer wieder verloren. Uns gegenüber bildet sich nun in Amerika eine neue civilisirte Welt, ein zweites Europa, das wahrscheinlich nicht ohne großen Einfluß auf die Schicksale unsers Welttheils bleiben wird.

Die Portugiesen.

Auch Portugal nahm Antheil an dem französischen Revolutionskriege. Die Königin war seit dem Tode ihres Gemahls Peter (1786) in einen Gemüthszustand verfallen, der sie zur Regierung unfähig machte. Der Prinz von Brasilien, Johann Maria Joseph Ludwig, übernahm daher die Regentschaft. Ihm erklärte, auf Antrieb Napoleons, Spanien den Krieg, um ihn zu zwingen, den englischen Schiffen

seine Häfen zu verschließen. Er verlor in demselben einige Festungen in Portugal und ein Stück Land in Guiana. Derselben Ursache wegen, weil er der Handelssperre gegen England beizutreten zögerte, wurden ihm im Jahre 1806, zum zweitenmal, von Spanien und Frankreich gemeinschaftlich, der Krieg erklärt. Da er sich nun zu schwach fühlte, ihrer vereinten Macht zu widerstehen, so fand er für rathsam, Portugal ganz zu verlassen, und den Sitz der Regierung nach Brasilien zu verlegen (1807). Ohne Widerstand nahmen daher die Feinde Besitz von dem Lande. Als aber die spanische Nation die Waffen gegen die Franzosen ergriff, schlossen die Portugiesen, von den Engländern unterstützt, sich denselben an, und erkämpften sich mit gleichem Muthe, mit gleicher Erbitterung und Tapferkeit ihre Freiheit.

Im Jahre 1816 starb die verwittwete Königin, und der bisherige Regent bestieg unter dem Namen Johann VI. den erledigten Thron, kehrte aber nicht nach Portugal zurück, sondern blieb mit seinem Hofe in Brasilien.

Er hatte aber die Entfernung von seinen europäischen Staaten in der Folge sehr zu bereuen; denn in seiner Abwesenheit verbreitete sich der Revolutionsgeist von Spanien aus nach Portugal. Die Portugiesen waren der Bedrückungen der Staatsbehörden und der Vormundschaft, die England sich über Portugal angemaßt hatte, müde; sie wollten nichts mehr von der Inquisition und andern verhaßten Anstalten wissen, und unter einem constitutionellen Könige frei seyn, wie die Spanier. So brach denn das Feuer zuerst in der Stadt Oporto aus, wo das Heer und das Volk im Einverständniß die spanische Constitution im Namen Johanns VI. ausriefen. Es wurde sogleich eine Regierungsjunta (Regierungsverwesung) niedergesetzt, die im Namen des Königs alle Staatsgeschäfte besorgte. Nun verbreitete sich die Revolution weiter, bis sie endlich am 16. Sept. 1820 auch zu Lissabon ausbrach, wo, von Oporto aus, das Heer und die Regierungsjunta, unter lautem Jujauchzen des Vol-

kes, triumphirend einzogen. Bald darauf wurden die Cortes (Stände) versammelt, die ihre Sitzungen am 26. Januar 1821 eröffneten und sogleich die Inquisition und die Feudalrechte abschafften.

Mit nicht geringer Bestürzung vernahm der König in Brasilien, was während seiner Abwesenheit in Portugal vorgefallen war. Er wurde von den Ständen eingeladen, nach Lissabon zurückzukommen, und leistete dieser Aufforderung Genüge. Am 4. Juli 1821 langte er zu Lissabon an; und da er die Begeisterung des Volkes für die neue Ordnung der Dinge sah, beschwor er ohne Bedenken die Constitution. So lief nun Alles viel ruhiger ab, als in Spanien. Nicht lange aber, so kam man einer Verschwörung auf die Spur, die zur Absicht hatte, die jetzigen Cortes aufzulösen, die ehemaligen einzuberufen, den König abzusetzen, und den Infanten Don Miguel an seiner Stelle zum Landesregenten auszurufen. Glücklicher Weise wurde noch zu rechter Zeit der ganze Plan entdeckt, und die Rotte, die ihn entworfen hatte, zerstört.

Indessen entstanden auch große Gährungen in Brasilien. Der Abscheu vor ausländischen Regenten hatte sich von den spanischen Provinzen in Süd-Amerika nach den portugiesischen verbreitet. Es entstanden blutige Kämpfe zwischen den Brasilianern, die sich frei zu machen suchten, und dem portugiesischen Militär, das die Herrschaft für den König von Portugal über sie behauptete. Anfangs gelang es den Portugiesen, die Oberhand zu behalten; am Ende aber kam es dahin, daß der zurückgebliebene Kronprinz Peter von Alcantara gezwungen wurde, sich als Kaiser von Brasilien ausrufen zu lassen.

So wurden denn auch die portugiesischen Besitzungen in Süd-Amerika, ebenso wie die spanischen, gewaltsam von dem Mutterlande losgerissen.

Indeß starb der König den 10. März 1826, und hinterließ den Staat in einer sehr verwickelten Lage. Seine Gemahlin intriguirte; der rechtmäßige Erbe, Don Pedro, war

in Brasilien und Kaiser jenes Landes; der zweite Sohn, Don Miguel, hing an dem System der Mutter, und befand sich in Wien. Nur die älteste Tochter, Isabella Maria, bekannte sich zu freisinnigen, der Gegenwart passenden Grundsätzen; sie war dem Vater zugethan — und erhielt von ihm, 4 Tage vor seinem Tode, die Regentschaft, welche auch der Kaiser, ihr Bruder, bestätigte.

Indeß kehrte hierdurch die Ruhe nicht zurück; die servile Parthei zettelte Unruhen an, und verlangte den Don Miguel zum Regenten. Unter innerer Entzweiung verstrichen fast 2 Jahre, wo die Engländer Portugals Ruhe bewachen mußten; endlich traf die Politik das Auskunftsmittel, daß Don Miguel sich mit seines Bruders junger, erst 1819 geborenen Tochter, Maria da Gloria, vermählen und in ihrem Namen die Regentschaft führen solle. Hierauf mußte Don Miguel von Wien abreisen und mehrere constitutionelle Höfe zuvor besuchen, z. E. München, Stuttgart, Karlsruhe — und dann in London selbst das Glück eines freien Volkes und die Sicherheit eines constitutionellen Königs ganz kennen lernen. So ausgerüstet und mit den besten Wünschen begleitet, segelte er im Februar 1828 nach Portugal, um die Zügel der Regierung zu übernehmen, und die edlen Grundsätze gesetzlicher Freiheit in seinem Vaterlande zu verbreiten. Allein er war weit entfernt, sein Wort zu halten; die schändliche Gemeinheit seines Characters war schon in Deutschland und den andern Ländern, die er durchreist hatte, zu sehr hervorgetreten, als daß darüber ein Zweifel gewesen wäre. Die junge Prinzessin, die in England erzogen wurde, durfte sich glücklich preisen, einen solchen ebenso bösartigen als dummen Menschen nicht zum Manne zu bekommen. Die alten Zeiten eines Domitian sah man in Miguel wieder erneuet; aber Heer, Pfaffen und Lumpengesindel beteten ihn an, während der gebildete Mittelstand, der in jenem Lande die kleinste Zahl ausmacht, unter seinem tyrannischen Druck auf jede Weise zu leiden hatte. Sein

Bruder, Don Pedro, hatte endlich den Thron von Braſilien zu Gunſten ſeines minderjährigen Knaben abgetreten, und ſich ſelbſt nach Europa begeben, wo er im Jahre 1832 das Recht ſeiner Tochter durch eine gewaffnete Landung durchzuſetzen ſuchte.

Die Engländer.

Die hartnäckigſten und furchtbarſten unter allen Feinden der Franzoſen in dieſem Zeitraume waren die Engländer. In dem erſten Revolutionskriege hatten ſie beinahe alle Mächte des feſten Landes zu Bundesgenoſſen; in der Folge ſtanden ſie aber auch öfters ganz allein gegen Frankreich und ſeine Verbündeten. Gleichwohl waren zur See Englands Waffen zu jeder Zeit glücklich. Im Jahre 1802 ſchloß es Frieden mit Frankreich; allein er war nur von kurzer Dauer, und ſchon das Jahr darauf loderte auf's Neue das Kriegsfeuer auf. Da Napoleon die Britten zur See nicht zu überwältigen vermochte, ſo beſetzte er den Kurſtaat Hannover, der ihrem Könige gehörte, und machte Anſtalt zu einer Landung in England ſelbſt, die aber durch die furchtbare brittiſche Seemacht und die Feinde, welche man auf dem feſten Lande gegen die Franzoſen in Thätigkeit ſetzte, vereitelt wurde, und nie zur Ausführung kam. Wie endlich, in den Jahren 1813, 1814 und 1815, England ſich zum Verderben Napoleons mit den andern Mächten vereinigte, und ihn nach St. Helena in das Exil ſchickte, iſt uns ſchon bekannt. — In dem Jahre 1820 ſtarb der alte, ſchon lang im Geiſte zerrüttete König Georg III., und ſein Sohn, der bisherige Prinz Regent, folgte ihm unter dem Namen Georg IV. in der Regierung.

England unter Georg IV.

König Georg IV. hatte sich schon längst als Kronprinz von seiner Gemahlin Carolina Amalia, einer gebornen Prinzessin von Braunschweig, getrennt, weil er sie der ehelichen Untreue beschuldigte. Bei den Verhältnissen, in denen sie mit ihrem Gemahl lebte, wollte sie nicht länger in England bleiben, sondern ging mit einem von ihr gewählten Gefolge nach Italien, wo sie sich freier wähnte, als in ihren Umgebungen zu London. Allein auch auf italienischem Boden wurde sie von Kundschaftern umschlichen, die jeden ihrer Schritte bewachten und Alles, was sie Zweideutiges sahen, dem Prinzen berichteten. Seine Abneigung, sein Mißtrauen, seine Kälte nahm durch diese Nachrichten immer mehr zu. Indessen blieb die Prinzessin, ohne weiter beunruhigt zu werden, wo sie war. Als aber die Botschaft von dem Tode des alten Königs einlief, eilte sie ungerufen nach England zurück, in der Hoffnung, mit ihrem Gemahle den Thron zu besteigen. Glücklich langte sie auch an; aber der König wollte nichts von ihr hören; er erklärte sie vielmehr für ein versunkenes Weib, und trug beim Parlament auf die völlige Auflösung seiner Ehe an. Es kam daher zu einem stürmischen und höchst ärgerlichen Scheidungsprozeß, in welchem eine Menge Zeugen abgehört wurden, die zum Theil schändliche Dinge aussagten. Der König hatte die meisten Pairs, die Königin das Volk, bei dem sie sehr beliebt war, auf der Seite. Darob entstanden die seltsamsten Scenen, an welchen sich ganz Europa theils ärgerte, theils ergötzte. Die Königin aber fand so geschickte Vertheidiger, daß sie, ungeachtet aller Zeugen, die man gegen sie aufbrachte, keines Verbrechens völlig überwiesen werden konnte. Die Ehescheidung wurde daher nicht ausgesprochen. Caroline Amalie ging jetzt weiter, und suchte als rechtmäßige Gemahlin des Königs ihre Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Als der König am 19. Juli 1821 mit großer Pracht gekrönt wurde, verlangte auch sie diese

Ehre mit ihm zu theilen, erfuhr aber die Demüthigung, vor den Thüren des Tempels abgewiesen zu werden. Bald darauf (den 7. August 1821) erfolgte schnell ihr Tod, der großes Aufsehen machte. Der Leichnam sollte nach Deutschland abgeführt werden. Um einen Aufstand zu vermeiden, nahm der Leichenzug seinen Weg durch Nebengassen; allein das Volk, das seine Liebe zu der verblichenen Königin nicht verläugnete, ließ sich nicht irre machen, lief dem Trauerwagen nach, griff im Tumulte das Geleit mit Steinen und Prügeln an, verwundete und tödtete Mehrere, die Widerstand leisteten, und führte im Triumph die Leiche der geliebten Fürstin durch die Hauptstraßen der Stadt bis an das Thor.

Andere, noch viel bedenklichere Unruhen entstanden zu Anfang der Regierung Georgs IV. in Irland. Der größte Theil der Irländer bekennt sich nämlich zur katholischen Religion; die Katholiken aber sind nach den englischen Gesetzen von allen Staatsämtern ausgeschlossen. Dieß allein schon war von lange her eine Quelle innerer Unruhen. Hierzu kam noch die ganz ungerechte Besteuerung, nach welcher die Aermsten am schwersten mit Abgaben gedrückt waren, dann die Theuerung der Lebensmittel und die Nahrungslosigkeit des gemeinen Mannes. Die Noth ging mehrmals so weit, daß, nach einem Mißwachs, viele Menschen den Hungertod sterben mußten. Es wurden deßwegen unzählige Vorstellungen bei der Regierung gemacht; da aber den Beschwerden des Volkes nicht abgeholfen wurde, so stellte sich endlich ein Mensch, unter dem Namen Generalcapitain Rock (auf deutsch: Reh) an die Spitze der Mißvergnügten, und erregte in der Grafschaft Limerik einen förmlichen Aufstand, der sich immer weiter verbreitete. Umsonst wurden Truppen gegen die Aufrührer ausgeschickt; sie konnten wenig ausrichten, und wenn sich die Soldaten von ihren Regimentern entfernten, wurden sie von den wilden Banden ihrer Gegner überfallen und erschlagen. So ward nun Irland ein Schauplatz der fürchterlichsten Ausschweifungen eines verzweiflungsvollen Pöbels. Die vollkom-

mene Ruhe konnte nur durch die Emancipation hergestellt werden, welche, nachdem Canning sie vergebens hatte durchsetzen wollen, durch seinen Nachfolger, den Herzog von Wellington, zu Stande gebracht wurde. Durch sie erhielten die Irländischen Catholiken gleiche Rechte mit den Protestanten, allein das Uebel ist hiedurch noch nicht gehoben, sondern die innere Zerrüttung des Landes, in welcher sich die Gesetze nur mit Waffengewalt Autorität verschaffen können, dauert immer noch fort. Die Bevölkerung in einzelnen Bezirken ist übergroß, und das Land größtentheils zu so hohem Zins verpachtet, daß der Pächter bei der angestrengtesten Arbeit kaum sein Leben fristet und nur wenige Arbeiter zu beschäftigen vermag, und zwar zu so niedrigem Lohne, daß die meisten Einwohner das ganze Jahr hindurch nichts zu essen haben, als Kartoffeln, und diese oft nicht hinreichend; in einem Mißjahre müssen sie betteln oder verhungern. Diese entsetzliche Lage, mehr noch als Religion oder Politik, hat neuerdings die Irländer auf das Rasendste empört, und das ganze Land mit allen erdenklichen Greueln erfüllt. Der edle O'Connel dringt bisher vergeblich, obgleich unermüdlich, auf eine Aufhebung der Union (mit England), Wiederherstellung eines besondern Parlaments und eine unabhängige Staatsverwaltung Irlands, von welcher allein alle Freunde der Irländer ein Ende der drückenden Lage, unter der ein geistvolles, kräftiges Volk schmachtet, erwarten können.

Die innere und äußere Politik Englands nahm in den letzten Jahren einen gewaltigen Umschwung; sein großer Minister Canning war von den freisinnigsten Ideen begeistert; er setzte sich in förmliche Opposition mit der Politik der heiligen Allianz, sanctionirte den Abfall des spanischen Amerika's, und schloß endlich einen Tractat zu Gunsten der Griechen. In der Blüthe seiner Jahre, in der Fülle seiner Kraft starb dieser große Mann (6. Aug. 1827), ohne die Entwickelung seiner weiten Plane gesehen zu haben. Ihm folgte ein Ministerium, das seinen großen Entwürfen nicht gewachsen

war; ein heterogenes folgte — und trüb wurden die Aussichten, trotz der glorreichen Schlacht von Navarino, wo, angeführt von dem tapfern Codrington, zum ersten Male Franzosen und Russen, unter englischem Commando, zur See fochten.

Die Niederländer.

Wir wissen schon, wie auch die Niederländer in den französischen Revolutionskrieg verwickelt, und im Jahre 1793 von Dumouriez überrumpelt und überwältigt wurden. Im folgenden Jahre, 1794, benutzte Pichegrü, ein anderer französischer General, den strengen Winter, wo alle Flüsse und Canäle gefroren waren, und drang bis Amsterdam vor. Die vereinigten Niederlande waren nun in den Händen der Franzosen, die sie zu einer neuen Republik, die batavische genannt, ummodelten, welche sie nach besten Kräften aussaugten, ausplünderten und in einen Krieg mit England verwickelten, in welchem ihre Flotten, ihr Handel, ihre Fischerei und Colonien verloren gingen. Der Privat- und öffentliche Wohlstand mußte daher immer tiefer sinken, und mehrere Veränderungen in der Verfassung waren nicht vermögend, ihm wieder aufzuhelfen. Schon im Jahre 1805 belief sich die Staatsschuld auf mehr als 1000 Millionen Gulden.

Nach Napoleons siegreicher Zurückkunft von Wien, im Jahre 1806, fand er für gut, die bisherige batavische Republik in ein erbliches Königreich, das Königreich Holland, zu verwandeln, und seinen dritten Bruder, Ludwig Buonaparte, zum König darüber zu setzen, aber so, daß er ganz von Frankreich abhängig seyn und dem Kaiser Napoleon die oberste Macht zustehen sollte. Der neue König war ein braver Mann, der es redlich mit seinen Unterthanen meinte, und gern ihrem verlornen Wohlstande wieder aufgeholfen hätte. Er begünstigte daher den Handel, und nahm es

gar nicht strenge mit dem Continentalsystem. Darüber wurde Napoleon unwillig; und da seine Verweise, in so harten Ausdrücken sie auch abgefaßt waren, nicht fruchten wollten, so ließ er ein Heer unter dem Marschall Oudinot in Holland einrücken. Ludwig aber legte schon vor der Ankunft desselben die Regierung nieder, und entfernte sich in die österreichischen Staaten. — Das Königreich Holland — dieß war sein bisheriger Name — wurde jetzt ganz mit Frankreich vereinigt, und alle Häfen mit größter Strenge gesperrt. Nun ruheten gar bald fast alle Geschäfte. Hunderttausende wurden brodlos, und schmachteten vergeblich nach Hülfe, bis endlich im Jahre 1813 sich die Preußen und Russen den Landesgrenzen näherten, in Holland eindrangen, die französischen Besatzungen aus den festen Plätzen trieben, und am 25. November Amsterdam besetzten. Jetzt kam auch der ehemalige Erbstatthalter, Prinz Wilhelm Friedrich von Oranien, der sich bisher in England aufgehalten hatte, mit einem Corps brittischer Truppen zurück, und wurde schon am 1 Dez. als souverainer Fürst von Holland ausgerufen. — In der Folge vereinigten die verbündeten Mächte das ehemalige Holland und die österreichischen Niederlande zu einem neuen Königreiche, und Wilhelm Friedrich nahm den Titel eines Königs der Niederlande an. Im Jahr 1830 haben sich die ehemaligen österreichischen Provinzen von Holland losgerissen, sich unter dem Namen Belgien als ein selbstständiges Königreich constituirt, und den Prinzen Leopold von Koburg als ihren König zu sich berufen. Das neue Königreich fand in dem benachbarten Frankreich und in England Unterstützung und Aufrechthaltung gegen die andern Mächte, die sich zu Gunsten des Königs Wilhelm von Holland lange weigerten, es anzuerkennen.

Die Italiener.

Italien wurde in diesem Zeitraume, besonders von dem Jahre 1796 an, den Franzosen ganz unterthan. Napoleon schlug in jenem Jahre zuerst den österreichischen General Beaulieu, und eroberte Mailand nebst der ganzen Lombardei, welche am 28. Juni 1797 in einen Freistaat umgebildet wurde, der den Namen der Cisalpinischen Republik erhielt. Es wurden auch die Fürstenthümer Massa und Carrara, Modena, und in der Folge ein Theil vom venetianischen Gebiete, auch die päbstlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna dazu geschlagen. Im Jahre 1799 wurde zwar von den Oesterreichern und Russen Alles wieder erobert; aber durch die einzige Schlacht von Marengo (14. Juli 1800) kam ganz Oberitalien wieder unter die Herrschaft der Franzosen; die cisalpinische Republik wurde wieder hergestellt, und Buonaparte zum Präsidenten derselben ernannt. Von nun an hieß dieselbe die italienische Republik.

Einen Theil der italienischen Staaten verband Napoleon mit Frankreich, nämlich Savoyen, Genua (das eine Zeit lang die Ligurische Republik hieß), Parma, Piacenza und Toscana, selbst die Stadt Rom und ihr Gebiet.

Im Jahre 1805 wurde die italienische Republik in ein Königreich, das Königreich Italien, verwandelt. Napoleon setzte sich selbst die Krone auf, und vergrößerte es mit Venedig und andern Staaten.

Die alte Republik Venedig hatte vor den Franzosen bis zum Jahre 1796 Ruhe gehabt. Ohne eine andere Ursache, als weil sie es für gut fanden, ihre Eroberungen in Oberitalien durch das venetianische Gebiet zu vergrößern, nahmen sie Verona, Padua, Vicenza, Treviso, und endlich die Stadt Venedig selbst in Besitz. Aller Widerstand war vergeblich. Durch den Frieden von Campo-Formio wurde das venetianische Gebiet zerrissen und getheilt. Die Hauptstadt wurde an Oesterreich abgetreten, vorher aber leerten die Franzosen

alle Arsenale und Magazine aus, und führten die ganze Marine, 9 Linienschiffe, 12 Fregatten, 18 Galeeren u. s. w. weg. Dieß war das traurige Ende eines sonst so mächtigen und blühenden Freistaates.

Dem Herzoge von Modena wurde im Jahre 1796 von Buonaparte der Friede für 10 Millionen verkauft, kurz darauf aber doch sein Herzogthum weggenommen.

Die Republik Lucca besetzten im Jahre 1799 französische Truppen. Im Jahre 1804 verwandelte sie Napoleon in ein Fürstenthum, das er dem Gemahl seiner Schwester Elisa, Felix Bacciochi, Fürst von Piombino, schenkte.

Das Großherzogthum Toscana hatte gleiches Schicksal. Im Jahre 1799 rückte eine Colonne französischer Truppen in Florenz ein und nahm Besitz von dem Lande. Noch dasselbe Jahr wurde es zwar durch die siegreichen Waffen der Oesterreicher und Russen seinem rechtmäßigen Besitzer wieder verschafft; allein nach der Schlacht von Marengo (1800) ging es wieder für ihn verloren, und blieb durch den Frieden von Lüneville in den Händen der Franzosen. Napoleon trat es nun, unter dem Namen des Königreichs Hetrurien, an den Erbprinzen von Parma, als Schwiegersohn des Königs von Spanien, ab, nahm es aber, nach dem frühen Tode dieses Fürsten, wieder seiner Wittwe und ihrem Sohne, der noch ein Kind war, und vereinigte es, nebst Parma und Piazenza, im Jahre 1808 mit Frankreich.

Dem Pabste wurden schon 1791 die Grafschaften Avignon und Venaissin von den Franzosen weggenommen. Im Jahre 1796 näherte sich der Revolutionskrieg auch seinen italienischen Staaten. Pius VI. erkaufte sich die Neutralität mit 21 Millionen Francs, 100 Gemälden von den besten Meistern und 2000 Handschriften. In dem darauf folgenden Jahre wurde ihm nochmals der Friede für 30 Millionen Franken und die Abtretung von Bologna, Ferrara, Romagna verkauft. Gleichwohl besetzten 1798 französische Truppen die Stadt Rom, weil der französische General Duphot in einem

Aufstande von den päbstlichen Soldaten getödtet worden war. Der Kirchenstaat wurde hierauf in eine Republik verwandelt, der achtzigjährige Pabst Pius VI. aber erst nach Savona, dann nach Frankreich abgeführt, wo er 1799 zu Valence starb.

In ebendemselben Jahre eroberten die verbündeten österreichischen und russischen Truppen das päbstliche Gebiet wieder, setzten Pius VII. auf den apostolischen Stuhl, und gaben ihm die zum Kirchenstaate gehörigen Länder zurück.

Mit diesem neuen Pabste lebte Napoleon eine Zeit lang in freundschaftlichen Verhältnissen; er ließ ihm seine weltlichen Besitzungen, und wurde dafür von ihm zum Kaiser gesalbt und gekrönt. Im Jahre 1808 wurden aber von französischen Truppen die päbstlichen Küstenlande besetzt, um den Engländern den Handel mit Italien zu verwehren, und bald darauf, 1809, wieder der ganze Kirchenstaat in Besitz genommen, dem französischen Kaiserreiche einverleibt, und Rom für eine kaiserliche Stadt erklärt. Den Pabst Pius VII. ließ Napoleon, wie seinen Vorgänger, als Staatsgefangenen erst in das genuesische Gebiet, dann nach Frankreich abführen.

Neapel blieb unangegriffen von den Franzosen bis zum Jahre 1798. Da sie aber von der neuen römischen Republik aus schon allerlei bedenkliche feindliche Bewegungen machten, so trat der König Ferdinand IV. in Verbindung mit England und Rußland, verstärkte seine Heere, fiel in das römische Gebiet ein, und bemächtigte sich am 27. November 1798 der Stadt Rom. Die Freude über dieses Waffenglück war nur von kurzer Dauer. An der Spitze eines französischen Heeres schlug der General Championnet die Neapolitaner wieder zurück, und am 23. Januar 1799 rückte schon eine von seinen Colonnen in die Stadt Neapel ein. Der König hatte sich mit seiner Familie nach Sicilien geflüchtet. Es waren in jenem Jahre bei den Franzosen die Freistaaten noch sehr beliebt; das bisherige Königreich Neapel wurde daher in die Parthenope'sche Republik umgewandelt.

Doch kurz darauf, und zwar noch in demselben Jahre, stellten die siegreichen Oesterreicher und Russen die alte Ordnung der Dinge wieder her, und Ferdinand IV. kehrte in seine Staaten zurück.

Im Jahre 1805 trat dieser König, bei dem neuen Kriege zwischen Frankreich, Oesterreich, Rußland und England, auf die Seite der Verbündeten, ließ ein englisch-russisches Heer in seinen Staaten landen, und seine eigenen Truppen dazu stoßen. Napoleon erklärte ihn dafür seines Königreichs verlustig, und ließ seinen Bruder, Joseph Buonaparte, mit einem Heere gegen ihn anrücken. Die Russen und Engländer wurden vertrieben. Schon im Februar 1806 zog Joseph als Sieger zu Neapel ein, und wurde darauf von Napoleon zum Erbkönig von Neapel erklärt. Da aber die Napoleonischen Könige keine bleibende Stätte hatten, so mußte Joseph, weil es sein Bruder so haben wollte, bald darauf die Krone von Neapel mit der spanischen vertauschen, und das schöne Land an Joachim Mürat, bisherigen Großherzog von Berg, abtreten.

Nach Napoleons Niederlagen, in den Jahren 1812, 1813 und 1814, kam dieser Mürat in große Verlegenheit; denn er wußte nicht, mit welcher Parthei er es halten sollte, und meinte es mit keiner redlich. Eine Zeit lang kämpfte er für die Alliirten. Im Jahre 1815 aber, da der abgesetzte Kaiser der Franzosen wieder Elba verlassen, und seinen ehemaligen Thron bestiegen hatte, erklärte Mürat sich öffentlich für ihn, und griff die Oesterreicher in Oberitalien an. Dieser Krieg nahm für ihn einen äußerst unglücklichen Ausgang; sein Heer wurde mehrmals geschlagen, und er sah sich genöthigt, nach Frankreich zu entfliehen und Neapel dem ehemaligen König Ferdinand IV. zu überlassen. Noch in demselben Jahre, 1815, hatte er die Kühnheit, mit 200 Abentheurern über Corsica [nach Calabrien zu kommen, und von dort aus eine Gegenrevolution bewirken zu wollen; er wurde aber gefangen genommen, und am 13. Oct. erschossen.

Eine sehr wichtige Veränderung ereignete sich in dem Staate von Neapel und Sicilien, wo das Volk dem König die neue spanische Constitution aufdrang. Schon lange herrschte in Calabrien und Apulien Unzufriedenheit mit der bisherigen Verfassung. Wie in Spanien, veranlaßte dieses Mißvergnügen zuerst bei dem Heere einen Aufstand. In der Nacht vom 2. zum 3. Juli empörten sich nämlich die Truppen zu Nola. Einige Reiterschwadronen von ihnen zogen nach Avellino. Bürger und Nationalmiliz schlug sich zu ihnen, nach einigen Tagen auch die ganze Besatzung von Avellino, und so wurden die Behörden gezwungen, die spanische Constitution auszurufen. Von Neapel aus mußten sogleich Truppen anrücken, den Aufstand zu dämpfen; allein statt die Insurgenten anzugreifen, schlugen sie sich selbst zu ihnen, und marschirten ihnen zur Seite auf die Hauptstadt los. So sah sich der König gezwungen, in einer Proclamation dem Volke eine der spanischen ähnliche Verfassung zu versprechen. Unter dem Vorwande seines Alters und seiner Kränklichkeit legte er aber von dort an die Regierungsgeschäfte nieder und gab die Reichsverwesung seinem Sohne, dem Herzog von Calabrien. Es wurde nun erst eine provisorische Junta von fünfzehn Personen und in der Folge ein National-Parlament errichtet. Die nächste Folge dieser Unruhen war eine Empörung der Stadt Palermo, welche diese Gelegenheit zu benutzen suchte, Sicilien ganz von Neapel zu trennen. Nicht ohne Blutvergießen konnte sie wieder zum Gehorsam gebracht werden. Großes Aufsehen machte auch der gewaltsame Schritt, den sich die Neapolitaner gegen ihren König erlaubt hatten, bei einigen der andern europäischen Mächten, besonders Oesterreich, Preußen und Rußland. Oesterreich ließ sogleich Truppen nach Ober-Italien marschiren; und auf einem Congreß, erst zu Troppau und dann zu Laibach, wurden die weiteren Maaßregeln gegen die Insurgenten verabredet. Nach Laibach wurde auch der König von Neapel eingeladen, der, ungeachtet seines hohen Alters, sich persönlich

dabei einfand (1821), ohne jedoch durch seine Gegenwart das Kriegsungewitter von seinen Staaten abwenden zu können.

Die Unruhen zu Neapel dauerten indessen fort, die Carbonari, eine Art italienischer Jakobiner, spielten den Meister und bedroheten Alle, die sich ihren Absichten widersetzten, mit meuchelmörderischen Dolchen. Vergeblich war daher der Aufruf des österreichischen Heerführers Frimont an das Volk, freiwillig zur ehemaligen gesetzlichen Ordnung zurückzukehren, vergeblich die Erklärung, daß die drei genannten Mächte die dem König aufgedrungene Verfassung nicht würden bestehen lassen; vergeblich auch die Aufforderung, sich dem Einmarsch der österreichischen Truppen, die als Freunde des Königs zur Wiederherstellung der Ruhe in das Land einrükken würden, nicht zu widersetzen. Das Parlament, das größtentheils aus Carbonaris bestand, glaubte eine gerechte Sache zu vertheidigen, rüstete schnell ein Heer aus und sandte es, unter dem General Pepe, den anrückenden Oesterreichern entgegen. So kam es denn am 7. März 1821 bei Rieti und Leonissa zu einem Treffen, in welchem die Neapolitaner zurückgetrieben wurden. Das österreichische Heer verfolgte an den beiden Tagen darauf seine Vortheile. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich des zurückweichenden Feindes; seine Colonnen wurden ganz zerstreut, ganz aufgelöst, und die erschrockenen Soldaten suchten ihre Zuflucht in den Abruzzischen Gebirgen. So konnte also schon am 24. März das siegreiche österreichische Heer seinen Einzug in die Stadt Neapel halten, wo es von allen Freunden des Königs und der ehemaligen Ordnung der Dinge mit lautem Jubel begrüßt wurde. Ungesäumt kam nun auch der König zurück; die alte Verfassung wurde hergestellt und alle Carbonari, die sich nicht bei Zeit entfernt hatten, vor ein Kriegsgericht gezogen und streng bestraft.

Noch war Neapel nicht beruhigt, als sich schon wieder eine neue Revolution in den sardinischen Staaten ereignete. Das Beispiel der Spanier, der Portugiesen und der Neapo-

litaner begeisterte auch hier die Köpfe so gewaltig, daß von einem Theil des Militärs zu Turin und Alessandria die spanische Constitution ausgerufen wurde. Die übrigen piemontesischen Truppen nahmen zwar keinen Theil an dem Aufstande, weigerten sich aber doch, gegen ihre Waffenbrüder zu fechten. Dadurch sah sich der König bewogen, die Krone niederzulegen. In Abwesenheit seines Bruders, der das nächste Recht darauf hatte, wurde jetzt einstweilen der Herzog von Carignan zum Reichsregenten ernannt. Er blieb es aber nicht lange; denn der österreichische General Bubna, der in Ober-Italien stand, vereinigte sich mit den königlichen sardinischen Truppen, die sich aus den treu gebliebenen Provinzen unter General Latour zusammengezogen hatten, ging mit ihnen auf die Insurgenten los, und zerstreute sie ohne großen Widerstand. Am 10. April zog Latour mit seinem Heere triumphirend in Turin ein. Das Land unterwarf sich ihm, und die Ruhe wurde wieder hergestellt. — König Victor Emanuel bestieg aber nicht wieder den sardinischen Thron, sondern überließ die Regierung seinem Bruder Karl Felix Joseph, dem Carl Amadeus Albert folgte.

Die Schweiz.

So wie Italien, wurde auch die Schweiz von den Franzosen theils mit List, theils mit Gewalt überwältigt und ihrer ehemaligen Verfassung beraubt. Nachdem sie bedeutende Stücke davon losgerissen hatten, erkannten sie dieselbe als die Eine und untheilbare helvetische Republik; erlaubten sich aber die größten Bedrückungen und die empörendste Eigenmacht gegen dieselbe, vorzüglich in Besetzung der obersten Stellen, zu denen nur ihre Creaturen befördert wurden. Die Unzufriedenheit des Volkes brach endlich in einen Aufstand gegen die neue Regierung aus, dem Napoleon dadurch

Einhalt that, daß er als Vermittler zwischen den Partheien auftrat, und 1803 die alte Cantonalverfassung wieder herstellte. Das Walliserland aber wurde zu einem französischen Departement gemacht.

Als im Jahre 1815 die verbündeten Heere der Herrschaft Napoleons ein Ende gemacht hatten, erlangten auch die Schweizer ihre Freiheit wieder, machten sich derselben aber fast unwürdig durch ihre Streitigkeiten und ihre Unnachgiebigkeit. Die 19 Cantone, in welche Helvetien von Napoleon durch die sogenannte Mediationsakte eingetheilt worden war, wurden nun mit drei neuen vermehrt, nämlich Neufchatel, Genf, Wallis, welche drei kleine Staaten vorher unter die Herrschaft der Franzosen gekommen waren.

Die Türken.

Bei den Türken deuteten in den letzten dreißig Jahren häufige Empörungen in allen Provinzen und andere bedenkliche Zeichen von Schwäche auf eine nahe Auflösung ihres Reichs. Selim III., der zu Anfang dieses Zeitabschnittes regierte, wollte einen Versuch machen, die Janitscharen aufzuheben. Darüber entstand zu Widdin, einer festen Stadt in der Bulgarei, ein Aufstand, der nach und nach unter dem kühnen Paswan-Oglu, dem Anführer der Rebellen, so bedeutend wurde, daß ein Heer von 100,000 Türken ihn nicht mehr dämpfen konnte, und Paswan, anstatt bestraft zu werden, zum Gouverneur von Widdin und zu der Würde eines Pascha von drei Roßschweifen erhoben werden mußte, blos um ihn zu besänftigen. — Buonaparte's Einfall in Aegypten (1798) machte die Türken zu den Bundesgenossen der Russen, was vorher nie erhört war, und bei dieser Gelegenheit sah man auch Muselmänner in Italien bei Ancona für den Pabst kämpfen. Das gute Einverständniß mit den Russen dauerte aber nicht lange. Als Napoleon Ae-

gypten geräumt hatte, machten die Türken wieder Freundschaft mit ihm und erklärten, von ihm aufgewiegelt, den Russen den Krieg 1806. Sie hatten in demselben Verlust auf Verlust. Zu gleicher Zeit empörten sich die Servier und schlugen, unter ihrem Anführer Czerni Georg, mehrmals die türkischen Heere. Zur See erging es den Osmanen nicht besser. Engländer und Russen entwaffneten ihre Flotten. Unter diesen Umständen wurde der ohnehin schon unglückliche Selim III., weil er kinderlos war, von den Unzufriedenen eingesperrt, und an seiner Stelle Mustapha IV. mit dem Schwerte des Propheten umgürtet. Das folgende Jahr wollte man Selim wieder auf den Thron setzen, aber auf Mustapha's Befehl wurde er erdrosselt. Gleichwohl entging auch dieser seinem Schicksal nicht; man warf ihn in einen Thurm, und machte seinen Bruder Mahmud II. zum Kaiser, der noch jetzt regiert. Ein Krieg, den er von 1809 bis 1812 mit den Russen führte, verschaffte ihm die Wallachei.

Im Jahre 1820 machte seinem Heere eine Empörung des Pascha von Janina, und weiterhin ein noch viel bedenklicherer Aufstand seiner griechischen Unterthanen, die sich von dem türkischen Joche loszumachen suchten, und von dem ich sogleich mehr erzählen werde, viel zu schaffen. Noch weiter wurde ihre Verlegenheit durch einen Angriff der Perser vermehrt; allein dieser Krieg dauerte nicht lange. Uebrigens gelang es dem Kaiser Mahmud II., die Janitscharen aufzulösen und sein Heer auf europäische Art zu organisiren. Ein Versuch, der seinen Vorgängern das Leben kostete, und dessen Folgen auch Mahmud noch einige Unruhe einflößen dürften.

Aufstand der Griechen gegen die Türken.

Ihr werdet euch erinnern, daß im Jahr 1453 die Türken von Asien nach Griechenland herüber kamen, sich unter ihrem Sultan Muhamed II. der Stadt Constantinopel be-

mächtigten, einen Theil der Einwohner zu Sklaven machten und sich des ganzen schönen Landes bemeisterten. So lebten nun von dort an die Griechen unter dem Joche dieser Barbaren bis zum Jahre 1821, wo sie sich plötzlich ermannten und die verlorne Freiheit wieder zu erobern suchten.

Die erste Gelegenheit dazu gab ein Aufstand, den der Tod des Fürsten Suzzo in der Wallachei veranlaßte. Fürst Ypsilanti, ein Sohn des vorigen Hospodars der Moldau, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, kam nach Jassy und kündigte sich als den Befreier Griechenlands an. Schnell mehrte sich nach dieser Kundmachung sein kleines Heer; eine große Menge hart bedrückter Griechen schloß sich an ihn an; bald sah er sich im Stande, den türkischen Truppen die Spitze zu bieten. Mehrmals gelang es ihm, sie zurückzuschlagen, allein nach einem unglücklichen Treffen sah er sich von den Seinigen verlassen und genöthigt, eine Zuflucht in den österreichischen Staaten zu suchen. Indessen war auch ein allgemeiner Aufruhr der Griechen auf der Halbinsel Morea, dem ehemaligen Vaterlande, ausgebrochen. Die Türken wurden genöthigt, sich in ihre festen Plätze zu flüchten. Die erste Folge davon war ein fürchterliches Wüthen des türkischen Pöbels von Constantinopel, und überall, wo er der stärkere Theil war, gegen alle Christen, besonders die Griechen. Die Unglücklichen wurden nicht nur auf den Straßen niedergesäbelt, sondern auch in ganzen Familien in den Häusern ermordet, oder auf die öffentlichen Plätze geschleppt, gespießt, zu Stücken zerhauen, verbrannt, die Kinder aus den Armen der Mütter gerissen, an die Bajonette gesteckt und über die Flammen gehalten. Diese Greuel, die natürlich die höchste Erbitterung erregten, forderten die Griechen da, wo sie den Meister spielten, zu der schrecklichsten Wiedervergeltung auf, und so ereigneten sich täglich Scenen, vor welchen jedes menschliche Herz zurückschauderte. Die Türken tranken das Blut der Griechen; die Griechen brieten lebendig die Türken. Die Türken hieben den Griechen Arme und Beine

ab, ließen sie an dem Feuer braten, und nöthigten die Unglücklichen, ihre eignen Glieder zu fressen; die Griechen banden dagegen ihre Feinde zwischen zwei Bretter und zersägten sie lebendig. Doch genug von solchen Abscheulichkeiten.

Der Kampf wurde immer hitziger. Die Griechen hatten, als Besitzer vieler großer Handelsschiffe, die sie zu Kriegsfahrzeugen einrichteten, in kurzer Zeit eine bedeutende Seemacht im Archipel zusammengebracht, womit sie die türkische Flotte angriffen und schlugen. Auch zu Lande fochten sie wie Verzweifelte; sie wollten siegen oder für ihre Freiheit sterben. So gelang es ihnen Anfangs, die Türken auch in Livadien, Thessalien, Macedonien zu schlagen. Sie hatten die schönste Hoffnung, sich von der Tyrannei ihrer Unterdrücker ganz zu befreien, denn Rußland, von Oesterreich und Frankreich unterstützt, nahm sich ihrer eifrig an, und suchte wenigstens die Einstellung aller Verfolgungen gegen die griechischen Christen, und die Herstellung eines gesetzlichen Zustandes für dieselben bei der Pforte zu erlangen. Da diese Schritte ohne Erfolg waren, und noch überdieß der russische Gesandte zu Constantinopel, Baron von Stroganoff, von dem Pöbel gröblich beleidigt wurde, so sah ganz Europa dem nahen Ausbruch eines neuen Krieges, der Befreiung der Griechen und der allgemein gewünschten Vertreibung der Türken aus unserm Welttheile entgegen. Allein umsonst. Die Streitigkeiten wurden gütlich beigelegt; das russische Heer, das schon an dem Grenzflusse (dem Pruth) stand, entfernte sich wieder, und die Griechen wurden ihrem Schicksale überlassen.

Doch diese schmerzliche Täuschung der schönsten Hoffnung schlug den Muth der Tapfern nicht ganz nieder. Im Gegentheil, sie ermannten sich auf's Neue, und lernten um desto mehr ihren eigenen Kräften vertrauen. Die griechische Flotte schlug einmal über das andere die türkische, verbrannte einen Theil der feindlichen Schiffe, sprengte das Admiralschiff in die Luft, jagte die übrigen bis unter die Kanonen der Dardanellen zurück, und blieb überall Meister zur See. Das

griechische Landheer bemächtigte sich indessen der ganzen Halbinsel Morea, und eroberte am Ende noch die letzte, stärkste und wichtigste Festung Napoli di Romania.

So würden die Griechen mit den Türken wohl fertig geworden seyn, und ihr Vaterland befreit haben; allein da erschienen des Vicekönigs von Egypten, Muhamed Alys, Heere auf dem Kampfplatze, unter den Befehlen seines Sohnes Ibrahim; ganz Morea wurde verwüstet; Missolunghi mit seinen Bewohnern in die Luft gesprengt; Athen erobert. Vergebens waren alle Geldunterstützungen, welche die Milde des christlichen Europas reichte; umsonst die Hülfe so vieler tapferer Philhellenen — Griechenlands Untergang schien unvermeidlich nach einem sechsjährigen blutigen Kampfe. Da gestaltete die Politik sich anders; worauf man vergebens so lange gehofft hatte, das geschah am 6. Juli 1827 zu London. England, Rußland und Frankreich schlossen ein Bündniß, den Gräueln ein Ende zu machen und Griechenlands Selbstständigkeit zu sichern. Die bewaffnete Intervention wurde beschlossen; beiden Theilen wurde ein zweimonatlicher Zeitraum gegeben, einen faktischen Waffenstillstand eintreten zu lassen. Da nun aber die Pforte sich nicht fügte, so folgte die große Seeschlacht im Meerbusen von Navarino (20. Octbr. 1827), deren Resultat die Vernichtung der türkischen und egyptischen Flotte war.

Die Russen.

Katharina der Zweiten folgte im Jahre 1796 ihr Sohn Paul I. in der Regierung. Er dachte nicht wie seine Mutter; unzufrieden mit ihren meisten Einrichtungen, wollte er alles wieder auf den vorigen Fuß setzen. Dabei ging er aber so stürmisch und so ganz ohne Schonung gegen Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand zu Werke, daß allgemeines Mißvergnügen entstand. Seine Absichten mochten gut seyn, er

ſuchte ſie aber viel zu raſch auszuführen, und beſchränkte ſeine Reformen nicht nur auf wichtige Gebrechen im Staate, ſondern ließ ſich auch zu Kleinigkeiten herab, die der Aufmerkſamkeit eines großen Fürſten unwürdig ſind. Nicht nur der Untreue und Pflichtvergeſſenheit, ſondern auch den runden Hüten und rund abgeſchnittenen Haaren erklärte er den Krieg. Dabei forderte er von ſeinen Unterthanen ſclaviſche oder doch ſehr beſchwerliche Aeußerungen ihrer Ehrfurcht, und führte ein empörendes Ceremoniel ein. Wo er Ungehorſam oder Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Willen fand, da brach ſein gereiztes und von Natur finſteres Gemüth in die größte, an Wahnſinn grenzende Leidenſchaftlichkeit aus. So wendeten ſich nach und nach die Herzen ſeiner Unterthanen, die ihn nur fürchteten, nicht liebten, immer mehr von ihm ab; ſie ſehnten ſich nach Befreiung von dem Joche, das ſie drückte, und ſo entſtand bei dem Militär eine Verſchwörung, durch welche Paul in der Nacht vom 23—24. März 1801 auf eine ſchreckliche Art, durch Mörder, in ſeiner Schlafkammer das Leben verlor. Seine Kriege gegen Frankreich, in Verbindung mit Oeſterreich und England in den Jahren 1798 und 1799, ſind uns ſchon bekannt. Er war in Mißhelligkeiten mit ſeinen Bundesgenoſſen gerathen, und ſtand eben in Begriff, zu den Franzoſen überzutreten, als ihn der Tod übereilte.

Sein edler Sohn, Alexander, beſänftigte in Kurzem alle Gemüther, ſtellte die alte Verfaſſung wieder her, wie ſie unter ſeiner Großmutter Katharina II. war, gab dem Adel, der Geiſtlichkeit, dem Bürgerſtande die entzogenen Rechte zurück, und erinnerte ſich ſtündlich ſeiner hohen Beſtimmung, das ganze Volk glücklich zu machen. Das Schulweſen wurde von ihm verbeſſert, neue Univerſitäten*) und andere Lehranſtalten errichtet, Kunſtfleiß und Handel belebt. Auch mit ſeinen Nachbarn trat er in freundſchaftliche Verhältniſſe. Der An-

*) Caſan und Charkow.

theil, den er in den Jahren 1805 und 1806 an dem österreichischen und preußischen Kriege gegen die Franzosen nahm, ist uns schon bekannt. Auch wissen wir, daß er im Jahre 1806 einen siegreichen Krieg wider die Türken führte. Durch den Tilsiter Frieden, der den französisch-preußischen und russischen Krieg endete, wurde Alexander ein Bundesgenosse Napoleons und ein eifriger Beförderer des Continentalsystems, nach welchem alle europäischen Häfen den englischen Schiffen verschlossen werden sollten. Dadurch gerieth er aber in Krieg mit den Britten, die eine Menge russischer Fahrzeuge, auch einzelne Kriegsschiffe, und einmal eine ganze Flotte wegnahmen. Um die Schweden zur Annahme dieses verderblichen Systems zu zwingen, griff Alexander sie im Jahre 1808 in Finnland an, und bemeisterte sich dieses Großherzogthums durch 27 Land- und Seetreffen, behielt es auch durch den darauf folgenden Friedensschluß als Eigenthum.

Nun aber, da Alexander immer deutlicher wahrnahm, welchen großen Schaden er seinen Unterthanen durch die Handelssperre zufügte, ließ er Milderungen eintreten und erlaubte, wenigstens Colonialwaaren auf russischen Schiffen einzuführen. Dieß wurde jedoch von dem französischen Kaiser Napoleon sehr übel genommen. Aus diesen Mißverständnissen und durch die Gewaltschritte, womit Napoleon das ganze nördliche Deutschland umkehrte, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, seiner Lande beraubte, entstand der schreckliche Krieg vom Jahre 1812, in welchem das ganze französische, eine halbe Million starke Heer zu Grunde ging, wie ich euch bereits erzählt habe. Durch den Wiener Congreß, der nach dem Pariser Friedensschluß von 1814 versammelt wurde, erhielt Alexander den größten Theil des ehemaligen Polens, das unter dem Namen eines besondern Königreichs auf immer mit dem russischen Kaiserstaate vereiniget ward.

Dieser edle, menschenfreundliche Fürst suchte nun im Frieden Aufklärung und Wohlstand in seinem Reiche zu verbrei-

ten. Besonders fiel sein Auge auf die südlichen Provinzen; sie zu beleben, unternahm er eine Reise zu den Ufern des schwarzen Meeres; allein eine Erkältung endete zu früh sein Leben, in Taganrog, den 2. December 1825.

Da er kinderlos starb, so wäre die Krone der natürlichen Erbfolge nach seinem nächstgebornen Bruder Constantin zugefallen; allein dieser schlug sie aus, zu Gunsten seines Bruders Nicolaus, der jetzt das weite russische Reich beherrscht. Zwar entstanden Militär-Unruhen beim Thronwechsel; auch entdeckte man eine weitverzweigte Verschwörung; indeß die Schuldigen wurden bestraft, und dieß gefährliche Vorhaben blieb ohne sichtbare Folgen.

Unter ihm suchten die Polen das russische Joch abzuwerfen, und in einem heldenmüthigen Kampfe 1830 und 1831 zeigten sie, daß sie noch ihres alten Kriegsruhms würdig wären. Ihre ersten Waffenthaten waren erfolgreich, als aber unter ihnen selbst der Partheigeist, Folge jeder Republik, die Einheit der Unternehmungen hinderte, und Preußen und Oesterreich, besonders das erstere, dem russischen Heer allen Vorschub leistete, beendigte der Feldmarschal Paskewitsch die Empörung Polens durch die Einnahme von Warschau, das er jedoch mehr durch Verrath, als durch Kriegskunst und Tapferkeit gewann. Polen verlor nun seine bisher abgesonderte Verwaltung, sein eigenes Heer, wurde ganz mit Rußland vereinigt, und zu Tausenden mußten seine edelsten Männer und Frauen entweder im Auslande ihr Brod betteln, oder sich in die Wüsten Sibiriens geschleppt sehen.

Die Schweden.

Auch den Schweden bereitete der streitlustige französische Kaiser Napoleon viel Unglück. Durch ihn wurde der junge König Gustav IV. nicht nur zu Anfang des Jahrs 1807, nach der Schlacht bei Jena, in Pommern angegriffen, sondern

auch in Kriege mit den Preußen, den Dänen, den Russen verwickelt. In allen war Gustav unglücklich. Gegen die Franzosen verlor er Pommern, gegen die Russen ganz Finnland, die Kornkammer von Schweden, und mit beiden Provinzen das Drittheil seiner Volksmenge. Von einem 100,000 Mann starken Heere blieben ihm, nach dem finnischen Kriege, nicht mehr als 30,000 Mann. Aeußerst verstimmt durch so viele Unglücksfälle und die Verlegenheit, worin er, aus Mangel an Geld und Credit, gerathen war, ließ er seiner üblen Laune freien Lauf, und begegnete allen seinen Umgebungen, selbst dem braven Heere, das in beschwerlichen Feldzügen so viele Ausdauer bewiesen hatte, und sogar seinen Garden, mit der größten Härte. Zuletzt schien er seiner gar nicht mehr mächtig zu seyn, und tobte mit so wenig Ueberlegung fort, daß das westliche Heer einen Aufstand erregte und eine Abtheilung von 6000 Mann nach Stockholm schickte, sich seiner Person zu versichern. Gustav verließ die Stadt und machte Anstalt zu einem Bürgerkriege. Generale, Civilbeamte, alle, die ihm Vorstellungen machten, wurden gemißhandelt. Da kein anderes Mittel, ihn zu milderen Gesinnungen zu bringen, fruchten wollte, so traten endlich die vornehmen Staatsbeamten und Heerführer zusammen, ließen ihn den 13. März 1809 verhaften und zwangen ihn, dem Thron förmlich, für sich und seine Kinder, zu entsagen. Dafür bekam er jährlich 30,000 Thaler zu seinem und der Seinigen Unterhalt. So ausgestattet, verließ Gustav VI. am 6. December 1809 Schweden und begab sich nach Deutschland.

Die ihm entrissene Krone wurde seinem Oheim, dem Herzog von Südermannland, als Karl XIII., aufgesetzt. Der neue Regent bemühte sich sogleich, mit allen seinen Nachbarn die friedlichen Verhältnisse wieder herzustellen, und erlangte dadurch Pommern zurück; Finnland aber blieb verloren. Da er keine Kinder hatte, so wurde ihm, auf Kaiser Napoleons Veranlassung, ein französischer General, der Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, zum

Nachfolger erwählt. Napoleon hoffte, durch ihn seine dreistesten Anforderungen leicht durchsetzen zu können; allein, wider sein Erwarten wurden sie sämmtlich abgelehnt. Dafür besetzten die Franzosen auf's Neue das zurückgegebene Pommern; Schweden aber trat im Jahre 1812 auf die Seite der Russen und Engländer, unter der Bedingung, daß es Norwegen zur Entschädigung erhalten sollte. Zwar gehörte dieses Land dem Könige von Dänemark; da dieser sich aber immer als einen treuen Anhänger Napoleons bewiesen hatte, so wurde beschlossen, es ihm zur Strafe abzunehmen und einem besser gesinnten Fürsten zuzuwenden. Nun erschien 1813 der Kronprinz Karl Johann an der Spitze eines schwedischen Heeres in Deutschland, und kämpfte an der Seite der Verbündeten bis zur Schlacht bei Leipzig. Dann wendete er sich gegen Holstein, und zwang den König von Dänemark, auf Norwegen Verzicht zu leisten. Als die Norweger von diesem Vertrage hörten, wählten sie sich einen andern König, der sich aber gezwungen sah, den Schweden zu weichen (1814). Pommern und Rügen wurden von letzteren, für die Garantie von Norwegen, an die verbündeten Mächte abgetreten. Im Jahre 1818, da Karl XIII. mit Tode abging, folgte ihm Karl Johann auf dem Throne, den er mit Würde behauptet.

Die Dänen.

Nicht weniger Ungemach, als die Schweden, traf die Dänen, nicht durch die Franzosen, deren treuer Anhänger ihr König war, wohl aber durch die Feinde der Franzmänner. Anfangs hielt sich der König zwar streng neutral; die dänischen Handelsschiffe hatten aber von den Engländern, die keines passiren ließen, ohne es zu durchsuchen, ob es nicht vielleicht den Franzosen Gewehre, Pulver und andere Kriegsbedürfnisse zuführte, so viele Unannehmlichkeiten zu erfahren,

daß sich Christian VII. mit Rußland, Schweden und Preussen zu einer bewaffneten Neutralität vereinigte, die aber durch den Tod Kaisers Paul (1801) bald wieder aufgelöst wurde. Im Jahre 1805 erschwerte England noch mehr die Schifffahrt der neutralen Mächte. Kaiser Napoleon hingegen suchte immer kräftiger den Handel der Engländer zu vernichten und machte Anstalt, den König von Dänemark zu zwingen, seinen Maaßregeln beizutreten. Die Engländer wollten sogar Nachricht haben, daß der König sollte genöthigt werden, seine Seemacht zur Beschränkung des englischen Handels herzugeben. Diesem Schritte wollten sie durch einen Gewaltstreich zuvorkommen. Im Monat August 1807 erschien eine starke brittische Flotte von 23 Linienschiffen und vielen Fregatten vor Kopenhagen, um die dänischen Schiffe abzuholen. Als man sie in der Güte nicht wollte verabfolgen lassen, ließ der englische Admiral Gambier 32,000 Mann Landungstruppen aussetzen und die Stadt Kopenhagen zur See und zu Land angreifen. So wurden in einem dreitägigen gräßlichen Bombardement 305 Häuser zusammengeschossen, 1200 beschädigt, 500 Einwohner getödtet und 605 verwundet. Um größeres Unglück abzuwenden, mußte jetzt die Flotte, aus 16 Linienschiffen, 14 Fregatten und vielen andern Kriegs-Fahrzeugen bestehend, doch noch ausgeliefert werden. Dieser feindliche Ueberfall, im vollen Frieden, erregte in Europa allgemeines Geschrei über die Engländer, und bestärkte die erbitterten Dänen in ihrer Anhänglichkeit an die Franzosen, wodurch sie auch noch alle ihre westindischen Inseln verloren. Selbst nach Napoleons schrecklicher Niederlage in Rußland wollte der König nicht von ihm ablassen, und ließ 1813 ein Korps dänischer Truppen zu dem französischen Marschall Davoust stoßen, der Hamburg besetzte; die Stadt Lübeck aber besetzten die Dänen allein. Durch Napoleons Unterstützung hofften sie sich in dem Besitze von Norwegen zu erhalten; es ist uns schon bekannt, daß es dennoch an den König von Schweden mußte abgetreten werden

(1814). Zur Entschädigung für dieses große Land erhielten sie das kleine Fürstenthum Lauenburg, das an Holstein grenzt. Auch gaben ihnen nach dem allgemeinen Frieden die Engländer ihre Inseln wieder zurück.

Allgemeine Angelegenheiten der Europäischen Staaten seit 1814. Der Wiener Congreß.

Fünf Monate nach Abschluß des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814, also mit dem Monat November 1814, wurde zu Wien ein Congreß der hohen Mächte eröffnet, auf welchem man sich über die Vertheilung der den Franzosen wieder abgenommenen Länder vergleichen und noch andere Verabredungen treffen wollte, die in jenem Friedenstraktat unerledigt geblieben waren. Allen guten Patrioten bangte vor diesen Verhandlungen, denn wo das Mein und Dein in das Spiel kommt, da entsteht so leicht Unfriede! Ihre Besorgniß war nicht ganz ungegründet, denn Rußland wollte zur Entschädigung für die Opfer, die es gebracht hatte, beinahe ganz Polen haben, wovon vorher ein großer Theil zu den preußischen Staaten gehört hatte, und der König von Preussen sollte zur Entschädigung das Königreich Sachsen erhalten, das man seinem bisherigen Könige zur Strafe für die gegen Napoleon bewiesene Anhänglichkeit abnehmen wollte; darüber entstand eine sehr bedenkliche Spannung. Hierzu kamen auch noch die Beschwerden vieler deutschen Fürsten, welche durch den rheinischen Bund waren unterjocht worden, und die nun ihre verlorene Unabhängigkeit zurückverlangten, ohne sie erhalten zu können. — Mitten unter diesen Spaltungen erschien Kaiser Napoleon, der im Monat März 1815 die Insel Elba verlassen hatte, mit seinen Garden wieder in Frankreich, und bemeisterte sich ohne Schwertschlag des französischen Thrones. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte nun schnell die unzufriedenen Gemüther und stimmte sie zur Nachgiebig-

keit. Am 8. Juli 1815, bald nach der Schlacht bei Waterloo, wurde die Congreßakte unterzeichnet, durch welche folgende Bestimmungen festgesetzt wurden.

Alle souveraine Fürsten Deutschlands vereinigten sich zu einem beständigen Bunde, der Deutsche Bund genannt, dessen Grundgesetze in einer besondern Bundesakte bestimmt wurden.

Oesterreich erhielt seine ehemaligen Provinzen in Deutschland zurück, besonders auch Tyrol, Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel und das Herzogthum Salzburg; ferner in Oberitalien Mailand, Mantua, Venedig, woraus ein besonderer Staat, unter dem Namen des lombardisch-venetianischen Königreichs gebildet wurde.

An Preußen kam die kleinere Hälfte des Königreichs Sachsen, dann ein großer Strich Landes an dem linken Rheinufer, von Saarbrück bis Cleve, unter dem Namen des Großherzogthums Niederrhein, und ein noch größerer zwischen dem Rhein und der Weser, von Ehrenbreitstein bis Elten, und von Elten bis Minden. Dagegen verlor es die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, Hildesheim und Ostfriesland und den größten Theil seiner polnischen Besitzungen, nebst vielen Graf- und Herrschaften. Der König von Sachsen verlor sein Großherzogthum Warschau und die Hälfte seines Königreichs.

Hannover wurde zu einem Königreich erhoben und erhielt von Preußen, gegen andere Abtretungen, die Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, auch die Stadt Goslar und noch mehr andere Besitzungen.

Bayern erlangte Würzburg und Aschaffenburg, auch ein bedeutendes Stück Land am linken Rheinufer und andere geringere Besitzungen; trat aber dafür Tyrol, Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel und den größten Theil von Salzburg an Oesterreich ab, wofür es noch eine jährliche Geldentschädigung von Oesterreich bekommt.

An das Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt kam die Stadt Mainz, nebſt einem anſehnlichen Gebiete am linken Rheinufer; dagegen mußte an Preußen das Herzogthum Weſtphalen abgetreten werden.

Der vormalige Prinz von Naſſau-Oranien, jetzt König der Niederlande, erhielt Luxemburg als ein zu dem deutſchen Bunde gehöriges Großherzogthum, wogegen er ſeine ehemaligen Fürſtenthümer Naſſau-Dillenburg, Siegen, Hadamar, Diez an Preußen abtrat.

Sachſen-Weimar wurde zu einem Großherzogthum erklärt, und mit einem Stück vom Königreich Sachſen und vielen andern Beſitzungen vergrößert.

Dänemark erhielt den am rechten Elbeufer gelegenen Theil von dem Herzogthum Lauenburg, trat aber dagegen an Preußen ſein von Schweden erhaltenes Recht auf Schwediſch-Pommern ab.

Rußland erlangte Polen als ein eigenes, mit Rußland auf ewig verbundenes Königreich, trat aber ein Stück Land an Oeſterreich ab.

England behielt Malta, und wurde Schutzherr über die Joniſchen Inſeln.

Holland und die ehemaligen Oeſterreichiſchen Niederlande wurden zu einem Königreich vereiniget, und kamen, nebſt dem Großherzogthum Luxemburg, an das Haus Oranien.

Die Schweiz erhielt drei neue Cantone: Genf, Neufchatel und Wallis, ſo daß ſie jetzt aus 22 Cantons beſteht.

Sardinien trat wieder in den Beſitz von Piemont, Nizza, Savoyen, und bekam noch überdem Genua.

Toscana kehrte wieder an den Erzherzog Ferdinand III. zurück, und Modena, Reggio und Maſſa Carrara an das Haus Oeſterreich-Eſte.

Der Papſt erhielt ſeine ehemaligen Lande wieder, bis an den Po-Strom.

Neapel kehrte an seinen vormaligen König Ferdinand IV. zurück.

Parma, Piacenza und Guastalla erhielt die Erzherzogin Maria Louisa, ehemals die Gemahlin des Kaisers Napoleon, als ein Erbgroßherzogthum.

Lucca wurde der vormaligen Königin von Hetrurien zur Entschädigung überlassen.

So hat Europa, nach unaufhörlichen heftigen Erschütterungen, die es in den letzten dreißig Jahren, besonders durch den Weltstürmer Napoleon trafen, endlich seine heutige Gestalt erhalten.

Der heilige Bund (1815), der Congreß zu Aachen (1818), der Congreß zu Carlsbad (1819), der Congreß zu Troppau (1820), der Congreß zu Laibach (1821), der Congreß zu Verona (1822).

Nach dem Schlusse des Wiener Congresses erregten zwei merkwürdige Ereignisse die Aufmerksamkeit von Europa, nämlich die Unterzeichnung des sogenannten heiligen Bundes vom 26. Sept. 1815, und der Congreß zu Aachen im Octob. 1818.

Der heilige Bund scheint die Stiftung eines ewigen Friedens zum Zwecke zu haben. Die Idee zu diesem Lieblingsplane Heinrichs IV. kam von dem russischen Kaiser Alexander, welchem Kaiser Franz und der König von Preussen, Friedrich Wilhelm III. sich anschlossen. Auch alle übrigen Regenten Europa's wurden eingeladen, der heiligen Allianz beizutreten, und sie leisteten der Aufforderung Genüge, — nur nicht die Britten und der heilige Vater! Vermöge dieses Vertrages soll künftig die Regierung der Staaten nach den Grundsätzen des Christenthums, in Gerechtigkeit, Liebe und Frieden verwaltet, und nur der höchste und heiligste Zweck aller Völker und Regierungen, das Fort-

schreiten in allem Guten, und die Beförderung des gemeinen Wohls zur Richtschnur genommenwerden. — Zugleich sollen die rechtmäßigen Regierungen aufrecht erhalten werden, und die Unterthanen aller christlichen Fürsten verpflichtet seyn, sich wechselseitig in ihren Bedrängnissen Beistand zu leisten. Was die Folgen von diesem Bunde seyn werden, steht noch zu erwarten.

Der Congreß zu Aachen aber schien besonders die Verabredung der dienstlichen Maaßregeln zur Erhaltung der wiederhergestellten Ruhe in Europa zum Gegenstande zu haben.

Der Congreß zu Carlsbad im Sommer 1819, nur von Ministern, hatte den moralisch-politischen Zustand Deutschlands zum Zweck.

Zu dem Congresse von Troppau gaben die im Jahre 1820 in Spanien und Portugal, besonders aber in Neapel ausgebrochenen Unruhen Veranlassung. Wir haben schon gesehen, wie von den Spaniern, Neapolitanern und Portugiesen ihren Königen eine neue Constitution zur Beschränkung der königlichen Macht abgetrotzt wurde. Um wenigstens die Neapolitaner in den Weg der Ordnung und der Pflicht zurückzuführen und dem König sein Ansehen und sein Recht zu erhalten, traten der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zu Troppau zusammen, um mit einander die dienstlichen Maaßregeln zu diesem Zwecke zu verabreden. Der Kaiser von Oesterreich ließ ein Heer in Oberitalien zusammenziehen, und übernahm allein die Vollziehung der Beschlüsse gegen Neapel. Vorher sollte aber noch mündliche Rücksprache mit dem König genommen werden. Mit dem Anfang des Jahrs 1821 wurde daher ein neuer Congreß zu Laibach eröffnet, bei welchem sich der siebenzigjährige König Ferdinand, auf die Einladung der Monarchen, persönlich einfand. Die Folgen davon sind uns bereits bekannt, (s. Geschichte der Italiener). Der Congreß zu Verona, gegen das Ende des Jahrs 1822, hatte die Herstellung einer andern Ordnung der Dinge in Spanien, die Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen Rußland und der Pforte,

das künftige Schicksal des sich von seinen Fesseln losreißenden Griechenlandes, die Erhaltung der rechtmäßigen Regierungen und der Ruhe in Europa zur Absicht. Frankreich besetzte nun Spanien; die Constitution wurde allerdings unterdrückt, aber Ruhe kehrte nicht in das unglückliche Land. England sandte dagegen Hülfstruppen nach Portugal, um dort die Constitution aufrecht zu erhalten. Der blutige Kampf um Griechenlands Selbstständigkeit dauerte fort; endlich am 6. Juli 1827 schlossen England, Rußland und Frankreich ein Bündniß zu Gunsten Griechenlands, und am 20. Octbr. d. J. erfolgte die glorreiche Schlacht von Navarino. Die Politik wurde durch die Schlacht in Verlegenheit gedrängt — welche Früchte sie trug, wollen wir sehen und unsern Blick vornehmlich auf Rußland heften.

Der Russisch-türkische Krieg.

Die Schlacht bei Navarino hatte einen russisch-türkischen Krieg zu Folge, der vom Mai 1828 bis Sept. 1829 geführt wurde, wo ihn ein Vertrag zu Adrianopel beendigte. Die damals im ganzen übrigen Europa herrschende Ruhe machte, daß alle Gemüther theilnehmend auf jene Gegenden hinblickten. Die Gefechte vor Varna, Schumla, Silistria bewiesen die Ueberlegenheit der Russen, und der glücklich erzwungene Uebergang über den Hämus oder Balkan verschaffte dem russischen Feldherrn Diebitsch den Ehrenbeinamen Sabalkansky, der Balkan-Uebersteiger, wie Paskewitsch, der gleichzeitig von den russischen Besitzungen am Kaukasus gegen Kleinasien vordrang, wegen der Einnahme von Erivan, Erivansky genannt wurde. Die entscheidenden Siege der Russen, deren Vorposten nur noch acht Stunden von Constantinopel standen, bewogen den Sultan Mahmud II. zum Frieden, der, wie oben gesagt, zu Adrianopel abgeschlossen wurde. Durch diesen gab der Kaiser Nikolaus die Moldau, Bulgarei, Wallachei so zurück, wie die Pforte

diese Länder vor Ausbruch des Krieges besessen hatte, so daß in Europa der Pruth die Grenze macht; die Russen erhielten in allen Theilen der Türkei vollkommene Handelsfreiheit, die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und durch die Dardanellen wurde frei gegeben und, was das Bedeutendste war, die Selbstständigkeit Griechenlands anerkannt. Im Ganzen wendeten sich aber die Augen aller Theilnehmenden, die meist nicht weniger, als gänzliche Vertreibung der Türken aus Europa gehofft hatten, unbefriedigt wieder hinweg auf das Land, in welchem seit vierzig Jahren ein beständiger Feuerheerd zu glühen und seine Lava über die ganze Erde zu gießen schien, nämlich nach Frankreich.

Die Juli-Revolution 1830 in Frankreich.

Hier hatte die Regierung Karls X. Alles gethan, was die Franzosen zur Unzufriedenheit reizen mußte. Was seit vierzig Jahren für Bildung des Volkes geschehen war, was für Herstellung der allgemeinen menschlichen Gleichheit, was gegen Priester- und Beamten-Druck, gegen Uebermacht und vorherrschenden Einfluß bevorrechteter Stände festgesetzt war, schien durch sie gewaltsam wieder vernichtet zu werden. Die glorreichen Erinnerungen an die Zeiten Napoleons sollten erstickt werden. Jesuiten wurden zurückgerufen, ein lächerlich abergläubischer Kirchen- und Altardienst zur Bedingung von Anstellung und Beförderung gemacht, Missionen gegen die bestehende bessere Bildung des Volkes ausgesendet, und die rühmlichsten Namen der Vorzeit von dem Geifer der Dummheit und des Aberglaubens besudelt. Der König, meist nur von seinen alten Familienanhängern umgeben, und nur der Jagd und den Freuden der Tafel lebend, mit dem Bedürfniß des damaligen Frankreichs ganz unbekannt, mußte daher seinem Volke immer fremder werden. Als die Mehrzahl der Deputirten-Kammer im März 1830 den König in einer Adresse aufmerksam machte, daß die nothwendige Uebereinstimmung zwischen den politischen

Absichten der Regierung und den Wünschen des Volkes durchaus fehle, entließ der König die Kammer, weil er in ihr nicht die wahren Vertreter des Volkes zu sehen glaubte. Allein bei der neuen Wahl wurden fast jene sämmtlichen 221 Deputirten, aus denen die obenerwähnte Mehrheit bestand, wieder gewählt, und die Zahl dieser, der sogenannten liberalen Parthei, noch bedeutend verstärkt. Weil aber die Unternehmung gegen Algier, dieses Raubnest endlich zu zerstören, glücklich gelungen, und am 5. Juli die französische Fahne auf dem Palaste des Dey von Algier aufgesteckt worden war, glaubten die französischen Minister, einen Hauptstreich ausüben zu dürfen. Es erschienen daher am 26. Juli 1830 die verhängnißvollen Ordonnanzen, welche die Freiheit der Presse aufhoben, die neugewählte Deputirten-Kammer auflösten, das bestehende Wahlgesetz veränderten, und zugleich nach dieser Veränderung eine neue Wahl anberaumten. Der Eindruck, den diese Verordnungen in Paris hervorbrachten, war unbeschreiblich. Polizeiliche Maaßregeln wurden erst verspottet, dann durch Widerstand vereitelt. Am 27. begann ein förmlicher Kampf, und zwar von Seiten der Truppen, welche, um die Volkshaufen zu zerstreuen, aufgeboten waren. Das Volk vereinte sich nun unter der vielgeliebten dreifarbigen Fahne, die vor einigen Jahren aufgelöste Nationalgarde zeigte sich wieder in ihrer alten Uniform, und nach dreitägigem Kampfe, am 29. Juli, hatte sich das Volk des Rathhauses, des Louvre, des Palais Royal und der Tuilerien bemächtigt, und die königliche Garde sich zu entfernen genöthigt; die Linientruppen weigerten sich erst, gegen die Bürger zu fechten, und traten nun ganz auf ihre Seite. Um aber gegen Unordnung, obgleich in der That außer den Gefechten nichts vorfiel, was jenen Kampf befleckt und entwürdigt hätte, möglichst Fürsorge zu treffen, übernahmen einstweilen die in Paris anwesenden Deputirten die höchste Gewalt; der alte Lafayette, der einst in Amerika und später im eigenen Vaterlande für die Freiheit gestritten hatte, stellte sich an die Spitze der Natio-

nalgarde, und der Herzog Louis Philipp von Orleans wurde an die Stelle eines Reichsverwesers berufen. Der bisherige König Karl befand sich indessen fast unbekannt mit allen diesen Vorfällen in dem nahen St. Cloud, von wo er erst am 31. Juli nach Rambouillet aufbrach, und von hier aus zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, sich zur Abdankung bereit erklärte. Allein es war dazu nicht mehr Zeit, Karl wurde vielmehr genöthigt, sich von Rambouillet zu entfernen, unter sicherem Geleite bis an die Küste gebracht, und hier nach Großbritannien eingeschifft, wo er zunächst in dem Palaste Holyrood bei Edinburg, dem alten Sitze der Stuarte, deren Schicksalsgefährten Jakob II. einst sein Ahnherr Ludwig XIV. gastlich aufgenommen hatte, seinen Aufenthalt nahm. Schon am 7. August aber erklärte die Deputirten-Kammer zu Paris den Thron für erledigt, berief den bisherigen Reichsverweser auf denselben, und am 9. Aug. beschwor Ludwig Philipp den Eid auf die Charte, und wurde sogleich als König der Franzosen begrüßt. Seine neue Regierung hat bisher mit den Gährungen, welche nach so gewaltsamen Stürmen immer noch eine geraume Zeit fortdauern, da keine Parthei vollkommene Befriedigung ihrer Wünsche und Träume findet, und besonders mit den Bemühungen der entflohenen Familie zu Gunsten des jungen Heinrich von Bordeaux, fast unaufhörliche Kämpfe zu bestehen gehabt.

Die Herzogin von Berry, Mutter des jungen Heinrich von Bordeaux, suchte hauptsächlich im Süden und Westen Frankreichs, jener Vendée, die den Adel und der Geistlichkeit auf's äußerste ergeben war, einen Aufstand zu Gunsten ihres Sohnes, und zwar in Person, anzustiften. Vom Mai 1832 an trieb sie sich, meist in Mannstracht fast immer verkleidet, unter vielen Gefahren herum, bis sie am 7. Nov. in Nantes durch einen ihrer frühern Anhänger, Gonzaga Deutz, einen getauften Juden, verrathen wurde. Das Ministerium Louis Philipp's ließ sie nach der Festung La Blaye bringen, wo sie im. J. 1833 ihre Niederkunft abwartete.

Die Revolution in Belgien 1830.

Das Beispiel von Frankreich fand am ersten bei dem neugeschaffenen Volke der Belgier Nachahmung. Die ehemaligen österreichischen Niederlande, mit dem Gesammtnamen Belgien bezeichnet, waren im Wiener Congresse 1814—1815 mit Holland zu einem Königreich vereinigt worden, allein die Verschiedenheit des Glaubens, da die Belgier Katholiken, die Holländer Calviniſten sind, die Verschiedenheit des Handelsintereſſe, endlich die Verschiedenheit der Sprache, der Bildung und des Characters erzeugten bei den 4 Millionen Belgiern eine entschiedene Abneigung gegen die 2 Mill. Holländer. Wie nun am 25. Aug. die Stumme von Portici in Brüſſel gegeben wurde, gab dieſe Oper die Veranlaſſung zum Ausbruch der gährenden Erbitterung. Es wurden Druckereien verhaßter Zeitungsschreiber und die Paläſte einiger Miniſter gestürmt und verwüſtet. Es ordnete ſich jedoch bald eine Bürgergarde, die den Ausbrüchen der Volkswuth Schranken ſetzte, die alte brabantiſche Fahne wurde aufgeſteckt, und dem König die Beſchwerden vorgelegt. König Wilhelm berief die Generalſtaaten und dieſe erklärten am 29. Sept. die legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland unter gemeinſchaftlicher Oberherrſchaft des Hauſes Naſſau. Allein indeſſen hatte ſich in Brüſſel der Pöbel der Herrſchaft völlig bemeiſtert, die Bürgergarde unterlag, das Landvolk machte mit dem Pöbel gemeine Sache und es geſchahen Angriffe auf die zu Antwerpen lagernden königlichen Truppen. Nun glaubte der Prinz Friedrich, Brüſſel mit Waffengewalt zu Ruhe bringen zu können, rückte deßhalb von Antwerpen vor, drängte die Belgier in die Stadt, wo vom 23. bis 26. mit einer raſenden Erbitterung geſtritten wurde, ſo daß Prinz Friedrich am 26. Brüſſel zu verlaſſen genöthigt war. Nun breitete ſich die Inſurrection mit großer Schnelle weiter aus, die bedeutendſten Städte fielen ihr zu, es wurde von der proviſoriſchen Regierung erklärt, die von Holland

losgerissenen Provinzen sollten einen eigenen Staat bilden. Das Bombardement von Antwerpen 27. Oct. durch den Generallieutenant Chassé, Commandanten der Citadelle, machte den Bruch noch ärger. Vorher hatte es noch den Anschein gehabt, als ob der Prinz von Oranien, ältester Sohn des Königs, zum König der Belgier gewählt werden würde, nun aber zerfiel man ganz mit dem Hause Nassau, und nach langem Wählen wurde am 4. Juni 1831 Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, Wittwer von der Prinzessin Charlotte von England, zum König gewählt, der auch die Wahl annahm und schon am 21. Juli 1831 zu Brüssel nach alter Weise unter freiem Himmel die Nationalconstitution beschwor. Schon am 2. Aug. ward er von Holland angegriffen, und die Niederlagen der Blousenmänner demüthigten die bisherige belgische Anmaßung, welche besonders durch die Vertheidigung von Brüssel gehoben worden war. Doch schon nach 13 Tagen ward Waffenstillstand geschlossen, und auf einer Conferenz zu London, aus den Ministern der europäischen Großmächte, Rußland, Preußen, Oesterreich, Frankreich, England bestehend, die Verhältnisse des neuen Staates, der nach und nach von den andern anerkannt wurde, festgesetzt. König Leopold heirathete am 6. Aug. 1832 die Princessin Luise von Frankreich, Tochter des Bürgerkönigs Ludwig Philipp.

Da nun König Wilhelm von Holland sich den zu London von der Minister-Conferenz ausgemachten Bedingungen, namentlich Freigebung der Schelde durch Räumung der Citadelle von Antwerpen und ein Paar kleiner Forts, nicht fügen wollte, so ließ Frankreich endlich, ohne auf Rußlands und Preußens Einsprüche zu achten, Gewissermaßen als Execution, seine Nord-Armee am 15. Nov. 1831 über die Grenze rücken. Am 30. Nov. wurden in Gegenwart der französischen Prinzen von Orleans und Nemours die Trancheen von Antwerpen eröffnet, und, trotz der gewaltigen Regengüsse, betrieb Marschall Gerard die Belagerung so eifrig, daß Chassé am 23. Dec. die Citadelle übergab. Aber frei-

lich ist, obschon die Franzosen wieder nach Hause gingen, der Streit zwischen Holland und Belgien noch keineswegs geschlichtet, und ohne gerade Krieg zu seyn, herrscht doch auch nicht Frieden.

Die Revolution in Braunschweig 1830.

In Deutschland erzeugten die Begebenheiten in Frankreich und Belgien zwar große Theilnahme, doch blieb im Ganzen Alles in Ruhe. Nur in Braunschweig ward die Unzufriedenheit mit dem jungen Herzog Karl, der die Pariser Unruhen mit erlebt und sich ihnen durch eilige Flucht entzogen hatte, so groß, daß alle Stände, vornehm und gering, gleichmäßig von ihr durchdrungen waren. Die Nichtachtung aller Rechte, aller Lebensverhältnisse, alles Herkommens und aller Sitte, die unverholene und später durch merkwürdige Actenstücke bestätigte Absicht, durch Gift und Dolch an allen Gegnern sich zu rächen, hatte die Braunschweiger, so treu sie sonst an dem alten Welfenhause gehangen hatten, mit dem bittersten Grimm erfüllt. Der Herzog selbst war mit dem König Georg IV. von Großbritannien über die angebliche Verlängerung seiner Minderjährigkeit in einen Streit gerathen, der, weil er das Recht und die Aussprüche der Rechtsgelehrten gegen sich hatte, von ihm nur mit unanständigen und widerrechtlichen Angriffen geführt wurde, als deren Opfer der Geheimerath von Schmidt Phiseldek, der in der Minderjährigkeit des Herzogs die Verwaltung des Landes geführt hatte, eilig, um sein Leben zu retten, das Land verlassen mußte, und indem er endlich sich den gemeinsten Menschen hingab, um durch sie seine Rache befriedigen zu können. Das Gefühl, daß es nicht lange so gehen könne, scheint ihn durchdrungen zu haben, denn er begann nun auf alle, selbst auf die ungerechteste Weise seine Privatkasse zu bereichern. Von Paris und Brüssel durch die dort

ausgebrochenen Revolutionen verjagt, kam Herzog Karl am 13. Aug. nach Braunschweig. Nirgends sich mehr sicher glaubend, trieb ihn Argwohn und eigener böser Geist noch zu einigen Handlungen, die ihn vollends verhaßt machten. Das Gerücht, er wolle wieder ins Ausland, veranlaßte zu entschiedenen Schritten. Am 1. Sept. stellte eine Deputation von Bürgern dem Herzog die bedrängte Lage des Volkes vor, dem es an Arbeit fehle, das die Personalsteuer niederdrücke, und dessen Unmuth nur durch Zusammenberufung der Landstände beschwichtigt werden könnte. Der Herzog antwortete ausweichend, und gab vielmehr Befehl, die Beurlaubten einzurufen, ließ scharfe Patronen vertheilen, und am 6. Sept. 16 Kanonen auf einem öffentlichen Platze auffühen. Da brach am 6. Abends der Aufstand aus; der Herzog entkam, vom Theater heimfahrend, nur mit größter Eile den Verfolgern, welche die Stränge des Wagens abhauen wollten, und seinen Begleiter und Liebling, den Franzosen Alvard, beim Einsteigen zurückrissen. Der General von Herzberg brachte den Herzog nur mit Mühe davon ab, unter die auf dem Schloßplatze versammelte Menge mit Kartätschen feuern zu lassen. Der folgende Tag (7 Sept.) verstrich wohl insofern ruhig, als nun die Bürger sich bewaffneten und eine Sicherheitswache bildeten, allein die Verheißungen des Herzogs auf wiederholte Vorstellungen blieben ungenügend. Da stürmte Abends (7. Sept.) die versammelte Volksmasse das Schloß, der Herzog entfloh, die Wuth rächte sich an Allem, was dem Verhaßten gehört hatte, die Bürgergarde vermochte keinen Einhalt zu thun, und das schöne Schloß loderte unrettbar in lichten Flammen auf. Herzog Karl floh über die Grenze des Landes. Sein Bruder Wilhelm, damals in preußischen Diensten, wurde sogleich eingeladen, die Regierung zu übernehmen, und kam auch schon am 10. Sept. Am 20. April 1831 erklärte derselbe, daß die Regierung als erledigt anzusehen, und daher auf ihn übergegangen sey. Am 25. April, dem Geburtstag des neuen Fürsten, fand die Hul-

digung statt. Der abgesetzte Herzog, von allen rechtlichen Leuten verlassen, trieb sich in vielen Ländern herum, in denen er meist, wie selbst in Spanien, ausgewiesen wurde, und machte, theils selbst, theils durch ihm gleiche Creaturen Versuche, die neue Regierung zu stürzen, die aber alle glücklicher Weise mißlungen sind.

Die Bewegungen, welche auch hier und da in Deutschland außerdem vorfielen, hatten, wie z. B. in mehreren Gegenden von Hessen, in der Unzufriedenheit mit den Mauthverhältnissen oder in andern Localverhältnissen ihren Grund, und waren leicht gestillt. An manchen Orten war auch Theurung der Lebensmittel daran Schuld. Nur im Königreich Sachsen gab der Unwille über die schlechte Polizei und die mangelhaften städtischen Einrichtungen im Sept. 1830 zu gewaltsamen Aufständen in Leipzig und Dresden Veranlassung, welche aber der König Anton von Grund aus beschwichtigte, indem er seinem Volke eine Constitution gab und den allgemein geliebten Prinzen Friedrich zum Mitregenten annahm.

Der Aufstand der Polen 1830 und 1831.

Die Polen, seit alter Zeit mit Frankreich im innigsten Verkehr, und unter der Verwaltung des Großfürsten Constantin allem Druck einer militärischen Tyrannei eines allgemein gehaßten und verachteten Barbaren ausgesetzt, durch geheime Polizei, durch wiedereingeführte Tortur, durch Verhöhnung der allerheiligsten Gesetze unter dem Schein der Rechtmäßigkeit auf das Aeußerste gebracht, waren durch die in Frankreich vorgefallenen Veränderungen ebenfalls zu dem Entschluß gebracht, ihr heiliges Recht mit den Waffen in der Hand zu erwerben. Da die argwöhnische Grausamkeit des Großfürsten gegen die Jugend, sowohl in der sogenannten Fähnrichsschule, als auf der Universität, zu immer ärgern Maaßregeln griff, beschlossen die Polen, den Ausbruch zu beschleunigen, und am

29. Nov. wurden die Russen in Warschau angegriffen und aus der Stadt gedrängt, der Großfürst entkam ebenfalls, blieb zwar noch eine Zeit lang in der Nähe der Stadt, da aber die polnischen Truppen ihn sämmtlich verließen und zu der Parthei ihres Vaterlandes übergingen, beschloß er ebenfalls, das Land zu verlassen und sich ruhig nach Rußland zurückzuziehen. In Warschau wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, und der General Chlopicki zum Dictator der bewaffneten Macht ernannt. Man hatte noch nicht den Plan, sich von Rußland loszureißen, schickte deßhalb Gesandte an den Kaiser Nicolaus, der aber von keiner Unterhandlung etwas wissen wollte. Dagegen wurde schon am 29. Dec. der Feldmarschall Diebitsch an die Spitze des russischen Heers gestellt, der auch am 13. Jan. 1831 zu Grodno seinen Truppen eröffnete: «der Krieg beginne,» wogegen der Reichstag in Warschau am 25. Jan. 1831 erklärte, daß der Thron erledigt sey. In dem Kriege, der nun begann, zeichneten sich die Polen durch heldenmüthige Tapferkeit, durch Aufopferung und Ausdauer rühmlich aus, obschon auch die Russen mit gewohnter Tapferkeit sich schlugen. Diebitsch drang zwar bis Warschau vor, wurde aber dann in einer Reihe von Gefechten, bei Grochow, zurückgedrängt und in große Noth gesetzt. Bei den Polen bekam der General Skrzynecki das Oberkommando, da man ihm die glücklichen Erfolge hauptsächlich zuschrieb. Unglücklich aber war der Gedanke, nach Litthauen, wo sich auch schon einzelne Bewegungen zeigten, ein ganzes Heer zu schicken, um dort den Aufstand gewaltsam zu organisiren. Dieses Heer wurde geschlagen, das Hauptheer, ohnedieß dadurch geschwächt, von Diebitsch bei Ostrolenka in einer furchtbaren Schlacht ebenfalls zurückgedrängt, und so kamen die Russen wieder in Vortheil. Zwar starb Diebitsch plötzlich an der Cholera, die auch den Großfürsten Constantin weggerafft hatte, allein Paskewitsch eilte, den Oberbefehl zu übernehmen, und den Krieg von einer andern Seite herzuführen. Er ging nämlich, von Preußen

hierin auf alle Weise begünstigt und unterstützt, weit unterhalb Warschau, dicht an der preußischen Grenze, ganz ungehindert über die Weichsel, und rückte langsam, aber immer mehr Raum gewinnend, gegen Warschau vor. Hier zeigten sich überdieß alle Uebel, die eine Revolution zu begleiten pflegen. Die verschiedenen Partheien, die theils gemäßigtere, theils gewaltsamere Maaßregeln wollten, theils heimlich mit Rußland es hielten, theils auf Frankreichs und Englands Vermittlung rechneten, oder auch durch die aus Deutschland zugesendeten Geldsummen und andere Unterstützungen ermuthigt wurden, stritten gegen einander und machten sich gegenseitig Vorwürfe. Mit Skrzynecki wurde man unzufrieden, er dankte endlich ab. Die letzten Tage Warschau's wurden durch Verrath und Feigheit, die man dem General Krukowiecki zuschrieb, beschleunigt. Warschau fiel nach mehreren Gefechten, die es immer noch sehr unentschieden gelassen hatten, ob die militärische Ueberlegenheit der Russen siegen würde, ehe noch die entlegenen Heeresmassen, namentlich des tapfern Romarino, herbeieilen konnten, durch Kapitulation in die Hände der Russen am 8. Sept. 1831. Viele Tausende der edelsten Männer und Frauen, aus hohem und geringem Stande, die entweder keine andere Aussicht als Sibirien vor sich sahen, oder es vorzogen, in Armuth und Verbannung frei zu leben, verließen die Grenzen ihres unglücklichen, dem russischen Despotismus unrettbar verfallenen Vaterlandes. Polen verlor seine bisher eigene Armee, seine vaterländische Kokarde und alle äußeren Abzeichen seiner bisherigen Selbstständigkeit, und wurde durch ein sogenanntes organisches Statut im J. 1832 ganz mit Rußland vereinigt. Am meisten Theilnahme fanden die unglücklichen Flüchtlinge in Deutschland, bis auch hier der Wille der Regierung in der Wohlthätigkeit der Unterthanen eine Neigung zur Empörung zu sehen glaubte, und die durchziehenden Polen so schnell als möglich weiter zu schaffen gebot.

Neueste Vorfälle in Italien, Griechenland und England.

Auch in Italien regte sich in dem Kirchenstaat einiger Freiheitssinn, der aber schnell durch die aus der nahen Lombardei herbeirückenden Oesterreicher gedämpft wurde. Um diesen hier nicht zu viel Uebergewicht in den italienischen Angelegenheiten einzuräumen, schiffte im J. 1832 eine französische Eskadre nach Ancona und besetzte diesen Hafen und dessen Citadelle. Die Regierung des Papstes, Gregors XVI. (seit 2. Febr. 1831) war zwar über diese Einmischung oder Intervention sehr ungehalten, fand sich aber mit der Zeit doch geduldig darein, weil die Franzosen selbst zur Erhaltung der Ordnung das Meiste beitrugen. Ueberhaupt hatten sich diejenigen, welche in der neuen französischen Regierung eine Unterstützung demagogischer Umtriebe zu finden erwarteten, sehr getäuscht, indem sie selbst, so wie sie nur einmal feststand, gegen die unruhigen Köpfe und müßigen Schreier im Juni 1832 gewaltsam einschritt. Das veranlaßte auch die deutschen Bundesfürsten, durch ihr Organ zu Frankfurt am Main, den bisher fast unthätig gesessenen Bundestag, im Juli 1832 Verordnungen gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit zu erlassen, welche bisher in Bayern, Baden, Würtemberg und Hessen sich fast ganz ohne Schranken bewegt hatte. Da aber diese Ordonnanzen auf gar keine Widerrede, geschweige denn Widersetzlichkeit stießen, so scheinen sie eigentlich zeitgemäß gewesen zu seyn.

Auch die griechischen Angelegenheiten wurden endlich zu einem erfreulichen Ende gebracht, indem die großen Mächte den Königthron des Landes dem Prinzen Otto von Bayern, zweitem Sohn des Königs Ludwig, antrugen, und dieser ihn auch annahm. Am 6. Febr. 1833 ist König Otto zu Nauplia eingezogen und mit allgemeinem Jubel, der in ganz Bayern wiederhallte, dort empfangen worden. — Und nachdem es dem Ministerium des Lord Wellington gelungen

war, die Emancipation der irländiſchen Katholiken, d. h. ihre Befreiung zu allen bürgerlichen Rechten durchzuſetzen, ſo gelang es den Miniſtern Lord Grey und Lord Brougham im J. 1832 die ſogenannte Reformacte durchzuſetzen, durch welche hauptſächlich die bisher ſehr gebrechliche Art, die Volksvertreter oder die Deputirten im Unterhauſe des Parlaments zu wählen, zeitgemäßer beſtimmt wird. Manche ganz zerfallene Flecken (rotten boroughs) hatten nämlich das Wahlrecht, während große, zahlreich bevölkerte Städte durch Niemand repräſentirt oder vertreten wurden. Dieſem Uebelſtand iſt nun durch das neue Geſetz abgeholfen.

Auf dieſe Weiſe iſt ganz Europa in einem ſteten Fortſchreiten zur Glückſeligkeit begriffen, und beſonders ſehen die deutſchen Lande der Erfüllung billiger Wünſche hoffnungsvoll entgegen. Vertrauen iſt das große Wort zur Verwirklichung. — Mögen die Völker den Regierungen, die Regierungen den Völkern vertrauen!

Zeitfolge der berühmteſten Männer und der vornehmſten Ereigniſſe in dem ſiebenten Zeitraume, von der franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Zeiten.

1789. Eröffnung der franzöſiſchen Nationalverſammlung.

1790. Kaiſer Joſeph II. ſtirbt. Leopold II. Benjamin Franklin ſtirbt.

1791. Pillnitzer Convention. Ansbach und Baireuth werden mit der preußiſchen Monarchie vereinigt. Frankreich bekommt eine neue Verfaſſung.

1792. Kaiſer Leopold II. ſtirbt. Franz II. Franzöſiſche Blutſcenen am 10. Auguſt und 2. September. Krieg mit Frankreich. Frankreich wird eine Republik.

1793. Erſte Theilung von Polen. Ludwig XVI. und ſeine Gemahlin werden hingerichtet.

1794. Robespierre ſtirbt. Holland erhält eine andere republikaniſche Form. Bürger ſtirbt.

1795. Zweite Theilung von Polen. Baſeler Friede. Frankreich erhält wieder eine neue Conſtitution.

1796. Katharina II. ſtirbt. Paul I. Uz ſtirbt.

1797. Friedrich Wilhelm II. ſtirbt. Friedrich Wilhelm III. Friede von Campo Formio. Entſtehung der cisalpiniſchen Republik.

1798. Zweiter Krieg der Franzoſen gegen Oeſterreich und Rußland. Rom wird in eine Republik verwandelt. Ramler ſtirbt.

1799. Das Königreich Neapel wird zur Parthenopeiſchen Republik umgeſchaffen. Pius VI. ſtirbt.

1800. Pius VII. beſteigt den päpſtlichen Thron.

1801. Friede von Lüneville. Aus Toscana wird das Königreich Hetrurien. Ermordung des ruſſiſchen Kaiſers Paul. Alexander.

1803. Klopſtock ſtirbt. Gleim ſtirbt.

1804. Franz II. erklärt ſich zum Erbkaiſer von Oeſterreich. C. F. Weiße ſtirbt.

1805. Die italieniſche Republik wird in ein Königreich verwandelt. Dritter franzöſiſch-deutſcher Krieg. Schlacht bei Auſterlitz. Friede von Preßburg. Seeſchlacht bei Trafalgar. Lucca wird in ein Fürſtenthum verwandelt. Schiller ſtirbt.

1806. Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes. Entſtehung des Rheinbundes. Vierter franzöſiſch-deutſcher Krieg. Schlacht bei Jena. Holland wird ein Königreich. Joſeph Bonaparte wird König von Neapel.

1807. Schlacht bei Friedland. Friede von Tilſit. Die Stadt Kopenhagen wird bombardirt und die däniſche Flotte weggenommen.

1808. Karl IV. und ſein Sohn Ferdinand werden durch Napoleons Bruder, Joſeph, vom ſpaniſchen Thron verdrängt. Toscana oder das Königreich Hetrurien mit

Frankreich vereinigt. Joachim Mürat wird König von Neapel. Finnland von den Ruſſen erobert.

1809. Fünfter franzöſiſch-deutſcher Krieg. Friede zu Wien. Das römiſche Gebiet wird dem franzöſiſchen Kaiſerſtaat einverleibt. Guſtav IV. wird abgeſetzt. Karl XIII. Pfeffel ſtirbt.

1812. Franzöſiſch-ruſſiſcher Krieg. Einäſcherung der Stadt Moscau. Vernichtung des franzöſiſchen Heeres. Wieland ſtirbt.

1813. Sechster franzöſiſch-deutſcher Krieg. Fortſetzung des franzöſiſch-ruſſiſchen Krieges. Die große Befreiungsſchlacht bei Leipzig am 18. October. Die Franzoſen werden aus Holland vertrieben.

1814. Einnahme von Paris. Napoleons Verbannung auf die Inſel Elba. Ludwig XVIII. nimmt Beſitz vom franzöſiſchen Thron. Erſter Pariſer Friede. Norwegen wird mit Schweden vereiniget. Der Wiener Congreß.

1815. Napoleons Zurückkunft aus Elba. Schlacht bei Waterloo. Napoleons zweite Verbannung nach der Inſel St. Helena. Zweiter Pariſer Friede. Ludwig XVIII. beſteigt zum zweitenmal den franzöſiſchen Thron. Der heilige Bund. Joachim Mürat, König von Neapel, wird vertrieben und erſchoſſen.

1818. Karl XIII. ſtirbt. Karl Johann beſteigt den ſchwediſchen Thron. Der Congreß zu Aachen.

1819. Kotzebue wird ermordet.

1820. Georg III. ſtirbt. Georg IV. Revolutionen in Spanien, Neapel, Portugal. Congreß zu Troppau.

1821. Congreß zu Laibach. Die Neapolitaner werden zum Gehorſam zurückgebracht. Aufſtand des ſardiniſchen Militärs. Der König von Sardinien legt die Krone nieder. Sein Bruder Karl Felix Joſeph übernimmt die Regierung. Aufſtand der Griechen gegen die Pforte. Die meiſten ſpaniſch-amerikaniſchen Kolonien reißen ſich

vom Mutterlande los. Napoleon Bonaparte stirbt. Die Königin von England stirbt.

1822. Brasilien reißt sich von Portugal los und wird ein Kaiserthum. Der Kronprinz von Portugal, Peter, besteigt den brasilianischen Thron. Iturbide läßt sich zum Kaiser von Mexico ausrufen.

1823. Frankreichs bewaffnete Intervention gegen Spanien. Papst Pius VII. stirbt — Leo XII. sein Nachfolger. Englands Anerkennung der südamerikanischen Staaten.

1824. Aufstand in Portugal. Der Vice-Kaiser Iturbide wird erschossen. Ludwig XVIII. von Frankreich stirbt. Carl X. gelangt auf den Thron.

1825. Kaiser Alexander stirbt. Verschwörung in Rußland.

1826. König Johann VI. von Portugal stirbt. Portugiesische Regentschaft. Vertrag zwischen Rußland, England und Frankreich zur Pacification des Orients. Voß stirbt.

1827. Krieg der Russen gegen die Perser. Friede zu Gunsten Rußlands. Cannings Ministerium. Londoner Vertrag zur Befreiung Griechenlands. Glorreiche Schlacht von Navarin.

1828. Russisch-türkischer Krieg. Varna ergiebt sich, Oct.

1829. Leo XII. stirbt. Pius VIII. (31. März) gewählt. Der russische General Diebitsch geht 20 — 22. Juli über den Balkan, 20. Aug. rückt er in Adrianopel ein. Paskewitsch erobert 9. Juli Erzerum. 14. Sept. Friede zu Adrianopel. Friedrich Schlegel stirbt.

1830. König Georg IV. von England stirbt. Wilhelm IV., sein Bruder, folgt. 26 Juli erläßt Karl X. die Ordonnanzen. 27., 28. und 29. die Julitage. 9 Aug. Ludwig Philipp von Orleans wird König der Franzosen. 25. Aug. Aufstand in Brüssel. 7. Sept. Aufstand in Braunschweig. Im Sept. Unruhen in Leipzig und Dresden. 29. Nov. Aufstand in Warschau.

5. Juli Algier durch die Franzosen erobert. 10 Dec. Bolivar stirbt.

1831. Pius VIII. stirbt. Gregor XVI. gewählt 2. Febr. Russisch-polnischer Krieg. — Die Schlachten bei Grochow 19 — 25 Febr. Niederlage der Polen bei Ostrolenka. — Diebitsch stirbt an der Cholera. — Paskewitsch beendigt den Krieg durch Warschau's Einnahme im Sept. — Die Cholera in Wien und Berlin.

1832. Göthe stirbt 22. März. 5. und 6. Juni Aufstand in Paris. Verordnungen des Bundestags über die Preßfreiheit. Die Cholera in London und Paris. Napoleons Sohn, der Herzog von Reichstadt, stirbt 24. Juli. 7. Nov. die Herzogin von Berry gefangen. Vom 4 — 23 Dec. Belagerung Antwerpen's durch die Franzosen unter Gerard. Chassé übergiebt die Festung.

1833. Febr. Ankunft Königs Otto in Nauplia. — Der Pascha von Aegypten dringt siegreich durch Syrien bis nach Kleinasien vor, wo er den Großvezier gänzlich schlägt und gefangen nimmt.

Register

der merkwürdigsten Personen und Sachen im ersten Bande.

Aachener Friede 462
Abbas, Schach 427
Aben Esra 271
Ablaßbriefe 257
Abubeker 57 60
Academie, französische 371
Adelbert, Bischof von Hamburg und Bremen 115
Adolph von Nassau 202
Adolph Friedrich v. Schweden 536
Alarich, König der Westgothen 2
sein erster Zug nach Italien 3
zweiter Zug 6
plündert Rom 7
Alba, Herzog von 395
Albigenser 233
Alboin, König d. Longobarden 33
seine Ermordung 34
Albrecht I. 202 der zweite 223
Alcuin 77
Alexander V. 220
— VI. 258
— Kaiser v. Rußland 622
Alexis Petrowitsch 516
Alexius Comnenus 171
Alfred 148
Algier, Entstehung dieses Reichs 269
Ali 64
Almagro, Diego 253, sein Tod 256
Al Mamum 156
Almansor 64
Alphonsus von Kastilien 195
— der VI. von Portugal 507
Al Raschid 156
Al Rasi 163
Amerika, seine Entdeckung 245
Amerigo Vespucci 249
Ancona 644
Angelo, Michael 411
Angelsachsen 18
setzen sich in Britannien fest 19
Anjou, Karl von 186
Ankarström 537
Anna, Königin von England 500
— Kaiserin von Rußland 518
Antwerpen, bombardirt 638
Araber, ihre Eroberungen .. 60
setzen nach Spanien über 63
schwächen in Spanien ihre Macht 157
Arc, Jeanne d' 236
Arcadius und Honorius 1
Arioste 417
Arnulf 100
Asceten 39, ihr Unfug 41
Atahualpa 255, sein Tod .. 256
Attila, König der Hunnen 12

verheert Illyrien 13, zieht nach Deutschland und Gallien 14, wird von Aetius geschlagen 14, sein Tod 16
August II. von Polen 538
— III. 463 538
Auringzeb 542
Austerlitz, Schlacht bei..... 574
Australien, seine Entdeckung 403
Avaren 35 43 74
Averroes 271
Avicenna 163

Baber 267
Baden, Markgraf Georg Friedrich von 337
Badener Friede 442
Bahrrecht 49
Balduin, Graf von Boulogne 173
Balduin, Graf von Flandern 269
Balzac 495
Bardanes 87
Bartholomäusnacht 360
Basiliscus, Kaiser 41
Bastille wird zerstört 558
Bathori, Stephan 424
Belgien 637
Belisarius..... 29 31
Benedict XIV. 508
Bernadotte wird Kronprinz v. Schweden 625, und König 626
Bernhard der heilige 173
Berry, Herzog von..... 592
Berry, Herzogin von 636
Berthold von Kärnthen 120
Besser 481
Bilderstürmer..... 88
Biron 518
Bissen, geweiheter..... 47
Blindheimer Schlacht 439
Blutscenen, französische, vom 10. Aug. und 2. Sept. 1792 560
Boccacio 272
Bodmer 482
Boethius 28 44
Böhmen, Ursprung dieses Königreichs 152
Boileau 495
Boleslav 152, der III. 263
Boleyn, Anna 372
Bolivar 599
Bombarden 215
Bonifacius 67 79
— der VIII. 202 233
Bora, Katharina von 304
Bordeaux, Herzog von..... 592
Borgia, Cäsar 258
Bossuet 496
Bouillon, Gottfried v. 123 169
Bourdaloue 496
Bovadilla 248
Brandenburg, Marggraf v. 106
Brasilien wird entdeckt 244
Braunschweig, Herzog Christian von 336
Braunschweig, Revolution .. 639
Breslauer Friede 459
Brunehild 24
Buchdruckerkunst, ihre Erfindung 229
Buonaparte, Napoleon 570
wird Kaiser 573 S. Napol.
Buiden 157
Bulgaren 43
Bulle, goldene 214
Bund, schwäbischer 225
Bürger, G. A. 486
Bürger, ihre Entstehung ... 105
Burggrafen 126
Buttler, Samuel 505

Cabral, entdeckt Brasilien .. 244
Calais, Belagerung 234

Callinicus erfindet das griechische Feuer 26
Calmarische Union 265
Calvin, Johann 305
Campo Formio, Friede von 571
Canitz 481
Canning 607
Canut der Große 149 155
— der VI. 264
Capet, Hugo, wirft sich zum Könige von Frankreich auf 141
Carbonari 615
Cardier, Jacob, entdeckt Canada 355
Carlos, Don 394
Caracci 415 416
Carteſius 371
Caſimir der Große 264
Cervantes, Miguel 398
Childerich 67
Clodewich 19, wird ein Chriſt 21
ſchlägt die Weſtgothen ... 21
ſein Tod und Theilung ſeines Reichs 22
Chlotar und Childebert 23
Chlotar II. 24
Chlotilde 20 24
Chriſtian IV. König v. Dänemark 337 423, der II. 423
der VI. und VII. 541
Chriſtina, Königin v. Schweden 424 520
Cisalpiniſche Republik.. 571 610
Clemens VII. wird gefangen 312
Clemens XI. 508, der XIV. 508
Clement, Jacob 367
Codrington 608
Coligny 357 361
Colbert 491
Colombo entdeckt Amerika.. 245
ſein Tod 249
Columbia, Freiſtaat 599
Compaß, ſeine Erfindung .. 217
Conde, Prinz 357 359
Confeſſion, Augsburgiſche .. 306
Congo, entdeckt 242
Congreß, Wiener 628
deſſen Beſtimmungen 629
Congreß zu Carlsbad 632
— zu Troppau 632
— zu Laibach 632
— zu Verona 632
Conſtans 87
Conſtantin III. 87
Conſtantinopel von den Türken erobert 269
Conſtantinus Pogonatus ... 87
— Porphyrogenetus 163
Continentalſyſtem 579
Copernicus 349
Corneille, Peter 495
Correggio, Antonio..... 414
Cortez erobert Mexico 249
Corvinus, Matthias..... 225
Cosmo von Medici 407
Coſtnitzer Kirchenverſamml. 219
Cranach, Lucas 353
Cranmer..... 374 377
Cromwell, Olivier 388 498
Cuba und Hiſpaniola entdeckt 247
Czerni-Georg 618

Davis, Johann 389
Daniel, der Säulenheilige 41
Dante Alighieri 271
Daun 467
Dauphiné kommt an Frankr. 235
Decemberfreiheit 283
Descartes, René 371
Deſiderius, König der Longobarden..... 68 73
Deutſcher Bund 629
Diaz, Bartholomäus 243
Diebitſch 633

Dietmar von Merseburg 129
Dominicanerorden, seine Entstehung 257
Donnerbüchsen 215
Doria, Andreas 404
Drake, Franz 378 389
Drathziehen wird erfunden 231
Dresdener Friede 462
Dryden 505
Dschingis Chan 266
Dumouriez 563 569
Dürer, Albrecht 352
Dionysius der Kleine 45

Edict von Nantes 366
Eduard III. v. England 234 240
— der IV. 374
Egbert 148
Eginhard 78 129
Egmond, Graf 400
Einsiedler und Mönche 38
Elisabeth, Königin v. England 377—383
Emancipation 607
Emanuel von Portugal 243
Emmeran, der heilige 79
England, seine Entstehung 17
Eppelin von Gailingen 275
Erbfolgekrieg, österreichisch. 456
spanischer 437
Erzämter, ihre Entstehung 107
Eselsfest 283
Essex, Graf 381
Eudoxia 2 11
Eugen von Savoyen 440
Eylau, Schlacht bei 577

Faust, Johann 230
Faustrecht, seine Entstehung 131
Fedorowitsch, Michael 426
Fehden 131
Fenelon 496
Ferdinand, der katholische .. 244
— der VII. 596
Ferdinand I. Kaiser 324
— der II. 333, der III. 428
Ferdinand IV. König v. Neapel 613
Feuerprobe 47
Fingal 381
Fischart, Johann 350
Flemming, Paul 352
Fontenay, Schlacht bei ... 97
Formschneidekunst, ihre Erfindung 217
Franken 19
Franklin, Benjamin 505
Fränkisches oder französisches Reich, seine Entstehung .. 19
Franz von Assisi gründet den Franziscanerorden 257
Franz I. König v. Frankreich 310 354
Franz I. Kaiser von Deutschland 473, der II. 551
Friedrich I. Kaiser 179 181
der II. 183, der III. ... 224
Friedrich V. von der Pfalz 333
Friedrich von Baden 187
— von Oesterreich ... 210
— von Hohenzollern 219
Friedrich I. von Dänemark 423
der II. 423, der III. u. IV. 540
Friedrich Wilhelm von Brandenburg 429
Friedrich I. König v. Preußen 445
Friedrich Wilhelm I. ... 446
Fried. II. 449, st. 481, Fried. Wilh. II. 552, der III. 553
Friedrich I. König v. Schweden 535
Fried. August, König v. Polen 521
Fronsberg 227
Fürst, Walther 206

Gainas 2
Galileo Galilei 420
Gay, John 505
Gebhard, Erzbischof v. Kölln, verheirathet sich 328
Geldstrafen unter den Franken 82
Gelimer, König der Vandalen 29
Gellert, C. F. 483
Genserich 10, Zerstörung seines Reichs 29
Georg I. 501, der II. 501, der III. 502, der IV. .. 605
Gerard, Marschall 638
Gerbert 128
Gesellenstechen 139
Gesetze, grausame, im Mittelalter 276
Geßler 205
Geßner 485
Geysa II. 262
Ghibellinen 179
Glaubensarmee 598
Gleim 482
Goldküste, entdeckt 242
Götde 489
Gottesfriede 132
Gottschalk 170
Gottsched 482
Grafen 83, werden zu regierenden Herren 140
Gray, Johanna 375
Gregor der Große 36, der VII. 119, verbietet den Geistlichen die Ehe 130, der IX. 183, der XIII. 406, der XVI. 644
Griechisches Feuer 62
Grieswärtel 139
Groß-Görschen, Schlacht das. 584
Großmoguls-Reich zerstört 542
Grumbach 325
Guanahani, entdeckt 246
Guatimozin 252
Guillotine 560
Guise 357
Gustav Adolph, König von Schwed. 339, 424, sein Tod 346
Gustav III. 536, der IV. 624

Habenichts, Walther 170
Haddik 467
Hagedorn 482
Haller, A. v. 482
Handel, Entstehung des teutschen 109
Harald 150
Hanse, teutsche, ihr Ursprung 193 ihre Auflösung 194
Hanno, Erzbischof von Kölln 115
Hausrath im Mittelalter .. 279
Heinrich der Vogelsteller ... 103 schlägt die Ungarn 106, der II. oder Heilige 111, der III. 113 der IV. 114—125, der V. 125 der VI. 181, der VII. .. 210
Heinrich von Baiern 178, der Löwe 178, 181, von Portugal 240, von Navarra 361 365 Heinrich Jasomirgott 180
Heinrich II. von England .. 239 der V. und VI. ..... 240 der VIII. 372
Heinrich II. König v. Frankr. 356 der III. 363, der IV. 365
Helvetische Republik 616, ihre Erweiterung bis zu 22 Cantons 617
Heracleonas 87
Herzoge 83, werden regierende Herren 140
Hetrurien, Königreich 611
Hieronymus von Prag 220
Hieronymus Bonaparte 577
Hildebrand, Papst 119

Hispaniola, entdeckt 246
Höchstädter Schlacht..... 439
Hofmannswaldau 481
Hogarth 506
Hohenfriedberger Schlacht.. 461
Hohenstaufen 175
Holbein, Hans..... 353
Holland, Entstehung der Republik 399, wird ein Königr. 608 wird mit Frankr. vereinigt und wieder befreit..... 609
Hohlmünzen..... 127
Hölty 487
Hoorne, Graf..... 401
Howard, Katharina 373
— Admiral 378
Huascar 254
Hubertsburger Friede..... 473
Hume, David 505
Hunnen, ihre Züge .... 12—16
Huß wird verbrannt 220
Hussitenkrieg 222
Hussinecz, Nicolaus 223

Jacob I. 383, der II..... 499
Jacobiner, französische 562
Jerusalem wird von d. Kreuzfahrern erobert 172
Jesuiterorden 406
Iffland, A. W. 489
Innocenz IV. 185
Inquisition, ihre Entstehung 257
Inseln, azorische, werden entdeckt..... 242
Interregnum, großes..... 195
Johann XII. Papst 108, von Schwaben 203, der XXIII. 220 ohne Land 239. der II. von Portugal 245. der IV. 507. der V. 507
Johann Fried. Kurfv. Sachsen 314. wird gefangen... 327
Johann von Brazanza besteigt den portugiesischen Thron 404
Johann IV. 601
Johanniterorden, seine Entstehung 175
Jongleurs 282
Joseph I. 443. der II. 474
Joseph Bonaparte, König von Neapel, wird König von Spanien..... 613
Jourdan 570
Irene 87
Irländisches Blutbad 382
Irmensäule 70
Italienische Republik 610
wird ein Königreich..... 610
Iturbide 599
Juden werden zu Jerusalem verbrannt 173, ihre grausame Behandlung im Mittelalter 274
Judith, Kaiserin 95
Julirevolution 634
Julius II. Papst 405
Julius Romanus..... 413
Jungfrau, eiserne 277
Justinian I. 29, läßt Seidenraupen nach Constantinopel bringen 50
Justinian II. 87
Iwan Wasiljewitsch 425

Kairo 65
Kaiserthum, abendländisches, sein Umsturz 16
Kalifat 60
Karl der Große 68, bekriegt die Sachsen 69, wird zum römischen Kaiser gekrönt 75, der Kahle 98, der dicke 99, der IV. 213, d. V. 309, sein

Zug gegen Tunis 312, gegen Algier 313, seine Kriege in Deutschland 314, sein Regierungsabtritt und Tod 323
Karl VI. von Frankreich 236
der VII. 236, der IX. 358, der X. 593, abgef. 626
Karl I. König von England 386
sein Tod 388, der II. 499
Karl II. König von Spanien 437
506, d. III. 506, d. IV. 594
Karl IX. König von Schweden 423
Karl Gustav 520, Karl XI. 521
der XII. 521, der XIII. .. 625
Karl Erzherzog, schlägt Jourdan und Moreau 570
Karlmann..... 99
Katharina von Medicis 356, 360
Katharina I. v. Rußland 517
Katharina II. 472, 519
Keppler, Johann 349
Kienlong..... 543
Kirchenstaat in eine Republik verwandelt 571
Kleidung im Mittelalter.... 279
Kleist, E. E. 483
Klesel, Melchior 330
Klopstock..... 484
Knappen der Ritter 134
Kopenhagen wird von den Engländern bombardirt .. 627
Kolossus 61
Konrad I. 102, der II. 111, der III. 173, der IV. ... 185
Konradin 185
Koran..... 60
Kosciuszko 539
Kotzebue, A. F. F. v. 489
Kreuzfahrer 169
Kreuzherren..... 176
Kreuzgericht..... 49
Kreuzzüge..... 167
Krieg, dreißigjähriger, seine Entstehung 333
Kriegsgefangene werden im Mittelalter grausam behandelt 277
Kuli Chan 541
Kupferstecherkunst..... 231
Kurfürsten, ihre Entstehung 196
Kutusow, General 582

Labruyere 496
Ladislaus, der Heilige 154
La Fayette..... 635
Lafontaine 495
Lamballe 561
Lambert von Aschaffenburg.. 129
Landenberg..... 205
Landfriede, ewiger 225
Landsknechte 227
Lebrun 496
Leibnitz 481
Leipziger große Befreiungsschlacht..... 585
Lenotre 497
Leo III. 75, der Isaurier 89, der IX. Papst 147, der V. 159 der Philosoph 163, der X. 405
Leopold I. 428, der II. 550
— König von Belgien.. 638
Lessing, G. E..... 485
Leuthener Schlacht 470
Ligue, heilige..... 329
Ligurische Republik 571
Lohenstein 481
Locke, John..... 504
Longobarden in Italien..... 32
Lorenzo di Medici 408
Lorrain, Claude 496
Lothar I. Kaiser 97, der II. 177
Lovola, Ignatius 393
Lübeck wird eine Reichsstadt 181

Lucca wird ein Fürſtenthum 611
Ludwig der Fromme 94, der Deutſche 96, 98, das Kind 100, der V. von Bayern. 210
— IX. von Frankreich, 233 d. XIII. 369, d. XIV. 429, 434, 491, der XV. 493, der XVI. 554, ſeine Flucht 559, ſeine Hinrichtung 562, 566
— XVIII. 588, 591
— Bonaparte, König von Holland 608
— Philipp, König der Franzoſen 636
Lügenfeld 95
Luitprand 129
Lully 497
Luque, Fernando 253
Luſitanien 158
Luſtbarkeiten, im Mittelalter 281
Luther, ſeine Geſchichte und Reformation 292 309
Lützen, Schlacht bei 345

Mack 574
Madera entdeckt 241
Magdeburg wird von Tilly zerſtört 341
Mahmud II. 618
Majeſtätsbrief 329
Maifeld 83
Maimonides 271
Malherbe 371
Malesherbes 565
Malplaquet, Schlacht bei ... 442
Maltheſerritter 176
Mansfeld, Graf 333
Manſard, Franz 496
Marengo, Schlacht bei 573 611
Margaretha 265
Maria, Königin von England 376
Maria Thereſia 456
Maria da Gloria 603
Markgrafen 99
Marlborough 440 441
Marot, Clemens 370
Martell, Karl 66
Martin V. 219
Martina, Kaiſerin 87
Maranen oder Mauren 392
Maſſillon 496
Mathildis, Gräfin von Toscana 160
Matthias, Kaiſer 330
Matthiſſon 490
Maximilian I. 225, der II. . 325
Maximilian von Baiern ... 329
wird Kurfürſt 336
Medici
Katharina 356 ff. Maria 367
Cosmo 407, Lorenzo ... 408
Piero 409, Lorenzo II. .. 409
Aleſſandro 409
Melanchthon, Philippus ... 305
Melchthal 205
Menzikoff 517 529
Merian, Matthäus 354
Merovaus 22
Mignard, Peter 496
Miguel, Don 602
Milton 503
Miniſtrels 282
Minneſänger 190
Miramolin 156
Moliere 495
Mollwitzer Schlacht 457
Mönchsunfug 39
Mongolen 265
Montaigne, Michael 371
Montecuculi 429
Montezuma 250, ſein Tod . 252
Montesquieu 497
Montmorency 357
Moreau 550

Moritz, Herzog von Sachsen 316
sucht Karln V. zu überfallen 320
— Prinz von Oranien.. 403
Morus, Thomas..... 474
Moscau wird eingeäschert.. 581
Muhamed 54—60, der II. 269
erobert Constantinopel.... 269
Mühlberg, Schlacht bei 327
Mürat wird König v. Italien 613
sein Ende..... 613
Mustapha III. 411, der IV. 618
Mysterien 252

Nachtwächter, ihr Ursprung 86
Nadir Schach 541
Napoleon wird Kaiser..... 573
sein Unglück in Rußland 582
seine Verbannung nach Elba 587
seine Rückkehr 589
seine zweite Verbannung
nach St. Helena 591
Narrenfest 283
Narses 32, vertreibt die Ostgothen 32, ruft die Longobarden nach Italien..... 33
Navarino, Schlacht bei 608 633
Neapel, wird eine Republik 612
Revolution von 1820 daselbst..... 614
Necker, französ. Minister... 557
Nelson 594
Nestorius 39
Neu-Holland, seine Entdekkung 407
Neuperg..... 457
Newton, Isaac 544
Nicephorus 156
Niederlande kommen an das Haus Oesterreich 225, Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande.. 399
Nikolaus, Kaiser 641
Nimwegen, Friede von 431
Nordamerikan. Freistaaten, ihre Entstehung 502
Normänner 144, ihre Raubzüge 144, lassen sich in Frankreich nieder 145, normännische Edelleute erobern Neapel und Sicilien 146—148
Nürnberg wird mit Mauern umgeben 215
Nystädter Friede..... 516

O'Connel 607
Odoacher 17 27
Oelmalerei, ihre Erfindung 231
Olaus Skotkonung 155
Olivarez..... 397
Omaijaden..... 64
Omar 64
Opitz, Martin 351
Ordalien oder Gottesurtheile 47
Orgeln 86
Orleans, Mädchen von 236
Osman 64 268
Ossian 384
Ostgothen 25, ihr Zug nach Italien 27, Untergang ihres Reichs 32
Otto der Große 107, der II. 110, der III. 110
— von Nordheim 116
— von Brandenburg 199
— von Wittelsbach tödtet den Kaiser Philipp 182
— König von Griechenland 644
Ottokar von Böhmen .. 199 263
Oxenstierna 347

Päpste, ihre Entstehung.... 35
Wachsthum ihrer Macht 36, 160, führen das canonische Recht ein 257

Paläologus, Michael 209
Papier, seine Erfindung ... 216
Pappenheim 346
Paris ergiebt sich an die Verbündeten 587
Pariser Friede 501
Parthenopeische Republik... 612
Paskewitsch 642
Passauischer Vertrag 321
Paswan-Oglu 617
Paul I 621
Pepe 615
Perrault, Claude..... 497
Peter von Aragonien 190
— der II. von Portugal 507
Peter von Alcantara, Kaiser von Brasilien..... 602
Peter der Große 512
— der III. ..... 472 519 ff.
Peter der Einsiedler... 167 170
Petersgroschen..... 373
Petrarca 271
Pfalz, von den Franzosen verwüstet 436
Pfeffel, G. C. 486
Philipp, Kaiser 182, von Hessenkassel 314, seine Gefangenschaft 319
Philipp August, König von Frankreich 232, der schöne, 233
der VI. 235
Philipp II. König von Spanien 376 392 ff., sein Tod 393
der III. 397, der IV. ... 397
Philipp von Anjou, oder der V. 438 507
Piast 152
Pichegrü 570 608
Picten und Scoten. 18
Piper 530
Pipin von Herstal 65
der Kurze 65
Pius V. 406, der VI. 571 612
der VII. 612
Pizarro entdeckt und erobert Peru 253
Podiebrad, Georg..... 263
Polen, Gründung dieses Königreichs 151, Theilung 539
Aufstand 641, Untergang 644
Polnisch Preußen, Entstehung 264
Pombal 507
Pope, A. 505
Portugal unter span. Herrschaft 393, Revolution ... 601
Poussin 496
Prager Schlacht 466
Preise der Dinge in dem Mittelalter 273
Premislaus 264
Preßburger Friede 576
Prinz, der schwarze 240
Procida, Johann..... 189
Procopius 44
Protestanten, Ursprung dieses Namens 306
Pruth, Friede am 515
Prügelknechte 139
Pultawa, Schlacht bei 528
Pulververschwörung 383

Quinault 495
Quiroga 597

Rabelais 370
Rabener 484
Racine 495
Rammler, K. W. 484
Ragotzi 428
Raimund von Toulouse.... 169
Raphael Sanzio von Urbino 412
Räuberbanden im Mittelalter 275
Raspo, Landgraf in Thüringen 185

Ravaillac 368
Regensburg wird eine Reichsstadt 181
Reichshofrath 227
Reichskammergericht, seine Entstehung 226
Reichsritterschaft, ihre Entstehung 196
Reichstage, ihr Ursprung ... 83
Religionsfriede 322
Restitutionsedikt 340
Revolution, französische 554
Revolutionsgreuel 567
Revolutionskriege 568
Rheinbund 575
Richard Löwenherz von England 174 239
deutscher Kaiser 195
Richardson 505
Richelieu 359
Riego 596
Ritter, irrende 136
deutsche 176, überwinden die Preußen 264
Ritterschlag 133
Ritterwesen, sein Ursprung 133
Robert Guiscard 124 147
Robespierre 567
Roderich 63
Roland 74
Rom wird von Karl V. erobert 311
Romanus Diogenes 159
Romulus Augustulus 17
Ronsard, Peter 371
Roßbacher Schlacht 468
Rousseau, J. B. 497
Rousseau, J. J. 497
Roßwitha 129
Rubens 353
Rudolph von Schwaben 120 123
— von Habsburg 196
Rudolph II. 320
Rufinus 1
Rupert von der Pfalz 217
Rurik 153
Rußland, Entstehung dieses Reichs 153

Sachs, Hans 351
Sachsen von Karl dem Grossen überwunden 72
Saladin, Sultan von Aegypten 174
Salis 490
Sanction, pragmatische 444
Saracenen erobern Spanien 63
Schach Hussein 541
Schärtlin von Burtenbach 315
Schießpulver wird erfunden 215
Schiller, F. 487
Schlacht am weißen Berg 335
Schlesischer Krieg, erster 456
zweiter 460, dritter 463
Schön, Martin 231
Schoiffer, Peter 230
Schottlands ältere Geschichte 383
Schwarz, Berthold, erfindet das Schießpulver 215
Schweizerbund, seine Entstehung 204
Schweppermann 211
Schwerin 467
Sebaldus, der heilige 161
Sebastian, König v. Portugal 393
Seckendorf, Feldmarschall 444
Seidenraupen werden nach Europa gebracht 50
Seidlitz 468
Selim II. 278, der III. ... 617
Sevigné 495
Seymour, Johanna 373
Sforza, Maxim. 354
Shakespeare 390

Sicilien wird ein Königreich 256
Sigismund 219 223
Sigmund, König v. Polen 424
der II. 424, der III. 425
Silberbergwerke im Harz 109
Sixtus V. 466
Skrzynecki 642
Soliman, Sultan v. Nicäa 171
Soliman I. Kaiser d. Türken 426
Slaven 35
Sobiesky Kön. v. Polen 432, 538
Sofi, Ismael 427
Soubise 467
Spanische Revolution 596
Sprachen, Entstehung der neuen 45
Städte, ihre Entstehung 105 141
Stanislaus, Leczinski 527
— Augustus 539
Stephan, der Heilige 154
Stilico I., schlägt den Alarich 3
schlägt die Vandalen 4
Stuart, Maria 379
Successionskrieg, spanischer 437
Sully 367
Swift 505
Sylvester II. 128 154

Tallard 439
Tamerlan 267
Tancred von Hauteville ... 146
Tasso, Torquato 418
Tell, Wilhelm 206
Tempelherrenorden 176
Teutsche, ihr Zustand vor Karl dem Großen 81, ihre Wissenschaften, Künste und Handel zu seiner Zeit ... 85
Tezel 296
Theodahat, König der Ostgothen 30
Theodorich, König der Ostgothen 25, sein Zug nach Italien 27, zerstört das rugische Reich 28, läßt den Symmachus und Boethius ermorden 28
Thomson, Jac. 505
Thurn, Graf Matthias 331
Tiberius III. 87
Tilly 337 343
Timur 267
Titian 413
Torstensohn 347
Toscana wird ein Großherzogthum 409, wird zum hetrurischen Königreich erhob. 611
Tripoli 269
Troubadours 191 271 282
Tunis 269
Türenne 431
Türgot 556
Türken 158 617
Türkisches Reich, Ursprung des ersten 158
Turniere 137 281

Uhren 86
Ulm, Schlacht bei 574
Ulrike, Königin v. Schweden 535
Ungarn 100, Ursprung dieses Reichs 153
Union, evangelische 329
Universitäten, ihre Entsteh. 270
erste Universitäten 271
Ueppigkeit im Mittelalter .. 279
Urban II., Papst 168, der VI. 186
Utraquisten 222
Utrechter Union 402
Utrechter Frieden 442
Uz, J. P. 383

Valois 235
Vandalen in Italien 4, in

Digitized by Google

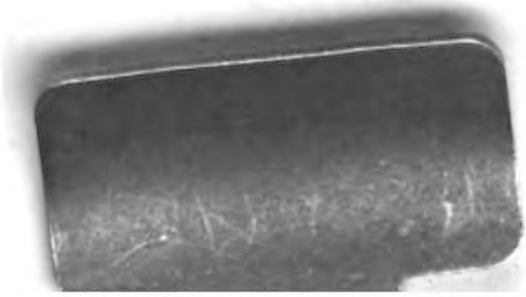
Gallien und Spanien 5, in Afrika 10, Zerstörung ihres Reichs 29
Vasco de Gama 245
Vaux, Peter, Stifter der Waldenserſekte 258
Vehmgerichte 285
Venedig, Urſpr. dieſer Stadt 15 kommt an Oeſterreich ... 629
Verdun, Vertrag zu 97
Veſper, ſicilianiſche 188
Victor Amadeus 509
Vinci, Leonhard da 410
Vitiges, König der Oſtgothen 30
Voitüre 495
Voltaire 497
Vorgebirge der guten Hoffnung wird entdeckt 245

Wagram, Schlacht bei 578
Waldemar I. 264, der III. 264
Wallenſtein 337 343
ſein Tod 348
Wappen, ihre Entſtehung .. 138
Waſa, Guſtav 423
Waſiljewitſch, Iwan II. ... 425
Waſſerprobe 48
Waterloo, Schlacht bei 590
Weinsberg, Weiber von 178
Weiße, C. F. 484
Welf von Bayern 116 178
Welfen und Guibelinen 179
Wenden 105 152
Wenzeslaus 217
Werner, Erzbiſchof v. Mainz 197
Werner von Stauffach 206
Wernicke, Chriſtian 481
Weſtgothen in Italien ... 2 6 plündern Rom 7, laſſen ſich in Gallien nieder 9
Weſtphäliſcher Friede 347
Wieland, C. M 486
Wien von den Türken belagert 432
Wiklef 220
Wilhelm der Eroberer 150
— der III. 499
Wilhelm von Oranien 401
Winfried 67
Wittekind 70, der Mönch 129
Wladislaus IV. 425
Wohlgemuth, Michael 352
Wolf 481
Wolodimer der Große 153
Wolſey, Kardinal 372
Wrangel, General 347 430
Wratislaus, König von Böhmen 152
Wren 506

Young, Eduard 505
Ypſilanti 619

Zacharias, Papſt 67
Zare 265
Zeno, Kaiſer 41
Ziethen 461
Zimesces, Johannes 159
Ziska, Johann 222
Zunftweſen, ſeine Entſtehung 143
Zweikämpfe, ihre Entſtehung 46
Zwingli 305

Digitized by Google



Digitized by Google